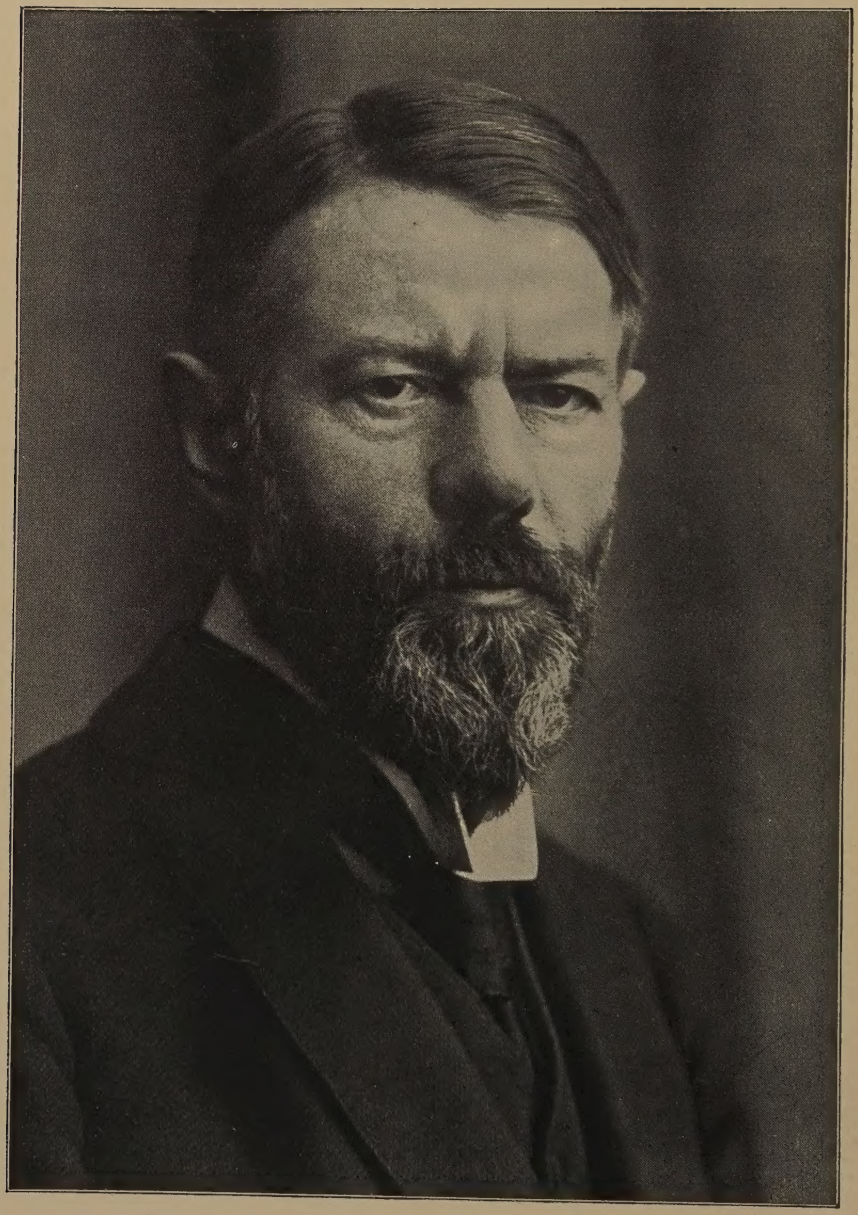
MAX WEBER

EIN LEBENSBILD

WALTHER KÖHLER-BIBLIOTHEK



Marianne Weber, Max Weber.

MAX WEBER

EIN LEBENSBILD

VON

MARIANNE WEBER

MIT 11 TAFELN UND 2 FAKSIMILES

VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
TÜBINGEN 1926

220333

Alle Rechte vorbehalten.

301.01
W375X
W3755m

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

»Das war der Mann, der immer wiederkehret,
wenn eine Zeit noch einmal ihren Wert,
da sie sich enden will, zusammenfaßt.
Da hebt noch einer ihre ganze Last
und wirft sie in den Abgrund seiner Brust,
die vor ihm hatten Leid und Lust;
er aber fühlt nur noch des Lebens Masse
und daß er alles wie ein Ding umfasse, —
nur Gott bleibt über seinem Willen weit:
da liebt er ihn mit seinem hohen Hasse
für diese Unerreichbarkeit.«

(R. M. Rilke.)

VORBEMERKUNG.

Freunde und Kollegen Max Webers haben dessen Briefe an sie für dieses Lebensbild zur Verfügung gestellt. Nur durch die Verflechtung zahlloser Briefstellen in den Zusammenhang wurde es möglich, Max Weber selbst aus diesem Buche sprechen zu lassen und seine Gegenwirkung auf das Alltägliche, wie auf die geistigen und politischen Bewegungen seiner Zeit zur Anschauung zu bringen. Die Verfasserin dankt allen, besonders denjenigen, welche auch die in Konfliktsfällen an sie gerichteten Briefe nicht zurückhielten und ihre — teilweise — Verwertung gestatteten. Sie dankt aber vor allem auch den Freunden, die ihr durch innere Anteilnahme und Rat imponderable Förderung und Ermutigung gewährten.

INHALT.

	Seite
Vorfahren	1
Elternhaus und Jugend	33
Studenten- und Militärzeit	69
Erster Aufstieg	112
Häusliches Leben und persönliche Entwicklung	146
Heirat	181
Der junge Lehrer und Politiker Herbst 1893—97	203
Absturz	239
Die neue Phase	278
Die neue Phase der Produktion	318
Ausweitung	358
Weltwirken und Kämpfe	395
Das schöne Leben	457
Reisen	487
Die Mutter	513
Dienst	525
Der vorrevolutionäre Politiker	561
Intermezzo	607
Der nachrevolutionäre Politiker	629
Der Lehrer und Denker	671
Das letzte Kapitel	699

★

Chronologisch geordnetes Verzeichnis der Schriften von Max Weber, einschließlich der politischen Zeitungsartikel . . . 715

BILDERTAFELN.

Titelbild: Max Weber um 1918 (Photograph E. Gottmann, Heidelberg).
I. Georg Friedrich Fallenstein (nach einem Gemälde).
II. Emilie Fallenstein-Souchay (desgleichen).
III. Helene Weber-Fallenstein als Braut.
IV. Max Weber sen. um 1888.
V. Max, Alfred und Karl Weber, im Alter von 14, 10 und 8 Jahren.
VI. Die Familie Weber um 1888.
VII. Max Weber um 1903.
VIII. Helene Weber im Alter von 62 Jahren.
IX. u. X. Max Weber 1917 in Lauenstein (Momentbilder des Photographen A. Bischoff, Jena).

ERSTES KAPITEL.

VORFAHREN.

I.

Max Webers Großeltern mütterlicherseits waren so ungewöhnliche Menschen und haben dem Wesen ihres Enkels so deutlich erkennbare Elemente ihres eigenen beigemischt, daß die Umrisse ihrer Gestalten an den Anfang seiner Geschichte gehören. Die Familie Fallenstein ist seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Thüringen nachweisbar [1]), Georg Friedrich Fallensteins Vater und Großvater standen schon in der Reihe geistiger Arbeiter. Fallensteins Großvater, aus Witzelrode bei Meiningen gebürtig, war Konrektor am Gymnasium zu Herford, sein Vater zeitweilig Direktor des Lehrerseminars in Kleve. Von diesem Mann, Max Webers Urgroßvater, ist einiges bekannt. Er war hochbegabt und von überströmender aber unbeherrschter Kraftfülle. Er lebte in dürftigen Verhältnissen mit einer ebenfalls leidenschaftlich heftigen, zum Abenteuer neigenden Frau, die einer Hugenottenfamilie entstammte.

G. F. Fallenstein, als ihr ältester Sohn 1790 geboren, war

[1]) Ein deutsch-amerikanischer Verwandter, der sich entsprechend der Vorliebe der Amerikaner mit der Feststellung von Stammbäumen befaßt, glaubt an der Hand seiner Nachforschungen dartun zu können, daß die ursprünglich adelige hessische Familie Wallenstein hieß und ein protestantischer Zweig der Familie Albrecht Wallensteins war. Er fand heraus, daß ein Oberstleutnant Wilhelm von Wallenstein im schwedischen Heere gedient und von Gustav Adolph mit Gütern belehnt wurde, die er nach einigen Jahren wieder verkaufte. Seine Vermutung geht nun dahin, daß dieser Kriegsmann mit Gustav Adolph 1631 nach Deutschland gezogen sei, dort Nachkommenschaft hinterlassen habe und dann gefallen sei. Da der schwedischen Sprache das W fehlt, sei sein Name mit V geschrieben und dieser Buchstabe sei dann in Deutschland, entsprechend dem veränderten Laut in F verwandelt. »Se non e vero e ben trovato.« Authentische Mitteilungen über die Familie hat Gervinus gesammelt und in seinen »Erinnerungen an G. F. Fallenstein« aufbewahrt. Diesen sind die obigen Angaben entnommen.

beider Eltern Liebling und Zankapfel. Er bewahrte die schmerzliche Erinnerung, daß er sich als Kind vor ihren Haderszenen hatte flüchten müssen. Aber es wurde noch schlimmer. Der Vater, Philologe von Ruf, kam an den Trunk und verließ eines Tages ohne Abschied seine Familie, die nichts wieder von ihm hörte. Niemand erfuhr je, ob er ausgewandert oder schon auf dem Wege nach drüben untergegangen war. Die Mutter blieb mit mehreren Kindern in bitterer Armut zurück. Ihr Sohn Friedrich wächst wie eine Waise bei fremden Menschen auf. Aber seine Natur trotzt allen Gefahren und der Ungunst des Schicksals. Der Herzog von Meiningen ermöglicht ihm ein Studium, das indessen ganz regellos bleibt. Er stürzt sich auf Botanik, Zoologie, Medizin, daneben drängt ihn poetische Begabung zu den Sprachwissenschaften. Er übersetzt antike Dichter, dichtet selbst unter dem Namen Frauenlob im Stil der Romantik, schreibt Geschichten und Aufsätze. — Kaum herangewachsen, findet er die Mutter mit mehreren Geschwistern in bitterster Not in einem Berliner Hinterhaus. Er selbst hat nichts und ist nichts und möchte doch helfen. Dennoch verlobt er sich — neunzehnjährig — mit einem fünfzehnjährigen schönen Mädchen, das ebenfalls mittellos ist. Als deren Großvater deshalb die Ehe nicht gestatten will, verfällt der rasende Jüngling monatelang schwerster nervöser Erkrankung. Nach der Genesung verschaffen ihm Freunde einen Posten als Privatsekretär, nun setzt er — zwanzigjährig — die Heirat durch. Die holdselige sanfte Frau wird sein guter Engel; er liebt sie innig und bewahrt ihr die Treue in seinem wechselvollen Leben. Sie gebiert ihm sechs Kinder. Der Daseinskampf ist furchtbar hart. Die jungen Eheleute müssen jahrelang getrennt leben. Fallenstein kann zunächst nur sich selbst durchbringen, bald als Hauslehrer, bald als Kreissekretär, daneben als Schriftsteller und Dichter. Frau und Kinder finden bei Freunden Unterschlupf. — Aber Tatkraft, Pflichtgefühl, edler Ehrgeiz lassen ihn auch der drückendsten Lage Herr werden, ja die Ueberwindung von Hindernissen erfüllt ihn mit Lust. Sein Wesen ist männliche Kraftfülle, seelischer Schwung, Sittenstrenge, derber Freimut, dazu eine leidenschaftliche, zu Jähzorn neigende Erregbarkeit, die aber gegenüber den Schwächeren, vor allem Frauen und Kindern, durch Ritterlichkeit und kindliche Weichheit des Gemüts bezähmt wird.

Seine Vaterlandsliebe, geschürt durch die Bekanntschaft mit Friesen, Luden, Jahn, besteht jede Probe. Im Jahre 1813 kommt

er dem Aufruf des preußischen Königs zuvor. Er tritt ohne Besinnen in das Lützowsche Freikorps und — so arm er ist — er rüstet überdies noch aus eigenen Mitteln zwei Waffenbrüder als Freiwillige aus. Den Rest seines Geldes teilt er zwischen seiner Frau und der Regimentskasse, in der Zuversicht, daß der Staat für die Seinen sorgen werde. Aber ohne die Hilfe der Freunde wäre sie mit zwei kleinen Kindern in bitterste Not geraten. Ohnehin verlor sie ein Kind an Unterernährung, wofür Fallenstein Napoleon persönlich verantwortlich machte und sein Leben lang feurig haßte. — Das Leben in Lager und Feld beschwingte Fallensteins Muse, schwärmerische Freundschaft verband ihn mit Th. Körner, er dichtete nun gemeinsam mit ihm Kampf- und Freiheitslieder, die im Kreise der Waffengenossen gesungen wurden.

Die Zeit erfüllt ihn ganz mit ihren teutonischen und freiheitlichen Idealen, er sammelt seitdem altdeutsche Sprachdenkmäler, gibt seinen Söhnen altdeutsche Namen, haßt alles »Wälsche« und befleißigt sich im Verkehr derben Freimuts und »hahnebüchener Knorrigkeit«.

Nach der Heimkehr leidet er schwer unter der politischen Fruchtlosigkeit des Kriegs und überdies persönlich unter der Undankbarkeit der preußischen Regierung, die, entgegen den Versprechungen des Königs, den Heimkehrenden keine auskömmlichen Stellungen bot. Er tritt deshalb 1815, als der Kampf aufs neue beginnt, zum zweitenmal in die Armee ein und zieht mit nach Paris. Dort gibt man ihm einen gutbezahlten Posten bei der Armeepolizei. Er kann zum erstenmal aufatmen und sich's wohl sein lassen. Und nun überkommt den an Darben gewöhnten Mann der Freudenrausch verschwenderischen Schenkens. Er schickt der geliebten Frau, der es daheim am Nötigsten mangelt, Silberzeug, Seidenkleider, Saffianpantoffeln, dazu was er selbst »Plunder und Lausewerk« nannte: für den Jüngsten eine silberne Klapper. Dies kennzeichnet ein Temperament voller Spannungen. Eine Freundin schrieb über ihn: »Es leben gewiß viele, die ihn nur stolz und streng gekannt haben, aber wer seinem Herzen nahe stand, der war umblüht von einer wahren Liebesfülle. Und den ganzen Reichtum einer schönen Menschenseele habe ich an ihm kennen gelernt, als ihm die kleinsten Geldmittel zu Gebote standen.« Großartige Freigiebigkeit und Hilfsbereitschaft gegen Bedürftige bewährt Fallenstein sein ganzes Leben, daneben aber beherrscht ihn, ebenfalls dauernd, ängstliche Sparsamkeit in der

täglichen Lebensführung, wie er sie in den Zeiten der Not hat üben müssen. So durfte z. B., als er schon sein schönes Haus besaß, darin selbst für Gäste kein Kuchen gebacken werden.

Im Jahre 1816 kommt er als Regierungssekretär nach Düsseldorf und wird nun ein vorbildlich pflichttreuer, umsichtiger, rastlos fleißiger und aufopfernder Beamter, der immer bereit ist, seine außergewöhnliche Arbeitskraft weit über das Maß seiner Dienstpflichten für die öffentlichen Interessen anzuspannen. So bürdet man ihm denn bald eine gewaltige Arbeitslast auf: mit dem Titel und Gehalt eines Sekretärs versieht er die Funktionen eines Rats. Seine Vorgesetzten rühmen in überströmender Anerkennung seine außerordentlichen Gaben, eiserne Arbeitskraft und vielseitige Bildung. »Er war von dem Ehrgeiz und dem Tätigkeitstrieb jener edelsten Pferde, die ihre Kräfte ohne Ermessen einsetzen, bis sie zusammenbrechen« (Gervinus). Trotzdem wird er vom Ministerium in Berlin schnöde und absichtsvoll zurückgesetzt, nicht befördert und so jämmerlich besoldet, daß er bei wachsender Kinderschar neben der Amtspflicht noch literarisch tätig sein muß. Warum geschieht das? Einmal weil er demokratisch und freiheitlich gesonnen ist. Er sieht »den Geist der Zeit wie das frohe Kind Gottes und der Freiheit mit unhemmbaren Schritten durch alle Völker und Kulturen schreiten, wie der Gott, der vor Moses wandelte«. Deshalb begeistert er sich für staatsbürgerliche Gleichheit und eifert mit Jahn und dessen Kreis gegen die Reaktion. Er war aber auch sonst unbequem. Er übte nämlich Kritik an einer Regierungshandlung, indem er durch einen heftigen Artikel im martialischen Stil der Befreiungsjahre gegen Verschenkung eines Domänenguts an einen französischen Edelmann protestierte und sich in dieser Sache an den König selbst wandte. Daraufhin macht man ihm den Prozeß. Er wird zwar freigesprochen, aber dennoch mit Strafversetzung bedroht, die nur der einmütige Protest seiner Vorgesetzten hindert. Seitdem bleibt er in Berlin verdächtig. Als man ihn mehrere Male absichtsvoll amtlich zurücksetzt, plant er erbittert, sich dem »Knechten« durch Auswanderung zu entziehen. Darf er einmal aufatmen, so empfindet er sein Dasein als »erbärmliches Karrenleben« und seufzt, »nehme mir doch Gott dieses Gefühl ab, wenn er mir nicht geben kann ein anderes Leben zu führen«.—Endlich im Jahre 1832, nach dem man ihn noch nach 14jährigem Staatsdienst in Berlin einem Examen unterworfen hat, erhält er eine angemessene Stellung als Regierungsrat in Koblenz.

Noch vor der Uebersiedlung trifft ihn ein furchtbarer Schlag, Der Verlust der geliebten Frau, die ihn immer beglückt hat. Er bleibt allein mit einer Schar unerwachsener Kinder. Der leidenschaftliche und zugleich gemütvolle Mann steht am Abgrund, und auf den Kindern, von denen er einige aus dem Hause gibt, mag der umdüsterte Vater noch schwerer als sonst gelastet haben. Es war ohnehin schwer, sich nicht von ihm erdrücken zu lassen. Der alte Lützower war strenger ethischer Rigorist und glaubte unbedingt an die alles bewältigende Macht des Willens, an das: »Du kannst, denn du sollst.« Dazu schwellte öfter der Zorn seine Stirnadern. Namentlich den Söhnen war er ein strenger, fordernder Vater, während die kleinen Mädchen, wie alle Schwachen, ihn meistens milde fanden. Allerdings: auch ihnen gegenüber wandte er abhärtende erzieherische Methoden an, die uns heute barbarisch erscheinen. So hielt er sie z. B. gegen Kopfschmerzen in der Morgenfrühe eigenhändig unter den kalten Strahl der Pumpe, ließ sie im Winter ohne warmes Unterzeug, in der glühenden Sommersonne ohne Hut laufen. Ein besonders strenges Regiment waltete bei Tisch: die Kinder erhielten die weniger geschätzten Gerichte reichlich zugeteilt, und wehe, wenn der Teller nicht leer wurde! Unaufrichtigkeit, selbst bei den kleinen Töchtern bestrafte er mit schwerer körperlicher Züchtigung. Dennoch liebten ihn diese mehr als sie ihn fürchteten. Die Söhne dagegen entzogen sich seinem Regiment sobald sie konnten, drei gingen über See, einer davon entfloh heimlich. Der Vater sah keinen wieder. — Ein Brief zur Konfirmation eines Sohnes zeigt, mit welchem Maß hochgespannter ethischer Forderungen Fallenstein auf dessen Entwicklung einwirken zu können glaubte, mit welch heroischer Strenge die kindlichen Unzulänglichkeiten beurteilt wurden. Für diesen Vater gibt es nur das Entweder — Oder. Entweder: »Durch und vorwärts« auf dem als halbes Kind gewählten Wege oder — Untergang.

9. Juni 1835.

»Mein lieber Otto. Deine paar Zeilen in dem Brief der Tante haben mir die unerwartete, aber doch angenehme Nachricht gebracht, daß Du konfirmiert werden sollst und jetzt es schon bist. Gebe Gott, mein Sohn, daß Du die Wichtigkeit dieses Lebensabschnitts recht eingesehen haben möchtest und daß die Vorsätze und Entschlüsse, die Du zu Deinem Besten für hier und dort gefaßt, die Versicherungen und Zusagen, die Du am Altar gelobt,

dauernd bleiben und erfüllt werden mögen. Dein Leben lang habe Gott und die Ehre eines redlichen Deutschen stets vor Augen, sei und bleibe wahr, treu, getrost auf Dein gutes Gewissen und auf Christus und Du wirst getrost und gesichert mit der Welt anbinden. Dein Vater hat bisher bei so mancher Unart, die Du leider hattest, doch Freude an Dir gehabt, als an einem treuen, wahrhaften und tüchtigen, auch gutmütigen Gesellen, — bleibe das und lege Unarten, besonders Unhöflichkeit und Heftigkeit, Rechthaberei usw. mehr und mehr ab, werde fleißiger, mein Sohn, in den Aufgaben für Deinen Lebenszweck und bedenke vor allem, daß man wenig oder nichts ist, oder leistet, wenn man nicht vorzüglich ist, oder vorzügliches leistet. In allen Dingen strebe dem Besten, dem Höchsten, dem Schönsten nach, — denn Mittelmäßigkeit ist in allen Dingen vom Uebel, nicht der Ehre, nicht des Lebens werth. — Besonders bleibe wahr und in Sitten rein, dann bist Du unser werth und wirst an Gott fest halten und nichts ehrloses denken, treiben, oder dulden. Bewahre Deine Zunge, aber handle stets wie bei offenen Türen und Fenstern; wessen Du Dich schämen mußt vor den Menschen, das ist zugleich eine Sünde vor Gott. Bewahre Deinen Glauben, aber sei hülfreich und dienstfertig gegen Jedermann und vor Allem dankbar. Vergiß Dich selbst, aber nie und nimmer die, so Dir und den Deinen Gutes erwiesen und freundlich gewesen sind. Bewahre Deine Unschuld, aber richte nicht freventlich über Andre. Tue kein Unrecht, aber leide auch keins, wenn man's wissentlich Dir antun will. Dreierlei habe stets vor Augen: Fürchte Gott, ehre die Frauen, liebe Deinen Nächsten, und als viertes bedenke, daß ich Dich lieber tot wissen will, als daß man Dich einen Schelmen und Feigen schelte. Außer Gott fürchte Niemanden, aber hasse das Böse, die Lüge, das Unreine. Die Frauen ehre in Gedanken und Werken, um Deiner Mutter willen, und um Dich gegen die Sünde zu sichern. Liebe Deinen Nächsten und bedenke, daß kein Mensch für sich, jeder für den Andern da ist, so, wie keine Liebe und Treue über diejenige geht, die das Leben läßt für ihre Brüder. Deiner Pflicht gehörst Du ganz; das vergiß nie. — Kein Gewinn in der Welt ist etwas wert, als die Ehre treu, wahr und wacker zu sein. Nimm das mit auf Deinen Lebensweg, mein lieber Sohn Otto und gedenke Deines Vaters dabei und der verstorbenen, wie der neu gewonnenen Mutter, die mit Liebe Deiner gedenken, so Du ihrer werth bleibst. Du weißt, welcher Kummer

mir von andern Leuten bereitet worden ist, sorge dafür, daß mir nichts gleiches von Dir begegnet. Ich habe Dir, da Du Fallenstein heißest, einen ehrlichen Namen anvertraut, lasse keinen Flecken darauf kommen, man soll ihn auch durch Dich achten — und Gott gebe, nie schelten, oder schimpfen. Dafür sorge und lebe — oder sterbe! und nun zu Deiner künftigen Zukunft und den Wegen Deiner Bestimmung. Es ist mir nicht entgangen, daß Du zum Studium wenig Lust und keine Treue hast. Es war Deine Lauheit, Dein Unfleiß ein großes Unrecht von Dir in jeder Beziehung, besonders gegen mich, und sehr leid hat es mir getan, daß auch die letzte Censur wieder schlecht ausgefallen ist. Ich habe das nicht um Dich verdient und nicht von Dir erwartet, besonders nicht nach unsrer letzten Unterredung. Aber ich will Dich nicht zwingen Dich wider Deinen Willen und Neigung einer Aufgabe zu weihen, wohl aber darf ich fordern, daß Du Dich jetzt bestimmst und zwar in ehrenhafter Weise, welchen Posten Du in Deinem Leben mit Ernst und Pflichtgefühl ausfüllen willst. Soweit ich konnte, habe ich für Dich gesorgt. Es war Deiner frühesten Jugend Wunsch und ist, soviel ich weiß, des Knaben liebste Phantasie geblieben, Seefahrer zu werden. Wohlan, ist es Dein Ernst, bleibt es nach reiflichem Ueberlegen in entschiedenem, mannhaftem und tüchtigem Willen Dein Wunsch, — so habe ich durch die Güte der hiesigen Brüder Deiner Mutter Gelegenheit erhalten, Dich auf sehr vorteilhafte Weise auf einem Liverpooler Schiff unterzubringen. Erwäge nun wohl, was Du tust und bedenke vor Allem, daß der Schritt, den Du tust, ein durchaus entscheidender ist, den Du nicht zurück tun kannst und daß es, wie überall für den ehrlichen Kerl nur gilt: ‚Durch und vorwärts!' Entscheidest Du Dich, so wirdst Du unverzüglich abreisen, um in Genua auf das Schiff Rabb (?) genannt, zu kommen, mit dem Du 5 Jahre leben, oder untergehen wirst. Ich schreibe darüber noch; auch hoffe ich Dich vorher noch zu sehn und mit einem Vaterkuß und Händedruck gesegnet, Gottes Barmherzigkeit und Deinem Glücke Dich zu übergeben. Aber schweige davon gegen Jedermann noch, und vor Allem prüfe Dich wohl und sage mir, wenn ich komme, ganz offen Deines Herzens eigenste, innerste Meinung. Lebewohl, mein Sohn! Deine Mutter wird noch einige Zeilen beifügen; lebewohl und gedenke in allen Dingen Deines treuen Vaters.«

Es war ein Glück für die Kinder, auch für die, welche das väterliche Haus schon verlassen hatten, daß der heroische Mann

mit dem vulkanischen Temperament vier Jahre nach seiner Verwitwung wiederum einem sanften Mädchen begegnete, deren Erscheinung ihn so lebendig an die Geschiedene erinnerte, daß ihr sein Herz beim ersten Sehen zuflog. Dieses Mädchen war Emilie Souchay, Tochter eines vornehmen, wohlhäbigen Frankfurter Patrizierhauses. Ihr Vater, Karl Cornelius Souchay, Begründer einer Handelsfirma in Frankfurt, Manchester und London, stammte aus einer Hugenottenfamilie: Souchay de la Duboissière, die in der Nähe von Orleans ein Gut besessen und ihren Adel auf der Flucht nach Deutschland abgelegt hatte. Ein Teil der Flüchtlinge siedelte sich als Goldarbeiter in Hanau an, ein anderer in Frankfurt. K. C. Souchays Großvater war Goldarbeiter in Hanau, sein Vater Prediger an der französischen reformierten Kirche in Frankfurt.

K. C. Souchay (Max Webers Urgroßvater), ein heiterer liebenswürdiger, kunstsinniger Mann erwarb und erheiratete stattlichen Wohlstand, mit dem er nicht kargte, denn er betrachtete sich nur als Verwalter seines Besitzes und pflanzte diese Gesinnung auch seinen Kindern ein. Er bewohnte ein schönes, vornehm eingerichtetes Haus am Fahrtor, das sich mit breiter, sonniger Front dem Mainstrom und den dahinten ansteigenden Sachsenhäuser Hügeln zuwandte. Heiteres Leben und Lebenlassen war seinem gütigen fröhlichen Wesen Bedürfnis, und er sagte lächelnd von sich selbst: »Ich habe immer gelebt wie ein reicher Mann und mit Gott ist es mir geglückt; die Geizkrägen um mich herum haben mich immer für reich gehalten, auch als ich es noch nicht war«. Zur Erhöhung dieses erfolgreichen Daseins gesellte er sich ein Mädchen rein deutschen Geblüts aus gutem Hause zu: Helene Schunck, Tochter des Majors Schunck aus Schlüchtern, die ihm sieben Kinder gebar. Sie verbreitete Harmonie um sich und war selbst so liebreizend, daß der Maler Stieler sie für die schönste Frau Deutschlands erklärte und aus eigenem Antrieb ihren Zauber durch ein noch in der Familie befindliches Porträt festhielt. Es darf deshalb angenommen werden, daß die Anmut und edle Schönheit der Mutter Max Webers, die sie auf mehrere Kinder übertrug, mehr deutsches als französisches Erbgut waren. – Emilie Souchay, seine Großmutter, hatte nun freilich nichts davon mitbekommen. Sie war auffallend klein an Gestalt und sehr unscheinbar, klug und tief, aber von zartester Organisation, schüchtern und weltfremd. Die Quelle ihrer Kraft war tiefe Religiosität, engelreine Güte und Hingabe an alles Große und Schöne. In Erinnerungen, die sie für

ihre Familie aufzeichnete, sagt sie über sich selbst: »Die größten, ja ich möchte sagen die einzigen Leiden meiner Kindheit und ersten Jugend sind aus meiner Organisation hervorgegangen — nicht als ob ich mich erinnern könnte, jemals kränklich gewesen zu sein, aber eine unbeschreibliche Zaghaftigkeit lag mir in den Gliedern und beklemmte mir oft das Gemüt« — — — »mir ward die Sehnsucht nach innerer Freiheit in mancher bangen Stunde zum dringenden Gebet, da trat mir einst, als ich die Bibel aufschlug, das Wort entgegen: »Laß dir an meiner Gnade genügen.« Ich habe den tiefen Sinn dieses Wortes viel in mir erwogen und in ihm die schönste Auslegung des Gleichnisses der anvertrauten Pfunde gefunden.«

Als alte Frau zieht sie die Summe ihrer, auf dem Boden einer zarten, stets durch Gefühle der Unzulänglichkeit bedrohten, Vitalität erwachsenen Erfahrungen, wenn sie hinzufügt: »Wir möchten so gern unsere eigenen Wege durchs Leben gehen und begreifen nicht, daß uns schon durch unsere Natur ein Ziel gesteckt ist, das wir nicht ungestraft aus dem Auge lassen dürfen. — — Die Grenzen unserer Natur mit Mut ins Auge fassen und uns vor allem falschen Streben hüten, das aber, was uns aufgetragen ist, mit ganzem Gemüt tun und in Demut auf Gottes Hilfe bauen, das erscheint mir als die Aufgabe, deren Erfüllung uns Segen bringt.«

Als Fallenstein Emilie Souchay begegnet, zählt sie schon 30 Jahre und hat nie an Heiraten gedacht. Und allem Anschein nach ist sie von Natur weit mehr zur stillen gemütvollen Beschaulichkeit nach Art einer Klosterfrau bestimmt, als zum Leben an der Seite eines vollsaftigen, stets angespannt wollenden Mannes. Sie weiß auch gar nichts anderes, als daß die Ehe seelische Gemeinschaft und innige Freundschaft zwischen Mann und Frau sei. Trotzdem bringt ihr Fallensteins schnelle Werbung großen inneren Kampf. Sie erbittet sich Bedenkzeit, ihr bangt, und als sie sich dennoch zum Ja entschließt, ist es, weil ihre Güte stärker ist als ihre Lebensangst. Sie fühlt sich von Gott selbst zur Helferin des Mannes und Mutter seiner Waisen berufen: »Ihm war es schwer, mir soviel aufbürden zu müssen, das verhinderte ihn erst zu reden, ich aber fühlte mich stark im Bewußtsein, daß Gott mir eine so große und schöne Aufgabe gestellt und in der Zuversicht, daß er mir durchhelfen würde.«

Die für den Stil der Zeit (1835), aber auch für die Wesensart

der Schreiber charakteristischen, zwischen Fallenstein und Emilie Souchay gewechselten Briefe lauten:

»Mit der Verlegenheit eines tiefbewegten Herzens wage ich, der Ihnen mein Fräulein vielleicht kaum eine flüchtig bemerkte Erscheinung gewesen ist, den Schritt einer inneren, die Rücksichten des konventionellen Lebens beseitigenden, Nötigung und ringe gleichwohl mit dem Worte, das Ihnen sagen soll, was seit dem Augenblick, wo Sie mir erschienen, mir ein teures Bewußtsein geworden ist. — Möge die freundliche Huld, die das blaue Auge und ihre ganze Erscheinung verkünden, mir vergönnen ohne weiteren Kampf um den Ausdruck zu reden.

Es ist das Geständniß einer herzlichen Liebe, das ein Mann mit ängstlicher Verlegenheit wagt, den das Leben vielfach prüft und der vor menschlich Gefährlicherem getroster stand als jetzt vor Ihnen.

Was ich vor 25 Jahren mit der Glut der ersten Jünglingsliebe erfaßt, das treue zarte Weib, dessen erste Liebe ich war, das 21 Jahre lang das Leben einer schweren Zeit mit mir teilte, mein eigenstes Eigentum war, das, von seinem 15. Lebensjahre an, ruhig und vertrauend durch alle Not des Lebens an meiner Brust lag, die liebe Mutter meiner sechs Kinder — die ich vor vier Jahren begrub — stand, als ich am Abend bei Ihrem Bruder Sie plötzlich mir gegenüber sah, in ihrer ganzen Eigentümlichkeit, ihrem ganzen inneren und äußeren Sein und Leben, wie wieder zum Leben gewonnen vor mir. Der Eindruck war für mich im Innersten ergreifend und in seiner Ueberraschung nicht ohne Schmerz. Die weitere Folge ist dieser Schritt, von dessen Resultat, mein Fräulein, meine Zukunft, wie ich fühle um so mehr abhängt, als Ihre Erscheinung die ganze Vergangenheit meines Lebens an die mir von Gott bestimmte Zukunft so wundersam geknüpft hat, daß ich Ihnen zarte, freundlich-stille Emilie, mit Wahrheit und vor Gott mit meiner Hand die Liebe meiner Jugend und meines Lebens, geläutert und verschönt durch das Erlebte und Verlorene anbieten kann. — Ich habe für diesen Schritt mein Gemüt gewissenhaft gesammelt; könnten Sie mein Fräulein, wie Gott in mein Inneres sehen, könnte ich Ihnen dasselbe durch Reden so eröffnen, wie es in diesem Augenblick vor unsrem Schöpfer liegt, Sie würden dem schlichten, besonnenen Worte eines ehrlichen Mannes vertrauen, wenn er Ihnen versichert, daß was er vor Ihnen ausspricht, das tief innen wurzelnde Bewußtsein, nicht

die Liebe einer Leidenschaft, wohl aber die der innigsten stetigsten Verehrung ist, aus tiefer Trauer über das Verlorene zur innigsten Freude an dem Wiedergefundenen verklärt.

Ich erkenne, mein Fräulein, was ich fordere, indem ich Sie anflehe meiner Kinder nicht sowohl zweite, als wiedergewonnene Mutter, mir das höchste Gut meines Lebens zu werden, und weiter habe ich dagegen nichts als ein redliches treues Herz, damit aber auch mein Leben in herzlicher Hingebung zu bieten. — — —

Herrliche, mir wie meine verklärte Betty, teure Emilie, — ich habe nur einfache, religiös gesammelte Worte reden können, denn mein Gemüt ist wunderbar bewegt und doch feierlich heiter; in diesen selben Tagen verlobte ich mich vor 25 Jahren mit meiner verewigten Betty, in diesen selben Tagen sank sie vor vier Jahren aus meinen Armen in das Grab. In den Tagen solcher Erinnerungsfeier lügt das Menschenherz nicht.

Entscheiden Sie nunmehr zwischen uns, — wie Sie sich entscheiden, meine verehrungsvolle Liebe zu Ihnen ist mein Eigentum und wird mich auch zur Entsagung begleiten.«

Darauf antwortete Emilie Souchay:

»Ob es mir heute möglich sein wird, einen Brief, der mich im innersten Herzen ergriff, zu beantworten wie ich sollte, wie ich möchte, das weiß ich nicht, aber versuchen will ich es, dem edlen Mann, der mir sein Herz mit einem nie geahnten Reichtum von Liebe erschlossen, zu sagen, wie mir zu Mute ist, wenngleich ich es selbst noch nicht verstehe. Mein heiliger Vorsatz ist ganz offen gegen Sie zu sein — weil ich fühle, daß mir d a s Segen bringen kann für Sie und mich, ob ich aber mit dem besten Willen imstande sein werde, die Wahrheit zu reden, das weiß nur Gott, der mich besser kennt, als ich selbst. — Bis jetzt ist mein Leben von außen her ein sehr glückliches gewesen, und die günstigen Verhältnisse, in denen ich war, nicht freudig anzuerkennen, wäre Undankbarkeit. Auch fühlte ich, besonders in den letzten Jahren, kein Verlangen, aus meinen Verhältnissen herauszutreten, um so mehr, da ich zu erkennen glaubte, daß mein Charakter nicht geeignet sei um zu beglücken, wenigstens nicht in einer Lage, wo viel an mich gefordert würde. Die mich näher kennen, werden Ihnen die Wahrheit davon besser bezeugen, als ich selbst.

Die Mutter hat mir versprochen, Sie von allen meinen Fehlern und Schwächen zu unterrichten. Glauben Sie ihrem Worte und seien Sie überzeugt, daß Niemand die Wahrheit desselben tiefer

fühlt als ich selbst. Ich konnte mich anfangs des Gedankens nicht enthalten, daß Sie sich überhaupt in mir täuschten, weil ich ein so liebes Bild in Ihrer Seele wieder hervorgerufen. Meine Schwester hat mir dies anvertraut und denken Sie sich, wie sehr es mich bewegen mußte, als ich Sie wiedersah! Nur der feste Wille, die teure Erinnerung nicht eigenmächtig zu zerstören, konnte mir einige Fassung geben — oder vielmehr: sie versetzte mich in eine so erhöhte Stimmung, daß ich mich selbst nicht mehr kannte.

Eine Ahndung von möglichem Glück ergriff mich als Sie schieden, zugleich aber auch das Gefühl meiner gänzlichen Unfähigkeit, eine solche Stelle auszufüllen, und dies Gefühl hat mich seitdem in mancher schweren Stunde niedergedrückt — dann ward es wieder leichter, und ich konnte getrost meine Zukunft und die Ihre in die Hand des ewigen Vaters legen. Alles in mir war verwirrt; nur das Eine trat immer klarer hervor, daß ich der reinen Stimme des Herzens folgen müsse und wahr sein gegen Sie wie gegen mich selbst. Das dürfen Sie mir glauben: sobald ich es deutlich als den Willen Gottes erkenne, so werde ich nicht ohne Kampf, aber doch mit freudigem Mut aus dem mir lieben Kreise heraustreten, um einen noch schöneren Beruf zu erfüllen. Wie aber hätte ich jemals ahnden können, daß gerade mir ein solches Los beschieden sei? Gönnen Sie mir Zeit um von der ersten Aufregung zur vollen Besinnung zurückzukommen und bedenken Sie, wie sehr auch Ihr Glück von dem Entschluß abhängt, den ich fassen werde. — Mich wird in jedem Falle die Erinnerung an jene schönen Tage begleiten und beglücken durchs Leben und gebe Gott, daß sie auch Ihnen zum Segen werde auf eine oder die andere Art.«

* * *

Es war hohe Zeit, daß Fallensteins Lebensschiff an der sanften Hand einer neuen Frau in friedlicheres Gewässer glitt, denn seine so früh aufs äußerste gespannte Kraft begann nachzulassen; ihn überfielen öfters trübe Stimmungen. Daß endlich die Geldsorgen aufhörten, war eine große Erleichterung. Die Familie Souchay hatte den gleichen Zug zur Freigiebigkeit wie er selbst, und die Mittel, sie zu befriedigen. Nun konnte auch er sein Bedürfnis, anderen großzügig zu helfen, erfüllen. — Sonst galt es persönlich und beruflich manche Bitterkeit herunterzuschlucken. Das Verschwinden der Söhne, die er nicht wiedersah, mag schwer auf ihm

gelastet haben. Als der überbürdete Mann vergeblich um Zuordnung eines Hilfsarbeiters einkam, nahm er seine Amtsentlassung und erhielt sie mit kränkenden Vorwürfen. Er wurde dann (1842) als vortragender Rat in das Finanzministerium nach Berlin versetzt, fand sich aber in den ganz andersartigen Verhältnissen und Aufgaben nicht mehr zurecht. Der Mann, der so lange Jahre Außergewöhnliches bewältigt hat, gesteht nun freimütig zu: er mache die bittere Erfahrung, der neuen Stellung nicht gewachsen zu sein. Zum Glück kann er nach einigen Jahren aus dem Amte scheiden. Er übersiedelt nach Heidelberg und baut sich im Jahre 1847 am Neckar, gegenüber dem Schloß, ein schlicht-vornehmes weiträumiges Haus. Den großen, bis zum Philosophenweg ansteigenden Berggarten legt er selbst an und schafft durch Haus und Garten, dessen sprudelnde Quelle sich mit dem Rauschen des Neckars mischt, eine Insel der Schönheit, Kindern und Enkeln zur geliebten Heimat, Unzähligen zur Freude. — Im übrigen hält er an der stoischen Einfachheit und Naturwüchsigkeit seiner Lebensführung fest und verlangt sie auch von den Seinigen: Frühaufstehen, kaltes Wasser, Abhärtung jeder Art, äußerste Willensanspannung, Selbstbeherrschung — lauter Grundsätze, die auch seine Tochter Helene, obwohl ihr zarter Organismus als Kind darunter litt, für die eigene Lebensführung und Erziehung ihrer Kinder übernahm. Er bleibt rastlos tätig, von den öffentlichen Dingen interessiert ihn besonders die Förderung des konfessionellen Friedens und ferner die Erhaltung der napoleonischen Gesetze für die Rheinlande. Sein Haß auf Napoleon hindert ihn nicht, dessen Institutionen den damaligen preußischen vorzuziehen. Vor allem ist er überzeugt, daß ihre gewaltsame Beseitigung die Rheinlande Preußen entfremden werden. — Neben dem politischen erfüllt ihn auch gemeinnütziges Wirken aller Art, so organisiert er z. B. mit Hilfe der Familie Souchay in Schönau, einem der hungernden Dörfer des Odenwaldes, eine geregelte Unterstützung der Kleinbauern durch Geld- und Viehleihe. Auch seine schriftstellerische Arbeit nimmt er wieder auf, sammelt deutsche Sprichwörter und ist fleißiger Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuch. Er gesellt sich in Heidelberg dem »Historischen Kreise« zu, der sich um Schlosser und Häusser gebildet hat und befreundet sich mit Gervinus, der unter sein Dach zieht. Er hält in echter Beamtentreue an seinem Vaterlande Preußen fest, aber als während der 48er Jahre der Monarchenkult ganz von ihm abfällt,

beginnt er Deutschland mehr als Preußen zu lieben und kehrt in der linden Luft des Südens zu den freiheitlichen Idealen seiner Jugend zurück.

Trotz erschütterter Gesundheit wirkte Fallenstein noch wie ein Hüne an Kraft, als seinem Leben ein Ziel gesetzt wurde. Er starb 63jährig, wie er sich's immer gewünscht hatte: »jung«, d. h. vor dem Altersverfall, und blieb seinen jungen Töchtern aus zweiter Ehe in »traumhaft schöner Erinnerung« als der Vater, »dessen warme Hände wir noch in den unsrigen fühlten und dessen weiches Herz Kinderfragen und Kinderlust gegenüber immer wach gewesen war.«

Er lebte in dem Gedächtnis derer, die ihn gekannt hatten als ein Mann, ausgestattet mit einer Ueberfülle an leiblicher und sittlicher Kraft, hart geworden in der Schule des Lebens, leidenschaftlich erregbar, stark im Lieben wie im Hassen, aber zugleich voll Herzensgüte und Ritterlichkeit gegen die Schwachen. Maßvolle Ausgeglichenheit war ihm versagt, er war oft unbequem und im Alltag lastend, aber im Beruf meisterte hingebende Selbstentäußerung sogar seine Heftigkeit. Gervinus urteilt: »Wegen des Stärkemaßes grenzte bei ihm alles leicht an das Uebermaß, der Affekt des Augenblicks sowohl wie der stehende überdachte Grundsatz.« Diese Worte passen auch auf den Enkel. — Die Seinen schrieben auf sein Grabmal: »Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.«

* * *

Wie aber ist es der zarten Emilie Souchay an seiner Seite ergangen? Nach einem Brief, den sie lange nach dem Tode ihres Gatten an eine Freundin schrieb, war ihr das tiefe Glück völligen seelischen Zusammenklangs und übersinnlicher Gemeinschaft versagt. Seine Kraftnatur, die fordernd von sich selbst und anderen alles erzwingen zu können glaubte und ihn offenbar nie zweifeln ließ, daß er — Friedrich Fallenstein — das Gesollte auch richtig erkannte, hatte keinen Zugang zu ihrem ständigen inneren Ringen. Emiliens stete Unzulänglichkeitsempfindungen und andererseits ihr frommes Sichfügen in die ihr selbst und anderen von der Natur gesetzten Schranken machte ihn ungeduldig: Sie war s o gut, warum quälte sie sich eigentlich mit sich selbst? Und obschon er selbst am überlieferten Glauben verankert war, blieb ihm die Tiefe ihres religiösen Lebens unzugänglich. Der ethische

Rigorist, der will und kann, was er soll, und überzeugt ist, daß es anderen ebenso geht, und die demutsvoll stets zugleich von Verzagtheit und Gottgeborgenheit bewegte Seele mußten aneinander vorbeisprechen. So zog Emilie lange nach seinem Tode die Summe ihres ehelichen Schicksals in folgenden Zeilen:

»Der schwerste Kampf meines Lebens liegt (so wenigstens glaube ich) hinter mir. Es war die Unmöglichkeit, mich meinem seligen Mann verständlich zu machen, so wie ich wirklich bin. Seine große Ueberschätzung einerseits, die ihm dann aber wieder als eine Art Widersetzlichkeit das erscheinen ließ, was in meiner individuellen Organisation begründet ist und mir unmöglich machte, im Leben das Ideal zu erreichen, das ich im Herzen trug — hierfür war ihm alles Verständnis verschlossen, und mein Schmerz darüber erschien ihm als Schwäche — und daß er das nicht verstehen konnte und sich gar nicht denken konnte, daß man bei aller Trauer über die eigene Unvollkommenheit deshalb doch die H o f f n u n g festhalten könne und daß es möglich sei, sich in die Grenzen seiner Natur zu ergeben und dennoch innerhalb derselben nach Erreichung dessen zu streben, was Gott gerade uns aufgetragen, in der Zuversicht, daß Er uns zum Ziele führen würde — (denn es heißt ja G o t t ist in dem Schwachen mächtig, und auch das ist mir ein wahres Wort, das mich tausendmal aufgerichtet hat) — kurz, daß er das nicht fassen konnte, was mir eigentlich die Grundlage des Christentums zu sein schien, das w a r mir schwer, und es trat zwischen uns gerade in den Momenten, wo das äußere Leben uns Leiden brachte. Seine Art mich abzuweisen hatte Etwas, das mich reizte und mich am rechten Aussprechen verhinderte — sonst hätten wir uns gewiß in allen Dingen besser ineinander eingelebt, während dadurch auch die Schätze seines Gemüts mir nur mitunter klar wurden, und er in bezug besonders auf seine religiösen Ansichten (d. h. in bezug auf deren Eingreifen ins Leben) mir ein verschlossenes Buch geblieben ist. Zwar d a s fühlte ich immer, daß er viel wärmer sei als Gervinus und daher auch weitblickender, und er war ja z. B. auch ganz damit einverstanden, daß ich zur Kirche ging und ließ sich gern den Inhalt der Predigt erzählen, ohne mich, wie G. seine Frau, dann mit kaltem Wasser zu übergießen. — Aber einen Austausch der Gedanken darüber mit mir zu haben war ihm nicht wichtig, und mir war eben das reine Christentum mein Lebenselement, nach dessen Ergründung all mein Sehnen ging. — Wohin

bin ich geraten? Ich wollte nur mir klar machen, was mich Jahre lang mehr als ich es jetzt begreife, sehr unglücklich gemacht hat, ohne daß ich deshalb weder mir noch Fallenstein es zum Vorwurf machen konnte. Es war nur eben — und ist mir noch —, als müßte man seinem Mann so recht nahe stehen in allen Dingen, wenn die Ehe eine gesegnete sein soll.«

Diesen Anspruch an die übersinnliche Grundlage der ehelichen Gemeinschaft vererbte Emilie Souchay auf ihre Töchter, und bei mehreren von ihnen wiederholte sich seine Nichterfüllung. Aber trotz dieser Resignation war ihr Leben gesegnet. Denn die Verheißung ihres Lieblingsspruches erfüllte sich an ihr. Sie gebar sieben Kinder, von denen vier Töchter und ein Sohn zur vollen Entfaltung kamen. Und unter der Last ihrer Aufgaben wurde die zaghafte schüchterne Frau eine Riesin an moralischer Kraft. Durch ihre heilige Güte, Sanftmut und Selbstentäußerung war sie allem, worauf es ankam, gewachsen. Die Stiefsöhne fanden in ihr eine liebevolle verstehende Mutter und zugleich tapfere Beschützerin gegenüber dem edlen, aber allzu gewaltsamen Vater. Sie dankten ihr mit hingebender Verehrung. Der Natur ihres Mannes wird sie den Schatz an Ritterlichkeit, Weichheit und Güte immer aufs neue entlockt haben. Ihren eigenen, viel lebenskräftiger ausgestatteten Töchtern war sie, die niemals versuchte, sich durchzusetzen, Vorbild religiös-sittlichen Lebens und seelischer Tiefe, und jede fühlte sich entscheidend durch das bloße Sein der Mutter geprägt. Und was sie noch als Greisin auf ihre Nachfahren ausströmte, ist von einer ihrer Enkelinnen in folgendem festgehalten: »Wenn ich an Großmutter Fallenstein denke fällt mir ein Bibelwort ein, das nämlich vom Senfkorn, welches der Samenkerne kleinstes ist und doch entwächst ihm ein Baum, darunter die Vögel des Himmels nisten. ‚Kleiner', nicht bloß an Gestalt, wie diese reiche Patriziertochter konnte man wohl nicht sein. So schüchtern, ohne jeden äußeren Schein, ohne alles Auftreten, in völliger Selbstvergessenheit, ohne jeden Wunsch sich zur Geltung zu bringen. Aber keines ihrer Enkelkinder hätte sie je anders haben wollen. Ein Kind läßt sich nicht beirren, es steuert aufs Wesentliche. Großmutter war gut, war immer gut, zu welcher Stunde man auch kam, das stand fest, darum war es auch stets gut bei ihr zu sein. Alle fanden das, Große und Kleine, Arme und Reiche. Wir waren sonst wilde Rangen, aber ich erinnere mich nicht, daß wir jemals unsere Wildheit in Großmutters blaue Stube, die uns ein Himmel war, mit hinein-

Marianne Weber, Max Weber.

genommen hätten. Nie habe ich sie unfreundlich, nie verstimmt oder ungeduldig gesehen. Es kam mir auch nie der Gedanke, daß sie es werden könne, und ich bin überzeugt, daß sie die Buben ebenso im Zaum hielt wie mich. Man konnte nicht anders als artig sein dieser Zartheit gegenüber. Ich war kein Tugendspiegel, aber wenn ich ihre Zimmertüre öffnete, trat ich in eine Atmosphäre stiller Güte, die umfing mich als ein Geheimnis, legte sich wie etwas Sanftes, Trauliches über mich und senkte sich in mich selbst hinein. — — — Selbst weinend habe ich die Großmutter niemals gesehen, aber oftmals tröstend, auch meine Mutter beim Verlust eines Brüderchens, und ich fühlte ihre Macht über die Gemüter, auch wo ich sie nicht verstand. Sie aber wußte nichts von ihrer stillen Macht. — Unendlich tief war Großmutters Freude an der Natur, aber so still wie ihr ganzes Wesen. Sie nahm alle Schönheit andachtsvoll in sich auf, ebenso wie sie guter Musik fast weltentrückt lauschte. Ganz versunken konnte sie abends in den Lichterglanz am Berg, der sich im Wasser spiegelte oder in die Mondlandschaft von Fluß und Gebirge hinüberschauen. Später fand ich in manch kleinem Gedicht den Widerhall jedes reinen Genusses. Still und froh hat sie alle Erdenschönheit geschaut, die ihr stets nur die Hülle des Göttlichen war. Das was von ihr in meiner Kindheit geheimnisvoll-gestaltlos in mich drang, habe ich erst klar umrissen zu erkennen vermocht, als sie schon längst von uns genommen war: An meinem Konfirmationstag drang es mir entgegen in den Worten, die sie ihrem Erinnerungsbuch voraufschickte, und in denen sich nun mein bruchstückweises Erkennen ihrer Persönlichkeit sammelt: Das stille vertrauende Sich-Bescheiden, das sich verbunden mit tiefer Frömmigkeit nicht zur Resignation, sondern zu schönster innerer Harmonie fügte.«

Möge diese Gestalt, bevor wir von ihr scheiden, noch einmal in Worten zu uns reden, die von dem unendlichen Leiden der Welt zu Gottes Liebe den Bogen des immer aufs neue erkämpften Glaubens spannen:

»Unsere letzte Unterhaltung war so kurz und doch so inhaltreich! Der ganze tiefe Schmerz, der durch die Welt und die Menschenherzen zieht, lag darin. Mir bleibt am Ende nichts darauf zu sagen als das Eine, daß ohne Kampf, ohne Kampf bis aufs Blut kein wahrer Frieden zu erlangen ist — warum dieser Kampf sein muß, das ist das große Rätsel, das keiner zu lösen

vermag. Aber so undurchdringlich uns auch das Geheimnis ist, daß aus den Händen des alliebenden Schöpfers eine Welt hervorgehen konnte, welche schon durch ihre ganze Organisation unsägliche Leiden der auf ihr lebenden Geschöpfe bedingt und daß gerade dem Menschen durch den Geist der Erkenntnis, den ihm Gott selbst eingehaucht hat, die allertiefsten Schmerzen bereitet sind — — — Dennoch ist es uns tief ins Herz geschrieben, daß Gott die ewige Liebe ist, und immer wieder erhebt sich aus tiefem Seelenleiden der Blick zu Ihm als dem Retter und Erlöser, und wenn aus dunkler Nacht ein neuer Tag hervorgeht und das Morgenlicht über den Fluren liegt, so fühlen wir uns beseligt, und wir alle, die wir so oft vergebens in finsteren Stunden nach Trost und Kraft gerungen, sind plötzlich überstrahlt vom Glanz des Himmels und fühlen, daß auch wir am Herzen des großen Vaters liegen, und daß es W a h r h e i t ist das schöne Wort: Selig sind die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, denn sie sollen satt werden.«

II.

Von den überlebenden Kindern dieses an Adel der Gesinnung übereinstimmenden, wenn auch sonst so verschiedenen Paares beschäftigt uns in diesem Zusammenhang nur Helene, Max Webers Mutter. Aber alle vier Schwestern Fallenstein [2]) waren an Geist und Gemüt ungewöhnlich. Allen war ein tiefes Gefühlsleben mitgegeben, das ihr Leben zugleich reich und schwer machte und eine Tapferkeit, mit der sie dem Schicksal furchtlos und unbefangen gegenübertraten. Alle bewältigten ihr Leben ebensosehr durch religiöse wie durch vitale Kraft. Alle gestalteten den Alltag durch sittliche Leidenschaft und selbstlose Güte. Als wesensverwandte Blüten desselben Stammes standen sie einander zeitlebens sehr nahe.

H e l e n e F a l l e n s t e i n (geboren 1844) entfaltete sich in dem Hause am Neckar zu hinreißender Anmut. Den früh verlorenen Vater, mit dem die kleinen Mädchen furchtlos gespielt

[2]) Ida, die älteste Tochter aus zweiter Ehe war vermählt mit dem Historiker Hermann Baumgarten in Straßburg, einer der Söhne dieses Paares ist der bekannte Professor der Theologie Otto Baumgarten. Henriette war vermählt mit dem Kirchenhistoriker und Dichter Adolf Hausrath in Heidelberg, Emilie mit dem Professor der Geologie E. W. Benecke in Straßburg. Der einzige Bruder Eduard Fallenstein, starb als Student 1870 in Frankreich an den Strapazen des Feldzugs.

hatten, trug sie in dankbar-liebevoller Erinnerung, und obwohl sie in ihrer Jugend zart war und häufig an Kopfschmerzen litt, übernahm sie doch früh seine Grundsätze und lebte danach bis zu ihrem letzten Tag. Eiserne Willenskraft, Aktivität, heroische sittliche Haltung, Erregbarkeit, feurige Bewegtheit waren des Vaters Erbe an sie. Ebenso tief bildete sich freilich die zarte, dem Leben gegenüber hilflose Mutter ihrem Wesen ein. Es wurde Helene nicht schwer, deren unirdische Güte, Reinheit und Selbstvergessenheit zum Maßstab eigenen Verhaltens zu machen, denn als deren Erbe empfing sie tiefe Religiosität und vollkommene Selbstvergessenheit. Die Schwestern behielten verschiedene, für die Tapferkeit und impulsive Güte des heranwachsenden Mädchens charakteristische Vorgänge in Erinnerung — zwei davon seien hier aufbewahrt: An einem Sommermittag, als die Mutter sich zur Ruhe gelegt hat, verirrt sich eine Ratte ins Wohnzimmer. Der Gärtner ist nicht da, die Schlummernde soll nicht gestört werden, Helene fängt eigenhändig das greuliche Tier, packt es geschickt am Genick und taucht es draußen im Brunnen unter. — Einmal tritt eine Bäuerin, die mit Aepfeln hausiert, ins Haus. Während des Unterhandelns sinkt sie um und die jungen Mädchen sehen gleich, daß es sich nicht nur um eine harmlose Ohnmacht handelt. Der Arzt wird gerufen: »Die Frau liegt im Sterben, man muß schnell einen Wagen holen und sie ins Krankenhaus schaffen.« Da blitzt das junge Mädchen ihn an: »Wenn die Frau im Sterben liegt, wird sie nicht fortgeschafft, dann stirbt sie bei uns!« Und so geschah es. — Helene selbst, ihrer inneren Schönheit unbewußt, erwähnt doch einmal die Feinfühligkeit, die sie und die Schwestern als Erbteil der Mutter überkommen haben: »Was zwar das Leben oft schwer macht, dessen ich mich aber dennoch in demütiger Dankbarkeit als eines von Gott geschenkten Reichtums erfreue.« —

Von allen Seiten lächelt das Leben der lieblichen Mädchenknospe zu: Sie ist überaus anmutig, so schön wie gut, dazu feurigen, empfänglichen Geistes — die Menschen erfreuen sich an ihr und lieben sie. Aber ihr zartes Gewissen läßt sich dadurch nicht in Sicherheit wiegen. Im Gegenteil, je mehr Billigung ihr zuteil wird, um so mehr durchforscht sie die Falten ihrer Seele nach einem Anrecht darauf. Rückschauend schreibt sie von ihrer Werdezeit:

»Der Umblick in der geistigen Welt um mich her, das wachsende Verständnis für die selbstlose Arbeit unserer Mutter brachte dann eine Zeit grübelnder Selbstquälerei über die Quellen und

Aeußerungen des in allem, auch den besten Regungen der Menschen steckenden Egoismus, die ich doch niemand sagen mochte, aus der nicht ganz unbegründeten Sorge, daß auch dies wieder aus einem Triebe sich selbst interessant und wichtig zu machen, hervorgehen möchte. Ida gegenüber muß es aber doch wohl einmal durchgeblickt haben. Sie hatte ja selbst viel zu viel grüblerische Anlage und, wie in den verschiedensten Anlässen in meinem Leben, war sie es auch hier, die mir zielgebend sagte: ‚Weißt Du, vor lauter Aufpassen, wo und wann der Teufel Egoismus sich zeigt, versäumst Du die beste Gelegenheit, ihn zu überwinden durch Denken, Tun und Sorgen für andere. Versuch mal jeden Abend daran zu denken und Gott zu danken; wenn Du weißt, daß Du jemand etwas Liebes, Gutes, Nützliches getan hast.‘ Es half.«

Als dann doch der Ueberschwang der Jugend und das Glück, von allen Menschen geliebt zu werden, ihr erhöhtes Daseinsgefühl spenden, gibt ihr das Wort einer mütterlichen Freundin die innere Richtung.

»Ich war im besten Zuge, recht oberflächlich alles zu nehmen, als ganz natürlich, was mir das Leben Schönes gab. ————. Wir hatten zum erstenmal in größerem Kreise getanzt, und ich erzählte Frau Gervinus, wieviel ich aufgefordert, wie freundlich die Leute, die ich kaum kannte, zu mir gewesen, und wie ich mich geärgert, daß Emilie H., die viel gescheiter und so einzig gut sei, in der Ecke gesessen habe. — Ja Kind, sagte sie, das laß Dir eine Mahnung zur Bescheidenheit und zur Demut sein. Du bist so lebendig, schwatzt so gern und hast ein freundliches Gesicht. deshalb sind die Leute so entgegenkommend zu Dir und trauen Dir was zu, auch ohne zu wissen, was dahinter steckt. Das laß Dir jedesmal Antrieb sein, nun auch etwas zu leisten, dich dessen wert zu zeigen.« — Als alte Frau fügte sie diesen für ihre Kinder aufgezeichneten Zeilen hinzu: »Es ist mir auch heute noch eine innerste Beschämung, wenn Menschen, die mich kaum kennen, mir was zutrauen.«

Die das Haus der Mutter durchwaltende Religiosität war frei und völlig undogmatisch, wie schon damals das Protestantentum des Südens im Gegensatz zu der traditionsgebundenen norddeutschen »Rechtgläubigkeit«. Und eben diese Befreiung des Christentums von der Verpflichtung an die Göttlichkeit Christi, sein stellvertretendes Leiden und das Apostolikum zu glauben, erschien diesem Kreise als seine Rettung, als das einzige Mittel, um den Abfall des Zeitalters von seinem »Wesen« und die Zer-

störung des Gemeindebewußtseins zu verhindern. Diese »liberale« christliche Religiosität, die das »credo quia absurdum« überwinden will, um den Glauben mit der Vernunft in Einklang zu bringen, war damals von hohem kämpferischen Pathos.

Einer der Träger dieser Richtung in Heidelberg war Pfarrer Zittel; seine milde sonnige Frömmigkeit strömte nicht den rechthaberischen, sondern den liebenden Vatergott aus, und er quälte sich nicht mit Grübeln über das Unerforschliche. Wenn er nach seiner Meinung über die Unsterblichkeit befragt wurde, antwortete er heiter: »Kinder, i c h lasse mich überraschen.« Helene wurde bei ihm eingesegnet und dankte ihm ihr Leben lang, daß neben der stillen Tiefe der Mutter seine reine Gestalt ihr den Wert des Religiösen für immer in die Seele gesenkt hatte. — Indessen wurde der Verstandeskampf, den Zittels dogmenfreie Lehre ihr zunächst ersparte, durch Einflüsse von anderer Seite entfesselt. Oben im Hause wohnte Gervinus, Fallensteins Freund und nach dessen Tod väterlicher Freund und Lehrer der Töchter, den sie schwärmerisch verehrten. Auch dessen Gattin gehörte zu den Persönlichkeiten, die den Schwestern als höheres Wesen galt. Das kinderlose Ehepaar zog besonders Helene nahe an sich heran. Die »Tante« bildete sie musikalisch, der »Onkel« führte die Mädchen in das Verständnis der Antike ein. Er las mit ihnen Homer, so daß ihr dieser Dichter zum dauernden Besitz wurde: »Unsere Homerstunden fielen mir wieder ein und wie wir doch eigentlich jahrelang ganz in diesen Gedanken und Anschauungen gelebt und unsere Ideale in einer Athena, einem Appollon verkörpert gesehen, und mir wurde wieder recht klar, wie schön diese Zeiten gewesen und daß das eigentlich doch das beste war, was Gervinus uns gegeben, denn mir wird jetzt noch ganz wunderbar zumute, wenn ich ein Stückchen Homer lese.« — Als Helene schon auf der Schwelle des Alters zum erstenmal nach Rom kam, waren es immer noch jene Stunden, denen sie das Verständnis der Trümmerfelder dankte.

Aber freilich während der Entwicklungszeit mußte sie diese Ausweitung ihres Geistes teuer bezahlen. Ihre Seele war zu tief, um nicht mit Erschütterung die Spannung zwischen christlicher und antiker Lebensstimmung zu fühlen, und sie empfand die Hinneigung des verehrten Lehrers zu jener Welt diesseitiger Schönheit und Irdischkeit als »Versuchung« zum Abfall von sich selbst. Die Sicherheit des Kinderglaubens wurde ihr zerbröckelt, und es

kostete schwere Kämpfe, bis sie sich wiederum in einer göttlichen Hand geborgen fühlte. Als erst 17jährige schrieb sie darüber:

»Ich erinnere mich, daß ich früher oft lange Gespräche mit dem lieben Gott hatte, wo ich ihn um alles fragte und Antwort erhielt, ich höre die innere Stimme noch so genau, die mir antwortete. Ich hatte dadurch damals eine innere Ruhe, die ich nicht mehr kenne. Freilich kann ja dieser Kinderglauben, der alles annimmt, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, nicht bleiben und soll es auch nicht. Jeder macht sich ja eigentlich seine eigene Religion. Aber mir ist alles genommen worden durch die Stunden des Onkels, der alles durch den Verstand erklären wollte und mich immer darauf hinwies, mit dem Verstande mir meine Religion zu machen; aber mit dem Verstande findet man keinen Glauben. Damals merkte ich nicht, was mir dabei verloren ging, ich lebte so in die Welt hinein, obwohl das Verhältnis zu Gervinus mir oft schwere Gewissenskämpfe verursachte.«

Diese Auseinandersetzungen mit den sich in der eigenen Brust streitenden Göttern bedeuteten indessen wenig im Vergleich zu anderen Gefahren und Stürmen, die Gervinus ihrer noch so zarten Seele bereitete, und denen sie sich um so weniger gewachsen fühlte, als ihres Gottes Stimme nun schwieg. Sie war 16jährig, eine keusche, noch ganz geschlossene Mädchenknospe, da geschah es eines Tages, daß der verehrte, wie ein Vater geliebte Lehrer, dem seit Jahren ihr Vertrauen gehörte, die Haltung verlor. Der alternde Mann überströmte plötzlich das ahnungslose Mädchen mit der versengenden Glut einer nicht mehr zu zügelnden Leidenschaft. Grauen, Abscheu, Mitleid und die alte dankbare Verehrung für den väterlichen Freund und Lehrer rissen sie hin und her und, da sie nervös zart war, — bis an den Rand des Abgrunds. Helene verwand diesen Eindruck niemals. Von Stund an galt ihr sinnliche Leidenschaft als schuldhaft belastet und untermenschlich. Noch der alten Frau malte die Erinnerung daran Grauen ins Antlitz. — Das Geschehen war noch besonders dadurch verhängnisvoll, daß Helene die Leidenschaft des Mannes für sie als schweres Unrecht gegen dessen verehrte und geliebte Lebensgefährtin empfand, und nun ihrerseits eine Distanz schaffen mußte, ohne daß jene erfahren durfte, weshalb. Das Geheimnis wurde denn auch zunächst so fest verschlossen, daß Frau G. das veränderte Verhalten des jungen Mädchens nicht verstand und ihr lange als Undankbarkeit nachtrug. — Der besessene Mann selbst sprach

sich auch ferner das Anrecht auf Helenes Vertrauen, ja auf Beherrschung ihrer Seele und ihres Schicksals zu. Er erwartete, daß sie nach kurzer Trennung in alter Unbefangenheit zu ihm zurückkehre. Er verfügte auch über ihre Zukunft, indem er ihr einen seiner Schüler als Gatten zudachte. Aber es kommt anders. Helene reist nach Berlin zu ihrer mit dem Historiker Hermann Baumgarten jung verheirateten Schwester Ida, die ihr so viel bedeutet. Dort lernt sie als Baumgartens Freund und politischen Gesinnungsgenossen den Doktor der Rechte Max Weber kennen. Der 24jährige Mann ist klug, vielversprechend und sehr anziehend durch sonnige Liebenswürdigkeit, Lebensfreude, ungebrochene Reinheit und quellende Wärme. Die Herzen finden sich schnell. Helene ist erst 16½ Jahre alt. Trotz der allseitig, wegen der großen Jugend beider, geltend gemachten Bedenken geloben sie einander nach kurzen Wochen der Bekanntschaft den Bund fürs Leben. Als heimliche Braut kehrt Helene ins Elternhaus zurück. Dies Ereignis erscheint recht als göttliche Fügung. Der junge Mann erkennt die Kostbarkeit des gefundenen Kleinods und schenkt dem schönen seelenvollen Mädchen die zurückhaltende keusche Liebe unverbrauchter Jugend, die sie mit wachsender Zärtlichkeit erwidert. Denn der Verlobte bringt ihr nicht nur die Sonne, in der sie herrlich erblüht, sondern auch Befreiung aus einer qualvollen Lage, der sie in keiner Hinsicht gewachsen ist. Er wird ihre Heimat, ihr Schutz gegen den Sturm einer unbeherrschbaren Leidenschaft, die ihre noch zarten Lebenswurzeln gelockert hat. So mischt sich in ihre Liebe tiefe Dankbarkeit, die sie ihrer Natur gemäß, mit demütiger, überschwänglich opferbereiter Hingabe entgilt. Das junge Geschöpf jubelt: »Ach Max, liebster einziger Max, sieh, immer wenn ich so allein bin und denke an Deine Liebe, stelle mich Dir so ganz vor wie Du bist, dein ganzes liebes Wesen, sieh, ich habe immer wieder das Gefühl (und es ist nicht übertrieben, gewiß nicht, was Chamisso so schön und w a h r ausspricht): ‚Ich kann's nicht fassen, nicht glauben, es hat ein Traum mich berückt'. Und doch fühl' ich's auch wieder, daß wir uns zusammenfinden mußten, denn ich kann nur durch die feste innige Vereinigung mit D i r ganz glücklich werden.«

Die Art wie ihr väterlicher Freund auf dies Ereignis reagiert, bringt ihr nochmals schwere Bedrängnis. Als sie ihn nach ihrer Verlobung zum erstenmal wieder besucht, findet sie ihn fassungslos. Es erfolgt ein heftiger Ausbruch von Verzweiflung und Wut,

er wirft ihr Undank vor, und daß sie ihn durch Kreuzung seiner Heiratspläne hintergangen habe. Helene fühlt sich an den Grenzen ihrer Kraft. »Wenn ich meinen Max, die Mutter und Euch jetzt nicht hätte, so, glaube ich, stürzte ich mich in den Neckar, daß es jetzt auf einmal so ganz aus ist zwischen dem Onkel und mir. Du kannst Dir nicht denken, wie schwer es mir wurde dies zu ertragen und besonders, weil er mich, wie er diese Dinge ansieht, ganz verachten muß und es auch tut. Du hast mir zwar alles was er darüber denkt, geschrieben, aber so hart wie er es mir sagte, kann er es Dir nicht gesagt haben, jedes seiner Worte ging mir wie ein Dolchstich durchs Herz — und ich fühle sie noch, diese Dolchstiche. Und doch kann ich ihm nicht böse sein, aber ich bedaure von ganzem Herzen, daß er mir, daß er sich so entsetzlich weh tut, denn er war schrecklich weich dabei und weinte wie ein Kind. Ach Ida, den starken Mann weinen zu sehen und ihn doch nicht trösten zu können, denn er wollte ja keinen Trost von mir — ach ich habe schrecklich darunter gelitten. Als ich von ihm fortging kam mir die Welt erst vor wie ein Grab, und wenn ich dann nicht das Bewußtsein gehabt hätte, daß mich so viele Menschen noch so liebten und daß es kein guter Kampf gewesen wäre, den ich gekämpft hätte, ich weiß nicht, was geschehen wäre. — Aber ich dachte an Max, an den Mann, dessen so weites, liebeerfülltes Herz mir gehört.«

Weber ist der Lage gewachsen und ganz bereit, diese schwere Krisis mit seiner Braut zu tragen, er ermöglicht ihr durch sein Verhalten volles Vertrauen: »Für mich ist es eine Wohltat möglichst viel von Dir über dein Verhältnis zu Gervinus zu hören. Ich sehne mich wahrhaft danach, a l l e s mit Dir gemeinsam tragen zu können. Du brauchst nicht zu befürchten, mich durch irgend etwas zu betrübt zu machen, nicht zu denken, ich würde mir zu viel Vorwürfe darüber machen, daß alle die traurigen Wirkungen, alle die bittren Erfahrungen durch mich veranlaßt seien. Ich müßte ja freilich kein Verständnis für die innigsten nächsten Beziehungen zwischen Menschen haben, wenn mich der ganze Vorgang nicht tief ergriffen hätte, wenn mir die Zerreißung eines so schönen Verhältnisses nicht in innigster Seele leid täte für die ganze Familie, für Dich wie für mich selbst und vor allem für G. und zwar für ihn nicht bloß als deinem verehrten und geliebten väterlichen Freund, sondern auch als den Mann, mit dessen Namen ich seit meinen Knabenjahren eine gewisse begeisterte

Marianne Weber, Max Weber.

Verehrung verbunden, auf den ich stets mit Stolz als auf einen der ersten Männer unsres Vaterlandes geblickt habe.« — Helene bedarf dieser Geborgenheit, um nicht dauernd Schaden zu nehmen. Sie ist noch so jung und zart, und ihre Nerven sind schwer erschüttert. Das erste Bild, was sie dem Bräutigam schenkt, zeigt nicht eine 16jährige glückliche Braut, sondern eine schöne, durch Leiden gereifte Frau. Der Empfänger schreibt darüber: »Dein liebes liebes Gesicht schaut mich so ernst an, daß ich fast bange werden könnte, wenn ich nicht wüßte, was alles darin liegt. . . . .«

Der Zustand in der Nähe eines Mannes, der seiner nicht Herr wurde, blieb so unerträglich, daß Helene bald nach ihrer Verlobung für mehrere Monate verreisen mußte. Aber auch nach ihrer Rückkehr ließ sich zu G. eine erträgliche Beziehung nicht wieder herstellen. Noch ein Jahr nach ihrer Verlobung muß sie Weber erzählen, daß ihr sehr bange geworden sei bei einem zufälligen Zusammentreffen in einem Konzert, wo es G. magisch in ihre Nähe gezogen hatte: »Wie gern hätte ich da deine liebe treue Hand so recht fest in der meinigen gefühlt oder deinen Arm um mich und hätte da wieder das selige Gefühl gehabt, daß ich an dieser treuen Brust, an diesem liebewarmen Herzen vor allen Stürmen sicher und geschützt bin und daß da mein Platz ist. Und ich hätte Dich, meinen Prachtmax, auch so gern gezeigt, ich bin ja so schrecklich stolz und eitel auf Dich.« — Mit der verklärenden Kraft ihrer aufschauenden Liebe empfindet Helene ihren unproblematischen Verlobten sogar als den religiös Gefestigten, zu dem sie sich in ihren inneren Kämpfen flüchten kann. Sie nimmt alles so ernst — auch der Eros vermag nicht ihr stetes Ringen um Gott zu verdrängen.

»Es geht mir da innen nicht immer so glatt ab wie es wohl aussieht und in Glaubens- und Religionssachen und in dem festen Vertrauen auf Gott, kann ich noch gar zu viel von Dir lernen, da habe ich mich noch lange nicht zur Klarheit durchgearbeitet. Alles dies ist mir durch den Verkehr mit Gervinus gestört und geraubt worden, und es ist sehr schwer, es sich wieder zu erkämpfen.«

— — — — »Als ich vergeblich einen Ausweg suchen wollte aus all den Verwirrungen, als ich da fast verzweifeln wollte über die scheinbar unüberwindlichen Hindernisse, die sich zwischen meine Liebe, zwischen Dich und mich stellten, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Wo war da mein Halt? Ich glaubte wohl an Gottes Allmacht, an seine Fügungen, aber ich konnte mich

ihm nicht vertrauend hingeben, ich konnte nicht aus innerstem Herzen sagen: Vater nicht wie ich will, sondern wie du willst, und auch nach unsrer Verlobung hatte ich noch nicht wieder gelernt meine Zuversicht auf Gott zu setzen. Da kamst Du mit deinem reinen gläubigen Herzen, und obgleich Du vielleicht nicht wußtest, wie es in dieser Hinsicht in mir aussah, so hast Du doch mit einigen Aussprüchen mir auf den rechten Weg geholfen. Du weißt gar nicht, wie glücklich Du mich dadurch gemacht hast, aber Du mußt es mir glauben, daß ich es zumeist Dir verdanke, wenn ich meinen Gott wieder mehr gefunden habe. Aber nicht wahr, mein bester, einziger Max, Du stehst mir auch bei, daß ich den Mut nicht verliere, wenn ich wie in diesen letzten Zeiten, erfahre, daß ich das Suchen und Anklopfen verlernt habe, ich weiß, Du wirst mir helfen, daß ich dennoch damit fortfahre!«

III.

Woher stammte nun dieser junge Mann? Er besaß ebenfalls ein sehr wertvolles, wenn auch weniger ungewöhnliches Erbgut als Helene. Sein Vater Karl August Weber war Leinenhändler in Bielefeld. Die Familie gehörte schon seit mehreren Generationen zum kaufmännischen Patriziat und wurde durch stolzes Sippenbewußtsein zusammengehalten. Die Vorfahren sollen wegen ihres evangelischen Glaubens aus Salzburg vertrieben worden sein und in ihre neue Heimat den Leinenhandel eingeführt haben. Des Bräutigams Großvater: David Christian Weber wurde Mitbegründer der ersten großen Firma, »Weber, Laer und Niemann«, die den Ruf des Bielefelder Leinens ausbreitete. Als Mitinhaber dieser Firma vermählte sich Karl August mit Lucie Wilmanns, der Tochter eines bedeutenden Arztes aus angesehener Familie. Das Paar bewohnte zunächst ein noch heute vorhandenes, vornehmes Haus im Empirestil und führte darin ein geistig angeregtes Leben. Später als das Geschäft zufolge neuer technischer Erfindungen, auf die sich die gealterten Chefs nicht mehr einstellen konnten, zurückging, mußte eine bescheidenere Existenz geführt werden. — Der Alltag war nach den festgefügten Normen bürgerlicher Honoratiorenkultur harmonisch geordnet, er trug das Gepräge der behaglichen, aber industriell zukunftsvollen Kleinstadt, in die das geistige und politische Leben der Nation nur durch sanfte Wellengänge hineingetrieben wurde. Als die junge Braut zum erstenmal mit ihrer Mutter bei der

neuen Familie zu Gast ist, kommt letzterer Bielefeld so vor »wie ein Städtchen zu Goethes Zeit, als er Hermann und Dorothea besang«. — Der Handel mit hausindustriell erzeugter Leinwand wurde damals noch auf »frühkapitalistische« Art betrieben: Geldverdienen war weder Selbstzweck noch Zeichen der Bewährung, sondern stand vorwiegend im Dienst behaglicher, standesgemäßer Lebensführung. Demgemäß war das Arbeitstempo sachte. Als ein zu Jahren gekommener, aber doch noch nicht alter Mann steht Vater Weber zwar nach guter alter Sitte um 6 Uhr früh auf, arbeitet aber zunächst mehrere Stunden in seinem großen Garten, liest dann öfter den mit Gemüseputzen beschäftigten Frauen »gemütlich« vor und wandelt erst gegen 11 Uhr in sein Kontor. Der Gang zum Dämmerschoppen in die Ressource und eine Flasche guten Bordeaux gehören zum Tageslauf. Dieser Großvater lebte später im Gedächtnis seines Enkels Max als ein höchst liebenswürdiger, gütiger, feiner alter Gentleman, dessen Typus er in seiner Schrift über den kapitalistischen »Geist« festgehalten hat. Die Großmutter schaute mit schönen klugen Augen in die Welt. Die feinen Züge verrieten geistiges Leben. Die Gesinnung des Hauses war religiös. Namentlich die Frauen standen unter dem Einfluß der in Westfalen herrschenden protestantischen Orthodoxie und spannten sich straffer moralistisch an als der weichere Mann.

Den Gästen, die ja ebenfalls tief religiöse Naturen, aber viel freier und dogmatisch ganz ungebunden sind, fällt auf, daß morgens und abends eine gemeinsame Andacht die Hausgenossen vereint. Emilie Fallenstein äußert dazu: »Ich gestehe, daß dies so recht nach meinem Sinn ist, und es ist mir sehr rührend, wenn der gute Max seine Helene so innig und offenbar mit den schönsten heiligsten Vorsätzen für die Zukunft betrachtet, und ich fühle, wir gehören einander an für Zeit und Ewigkeit.« Also Helenens Verlobter gab sich bei seinen Besuchen ohne inneren Widerstand dem religiösen Rhythmus des Elternhauses hin, und in diesem Einklang sah Emilie die sicherste Gewähr für ein Glück ihres Kindes, das ihr selbst versagt geblieben war. »Ich habe es wohl immer gefühlt, aber doch ist es mir mit jedem Tage klarer und beseligender geworden: Unser tiefstes innerliches Streben ist dasselbe, Gott sei Dank! Und in diesem Gefühl lege ich Dir getrost das Glück meines Kindes an's Herz. Ich weiß, Euer Leben wird Gott preisen und den Menschen wohlgefallen. Ein höheres Glück kann es für eine Mutter nicht geben.«

Helene paßt sich mühelos den Sitten ihrer neuen Familie an, liebt ihre Schwiegereltern zärtlich und wird von ihnen geliebt. Sie erlernt bei ihnen mit Hingabe all die geheiligten Regeln bürgerlicher Haushaltsführung. Sie haben hier ein größeres Gewicht als daheim in Heidelberg. Denn die Schwiegermutter ist eine ungewöhnlich lebenskluge Hausfrau, — natürlich von ihren Söhnen den eigenen jungen Frauen als mahnendes Vorbild hingestellt. Die Einweihung in die besondere Art zu kochen und zu backen, die der Mann vom elterlichen Herde gewöhnt ist, gilt ja damals als eine der unerläßlichsten Grundlagen des ehelichen Glücks, das vom Behagen des Mannes entscheidend abhängig zu sein scheint. Helene ist willig sich anzueignen, was nur immer das Wohlsein ihres künftigen Gatten sichern kann; so klingt alles zu freudvoller Harmonie zusammen, und niemand, der das schöne zärtliche junge Paar sieht, zweifelt daran, daß es von Ewigkeit zu Ewigkeit füreinander bestimmt ist. Die klug Beobachtenden bemerken nur eine allzueifrige Dienstwilligkeit und Unterordnung der Braut und eine allzu große Bereitwilligkeit des jungen Mannes, diese Dienste entgegenzunehmen und sich grenzenlos verwöhnen zu lassen. Auch hätte vielleicht ein scharfblickender Seelenkenner, der die Dokumente des inneren Ringens Helenen's mit folgender Lebensphilosophie des Mannes zusammenhielt, bemerken können, daß die Uebereinstimmung der tiefsten Wesensanlage am Ende doch eine Illusion war: eine jener typischen Selbsttäuschungen glücklich Liebender, die Eros mit sich selbst, miteinander und der ganzen Welt in Einklang setzt: »Ich hoffe Du wirst für alle Lebenslagen meinen Grundsatz annehmen, der darin besteht, keine wirklichen S o r g e n , die wir uns in unserer Schwäche gar zu leicht machen, aufkommen zu lassen, sondern in jedem Augenblick das zu tun was recht ist und das feste Vertrauen zu hegen, daß alles so kommen wird, wie es für uns selbst und das Ganze am besten ist. Diese feste Zuversicht habe ich stets gehabt und werde sie mir nicht rauben lassen.« —

* * *

Der junge 24jährige Jurist stand bei der Berliner Stadtverwaltung, redigierte daneben ein liberales Wochenblatt und wurde sehr bald in die aktive Politik verflochten. Die Zeit war äußerst bewegt. Der Prinzregent Wilhelm hatte bei Uebernahme der Regierung ein vorwiegend liberales Ministerium berufen, um zu

bekräftigen, daß es ihm ernst sei mit der Konstitution. »Die neue liberale Aera« sollte beginnen; der Liberalismus durfte auf eine große Zeit hoffen, in der es ihm endlich gelingen werde, seine Staatsideale durchzusetzen. Aber nach verheißungsvollem Beginn geriet bald alles wieder ins Stocken, die Befugnisse der Volksvertretung waren bescheiden, das Herrenhaus blieb Hochburg der Konservativen, die auf Parlamentarismus zustrebende Entwicklung wurde als Umsturz bekämpft. Das wichtigste verfassungsmäßige Recht war die Finanzkontrolle. Im Frühjahr 1862 verlangte das Haus eine wirksamere Form der Bewilligung und Ueberwachung des Staatshaushalts. Die Krone wollte das Gegenteil, denn König Wilhelm erstrebte eine Verdoppelung des stehenden Heeres. Ein schwerer Verfassungskonflikt brach aus, die liberalen Minister wurden entlassen, der Landtag aufgelöst, der König sah sich am Ende seiner Politik. Da ergriff er die Hand des Mannes, den er jahrelang zurückgewiesen hatte: Bismarck wurde Ministerpräsident und wagte es, sieben Jahre lang ohne Budget zu regieren. Unter ihm bereitete sich der preußische Staat auf kriegerische Expansion, Großmachtpolitik und Deutschlands Einigung unter Preußens Führung vor. Das Land war in schwerer Erregung, Bismarck erschien den besten Patrioten als böser Dämon des Vaterlands, als Verderber der Freiheit und Einheit.

Weber erlebt diese aufregende Zeit mit der ganzen Eindrucksfähigkeit der Jugend, der jeder Anlaß zu Kampf und Tat schon an sich Lebenssteigerung bedeutet. Er ist ebensowenig wie Hermann Baumgarten demokratisch, aber entschieden liberal. Als 12jähriger Knabe hat er die 48er Zeit in sich aufgenommen, das Feuer brennt noch: »Die großartigen Eindrücke dieser zwar tumultuarischen aber mit dem Reichtum seiner idealen Hoffnungen und Begeisterung doch einzig herrlichen Jahre auf mein jugendliches Gemüt werden in mir lebendig sein, so lange ich lebe.« — Er gehört nun zur »konstitutionellen Partei«, einer der Fraktionen auf dem rechten Flügel des Liberalismus. Sie will zugleich »ein starkes Königtum der Hohenzollern und volle Geltung der dem Volke verbürgten Rechte«. Als die Neuwahlen zum Landtag vorbereitet werden, wird er Schriftführer des Berliner Zentralwahlkomitees und kommt dadurch sehr früh in Berührung mit bedeutenden und erfahrenen Politikern. »— — — Daß ich hier jetzt eine höchst interessante Zeit verlebe, wirst Du Dir wohl vorstellen können. Ich komme fast mit allen Bezirken des

Staates in Berührung und trete in nahe Beziehungen zu einer Reihe der angesehensten und tüchtigsten politischen Kapazitäten im ganzen Lande. Es kommt mir oft ganz sonderbar vor, wenn ich mich so im Rate all der alten würdigen Herren sehe, die schon seit Dezennien als Kämpen für unser verfassungsmäßiges Leben bekannt sind. ——————— Kurzum ich muß sagen, ich fühle mich recht in meinem Element und die ganze Tätigkeit, die mich in meinen städtischen Arbeiten keineswegs ganz unterbricht, macht mir außerordentliches Vergnügen.« —

* * *

Als die jungen Leute sich nach zweijähriger Brautschaft vereinen dürfen, werden sie sonnig glücklich. Sie lieben sich mit ganzer Kraft. Die junge Frau ist überschwänglich dankbar. Noch nach mehrjähriger Ehe schreibt sie ihm: »Keine der Schwestern hat es doch so gut wie ich. Keine kann in allem so ganz ein Herz und eine Seele sein mit ihrem Liebsten, wie ich es kann, wenn ich nicht gerade ‚dumm' bin, und neulich als Ida zufällig sagte: Ja, siehst du, das Ideal was man sich geträumt hat wird einem doch nie erfüllt — da konnte ich mich kaum enthalten ihr zu sagen, wie m e i n Ideal erreicht, ja wie ich nie gedacht und geglaubt, daß mir dummen Ding ein solcher Reichtum in Dir vorbehalten sein könne!« — Weber bekleidet jetzt eine Magistratsstellung in Erfurt. Der behagliche Lebensrhythmus der Provinzstadt, und der bescheidene Zuschnitt des eigenen Haushalts gönnen dem Paar noch Muße um von Herzen jung und froh zu sein. Ein Kreis guter Freunde findet sich herzu, und jeder ist von dem Liebreiz der Frau und der frischen anspruchslosen Lebensfreude des Mannes hingerissen. Als Emilie Fallenstein ihre Kinder besucht, hat sie den freundlichsten Eindruck: »Helene ist als Hausfrau so recht in ihrem Element, nur nimmt sie die Sachen bis jetzt etwas schwer, besonders die Oekonomie — das wird sich aber schon geben und ist eigentlich nur ihre übertriebene Gewissenhaftigkeit, denn praktisch i s t sie von Natur.« — Für die Pflege geistiger Interessen sind die jungen Leute auf sich selbst angewiesen. In Erfurt herrscht geistige Windstille, verglichen mit der bewegten Heidelberger Luft. Angeregt durch Ida Baumgarten, vertieft sich Helene in die Schriften der undogmatischen englischen Theologen Parker und Channing, und es gelingt ihr in den ersten Ehejahren ab und an auch den Gefährten in den

Tiefgang ihres Innenlebens mit hineinzuziehen. 1867 schreibt sie an Ida: »Max und ich haben unser Osterfest dadurch gefeiert, daß wir zusammen einige Parkersche Reden gelesen, die Max auch außerordentlich gefallen haben, die über das Ideal einer christlichen Kirche, dann über den Glauben an die Unsterblichkeit, die wirklich ganz besonders schön und überzeugend ist und die über das Verhältnis Jesu zu seiner und allen Zeiten. Max hat nur immer so viel zu tun und Zeitungen und derlei zu lesen, daher kommt er sehr schwer dazu, etwas andres vorzunehmen, so sehr es ihn auch interessiert. — — — — — Hier in Erfurt ist man in bezug auf derartiges ganz tot. Da interessiert sich keiner oder doch nur ein sehr kleiner Kreis, dem die Theologen aber nicht angehören, für so etwas, da weiß man nichts von den Bestrebungen des Protestantentages und viele wollen nichts davon wissen, sie halten es für radikal und nicht vereinbar mit ihren Ansichten sich dafür zu interessieren. Ich sage Dir: alle die Theologen bei Euch und in Heidelberg sind eine wahre Erquickung gegen die hiesigen, da ist doch Leben, sie arbeiten und forschen doch selbst und kauen nicht immer das alte nur wieder, wie hier. — — — Es muß erst noch für diese Zeit ein gewaltiger Mann kommen, um die Träumenden zu wecken — — — und Parker könnte wohl in demselben Verhältnis zu ihm stehen wie Johannes der Täufer, ihm den Weg bahnend.« — Man sieht: die 23jährige junge Frau, die an der Seite eines geliebten Mannes mit zwei kleinen Kindern schon ein reich erfülltes Diesseitsleben führt, hat dieselben intensiven religiösen Interessen wie früher. Daß sie auch sonst durch den Reichtum ihres Glücks und die Atmosphäre von Liebe und Bewunderung um sie her nicht verändert wird, zeigen folgende Zeilen an die vertraute Schwester: »Ich glaube, es würde mich jetzt noch schrecklich entmutigen zu sehen, was man alles durch einen starken Willen fertig bringen kann und in mir nicht die Kraft zu fühlen, es nachzuahmen. Manchmal meine ich doch in manchem seit meiner Verheiratung weitergekommen, einen kleinen Fortschritt gemacht zu haben, und dann kommen immer wieder Tage, wo man sieht, wie trotz der guten Vorsätze alles beim Alten bleibt. — Max darf ich von solchen Stimmungen aber nichts sagen, er lacht mich zwar nicht aus, findet es aber ganz unnötig solche Gedanken zu haben und will es nicht zugeben.« Seltsam! Trotz ihrer wunderbaren Veranlagung zum Gutsein — oder vielleicht gerade deswegen? — durchziehen auch

ihr Leben, wie das ihrer so viel zarteren Mutter, schwere Kämpfe mit sich selbst. Helene mißt sich immer am Absoluten und verlangt sich in jeder Lage das Aeußerste ab. Deshalb tut sie sich niemals genug und fühlt sich vor ihrem Gott immer unzulänglich. Und stets bereit die Verantwortung für alles auf sich zu nehmen, was anders geht, als es soll, trägt sie schwer an jedem Versagen, obwohl dessen Ursache niemals moralischer Mangel ist, sondern nur Mangel an Klugheit oder Nervenkraft. Sie, der die Herzen der Menschen zufliegen, hat einen Lieblingsvers, mit dem sie oft ausdrückt, wie sie über sich selbst denkt: »Bist du am Stock ein Röschen, Gott danke für und für; bist du am Stamm ein Möschen, so dank' ihm auch dafür.« Helene — für andere eine herrliche Rose, sieht sich selbst nur als bescheidenes Moos, wenn sie ihre eigenen mit den Leistungen anderer vergleicht. Und statt ihrer Schönheit und strömenden Liebeskraft von Grund aus froh zu sein, stößt sie sich immer aufs neue mit demutsvoller Entsagung an den Schranken ihres Wesens. —

Eigentümlich mutet auch an, daß schon die 24jährige Frau einen Wunsch äußert, den sie später oft wiederholt: »Ida, daß Du mit mir auch so gleich über den Reiz des A l t s e i n s denkst, das hat mich so gefreut und ist mir im Sinn geblieben — sie haben mich gerade über diese Schwärmerei ausgelacht.«

Wie mag es kommen, daß diese junge Frau mitten im Glück und im Aufstieg der eignen Kraft sich öfter in die Stille des Alters sehnt? Spätere Andeutungen lassen den Grund vermuten: Sei es, daß ihre Natur, wie die ihrer Mutter, unsinnlich veranlagt war, sei es, daß ihr religiöses Gefühl sich dagegen aufbäumte, sei es, weil das schwere Jugenderlebnis ihr diese Sphäre für immer mit Makel behaftet hatte — genug, die körperliche Seite der ehelichen Gemeinschaft war ihr keine Quelle der Freude, sondern ein schweres Opfer, und zugleich S ü n d e, gerechtfertigt nur durch die Zeugung der Kinder. Deshalb ersehnt sie mitten im Jugendglück öfter das Alter als die Zeit der Befreiung von diesem »Dienst«. Aber bis dahin ist weit, und inzwischen schenkt ihr das Mutterwerden immer neues erdhaftes Glück. Jedes Kind wird ihr ein Gottesgeschenk, an jedem entfaltet sich ihre Liebe reicher.

ZWEITES KAPITEL.

ELTERNHAUS UND JUGEND.

Dem Ehepaar Weber wurde ein Jahr nach seiner Heirat, am 21. April 1864 der erste Sohn geboren. Er erhielt den Namen des Vaters. Ihm folgten in zweijährigen Abständen sieben Geschwister, von denen zwei kleine Mädchen starben. Vier Söhne und zwei Töchter kamen zur Reife. Der Aelteste trug in Erinnerung, daß er sich in der Kindheit als »Stammhalter« gefühlt und tief von dem Vorrecht der »Erstgeburt« durchdrungen war — eine Empfindung, die sich früh in Mitverantwortlichkeit für die jüngeren Geschwister umsetzte. Seine Geburt hatte Helene einen schwierigen Kampf gekostet, der Kopf des Kindes war übergroß, die Wöchnerin fieberte und konnte den Erstgeborenen nicht, wie alle Geschwister, stillen. Der Säugling wurde deshalb einer anderen Mutter an die Brust gelegt, der Frau eines sozialdemokratischen Tischlers; im Waschkorb unter dessen Hobelbank verträumt er seine ersten Wochen. Als sich später seine soziale und demokratische Gesinnung, entgegen dem politischen Vätererbe, durchsetzt, heißt es scherzhaft in der Familie: »Max hat seine politischen Anschauungen mit der Ammenmilch eingesogen.« —

Mutter und Großmutter erstaunen über die frühe Selbstgenügsamkeit und spielende Versenkung des Kleinen, der niemand zu brauchen scheint. Emilie erzählt anschaulich über den $2^1/_2$jährigen: »Er spielt zwar meistens für sich, aber die Spielsachen oder vielmehr die Reste davon: Garnröllchen, Stückchen Holz und alles mögliche leisten ihm Gesellschaft in einer Weise, wie ich es noch bei keinem Kinde gesehen habe. Er hat z. B. diesen Morgen erst einen Bahnhof aus seinen Klötzchen erbaut und einen Zug von kleinen Wagen mit Gütern und Passagieren hineingestellt und oben auf die Lokomotive einen langen Papierstreifen, der oben breit, unten dünn war, gelegt, den Rauch vorstellend und dann sich über den dicken langen Rauch verwundert

und auch uns zur Verwunderung aufgefordert. Nachher wurden aus den Klötzchen, vermittelst eines Fußschemels und der Papierstreifen eine Saline mit vielen Fahnen oben d'rauf — alles eigne Erfindung und mit Erinnerungen an Pyrmont verwebt. So spielt er stundenlang und schwatzt dabei fast unaufhörlich.« Das Kind spaziert häufig über eine Bahngeleisüberführung, wo ihn weißer Rauch der unten rangierenden Lokomotiven geheimnisvoll einhüllt. Das Eisenbahnspielen beschäftigt ihn lange, und als er — vierjährig — mit der Mutter nach Belgien fährt, macht ihm der Anblick einer verunglückten Lokomotive nachhaltigen Eindruck, den er bei späterem Passieren derselben Strecke in folgenden Zeilen festhält: »Bei Verviers erinnerte ich mich des ersten »erschütternden« Ereignisses meines Lebens: der Zugentgleisung vor nun 35 Jahren. Das Erschütternde dabei war mir nicht alles das was vorging, sondern der Anblick eines dem Kinde so erhabenen Wesens wie eine Lokomotive wie ein Betrunkener im Graben liegend — die erste Erfahrung von der Vergänglichkeit des Großen und Schönen dieser Erde.«

Bald ist der Knabe schwer gefährdet. Er erkrankt an einseitiger Meningitis, die jahrelang Neigung zu Krämpfen und Kongestionen hinterläßt. Er schläft nun in einem Bett mit gepolsterten Wänden. Die Gefahr der Verblödung oder des Todes umdunkelt das zarte Leben, — ein tiefer Schatten auf Helenens Glück. Rückschauend auf jene Zeit schreibt sie: »Jedem leichten Genießen war ein Ende gemacht, mir dafür aber auch die tiefinnerste Freudigkeit gegeben, meinen Mutterpflichten mit Hintansetzung alles andern genügen zu wollen.« Die junge Mutter trägt nun immer Sorge um das Kind, sie verläßt nie das Haus, ohne zu sagen, wo sie zu finden sei. Ihre ohnehin ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit steigert sich durch die mehrjährige Sorge um den Erstling zu grenzenloser Aufopferung auch für alle späteren Kinder. Sie kann nie mehr verstehen, daß Mütter ihre kleinen Kinder länger als stundenweis am Tage oder gar nachts fremden Händen anvertrauen; Reisen der Eltern ohne sie gilt ihr als leichtfertiges »Gott-Versuchen«. Trotzdem werden ihr zwei Kinder entrissen — schicksalshafte Ereignisse, wie wir bald sehen werden.

Während jener Krankheit wächst der Kopf des kleinen Max auffällig, indes die Glieder von mädchenhafter Zierlichkeit bleiben. Der Arzt prophezeit entweder einen Wasserkopf oder aber, daß unter dem sich wölbenden Schädeldach künftig sehr Vieles

Platz fände. — Allerlei nervöse Aengste sind Folgeerscheinung. Helene berichtet über den Vierjährigen: Seine nervösen Sonderbarkeiten und Aengstlichkeiten nehmen allmählich etwas ab, er geht doch jetzt mit einem Auftrag von mir vom Garten aus allein ins Haus hinauf und wieder hinunter, was er noch vor ein paar Wochen durchaus nicht tat, besonders auch weil er dabei über den Hof muß, wo es Hühner gibt, die ihm unheimlich zu sein scheinen — — — auch mit anderen Kindern zusammen macht er sich jetzt besser.« Als die Mutter den Fünfjährigen in der Ueberzeugung, ihn dadurch zu kräftigen, in Borkum auf ihren Armen mit in die See schleppt, ist das Geschrei alltäglich so groß, daß die Badegäste das Einstellen der Prozedur verlangen, und noch der Erwachsene hatte die Schrecknisse dieser Exekution nicht vergessen.

* * *

Im Jahre 1869 beginnt ein neues Kapitel.

Weber senior wird als besoldeter Stadtrat nach Berlin berufen und beginnt bald danach auch seine parlamentarische Laufbahn als nationalliberaler Abgeordneter. Zeitweilig bekleidet er ein Landtags- und ein Reichstagsmandat. Die Familie bezieht zunächst eine Mietswohnung, dann bald eine hübsche kleine Villa mit einem einen Morgen großen Garten draußen in Charlottenburg, Leibnizstraße 19, am Rande der Stadt. Dort sind die Kinder der Großstadt entzogen. Sie wachsen fast wie auf dem Lande auf, in Sonne und Freiheit. Der Garten mit dem liebevoll und wichtig gepflegten Obst und Gemüse, mit Hühnern und Katzen ist eine Quelle der Freude. Die Familie wächst, und das vom Kreislauf der Großstadt und der Politik durchpulste Leben wird nun schnell ein breiter, rasch fließender Strom, in dem nur durch äußerste Willensanspannung Stunden der Sammlung zu erhaschen sind. Helene findet es zunehmend schwerer, dem Manne ihre eignen geistigen und religiösen Interessen nahe zu bringen — denn sie sind ihm im Grunde kein Lebensbedürfnis, und das Weltleben, Amt, Politik, Geselligkeit fordern ihn für sich. Er hat nun den ganzen Tag Sitzungen, macht Wahlreisen, reist in den Ferien viel allein und später mit den Kindern und erwartet von seiner Häuslichkeit, als deren selbstverständlicher Mittelpunkt er sich fühlt, das Glück der Liebe, aber auch Komfort und Bedienung. Helene hat ein überreiches Tagewerk. Immer

liegt ein »Kleines« in der Wiege, und ihre Körperkraft scheint mit jeder neuen Aufgabe zu wachsen. Sie läßt sich die Pflege der Säuglinge von niemand abnehmen und überwacht übergewissenhaft auch die Entwicklung der Schulkinder. Dabei versteht sie es nicht, schwere Arbeit auf die Schultern der Dienstboten zu schieben, dazu fehlt ihr organisatorisches Geschick, aber auch die Absicht: »Ich kann nicht andere für mich arbeiten lassen.« Als junge Frau wäscht sie früh morgens um 6 Uhr schon die Windeln der Kinder, und bis ins hohe Alter belädt sie sich mit häuslicher Arbeit jeder Art — man findet sie sogar auf dem Hausdach, wenn etwa der Schnee die Rinnen verstopft hat. Sie kann alles, beherrscht jede Verrichtung — ihre Glieder regen sich mit Lust und anmutiger Kraft, gesteigertes Lebensgefühl belohnt das weibliche Tun; besonders schön ist ihr weitausschreitender Gang. Doch zu Hause geht sie nicht, sondern springt — treppauf treppab, um Mann und Kinder zu bedienen — Maria und Martha in einem. Draußen in der Stadt springt sie auf die im Galopp vorbeisausende Pferdebahn und wieder hinunter — damit die Pferde nicht ihretwegen die schwere Mühe des Anziehens haben. Daß sie auch den Nichten diese Praxis zumutet, erregt denn doch Bedenken bei deren Müttern. Die Dienstboten, die sie gütig bevormundet, erleben infolge von Helenens Tatkraft selten die Befriedigung eigner Verantwortung.

Der Haushalt wird zunehmend schwierig, weil Weber sen. zu ganz unregelmäßigen Zeiten zum Essen kommt, die Geselligkeit wächst, regelmäßige Einladungen der Abgeordneten gehören zu den Berufspflichten des Vaters. Helene verbraucht täglich ihre ungewöhnlichen Kräfte bis zur Erschöpfung: Es wiederholt sich in zahllosen Briefen: »Abends ist mir immer der Kopf so dumm.« Als die Kleinkinderepoche vorbei ist, pflegt sie sich mit 5—6stündigem Schlaf zu begnügen, dafür überfällt sie am Tage oft unwiderstehliches Schlafbedürfnis. Im Jahre 1875, als sie 31 Jahre alt ist und schon sechs Kinder geboren hat, beschreibt sie ihren Tageslauf folgendermaßen: »Um 6 Uhr wird also aufgestanden, etwas nach 7 Uhr gefrühstückt, nachdem (der kleine) Max geübt hat. Nachdem er dann mit Frühstück versehen zur Schule befördert ist, und auch die Butterbrote für die andern und meinen großen Max gestrichen, die Lampen gemacht, die Lebensmittel herausgegeben sind, ist's ziemlich 9 Uhr geworden. Dann stecke ich die Kleine, die sich bei mir um 6 Uhr noch eine Mahlzeit geholt hat, in ihr Bad. Dann

ist gewöhnlich der Vater Max bei seinem Frühstück, wenn ich herunterkomme. Ich trinke dann noch eine Tasse mit, gucke geschwind in die Zeitung, weil ich sonst doch gar nicht zum Lesen komme und suche noch ein kleines Schwätzchen mit Max zu halten, den ich in dieser sitzungsreichen Zeit ja sonst gar nicht zu sehen bekomme. Dann geht's wieder in die Küche oder es ist sonst im Hause zu tun. Um 12 Uhr wird die Kleine gefüttert, und auch die Jungens bekommen eine Abschlagszahlung auf unser spätes Mittagessen um 3 oder 4 Uhr. Um besagte Stunde essen wir. Vater Max aber kommt meist viel später, wo ich dann nach Kräften noch etwas für ihn zurecht braue. Um 7 Uhr Abendessen der Kinder. Bis Max (jun.) auch im Bett und unser Abendessen beendet, ist es neun Uhr geworden, und dann bin ich zu gar nichts Rechtem mehr zu gebrauchen, besonders wenn mein Mann nicht zu Hause ist. Und so vergeht der Tag und ich frage mich dann: Was hast du zustande gebracht außer für's liebe Essen und Trinken gesorgt und die Kleine gewartet?«

Einige Jahre später schildert sie die Kinderwirtschaft — es sind nun sechs am Leben — sehr anmutig: »Die Kinder sind alle zur Ruhe bis auf Max (jun.), der in der Nebenstube noch übt, da will ich die ruhige Zeit vor dem Schlafengehen noch benützen, Dir mal wieder ein Wörtchen zu schreiben. So ein klein Ding wie meine Lili hält einem den ganzen Tag in Atem, besonders wenn man alle zwei Stunden den kleinen hungrigen Magen noch selbst befriedigen muß. Ist sie satt, dann liegt sie still in ihrem Wagen und spielt mit den kleinen Fingerchen und streckt vor Eifer dabei die Zunge weit zum Munde heraus. Auch ordentlich zufassen und kratzen kann sie schon. Arthur zeigte mir neulich ganz stolz eine Schmarre, die sie ihm auf die Backe gekratzt. Der kleine dicke Stumpen ist überhaupt gar zu amüsant und zärtlich mit der Kleinen, er kann's kaum lassen ihr fortwährend die Händchen zu küssen und singt sie mit den schönsten Liedern an. So gestern: »Mein Herzchen, mein Schätzchen, mein Kätzchen bist du, du bist mir treu gesinnt.« Und vorgestern, als sie schrie, suchte er sie damit zu beruhigen, daß er ihr in tröstendem Ton immer vorsagte: »Ja Schwesterchen Du bist brav, und wenn Du schreist, dann bist Du auch brav, und wenn Du Dich naß machst, bist Du doch brav — wahrscheinlich in Gedanken daran, daß i h m ein gleiches Betragen nicht mehr als Bravheit angerechnet wird. Mädi betrachtet sich schon mehr als erwachsene Schwester, hilft das

Kleine einschläfern; wickelt das Wickelband hübsch auf, und alle Jäckchen, die zu klein werden oder Hemdchen, die sich nicht mehr flicken lassen wollen, annektiert sie für die Zeit, »wo ich selbst eine lebendige Puppe haben werde«. — Max bekommt jetzt immer mehr das Aussehn eines angehenden Studenten, er hat zu meiner großen Freude etwas mehr Umgang auch im Hause mit seinen Altersgenossen, von denen sich mal der oder jener zum Mittagessen oder Kaffee einstellt. Zweimal die Woche übt er sich im Fechten, und wenn ich auch nicht sehr für diese Vorübung zum Duell eingenommen bin, so ist's ihm doch sehr gesund, da er sonst jeder anderen körperlichen Ausbildung wie Schwimmen, Turnen, Schlittschuhlaufen abhold ist. Der Karl ist noch derselbe Luftikus, doch ist er wenigstens in seinen häuslichen Schularbeiten etwas sorgsamer und selbständiger und macht mir dadurch das Leben nicht mehr so schwer. Er hat noch immer zur rechten Zeit so komische Einfälle und Ausreden, daß er einen damit im größten Zorn entwaffnet. So neulich, als er zum so und so vielten Male mit zerrissenem Hosenboden erschien und ich schließlich ärgerlich wurde, sagte er voller Entrüstung: »Dafür kann ich nichts, die Bänke sind so schlecht, da bekommt man noch dazu Splitter in die Beine, das kommt davon, weil man beim Herunterkommen immer so schnell rutschen muß, die die heraufkommen, können immer ruhig gehen, aber wenn wir nichts wissen, heißt's immer: „Geschwind Einen herunter", und davon rutschen sich die Hosen so ab; Du könntest wohl zum Direktor gehen und Dich darüber beschweren.« Da bei ihm das Herunterkommen eine große Rolle spielt, hätte ich freilich das größte Anrecht mich zu beschweren! — Der Alfred ist im Haus der liebenswürdigste und auch am besten zu gebrauchen. Er versteht es ganz nett mit der Kleinen und ist sehr stolz darauf, daß er sie neulich mal in Schlaf getragen. — — —«

Helene verliert jedoch inmitten des Wirbels der Arbeit keinen Tag das Bedürfnis nach innerer Sammlung und betrachtet als ihre mütterliche Hauptaufgabe nicht die Körperpflege der Kinder, sondern ihre geistige Leitung. Aber wie schwer wird es, dies dem fordernden Tage abzuringen, wie schwer auch nur der Kinder froh zu werden! »Ach könnte ich mir doch mehr ruhige Zeit zum Genießen der Kinder verschaffen! Ich werde aber jetzt mit allen Kräften darauf hinarbeiten, denn ein Wort von Dir ist in dieser Beziehung zündend für mich gewesen: daß man dem A u g e n-

b l i c k sein Recht lassen, nicht immer nur für künftig leben und arbeiten soll. Immer in der Hoffnung auf eine dadurch zu erlangende Zeit der Ruhe und des Genießens von Mann und Kindern hab' ich gearbeitet und wie bitter hab' ich's schon damals empfunden in der Zeit vor Weihnachten, wo ich bei unsrem unregelmäßigen Leben, bei den vielen Besorgungen mich immer freute auf die Weihnachtstage und Ferien, wo ich die Kinder mal wieder recht genießen wollte. Und dann — — —« Ja, dann starb gleich nach den Weihnachtstagen des Jahres 1876 ein vierjähriges Töchterchen von großer Lieblichkeit. Es war der erste tödliche Schmerz, der Helene nach 13jähriger glücklicher Ehe traf.

* * *

Sie hatte schon in den ersten Ehejahren ein Kindchen verloren, die kleine Anna. Diese gehörte der Erde nur wie ein schnell schmelzendes Schneeflöckchen an und ließ deshalb leichtere Spuren in der Seele der Mutter zurück. Die vierjährige Tochter: »Helenchen«, war schon ein bezaubernder Mensch, und die Tage des Leidens verliehen ihr frühe Vollendung. Am Weihnachtsabend hatte das Kind noch sein Verschen gesagt — mit etwas belegter Stimme, am anderen Tag zeigte sich die tückische Diphtherie. Die Stunden am Bett des ergeben sterbenden Lieblings gruben sich dem Gemüt der Mutter für immer ein. Sie rebellierte nicht, dazu war sie zu fromm; sie fügte sich, aber die Erde, der das Kind nicht mehr angehörte, veränderte ihr Antlitz. »Der Frühling bringt mir keine Blüten, denn meine Rosenknospe ist gebrochen«. — Sie litt tief und sehnsüchtig, ja sie sehnte sich dem Kinde nach in die ewige Ruhe, gestand sich aber, der übrigen wegen, das Recht darauf nicht zu. — Noch in anderer Hinsicht wurde das Geschehnis zum schicksalsvollen Lebensabschnitt. Der Vater des Kindes, zuerst mit ihr tief erschüttert, ließ bald die auf Tod und Leben ringende Mutter allein. Es gehörte zu seiner, zahllosen Männern eignen Natur, sich nachhaltigem persönlichem Leiden zu entziehen, sich nicht lange in seiner Lebensfreude stören zu lassen: »Er ging nicht mit«. Damit tat sich für Helenens Bewußtsein zum erstenmal ein deutlicher Spalt auf in ihrer inneren Gemeinschaft, der sich nie wieder schließen sollte. Die kämpfende Frau ist zu selbstlos, traut sich auch nicht zu, den Gatten in ihre Schmerzenswelt hineinzuziehen. Sie verhüllt sich vor ihm und

teilt ihren Gram mit den fernen Schwestern. — Was sich in ihr schon länger vorbereitet haben mag, tritt nun über die Schwelle des Bewußtseins: die Klarheit darüber, daß der Geliebte ihrer Jugend aus ganz andersartigem Seelenstoff gebildet ist als sie selbst, und daß sie und das Schicksal ihn nicht wandeln können. Und trotz ihrer sonst immer zur Selbstverkleinerung neigenden Bescheidenheit trägt sie an das Gefühlsleben anderer doch instinkthaft unerschütterliche Maßstäbe heran, denen ihr Mann nicht Genüge tut. — Helene hüllt sich in den Schleier der Entsagung und inneren Einsamkeit, und es beginnt die unaufhaltsame Entfremdung von ihrem Gatten. Der Glaube ihrer Mutter an die übersinnliche Verbundenheit dieses Paares erwies sich — ebenso wie einst in deren eigner Ehe — als Täuschung. — Im Lauf der Jahre, namentlich von der Zeit an, als sich durch Helenens mütterliches Erbteil die äußeren Verhältnisse weiteten, entfaltete sich in Weber das Bedürfnis seiner Kreise nach innerem und äußerem Komfort, nach behaglichem bourgeoisen Lebensgenuß, geselliger Repräsentation u. dgl. Er wollte nicht leiden. Die Frau an seiner Seite aber wuchs langsam von ihm fort in ihre eigne Tiefe hinein und in neue Interessen, die er nicht teilte. Er bemerkt zunächst nicht, daß sie in einer andern Ebene als er selbst lebt, denn sie dient ihm wie zuvor in liebender Unterordnung.

Als alte Frau schob sich Helene selbst die Verantwortung dafür zu, daß sie ihren Gatten nicht mitgenommen hatte in ihre Welt. Lange nach seinem Tode schrieb sie an ihre erwachsenen Kinder: »Es kamen die Verluste der Kinder, die ich teils durch die Verhältnisse, teils weil es der von Gesundheit und Lebensfreudigkeit erfüllten Persönlichkeit meines Mannes widerstrebte, den Schmerz des Sterbens mit mir zu durchleben, ganz allein durchkämpfen mußte, und mir dabei meinen Gottesglauben erkämpfen und mein Interesse für alle religiöse Entwicklung, das er nicht teilte. Ich hielt es damals für Rücksicht, für Gott gewollte Entsagung, daß ich mein Leid allein trug und ihn nicht gegen seine Natur zwang, mitzugehen — und es war Feigheit: die Angst, in diesem Schwersten, Innersten mißverstanden zu werden, und ich ahnte nicht, wie ein inneres Sich-auseinanderentwickeln daraus folgte. Denn ich war damals dennoch so glücklich, daß ich oft nicht begriff, wie die Menschen um mich so trüb und ernst drein schauen konnten. Mir sollte es jeder ansehen, daß das Leben nicht so war.« —

Marianne Weber, Max Weber

Helenes vitale Kraft und religiöse Demut bestehen das Leiden dieser Zeit. Es blüht ja auch immer neues hoffnungsvolles Leben um sie auf — sechs wohlgestaltete begabte Kinder — und da sie auch die Kinder ihrer Schwestern wie eigene in ihr Herz schließt, kann ihre Liebeskraft immer breiter ausströmen. Aber sie weiß, was das Leben birgt, und sie gewinnt hinfort jedem Tod einen Sinn ab. Wenn das Leiden anderer sie durchbebt, so schöpft sie Trost daraus, den kleinen Liebling vor dem Erdenkampf geborgen zu wissen. »Sieht man so furchtbares Leiden und das noch schwerere, was ein Mensch dem andren ja oft nur aus der Unmöglichkeit, sich in sein Denken und Fühlen zu versetzen, antut, und wie dadurch das Beste im Menschen und an dem was er auf dieser Welt gewollt und gesollt hat, vernichtet wird, so kann uns der Gedanke an ein nur dem Glück und der Freude am Dasein geweihtes junges Leben, was in diesem ungebrochenen Gefühl der Erde entrückt worden ist, ein wirklicher Trost sein. Die Erinnerung an das stille friedevolle Gesichtchen meiner kleinen Helene hat mich in allen mir innerlich schweren Zeiten immer als solches begleitet, und doch habe ich so wenig Ursache zu klagen, daß mir das Leben schwer gemacht wird, außer durch das Gefühl, so wenig das erfüllen und so wenig das sein zu können, was ich selbst von mir fordere und was mir jetzt besonders meinem Sohn Max gegenüber so schwer wird.« — Was mit diesem im Jahre 1880 geschriebenen Hinweis auf ihr Verhältnis zum Erstgeborenen gemeint ist, wird klar, wenn wir dessen Entwicklung nachgegangen sind. Wir wenden uns jetzt zu ihm zurück.

* * *

Mit der Uebersiedlung nach Charlottenburg füllt sich die Luft des Elternhauses immer dichter mit politischen Interessen, die von den jungen Söhnen begierig eingesogen werden. Der Vater hat jetzt als Stadtrat von Berlin das Bauwesen unter sich. Er setzt die schöne Baumbepflanzung der Straßen durch. Im preußischen Landtag ist er Referent der Kultusabteilung der Haushaltskommission. Rednerische Begabung fehlt ihm, deshalb ist er kein leitender, aber ein kluger, urteilsfähiger Politiker. Im Hause verkehren teils freundschaftlich, teils bei den üblichen »Gesellschaften« die Führer der nationalliberalen Partei, der edle Bennigsen, der bewegliche Miquel, dazu andere politisch gewichtige Persönlichkeiten, u. a. der Abgeordnete Rickert, ferner Friedrich

Kapp, ein demokratisch-liberaler Politiker älteren Typus, dessen Tod eine schmerzliche Lücke in den Freundeskreis reißt; dann der Finanzminister Hobrecht und dessen Bruder, ein dem Dezernat Webers eingefügter bedeutender Architekt, Legationsrat Aegidy, zugleich akademischer Lehrer und Amanuensis von Bismarck im Auswärtigen Amte, Julian Schmidt, der originelle Literarhistoriker als naher Freund, ferner die Sterne am Gelehrtenhimmel: Dilthey, Goldschmidt, Sybel, Treitschke und Mommsen. — Aus diesem Kreis gehören einige zu den die geistige Kontur ihrer Zeit bestimmenden Gipfeln. — Die Söhne des Hauses, für die sich die näheren Freunde der Eltern, vor allem Kapp, Julian Schmidt, Aegidy lebhaft interessieren, empfangen durch diesen Verkehr vielseitige Anregungen. Schon als Halbwüchsige dürfen sie bei den Abgeordnetenessen nach Tisch die Zigarren anbieten und erhaschen von den politischen Disputen, was ihnen irgend zugänglich ist. Namentlich den beiden Aeltesten, Max und Alfred, werden dadurch früh politische Fragestellungen nahegebracht und die Eigenart politischen Getriebes veranschaulicht. Dazu kommen die täglichen Mitteilungen des Vaters über die Vorgänge in Parlament und Fraktion und die Führer der hohen Politik, vor allem Bismarck, den die Nationalliberalen damals sehr verehren. Was der junge Max derart an werdender Weltgeschichte unmittelbar in sich aufnahm, bewahrte sein Gedächtnis noch nach 40 Jahren mit gegenwartswarmer Frische. Schon der Ausbruch des Krieges von 1870 hatte sich ihm unvergeßlich eingeprägt. Der Sechsjährige erlebte ihn an derselben Stätte wie später den Ausbruch des Weltkriegs, im großelterlichen Hause am Neckar, wo die Eltern die Sommerferien verbrachten. Die ungeheure Spannung vor der Entscheidung, der naive Glaube an die Gerechtigkeit der eignen Sache, der freudige Ernst eines opferwilligen, kriegerischen Volkes, das sich seine Großmachtstellung erringen will — dann der überwältigende Siegesjubel und das stolze Hochgefühl der endlich errungenen Einheit des Reichs — all' dies nahm das Kind mit voller Wachheit in sich auf und wurde davon für's Leben geprägt. — Dann kam die Schulzeit in Charlottenburg. Die Nachwirkungen der Krankheit sind überwunden, aber der kleine Max fühlt sich als schwächliches schmächtiges Bürschchen, schüchtern und ungewandt in allen Leibesübungen — sein dünner Hals scheint Mühe zu haben, den großen birnenförmigen Schädel zu tragen. Dagegen wird das Schulpensum

mühelos bewältigt, und darüber hinaus regt sich schon früh die geistige Aktivität und ein selbständiger Wissenstrieb. Die Mutter erzählt von dem Neunjährigen: »Max ist sehr in Geschichte und Genealogie vertieft«, und die Großmutter: »Max hat schon ein höheres Streben, das Latein spricht ihn sehr an, und er freut sich täglich von neuem über die Vokabeln und ist glücklich, wenn man sie ihn überhört, hat auch noch nie ein Wort mit einem andern verwechselt. Das Schreiben ist ihm seitdem aber langweilig geworden, und er schmiert sein redliches Teil, auch die Hände kriegen viel davon ab, und es scheint ihm ziemlich einerlei, welchen Eindruck seine äußere Erscheinung macht; das und daß er mit den Nachbarkindern herumtollt und rote Backen bekommen hat, ist erfreulich. Dabei findet er doch Zeit nachmittags $^1/_2$ Stunde Klavier zu üben, was er seit kurzem bei einem hiesigen Lehrer angefangen hat und mit Leidenschaft betreibt, seine Finger sind geläufig und sein Gehör scheint gut.«

Der Knabe schreibt offenbar nicht ungern Briefe; sind die Eltern fort, so bekommen sie chronikartige Berichte, reist er selbst mit dem Vater, so erhält die Mutter eingehende Schilderungen. Es ist die Form, in der er schon das Geschaute und Erlebte festhält und hinstellt. Diese Kinderbriefe enthalten sehr selten etwas über ihn selbst, aber viel vom häuslichen Leben und von der schönen Welt draußen, die er begierig in sich aufsaugt. Man hört die originellen anmutigen Aussprüche der kleinen Geschwister, begleitet ihr Schulleben, spürt den Duft des sommerlichen Gartens, in dem die liebevoll gehüteten Früchte reifen, Hühner gackern und zahllose Katzengeschlechter ihr Wesen treiben. Der 12jährige schreibt:

»Wichtige Nachricht! Junge Katzen!! Schon vor 14 Tagen hat die rotgelbe Katze auf Zerbe's Bett (!!) vier junge Katzen geworfen. Dann warf die graue unter Frl. Blums Verandatreppe 4 Junge, wovon ein schwarzer Kater besonders bei uns logiert. Jetzt warf die »Alte« in Papas Lokus 3 Junge, einen schwarzen Kater, einen grauen Kater und eine graue Katze. Die Jungen der Rotgelben sind ersäuft, die anderen waren, als sie zuerst bemerkt wurden, schon viel zu groß dazu. Also wieder sieben Katzen mehr (!!!!). Max.«

Man erlebt auch die sommerlichen Ausflüge an die Havelseen und sieht im Winter den riesigen Schneemann mit seinen Kohlenaugen ernsthaft in die Kälte glotzen. Aus Briefen an einen Vetter,

von dem bald die Rede sein wird, erfahren wir, wie der Aelteste den Christbaum nach alter Familiensitte mit selbstvergoldeten Nüssen und Backwerk behängt — auf der Baumspitze thront das altmodische Christkindchen — und wie Helene, der diese Festzeit seit dem Tode der Tochter mit tiefem Schmerz durchwoben ist, nach rastloser Geschäftigkeit endlich mit ihrer Schar im magisch verdunkelten Zimmer vor der verschlossenen Tür sitzt und die alten schönen Lieder singt — wie dann das Kinderparadies sich auftut, die Kleinen vom Glanz des Christbaums verzaubert sind und sich langsam aus dem heiligen Wunder zu ihrem eigenen derberen Selbst zurückfinden. Max benützt bei der Beschreibung der Vorgänge schon allerlei Fachausdrücke: »Die Puppe, welche Du für Klara geschickt hast, hat Arthur annektiert und auch trotz des nachdrücklichsten Protestes von seiten Klara's gegen jeden Angriff unter lautem Geheul von seiten beider Fraktionen behauptet. Er hatte sich so in sie verliebt, daß er sie nicht aus der Hand ließ und schließlich mußte sie noch mit ihm ins Bett spazieren. Klara versuchte zwar oft ihre Rückeroberung, jedoch mißlang sie ihr, und sie sah das Vergebliche ihrer Absicht ein und so wird die Puppe wohl durch das Recht der Verjährung auf Arthur übergehen.«

Im Sommer nimmt der Vater die drei ältesten Buben öfter mit auf Reisen und zeigt ihnen auf weiten Wanderungen die Herrlichkeit deutscher Lande. Ein Neffe bemerkt dazu: »Eine Leistung, zu der nicht jeder Vater Geduld und Nerven hätte! Es ist gar nicht zu sagen, was die drei Bengels für Unfug treiben können und wie viel Balgerei sie täglich nötig haben um sich wohl zu fühlen.« — Lange tagebuchartige Episteln des 14jährigen Max führen uns durch Thüringens Städte und Wälder bis zum Rhein. Wir spüren daraus, wie der so gar nicht mit sich beschäftigte Knabe die Schönheit der Erde und alles, was seine geschichtliche Phantasie sättigt, hingegeben in sich aufnimmt. Wir hören das lustige Lachen der Reisegesellschaft, wenn der 8jährige Karl seine drolligen Bemerkungen macht. Und wir fühlen, wie der Aeltere ehrfürchtig erschauert, als ihn zum erstenmal die Hallen des Kölner Doms umfangen.

Paulinzella, 1. 8. 78.

»Liebe Mama! Ich habe Dir zwar erst von Erfurt aus einen Brief versprochen, jedoch Du mußt es nicht übelnehmen, wenn ich Dir schon jetzt, wo wir überflüssig viel Zeit haben, einige Nach-

richten von uns gebe. Während der Eisenbahnfahrt bemerkte Karl [1]): »Papa hier muß irgendwo eine Stadt Paris heißen, da steht so was davon auf dem Bahnhof.« Nachher als wir ihm klar machten wo Paris liegt, sagte er: »Ich weiß das auch noch nicht, ich habe ja noch keine Photographie.« In Kösen ließen wir unsre Sachen auf dem Bahnhof und gingen nach dem Wirtshaus »zur Katze«. Dort aßen wir zu Mittag, dabei kam eine graue und weiße Katze in die Nähe unsres Tisches: »Aha«, sagte Karl, »da ist ja die ‚berühmte' Katze, nach der das Wirtshaus genannt ist.« Dann fuhren wir mit einer Fähre über das klare Wasser der Saale um nach der Rudelsburg zu gehen — — — Die alte Rudelsburg liegt sehr keck und hübsch auf einem Felsenvorsprung nach der Saale zu. Du wirst sie indessen wohl kennen, denn wenn ich mich recht erinnere, so sagte mir Papa, daß Ihr auch dort gewesen wäret. Jedenfalls gibt es oben ausgezeichnetes Bier und guten Kaffee. Die Aussicht über das Saaletal ist zwar nicht besonders ausgedehnt, aber sehr hübsch. Ein waldiger Gipfel nach dem andern taucht auf, man sieht über waldige Höhen und bebaute Täler mit kleinen Städten und Dörfern darin. Während wir Kaffee tranken, war Karl plötzlich verschwunden. Wir suchten ihn und fanden ihn in einem Zimmer am Fenster sitzend und ins Tal hinabschauend. Er sagte, er sähe nach den Eisenbahnen. »Warum konnten das denn wohl die alten Ritter nicht«? fragte ihn Papa. Antwort: »Weil sie keine Zeit hatten!« Von der Rudelsburg gingen wir hinab und kamen auf einen Weg, der neben einem Getreidefeld und einem etwa 20 Fuß tiefen schmalen Einschnitt führte. In diesen Einschnitt sprangen wir hinunter und luden auch Papa ein hinunter zu kommen, da man dort viel besser gehen könne. Er kam auch wirklich zu allgemeinem Gaudium herunter. Bald aber verengerte sich der Einschnitt zu einer engen steinigen Schlucht, an deren beiden Seiten etwa 20 Fuß hohe steile Felswände sich erhoben. Zuletzt kamen wir auch an eine Querbarriere von Felsen, über die wir aber hinüberkletterten. Durch vieles Klettern kamen wir endlich aus der Schlucht heraus. »Papa«, fragte Karl, »wie bist Du eigentlich über die Felsen gekommen?!« und Alfred sagte: »Nun haben wir aber Papa ordentlich in die Klemme geführt gehabt!« Wir kamen dann an einen hübschen Platz unter einer großen Linde. An dieser war ein

[1]) 8 Jahre alt.

Schild, worauf stand: »Der Vogelherd. Der Stadtrat von Kösen bittet zu entschuldigen, daß er die Bänke vergessen hat.« Von da gingen wir zu den Salinen. Als Papa dem Karl diese erklärte und von Soolbädern sprach, sagte er: »Ach na ja, das kenn' ich ja schon, das wird ja mit oo geschrieben.« Dann gingen wir quer durch die Stadt auf einem hübschen Wege durch Wald bergauf zur Kaiser-Wilhelmsburg, die übrigens sehr modern ist. Wir hörten Kirchglocken läuten: »Ach«, sagte Karl, »die dumme Kirche kann doch auch aufhören zu bimmeln, jetzt müßte die Lokomotive denken, der Bahnhof bimmelte und müßte angesaust kommen.« — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von Naumburg aus fuhren wir das schöne Saaletal hinauf nach Jena. Du wirst die Lage wohl kennen, wie es so von allen Seiten durch bebaute Berge eingeschlossen ist. Von der Eisenbahn aus sieht man nach links zu den Fuchsturm ragen, während die Stadt rechts liegt. — — — Sogleich beim Eintritt in die Stadt sahen wir mehrere Korpskneipen, über denen die betreffenden Fahnen wehten. Dann kam der Denkstein irgendeines Professors, darauf das Haus, in dem Goethe und die beiden Schlegel einst gewohnt haben. Schließlich kamen wir zur Krone von all' den Burschenschaftsgeschichten, zum Burgkeller. Dort hat ja einst Onkel Baumgarten gekneipt, und auch jetzt sieht man Studentenmützen schimmern und zwei Fahnen von Körperschaften wehen darüber. — — — Jena ist jedenfalls eine sehr hübsche und freundliche, eine echte Studentenstadt, wie Heidelberg. Wir gingen nun von der Stadt stark bergauf auf dem rechten Saaleufer durch teilweise schönen Fichtenwald und neben fast gefährlichen Abgründen zum Fuchsturm, dem Ueberreste einer alten Burg, welche in dem bekannten Bruderkriege zerstört ward wie so viele andre. (Es folgt eine genaue Schilderung des Fuchsturms.) Als wir in Schwarza ankamen, war es sehr schönes Wetter. Wir gingen direkt auf Schwarzburg los. Die erste ¾ Stunde ist der Weg sonnig, nicht besonders schön bis Blankenburg. Von da an aber biegt er nach links um und geht in das malerische Tal der Schwarza, immer am Ufer des Flusses entlang. Wir gingen zuerst bis zum Chrysopas, einem Wirtshaus am Wege, dann weiter das Schwarzatal aufwärts durch eine der schönsten Gegenden Thüringens. Zu beiden Seiten erheben sich steile, aber doch dicht mit Fichten bewaldete Wände und links strömt die Schwarza wild und dröhnend dahin. Zuweilen machen

sich einige Schieferfelsen Platz, hochmütig und herausfordernd hereinragend in die schöne Waldluft. Auch Erdbeeren gab es dort in Menge. Nach drei Stunden kamen wir, es war fünf Uhr abends, in Schwarzburg an, dessen Aussehen und hübsche Lage Du wohl kennst. Wir hatten einen sehr schönen Abend und saßen auf dem Balkon des Hotels zum Hirschen, hinabschauend auf die Wiesen mit den Rudeln von Hirschen, hinabschauend auf die ruhigen Baumwipfel, auf die brausende Schwarza. — — — — — — —«

Auf der Rückreise: »— — — — Wir fuhren um 9 Uhr morgens von Mainz auf dem alten Papa Rhein hinab mit einem Schnellschiff, welches nur in Biebrich, Koblenz und Bonn anlegte, und schon um $^1/_{25}$ in Köln war. — — — — Die Fahrt war wunderschön und machte uns allen viel Vergnügen. Nur zuletzt schien es Alfred und Karl langweilig zu werden, denn sie fingen an Unsinn zu machen, tanzten mit ihren Schiffsstühlen umher und kollerten übereinander hin, oder sie saßen bei der Maschine oder unten am Radgehäuse, um die Bewegungen des Rades und die daraus entstehenden Wellen zu beobachten. (Folgt die Schilderung der Fahrt.) — — — Um $^1/_{25}$ Uhr kamen wir, wie gesagt, in Köln an. Eine gewaltige Menschenmenge stand am Ufer. Kaum landete das Schiff so stürzten sich eine Menge von Dienstmännern und Gepäckträgern auf dasselbe, welche ohne Unterschied das nächste Gepäck ergriffen und heraustrugen. Ein jeder erhob natürlich Lamento nach seinen Koffern: »Na, was hat'n Sie 'n?« fragte der betreffende Dienstmann Papa. »Hier die beiden Koffer nach dem Zentralbahnhof.« Na jehn's als, ick bin no ehr da as Sie, j u n g e r Herr!« Aber so ohne weiteres gingen wir doch nicht fort, sondern wir warteten lange Zeit, eine reichliche Viertelstunde. Da fährt eine Droschke vorbei, den Bock mit drei gewaltig großen Koffern bepackt und auf dem obersten sitzt der Kutscher, der sehr kourageux aussah: »Vorsüüücht!!« Da begann der oberste Koffer zu schwanken und stellte sich schief. Monsieur Kutscher rutschte hinten herunter, während seine Beine noch auf dem Bocke saßen. Mit Mühe konnte er sich wieder in die richtige Stellung bringen. Vom Bahnhof gingen wir in den Dom. Wir traten durch das künftige Hauptportal ein und empfingen sogleich den vollen, wahrhaft überwältigenden Eindruck des herrlichen Bauwerks. Diese ungeheure Höhe, diese Pfeiler! Betrachtet man letztere, so kommt einem der Bau als ein ungeheures, abenteuerliches Gebilde vor, wenn man dagegen die

majestätischen gothischen Wölbungen betrachtet, so wird man von einem unbeschreiblichen Gefühl der Ruhe und Sicherheit eingenommen. Es war gerade Sonnabends-Gottesdienst, so daß der Umgang geschlossen war. Dies müssen wir also in die hoffnungsvolle Zukunft aufschieben, sowie überhaupt jedes genauere Betrachten des Doms, von dem wir nur einen Eindruck zu gewinnen suchten. Wir gingen dann oben hinauf. Von da kann man erst die ganze Fülle der Architektur und Plastik, sowie den Grundgedanken des ganzen Baues übersehen und mehr als auf dem umliegenden Land, das man meilenweit bis zum Siebengebirge überschaut, mehr als auf der Stadt ruht der Blick auf den beiden gewaltigen Türmen, die jetzt nicht mehr Fragmente sind, welche wie gewaltige Fragezeichen in die Zukunft blicken, sondern die jetzt schon bis auf vier kleine Stockwerke vollendet sind und deren Zukunft mit vollster Sicherheit entschieden ist. — — — —«

* * *

Das Wichtigste in diesem reichen Knabenleben sind doch die Bücher. Max studiert früh aus eignem Antrieb, was ihm in die Hand kommt, vor allem Geschichtliches und die antiken Klassiker, dazu Philosophie, in Sekunda Spinoza und Schopenhauer, in Prima vor allem Kant. Schon der Zwölfjährige berichtet der Mutter, daß er sich Macchiavell's Principe geborgt habe, dann den Antimacchiavell lesen werde und auch in Luthers Werke einen Blick werfe. Im gleichen Jahre fragt er bei der Heidelberger Großmutter an, ob er wohl seinen Vetter Hausrat, als Gegengabe für eine Schmetterlingssammlung, mit einem selbstverfertigten Stammbaum der Merowinger oder Karolinger erfreuen würde. Der Vierzehnjährige erzählt ihr, daß er mit Anfertigung einer historischen Karte von Deutschland im Jahre 1360 beschäftigt sei: »Diese Karte macht mir sehr viel Mühe, da ich mir das Material dazu erst aus allerhand Stammbäumen, Territorialgeschichten und Reallexiken zusammensuchen muß und wegen dem unschuldigsten Nest oft, wer weiß wie lange, im Konversationslexikon usw. nachschlagen muß. Sie eilt jetzt ihrer endlichen Vollendung entgegen, und ich denke, wenn ich der Geschichte mit der Karte erst einmal Herr bin, so wird sie mir viel Spaß machen.« In einem Brief des Fünfzehnjährigen an die Mutter heißt es sehr charakteristisch: »ich schwärme nicht, ich dichte nicht, was soll ich also anfangen als leser, und das besorge ich denn auch gründlich.«

Marianne Weber, Max Weber

Um diese Zeit macht er sich schon während des Lesens Exzerpte.

Zu Jahresbeginn 1877, also noch nicht 14jährig, schreibt der Knabe, offenbar als verspätetes Weihnachtsgeschenk, zwei geschichtliche Aufsätze »nach vielen Quellen« »über den Hergang der deutschen Geschichte, namentlich in Rücksicht auf die Stellung von Kaiser und Papst« und »über die römische Kaiserzeit von Konstantin bis zur Völkerwanderung«, »gewidmet seinem eignen unbedeutenden Ich und seinen Eltern sowie Geschwistern vom Verfasser p.p.« Der Text des letzteren ist ausgestattet mit einem Grundriß von Konstantinopel, einem Stammbaum der Familie des Konstantius Chlorus und den zierlich gezeichneten Porträtköpfen der »Caesares und Augusti« — offenbar nach antiken Münzen, die er damals sammelte. Zwei Jahre später schreibt er — wieder um Weihnachten — »Betrachtungen über Völkercharakter, Völkerentwicklung und Völkergeschichte bei den indogermanischen Nationen«. Dieser Aufsatz bietet schon die Resultate eigner — quasi »geschichtsphilosophischer« Ueberlegungen. Er ist auf Verstehen der ganzen Kulturvolksgeschichte gerichtet und sucht deren »Entwicklungsgesetze« klar zu stellen. Zuerst beschreibt er das »Wesen« und das Kulturniveau der wichtigsten Völker und bedient sich dabei der Unterscheidung zwischen »Volksgemüt« als Quelle, der Religionen und Volkspoesien, und »Volksgeist« als einer Form der Verstandestätigkeit, durch die erst »Kultur« im eigentlichen Sinn geschaffen werde. Was gemeint ist, wird durch vergleichendes Analysieren verschiedener Dichtwerke, Philosophien und Religionen veranschaulicht. Orient und Okzident sind herangezogen, vor allem aber die Werke der Griechen. Der Gegensatz zwischen Homer und Ossian hat ihn offenbar stark beeindruckt, er vergleicht eingehend ihre verschiedenen Lebensideale und ihre Stellung zum Tod und äußert sich darüber nicht nur hier, sondern auch in Briefstellen, die wir bald kennen lernen werden. Im zweiten Teil versucht der künftige Gelehrte die »Gesetze« der politischen Völkergeschichte von den Kulturanfängen bis zur Gegenwart aufzuzeigen. Daß es solche gibt — ebenso wie in der Natur — steht für ihn fest: »die Völker können die einmal begonnene Bahn ebensowenig vollständig verlassen wie die Himmelskörper; vorausgesetzt, daß nicht äußere Störungen eintreten, durch welche auch die Bahnen der Sterne modifiziert werden.« Als Ursache des Jahrtausende

langen Hin- und Herwogens der Kämpfe zwischen Orient und Okzident erscheint ihm, daß die beiden Hauptzweige der kaukasischen Rasse: die Semiten und die Indogermanen durch unüberwindlichen Widerwillen geschieden seien, nach seiner Meinung bestimmt diese, nicht mehr erklärbare, Abneigung vor allem die Geschichte des Altertums bis tief ins Mittelalter. Und immer wieder scheint ihm die Vermischung beider Elemente zur »Semitisierung« d. h. zum Unterliegen der arischen Kultur zu führen. Semitischer Despotismus und religiöser Fanatismus habe immer aufs neue die indogermanischen Reiche gefährdet. Auch die Schlacht bei Salamis, die für ein Jahrtausend die arische Herrschaft im Okzident sicherte, trennte sie nicht für immer: die antike Kultur wurde durch das erneute Eindringen semitischer Einflüsse, u. a. die Christianisierung des Okzidents zugrunde gerichtet. Hieraus bildet der Knabe am Schluß eine politische Pointe: die Indogermanen vertragen weder die geistige Vermischung noch die den Semiten eignen, despotischen Herrschaftsformen. Allerdings wäre auch die republikanische für sie nicht wünschenswert, sondern »der ihnen allein zuträgliche und deshalb erstrebenswerte Staatszustand ist die konstitutionelle Verfassung«.

Für die Schule arbeitet der Heranwachsende fast gar nicht, paßt auch nur zeitweis auf, liest z. B. in Tertia während des Unterrichts unter der Bank nach und nach alle 40 Bände der Cottaschen Goethe-Ausgabe. Er ist immer der Jüngste und Schwächste in der Klasse, dazu nach seiner Erinnerung »sündenfaul«, ohne irgendwelches Pflichtgefühl und ebenso völlig ohne Ehrgeiz. Jede Art »Strebertum« scheint ihm verächtlich. Gegen die Lehrer ist er nicht frech, aber innerlich respektlos und ihnen vor allem dadurch unheimlich, daß er öfter Fragen stellt, die sie nicht beantworten können. Den Freunden (unter ihnen sind K. Mommsen, W. Dieterici, Fr. Cohn), mit denen er Skat spielt und Pfeife raucht, hilft er viel bei ihren Arbeiten; zeigt sich eine Wissenslücke, so geht er der Sache auf den Grund und findet Freude am Mitteilen seiner Kenntnisse. Grade weil er ein so guter Kamerad ist und ohne jede Ueberheblichkeit, erscheint er den Altersgenossen als »Phänomen«.

Die Erinnerung an sein Verhalten während der Schulzeit verdichtete sich später zu dem Gefühl, als sei er seiner Mutter moralisches Sorgenkind gewesen, — was sie lächelnd bestritt. Dagegen zeigen verschiedene Briefstellen, daß sie in der Tat an seinem Wesen: der zunehmenden Verschlossenheit und Unzu-

gänglichkeit ihres heranwachsenden frühreifen Aeltesten litt. So schreibt sie an Ida Baumgarten, die mit ihren freilich schon erwachsenen Söhnen in nahem Kontakt lebt: »Ich hab' Dich beneidet um das innere Verhältnis, das Otto dazu drängt, dir einen solchen Brief zu schreiben. Werden meine Söhne auch einst so Rat und Stütze suchend zur Mutter kommen? Ich fürchte, ich bin auch dafür zu sehr ‚Mööschen'.« — Helene ist in dieser Zeit darauf angewiesen, durch ein Reflexlicht in die Seele ihres Kindes zu schauen. Im Sommer 1877 und den folgenden Winter studiert Ida's ältester Sohn Fritz in Berlin. Sie nimmt den sonnigliebenswürdigen, warmherzigen Jüngling als Sohn an ihr Herz und erquickt sich an seiner anmutigen und strahlenden Jugendfrische. Er geht bei ihr ein und aus, hat ein offenes anschlußfähiges Gemüt, schwärmt für die Tante, und die jungen Vettern hängen ihm bald an. Er will Lehrer werden, Helene berät sich mit ihm über sie. Der Student wird ganz in das Charlottenburger Familienleben versponnen und schildert seiner Mutter anschaulich die Menschen und kleine charakteristische Vorgänge. »Jetzt wo ich mehrere Tage hintereinander in Charlottenburg bin, lerne ich die Menschen noch ganz anders kennen. Ich verstehe jetzt, daß Du Dich leicht mit dem Onkel zankst; wenn er nicht mein Onkel wäre, täte ich es auch. Er hat's doch unerlaubt gut bei seiner Helene und ist ein rechter Despot. Aber er hat ein reiches Gemüt und viel für die Menschen seiner Umgebung über, ich bin ihm schon zu sehr viel Dank verpflichtet. Freilich mit der Tante kann ich's noch besser. Ihre Art mit den Kindern ist ganz famos, und doch klagt sie immer, daß sie's nicht könne wie Du; ob ihre Söhne je zu ihr kommen würden, wie wir zu Dir, hält sie für fraglich, ‚und wenn sie auch kämen, könnte ich ihnen nicht raten wie Deine Mutter. Mir fehlt die Gabe der Rede'.« — —

»In Charlottenburg empfing mich der Onkel mit einer Predigt, daß ich so unpädagogisch sein könne, dem kleinen Max Großvater Fallenstein's Lebensabriß in die Hand zu geben — nämlich für die große Familientabelle, die Max anlegt: Was ich im Stillen immer getadelt, daß Max so viel Unpassendes zu lesen bekommt, war mir selbst passiert! Nach Tisch machten wir einen vierstündigen Spaziergang in den Grunewald, an einem reizenden, mitten im Tannengrün gelegenen See entlang mit herrlichem Echo. Max und Alfred waren mit, Max dann und wann einen Erdklos oder Tannenzapfen einem nahebringend. Alfred bieder, viel

jubelnd und jauchzend. Als es dämmerte, stimmte die Tante mit ihrer schönen Stimme ein Lied nach dem andern an, der Vollmond kam, die Sterne glitzerten und Onkel und Tante, Neffe und Sohn sangen fröhlich durch den Wald hin. Max singt um keinen Preis, Alfred leidenschaftlich, so grundverschieden wie die beiden, wird man nicht leicht Brüder finden. Auf dem Rückweg erzählte mir Max nicht ohne Selbstgefühl von seinem Sein in Straßburg, und der Alfred horchte scharf auf. Ich mußte mir über Beide nur immer das Lachen verbeißen. Die Eltern hinter uns kicherten auch, besonders war Alfred spaßhaft, wie er alle Jagdgeschichten, die ich ihm erzählte, für bare Münze nahm.«

Als Fritz Berlin wieder verlassen hat, schreibt ihm der $14^1/_2$-jährige Max regelmäßig, oft ganze Abhandlungen über alles was daheim vorgeht und sein Denken beschäftigt. Helene ist dankbar, daß der erwachsene Neffe ihn aus sich herauslockt, sie erhofft davon günstigen Einfluß und bittet den Empfänger, die Briefe ihres Sohnes lesen zu dürfen. Sie zeigen, was ihn im 15. und 16. Lebensjahre geistig erfüllt: Curtius' Geschichte der Griechen, Mommsens und Treitschkes Werke, eine Geschichte der Vereinigten Staaten, Hehns »Kulturpflanzen und Haustiere«. Ueber seine Art zu lesen erwähnt er beiläufig: »Ich komme nur langsam vorwärts, da ich mir während des Lesens viele sprachliche Exzerpte mache.« Von Romanen ergötzen ihn vor allem W. Alexis und W. Scott: »In letzter Zeit war ich sehr durch Scotts ‚Kerker von Edinburg' in Anspruch genommen. Ich weiß nicht ob Du ihn gelesen hast, aber es ist einer der ergreifendsten Romane die ich kenne. Ich wundere mich nur immer über meine Kameraden, die sich in allerhand moderne Bazarnovellen vertiefen und darüber diese gediegenen alten Romane ganz beiseite lassen. Es ist überhaupt ein merkwürdiger Zug, der gerade in den höheren Klassen der Gymnasien auftritt, daß diese jungen Leute sich über alle vernünftigen Romane weit erhaben fühlen, obwohl sie sie teilweise gar nicht kennen, — sondern wie gesagt, sie finden ihr Vergnügen nur in kleinen Novellen und Skandalgeschichten, ganz wie ich mir die Lektüre des vornehmen Roms in der ersten Kaiserzeit denke. — Es klingt vielleicht anmaßend, wenn ich, der doch einer der jüngsten Füchse im Sekunda bin, dergleichen behaupte. Aber dieser Umstand fällt zu sehr in die Augen, als daß ich nicht ohne zu fürchten etwas Unrichtiges zu sagen, dies aussagen könnte. — Natürlich immer mit Ausnahmen. . . . .«

Urteile über die griechischen und lateinischen Klassiker: Homer, Herodot, Vergil, Livius, Cicero, Sallust zeigen frühreife, selbständige Verstandestätigkeit und erstaunliche geistige Intensität; ein Vergleich zwischen Homer und Ossian auch Empfänglichkeit für Poesie und Ergriffenheit des Gemüts durch »letzte Dinge«. Mit Cicero, der ihn ebensosehr wegen seiner Prahlerei und Phrasenhaftigkeit wie wegen seiner schwankenden Politik »unausstehlich« ist, beschäftigt er sich monatelang — offenbar weil er das in der Schule von ihm hergerichtete Bild falsch findet. Er liest alles Mögliche von und über Cicero, und die auf dem römischen Welttheater auftretenden Personen und die Motive ihres Handelns erstehen ihm in gegenwärtiger Lebendigkeit. Als der sechs Jahre ältere, studierende Vetter, dem diese Entschiedenheit kritischen Urteils des $14^1/_2$jährigen unbehaglich wird, ihm »durch die Blume« andeutet, er habe wohl seine Ansichten irgendwo abgeschrieben, verteidigt der Junge sich ebenso bescheiden wie bestimmt. Helene weiß nicht recht: Soll sie sich freuen über den jungen Adler, der schon die Flügel lüpft, oder soll seine unkindliche Gelehrsamkeit und Dialektik sie als Anmaßung betrüben? Sie selbst ist ja noch so jung, und was sie da liest, entzieht sich schon völlig ihrer Beurteilung. So freut sie sich herzlich, wenn ihm »als mal« rechte Kinderbriefe in die Feder fließen, wie etwa eine eingehende anschauliche Beschreibung von Kaiser Wilhelms feierlichem Einzug in Berlin nach dem Attentat. Hier einige Briefauszüge:

»— — — — — — Du verlangtest nun, ich sollte Dir berichten, wie mir die einzelnen Schriftsteller gefielen. Was den Homer betrifft, so weißt Du ja wohl, daß er mir von allen Schriftstellern, die ich je gelesen, am besten gefällt. Der Grund dafür ist eigentlich gar nicht so leicht zu finden. Ich glaube, er ergibt sich nicht allein aus den schönen Lauten der griechischen Sprache an und für sich, sondern besonders aus der großen Natürlichkeit, mit der alle Handlungen erzählt werden. Wenigstens kann ich nicht behaupten, jemals jenes Gefühl der Spannung beim Lesen des Homer gehabt zu haben, auf welchem doch namentlich die Liebhaberei zum Romanlesen und des Dramas höchster Reiz besteht. Zwar das Drama hat ganz andere Zwecke, als nur Spannung und Reiz zu erregen, denn dann wäre es, glaube ich, nicht in so hohem Maße ein Bildungsmittel für Alt und Jung, dennoch aber finde ich, daß ein Drama, besonders ein Trauerspiel, wenn es nicht

spannt, wenig Eindruck machen würde. Beim Homer nun fehlt diese Spannung ziemlich ganz. Deshalb kann man viel leichter von ihm loskommen als von einem Roman. Wenn ich einen Roman lese, so wird es mir schwer, mich davon zu trennen. Ich möchte immer noch weiter lesen und wenn ich aufhöre, so habe ich immer ein gewisses Gefühl von Unbehaglichkeit. Liest man dagegen Homer, so kann man jeden Augenblick aufhören und den Homer beiseite legen, um ein andermal wieder anzufangen. Eben weil er nicht ein lebhafter Vortrag, sondern eine Erzählung ist. Weil er nicht eine Kette von hintereinander eintretenden Handlungen vorträgt, sondern weil er das Werden und die ruhige Folge der Handlungen schildert. Tritt eine Katastrophe ein, so ist man längst darauf vorbereitet. Wie z. B. beim Tode des Hektor. Während z. B. die Katastrophe beim Ekkehardt und überhaupt bei den »Ahnen« und den meisten andern Romanen, ausgenommen vielleicht die von Scott, plötzlich eintritt. Bei Homer ist alles längst durch das Schicksal unabänderlich bestimmt, und dadurch wird die Spannung und der Schmerz des Lesers bei weitem vermindert. — Lange nicht so gut wie Homer gefällt mir V e r g i l. Er sucht in seiner Aeneis eine gewisse Spannung hervorzurufen, die man doch schwerlich empfindet, oder die, wenn man sie empfindet, kein angenehmes Gefühl erregt. Dies tritt deutlich im 4. Buche hervor, wo die Katastrophe der Dido beschrieben wird. Teilweise gelingt es ihm, aber das Gefühl, das ich dabei empfand, war nicht angenehm, weil die Spannung nicht natürlich aus dem Stoff selbst hervorgeht, sondern künstlich durch verschiedene Wendungen hervorgerufen wird. Allerdings hätten kleine bürgerliche Epen, wie z. B. Goethes Hermann und Dorothea keinen Zweck und wären auch keine Epen, sondern Idyllen, wenn keine Spannung vorhanden wäre, aber sie sind eben bürgerliche Epen. Ihr Stoff ist in der Regel beschränkt und behandelt nur eine Episode aus dem Leben des betreffenden Helden. Dagegen hat ein Heldengedicht, wie die Aeneis eigentlich doch den Zweck, den Helden möglichst zu verherrlichen, und namentlich auch daneben durch schöne Detailmalerei zu erfreuen. Deshalb darf es aber eigentlich nur in geringem Maße spannen. . . . . In bezug auf Herodot kann ich sagen, daß ich alle Achtung vor ihm und seinem ganz unglaublichen Fleiß habe, man merkt es seinem Geschichtswerke an, daß er fast überall selbst gewesen ist und sich aufs Genaueste erkundigt hat. Dadurch wiegt er bei

weitem die Leichtgläubigkeit auf, die ihn ja überhaupt in Rücksicht auf den Bildungsstand der damaligen Zeit, kaum zu verdenken ist. Herodot ist kein Kritiker, er kritisiert zwar öfters, aber dann sind doch häufig seine Kritiken von unserem Standpunkt betrachtet noch unsinniger als die kritisierten Theorien und Meinungen. In die inneren Gründe der Begebenheiten dringt er nicht weiter ein, und wo er es zu tun scheint, da sind sie meist seinem eigenen Kopfe entsprungen und bedingt durch seine Frömmigkeit und seine daraus entspringende Abergläubigkeit. Ein völlig zuverlässiger Geschichtsschreiber ist er natürlich nicht. Zwar hat er alles mit großem Fleiße erforscht und erbracht, aber es kam ihm ja namentlich darauf an, den Gang des Schicksals und die unabänderlichen Gedanken der Gottheit, der in der Geschichte immer wieder zum Ausdruck kommt, und von dem alles bedingt werde, nachzuweisen. Seine Erzählungsweise ist ganz poetisch. Er steht dem Homer nahe. Seine Geschichte ist ein in Prosa übertragenes Epos. Er liest sich sehr angenehm, namentlich wegen seiner immer gleichschönen ruhigen Sprache und der Begeisterung, die in den Büchern über die Perserkriege zuweilen durchbricht. —

Livius, obgleich 400 Jahre später als Herodot lebend, hat dieselben Fehler, aber nicht dieselben Vorzüge. Er ist ebenfalls ein schlechter Kritiker, wie er seine Quellen benutzt hat und was für welche er benutzt hat, glaube ich, ist schwierig festzustellen. Schwerlich wird er alle alten Urkunden, die damals wohl noch vorhanden gewesen sein werden, verwendet haben. Es ist ihm jedenfalls zu mühsam gewesen. Er besitzt überhaupt nicht den Fleiß des Herodot, und da ihm auch dessen Naivität und Begeisterung abgeht, so hat es für mich sehr wenig Reiz, ihn zu lesen.

Was nun den Cicero betrifft, so kann ich nicht behaupten, daß mir der besonders gut gefallen hat. Ich finde z. B. daß seine erste katilinarische Rede durchaus alle Feurigkeit und Entschiedenheit entbehrt. Ich habe bisher fast in jedem Buche über Cicero, das ich gelesen habe, ihn gelobt gefunden. Aber ich weiß wirklich nicht, worauf sich dieses Lob gründet. Er ist ein überaus sittenreiner Mensch gewesen, das steht fest, und von der wüsten Schlemmerei und Genußsucht ist er wohl gänzlich unberührt geblieben. Aber darauf berufen sich ja die betreffenden Bücher gar nicht, oder tun nur nebenbei davon Erwähnung. Aber seine

erste katilinarische Rede und überhaupt seine schwankende und unsichere Politik haben auf mich gar keinen Eindruck gemacht. Er ist zu keinem bestimmten Entschluß gelangt, trotzdem doch die Gefährdung des Staats in der Gestalt eines Mannes verkörpert vor ihm stand. Die ganze katilinarische Rede ist eigentlich nur ein langes Gewimmer- und Klagelied. Und das in Gegenwart des gefährlichsten Mannes, des Hauptes der Verschwörung! Klagt er den Katilina doch in derselben Rede der Sittenlosigkeit usw. an! Glaubte er denn etwa, wenn er Klagen vorbrächte wegen Staatsgefahr, ein sittenloser und gleichgültiger Mensch würde darauf Rücksicht nehmen und wegen dieses Klagegesanges seine Pläne aufgeben? Ich glaube es nicht. Nein im Gegenteil. Wenn er zu Katilina von Angst und Furcht des Senats und der Bürgerschaft spricht, muß er diesen dann nicht in seinen Plänen bestärken? Dann bittet er, dies ist ja der Hauptinhalt seiner Rede, den Katilina, doch um Gotteswillen die Stadt zu verlassen. Dachte er vielleicht, dieser würde davon Notiz nehmen? Nein im Gegenteil, wenn er dieses Schwanken des Senats und Konsuls sah, wenn er denken konnte, Cicero habe die Hoffnung schon so sehr verloren, daß er ihn, den Katilina selbst bitten müsse, dann mußten er und seine Genossen doch noch viel mehr Zuversicht gewinnen. Und was war das überhaupt für eine kurzsichtige Politik, die er trieb, indem er nur den Katilina aus Rom zu entfernen suchte! Glaubte er etwa dann mit den anderen Verschworenen leichteres Spiel zu haben?, da irrte er sich! Es waren unter den Verschworenen Männer, die noch ganz andere Tatkraft und andere Geistesanlagen entfalteten als Katilina. Und Cicero selbst sagt ja, er kenne die Verschworenen, also konnte er sich doch darüber nicht täuschen. Und wenn auch, Cicero hatte doch Kenntnis von des Mallius Aufstand bei Faisulae. Wenn er nun Katilina wirklich aus der Stadt herausbrachte, was half es ihm? Katilina ging dann direkt ins Lager des Mallius, und dann war doch wohl die Gefahr für den Staat noch größer, als wenn Katilina in der Stadt blieb. Konnte er ihn nicht in der Stadt festhalten und »abmurksen« lassen? Die Verschwörung war ja offenkundig. Keiner hätte es ihm verdacht, er sagt es ja selbst. Was war denn nun der Grund seines Zögerns? Er sagt, er wolle warten, bis niemand mehr existiere, der Katilina verteidigen könne, dann solle er sterben. Was heißt das? Mir ist es nicht klar. Denkt er etwa, Katilinas Anhänger würden von ihm abfallen, ihn nicht

mehr verteidigen, wenn er noch recht lange warte? Da täuschte er sich denn aber! Im Gegenteil mußte ja die Zahl seiner Anhänger an jedem Tage wachsen, und auch das sagt er selbst in seiner Rede. Kurz und gut, ich finde seine erste katilinarische Rede höchst schwach und zwecklos und überhaupt seine Politik schwankend, in bezug auf ihre Ziele. Ihn selbst ohne gehörige Tatkraft und Energie, ohne Geschicklichkeit und ohne das Vermögen, den richtigen Moment abzuwarten. Denn wenn er zur gehörigen Zeit den Katilina verhaftet und erdrosselt, die Rüstungen des Mallius im Keim erstickt hätte, so wäre die gewaltige und blutige Schlacht vom Pistoja, wo so viele Tausende im Bürgerzwist dahinsanken, dem römischen Staate erspart worden. Bist Du anderer Meinung? so schreib mir dies doch, und auch Deine Gründe, falls Du einmal Zeit haben solltest. — Falls ich manchmal ein bischen weit ausgeholt, oder mich ein bischen im Eifer des Gefechts verhetzt habe, oder nicht recht klar bin, so entschuldige dies, da ich ja diese ziemlich lange Epistel sehr schnell und mit großer Flüchtigkeit geschrieben habe, da es schon ziemlich spät ist.« (9. 9. 1878.)

— — — — »Vielen Dank für Deinen letzten Brief, Du meinst, ich sei mit dem, was ich von Cicero behauptet habe, zu vorschnell gewesen? Wohl möglich, aber Du hast es ja so verlangt. Was Du über die Beeinflussung eines Menschen durch Bücherlesen sagst, ist sehr wahr. Nur weiß ich nicht, ob Du recht hast, es bei mir gerade in diesem Falle anzuwenden, denn was Du geschrieben, klingt so, als ob Du glaubtest, ich hätte mir irgendein Buch geholt und daraus abgeschrieben, oder wenigstens den Inhalt eines vorher gelesenen Buches wiedergegeben. Denn das ist doch wohl der langen Rede kurzer Sinn? Du suchst diesen Kern in eine möglichst wenig konkrete Form zu bringen, weil Du der, soweit ich mich kenne, unrichtigen — Meinung bist, ich würde Dir so etwas übelnehmen. Bisher habe ich mir aber mit Aufbietung aller Selbsterkenntnis noch nicht eingestehen können, mich allzusehr durch ein Buch oder durch irgendein Wort aus unsres Lehrers Munde hinreißen gelassen zu haben. Allerdings habe ich sehr schnell geschrieben, und manches floß mir in die Feder, was durchaus nicht mein Eigen war, aber wir Jüngeren profitieren ja überhaupt zum großen Teil von den Schätzen, die Ihr Seniores — denn als solcher bist Du doch zu betrachten — gesammelt habt. Aber ich wüßte nicht, von meinem lateinischen Lehrer

irgendein wichtiges Wort über Ciceros Charakter oder Politik gehört zu haben. Auch aus Büchern kann ich nicht viel geschöpft haben, denn irgendwie bedeutende Werke, wie z. B. Mommsens Römische Geschichte habe ich über diese Zeit erst jetzt nachgesehen. Ich gebe Dir zu, daß wohl alles indirekt aus Büchern stammen mag, wozu sind denn überhaupt die Bücher, als um den Menschen aufzuklären über das, was ihm unklar ist und zu belehren? Es ist möglich, daß ich ein für Bücher, resp. deren Aussprüche und Deduktionen sehr empfindliches Menschenkind bin, das kannst Du besser beurteilen als ich; denn es ist wirklich in gewisser Beziehung leichter, einen anderen als sich selbst zu kennen. Aber direkt stammt der Inhalt meiner — vielleicht völlig unwahren — Behauptungen aus keinem Buche. Uebrigens kann ich Dir nichts davon übelnehmen, da, wie ich mich überzeugt habe, in Mommsen ganz etwas Aehnliches steht. Jedenfalls glaube ich, daß das, was ich über Cicero sagte, schon aus der bloßen Kenntnis der römischen Geschichte der damaligen Zeit zu folgern ist, und daß wenn man die 3 ersten katilinarischen Reden durchliest und dabei bei jedem Satz überlegt, weshalb der Redner ihn gesprochen habe, man zu ganz demselben Resultate kommt. Ciceros Beredsamkeit, seine schönen Wendungen, seine große Bedeutung in sprachlicher und philosophischer Hinsicht in allen Ehren, aber im übrigen gefällt er mir gar nicht. Und am allerwenigsten seit ich die 3. Rede in Katilinam gelesen habe. Auch seine Sittenreinheit ist bei den damaligen Zeitverhältnissen sehr anzuerkennen, wenngleich sie nicht ungetrübt ist, aber ein Vergleich zwischen ihm und Catullus oder Cato liefert dasselbe Resultat, wie ein solcher zwischen Pompeius oder Bibolus und Cäsar . . . . . .« (25. 10. 78.)

».... Glücklicherweise ist diese Zwangslektüre (Wielands Gedicht über die Natur der Dinge) aber nicht meine einzige, sondern ich habe doch wenigstens einiges außerdem gelesen, was mich sehr interessierte und erfreute. Dahin gehören zunächst mehrere Sachen von Ossian und zwar seine schönsten, die ich noch nicht gelesen hatte. Ich weiß nicht, ob Du ihn kennst, er wird heute nicht mehr sehr viel gelesen, aber er gehört in bezug auf Sprache und Poesie zu dem schönsten, was es geben kann. Ich stelle ihn fast über, sicherlich neben Homer, wenngleich er diesem unendlich fern steht. Seine wilde Poesie erfüllt im ersten Augenblicke ganz, und brummt einem, wenn man sich bemüht, empfänglich

zu sein, noch lange nachher im Kopfe herum. Ein Memento mori wie:

Hinter dir steht dämmernd der Tod
Gleich wie die finstere Hälfte des Mondes
Hinter seinem wachsenden Licht. —

werde ich nicht leicht vergessen. — Ich bin leider im allgemeinen nicht gerade sehr empfänglich, aber trotz allem habe ich noch nichts mit solchem Vergnügen gelesen wie früher den »Fianghal«, wie jetzt die »Lieder von Selma«, »Carthoun«, »Oighthama«, u. a. Wenn der Dichter uns auf schnellen Segelschiffen durch die neblige Flut fliegen läßt, wenn er uns im brausenden Walde unter zuckenden Blitzen irren, uns im sausenden Sturm über die dampfende Heide reiten läßt, empfinden wir ebensoviel Vergnügen, nur in ganz anderer Weise, als wenn Homer uns, an grünenden Küsten vorüber, durch das blaue Meer in sanftem Zephir führt, oder uns behaglich beim Schmause in der warmen Stube sitzen läßt. Beide Dichter sprechen vom Stande des Alters aus über die Jugend. Nur in ganz anderer Weise. Homer faßt die Jugend von der frohen Seite auf, Ossian hingegen vom Standpunkt des kluggewordenen Alters. Er betrachtet die Jugend nur insofern als glücklich, als ihr Dasein ein Traum sei. So sagt er einmal trüber Stimmung am Anfang eines Kampfgedichts:

Unsre Jugend gleicht dem Traum;
Des Jägers am Hügel der Haide:
Er schlief im milden Sonnenschein,
Ihn erweckt der tobende Sturm.
Umher zuckt flammend der Blitz,
Der Bäume Haupt erbrauset im Wind;
Er denkt mit Freude zurück
An die Tage des sonnigen Strahls,
An die lieblichen Träume der Ruh.

Man sieht durch dieses Gedicht ziemlich klar die sentimentale, nebligte, stürmische Auffassung des gealterten Dichters des Nordlandes, im Gegensatz zu der naiven sonnigen ruhigen Dichtung des greisen Südländers. Rührend ist eine andere Stelle, wo Ossian darüber klagt, daß er, der blinde Greis, das schöne Licht der Sonne nicht mehr erblickt; doch darüber klagt der Dichter am wenigsten, vielmehr klagt er darüber, daß er den wilden Fingal nicht mehr sehen könne, daß er seine jugendliche Armkraft und seinen jugendlichen Mut verloren. Welcher Gegensatz

zum Süden! Dort kennt der Mensch nichts höheres als das Leben, als das schöne Licht der Sonne *φάος Ηελίοσο* zu sehen; Grau und düster, voller Schrecken ist dem Hellenen das Jenseits. In finsterer Unterwelt über die Schatten zu herrschen ist das Los der toten Helden. Dem Italiker erschien der Tod so furchtbar wenigstens nicht. Er war im Gegensatz zu den viehzüchtenden Helenen gewohnt, alles Gute von der Erde zu empfangen. Den nordischen Völkern hingegen schien der Tod weder Schrecken noch Leid in sich zu bergen. Er schien ihnen häufig wünschenswert. Daraus erklären sich schon die beiderseitigen Kampfschilderungen. Während bei Homer die Flucht nicht für schimpflich gilt, wenn dadurch das Leben zu retten ist, ist bei Ossian der Tod notwendig, wenn er nur durch Flucht vermieden werden kann. — Verzeih lieber Fritz, wenn ich hier wieder einmal etwas ins Quaseln gekommen bin, es kommt daher, daß ich wie gesagt, schon so viel gekritzelt habe, nicht mehr auf mich achte und leicht ins breite gerate. . . . . .« (19. 12. 79.)

Helene gewinnt durch die Lektüre solcher Briefe ein Bild von dem Geistesleben ihres Aeltesten, aber nach wie vor bedrückt sie die Verhülltheit der jungen Seele ihr gegenüber — namentlich in der Konfirmationszeit, wo sie sich mehr noch als sonst um innere Kommunikation mit ihm müht. Der Unterricht ist konventionell dogmatisch und bietet dem hungrigen Verstande nichts. Max läßt ihn nicht respektlos, aber anscheinend gleichgültig über sich ergehen. Ein Jahr später folgt er gefesselt dem religionsgeschichtlichen Unterricht eines verehrungswürdigen »liberalen« Lehrers und lernt aus eignem Antrieb hebräisch, um das Alte Testament in der Ursprache zu studieren. Die Mutter versucht dem Sohn vor der Konfirmation ihre eigne religiöse Bewegtheit nahe zu bringen: »Vorigen Sonntag, wo ich etwas ruhige Zeit mit den Kindern hatte, bat ich Max junior, mir doch die Rede von Pfarrer Riff (ein origineller Elsässer) über »den Sonntag« vorzulesen. Erst hatte er keine Lust dazu, und wollte lieber etwas Geschichtliches oder Homer oder Dante, fing dann aber doch damit an, und ich merkte recht, wie ihn diese realistische kräftige Art packte und interessierte und zum Nachdenken anregte.« — So kämpft sie bange um das Interesse des Sohnes für die Welt, in der sie heimisch ist, und muß doch schmerzvoll spüren, daß dem Fünfzehnjährigen tiefere religiöse Bewegtheit

fehlt, und vor allem, daß er sich ihrer mütterlichen Einwirkung entzieht. Sie fühlt sich hilflos und leidet schwer darunter: »Je näher mir Maxens Konfirmation rückt, je weniger kann ich bemerken, daß er irgendwelchen tieferen, zum Nachdenken über das, was er vor dem Altar als seine eigne Ueberzeugung aussprechen soll, anregenden Einfluß der ganzen Zeit fühlt. Ich hab's neulich, als wir wieder mal allein zusammen saßen, versucht aus ihm herauszubekommen, wie er denkt und fühlt den Hauptfragen des christlichen Bewußtseins gegenüber. Erst schien er ganz verwundert, daß ich voraussetzte, daß das Nachdenken und Sich-selbst-klarmachen solcher Fragen wie der Glaube an die Unsterblichkeit, an die unser Schicksal lenkende Allgüte usw. aus dem Konfirmationsunterricht als Folge für jeden, überhaupt denkenden Menschen hervorgehen müsse. Ich fühlte so warm in meinem Inneren, was mir, ungebunden an irgendwelche Form, zur lebendigsten Ueberzeugung geworden, und liebste Ida, es war mir nicht möglich, meinem Kinde gegenüber es so auszusprechen, daß es irgendwelchen Eindruck auf ihn machte! Da hat Fritz gut das alte Wort rühmen: An kleinen Brünnchen trinkt man sich auch satt! — Aber sie müssen doch fließen! — — — — Und es ist mir nicht leicht geworden, auch da zu resignieren, den Einfluß Andern oder der Zeit oder so mancher Erfahrung zu überlassen.«

Offenbar auf ihre Bitte sucht auch der ältere Freund in die verschlossene Seele einzudringen, und des Knaben Antwort darauf, die Kenntnis des eignen Wesens und dessen, was ihn der Mutter so schwierig macht, durchblicken läßt, mag Helene immerhin ein wenig beruhigt haben:

»..... Du fragst mich nun über meinen Konfirmandenunterricht und erzählst mir zugleich von dem schönen Eindruck, den der Deinige auf Dich gemacht. Wir haben einen Pfarrer, der noch in den besten Jahren steht, aber dies ist eigentlich nicht gerade vorteilhaft für die Konfirmandenstunde, denn was einem älteren Herrn vielleicht an Tatkraft abgehen würde, das würde wohl durch Ehrwürdigkeit ersetzt werden. Denn es gibt immer alberne Gesellen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, die Stunde durch ihr kindisches Benehmen zu stören. Ich glaube nicht, daß sie dies einem älteren, ehrfurchtgebietenden Herrn gegenüber wagen würden. Sonderbar ist auch, daß wir für die Stunde durchaus nichts zu tun haben, mit Ausnahme weniger Sprüche,

die von den meisten oberflächlich genug absolviert werden. In dem was Du über die religiösen Spötter sagst, hast Du sicher vollkommen recht; denn in der Tat, ich glaube, daß ein Mensch, der ehrlich behaupten könnte, er besitze absolut keine Ueberzeugung, keine Hoffnung auf ein Jenseits, ein ganz überaus unglückliches Geschöpf sein müßte. Denn so ohne alle Hoffnung ins Leben hineinpilgern mit dem Glauben, daß jeder Schritt nur näher zur gänzlichen Auflösung führt, einer Auflösung, welche dem Dasein für immer ein Ende macht, das muß in der Tat ein furchtbares Gefühl sein, und dem Menschen jede Lebenshoffnung nehmen. Daß jeder Mensch Zweifel hegen kann, ist selbstverständlich, und ich glaube gerade diese Zweifel dienen dazu, um, niedergekämpft, den Glauben um so fester zu machen. Du schriebst von dem gewaltigen Eindruck, den Du bei der Konfirmation empfunden; glaube mir, auch ich bin mir bewußt, in welch wichtigem Wendepunkt des Lebens ich mich befinde. Denke nicht, daß ich darum weniger empfinde, weil ich Dir noch nichts davon geschrieben, oder mich nicht darüber ausgesprochen habe, es liegt, glaube ich, etwas in meiner Natur, daß ich meine Gefühle selten andern mitteile, es kostet mir oft Ueberwindung, es zu tun. Ich genieße in der Regel jede Freude für mich allein, aber deshalb sind meine Gefühle doch nicht geringer. Es wird mir, wie gesagt, schwer mich zu andern darüber auszusprechen. Auch das, worüber ich nachdenke, behalte ich gewöhnlich für mich, auf die Gefahr hin, überhaupt für gar nicht nachdenkend gehalten zu werden. Aus demselben Grunde bin ich auch ein schlechter Gesellschafter und wie mir schmerzlich bewußt ist, ganz untauglich in der Unterhaltung. Ein Uebelstand, dem ich bisher mit dem besten Willen nicht habe abhelfen können. . . . .«

Noch ein anderes späteres Dokument, ein Brief zur Konfirmation seines jüngeren Bruders, zeigt, daß er durch die »Jugendweihe« feierlich angerührt war, wenn auch freilich in einer andern Art als die Mutter gewünscht hatte:

»Es ist mit der Konfirmation eine eigne Sache. Mich hat seiner Zeit der feierliche Akt als solcher wirklich ergriffen, deshalb weil ich ihn in dem Moment als eine Art Lebensabschnitt empfand. Welcher Art dieser Abschnitt war und worin sein Wesen liegen sollte, darüber vermochte ich mir keine Rechenschaft zu geben — — denn selbstverständlich war ja in meinem Leben sonst keine bemerkbare Veränderung vor sich gegangen — — — —. Es

ist deshalb keine leichte Aufgabe, den Sinn und die Bedeutung der Konfirmation einem Jungen unserer Gesellschaftsklassen klar zu machen; für mich bedeutete sie den offiziellen Eintritt in eine große Gemeinschaft, mit deren theoretischen Lehren und Anschauungen ich keineswegs erst durch den Konfirmandenunterricht bekannt geworden war — naturgemäß sucht man dann die Bedeutung dieses Akts auf der praktischen Seite. Nun ist man aber einerseits in diesem Alter durchaus noch nicht berufen, nach dieser praktischen Seite hin sich selbst zu betätigen — — und andrerseits das Verständnis der praktischen Bedeutung des Christentums im täglichen Leben ist etwas, was erst bei anderer Gelegenheit überhaupt einem kommen kann. Es ist also sicher keine leichte Aufgabe für den Konfirmanden, sich ein Bild von der Bedeutung, den der Tag für ihn haben soll, zu machen, und man kann in dieser Beziehung gewiß nur bescheidene Ansprüche stellen. — —«

Der Konfirmationsspruch, den Weber erhielt, lautete: »Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist Gottes ist, da ist Freiheit.« Kaum ein anderer Bibelspruch hätte das Gesetz, wonach dieses Kind angetreten war, besser auszudrücken vermocht.

* * *

Bei den jüngeren Söhnen erfährt Helene daselbe Leid vergeblichen Bemühens, sie in den Wurzelgrund des eignen Lebens einzusenken. So heißt es über Alfred: »Er quält sich sehr, das merke ich an der Heftigkeit und Unabbringbarkeit, mit welcher er jeden Anlaß ergreift, um zu beweisen, daß jede andre Ansicht mindestens die selbe Berechtigung und Wahrscheinlichkeit hat wie die christliche Religion. Dann kommt er mir mit Strauß' Leben Jesu und mit Kantscher Philosophie, und ich stehe dann daneben und fühle mit Sorge und Betrübnis, daß ich ihm nicht helfen kann, weil mir das rechte Wort zur rechten Zeit fehlt. Und er hat dann auch das Gefühl, daß ich nicht verstehe und nicht helfen kann, und das ist mir recht schwer zu ertragen. — — — Aber er ist viel zugänglicher in andern Dingen, kommt auch mal, um mir etwas vorzulesen, wobei dann nur immer das Unglück ist, daß ich abends so sehr müde bin.«

Der jüngere Sohn kommt wenigstens mit den Schwierigkeiten seiner Werdejahre zur Mutter; in der Natur des älteren liegt es, alles allein zu bestehen und nicht merken zu lassen, ob er über-

haupt kämpft, und es scheint, er verschließt sich um so herber, je mehr er ihr Werben fühlt. Sein Herz war damals ein trotzig und verzagt Ding — wie er später sagte. Aber ihre Liebe läßt sich nicht abschrecken: »Ich halte mir die Stunden vor und nach dem Tee ganz frei, um Max, dem ich den ganzen Tag über doch keine Zeit widmen kann, zu veranlassen, durch Gespräch oder Vorlesen mich etwas in seinen Interessenkreis hineinblicken zu lassen. Er hat ja kaum mir gegenüber das Bedürfnis dazu, und bei unserer so verschiedenen Naturveranlagung muß ich ein ordentliches Studium daraus machen, mir den Jungen innerlich nicht fremd werden zu lassen. Zu meiner Freude scheint es mir nun, als wäre er schon etwas darüber hinaus, grundsätzlich kein vernünftiges Wort mit mir zu reden, und ich suche ihn nun, ohne daß er's merken darf, daran festzuhalten« (1880).

Woher kam es wohl, daß diese bezaubernd anmutige, liebevolle und trotz ihres inneren Ernstes so hinreißend lebensstarke, humorvolle, freudige Frau, die sich den Kindern dienend hingab, in ihren Werdejahren keinen Zugang zu ihnen fand? Denn auch die anderen sahen in ihr nicht eigentlich eine vertraute Kameradin. Der Aelteste — sie nannte ihn »Großer« — bewahrte eine deutliche Erinnerung an sein eignes damaliges Verhältnis zu ihr: Die Ursache seiner Abwehrhaltung war einmal die geheime intellektuelle Ueberheblichkeit dieser Jahre. Die Mutter hat in der Tat dem frühentwickelten, überlegenen Verstande nichts zu bieten, und sein Gemüt verharrt in herb verschlossener Knospe. Er kann noch nicht fühlen, wer diese Mutter ist. Und dann: Beide Eltern machen offenbar Erziehungsfehler. Sie sind selbst noch zu jung und zu eng an die autoritäre Tradition gebunden, um gegenüber diesem frühreifen, mehr als sie selbst verstandesbegabten Knaben die richtige Haltung zu finden. Gerade Erstlinge pflegen ja oft das Objekt allzuviel moralisierender Ermahnung und gereizten Tadels zu sein. Als der Student Fritz Baumgarten der Heidelberger Großmutter seine Eindrücke über die verschiedenen Familienglieder mitteilt und erwähnt, daß Max jun. ihm noch ein Rätsel sei, antwortet sie: »Daß es Dir in Charlottenburg gefallen würde, davon war ich im voraus überzeugt. Helene ist in der Tat ganz Liebenswürdigkeit, sie hat mich schon als 3jähriges Kind durch ihre Grazie förmlich bezaubert, und sie ist geistig wie körperlich so geblieben — nur mit dem Aelterwerden noch sinniger geworden —. Auch den Onkel sehe ich vor mir in

seiner herzlichen Güte wie in der Lebhaftigkeit, mit der er streitet und die Jungens dirigiert — Dich mit dazu rechnend. Es geht dort alles so einfach zu, und doch sind nicht nur die Eltern sondern auch die Kinder ganz verschieden. Was Max junior betrifft, so halte ich ihn für einen innerlich heftigen Menschen, und für etwas verschlossen. Dabei hat er viel Verstand und auch guten Willen (d. h. wenn nicht ein anderer Willen ihn verstimmt hat). Als wir im Sommer dort waren, hatte er den Auftrag, immer den Tischwein aus dem Keller zu holen, tat das auch gern, wenn er aber nicht ganz den rechten gebracht hatte und gezankt wurde, ward er etwas verbissen. Das aber wird gewiß mit der Zeit anders werden. Ich habe ihn in Erfurt als kleinen Kerl stundenlang für sich allein spielen sehen — damals war er mir unbeschreiblich lieb. Wir gingen täglich spazieren — da hatte er die originellsten Einfälle. Ich glaube (im Vertrauen zu Dir gesagt) er braucht etwas mehr Liebe in der Behandlung, um frei von sich selbst zu werden.«

Weber senior beansprucht geistige Autorität und kann von der Jugend nicht gut abweichende Meinungen vertragen. Bei Konflikten fühlt er sich stets im Recht. Anders Helene, die immer in sich selbst die Ursache des Mißlingens sieht und schwer daran trägt: »Die Migränestimmung kam mit von der inneren Verzagtheit, ob ich wohl bei so manchem den rechten Weg einschlüge, und einer inneren Müdigkeit, die mir das Lied ins Herz gibt »ach ich bin des Treibens müde — —«. Was sie unwissentlich falsch macht, läßt sie durch einen Ausspruch über ihr Verhältnis zu einem der jüngeren Söhne ahnen: »Ich frage mich immer: Fange ich's vielleicht hier auch wieder verkehrt an, wenn ich gegen so manches, was ich an ihm anders haben möchte, ankämpfe? Wird er sich auch so verschließen wie der Max?« Das ist es. Sie will so vieles anders haben an ihren Kindern. Ohne es zu wissen, kämpft sie, die demütige, ganz nach ihres Vaters Art, um die Formung der jungen Seelen nach dem eigenen Bilde. Das Recht dazu nimmt sie sich aus dem Bewußtsein des Absoluten, eines göttlichen Gesetzes, das sie vollstreckt. So mutet sie durch ihr Beispiel, wie auch ausdrücklich fordernd, den Kindern eine Gesinnung und sittliche Haltung zu, die sie nach ihrem Alter und ihrer eignen Natur zunächst weder verstehen noch erfüllen können. Sie erwartet Früchte bestimmter Art von allzu schwanken Bäumchen, die vielleicht zu solchen anderer Beschaffenheit ver-

anlagt sind. Außerdem neigt sie zum Moralisieren, tadelt manchmal auch vor Fremden, was der sensible Aelteste ihr sehr verübelt, und reizt ihn zu geheimem Widerspruch, weil sie alle Fehler und unerwünschten Vorkommnisse gar so schwer nimmt. Und schließlich: Ihre eigne Vorbildlichkeit ist lastend. Im geheimen mißt man sich eben doch daran und erkennt sie als unerreichbar. So retten sich die Halbwüchsigen aus dem eignen Minderwertigkeitsbewußtsein in den Widerspruch. Es geschieht das Seltsame: Dieser für andre — Jung und Alt — so bezaubernden Frau ist es nicht gegeben, ihre eignen Kinder in den Werdejahren wirklich zu beglücken und sich ihre jungen Seelen offen zu halten. Zumal an der Einsamkeit des Aeltesten scheint sich der Strom ihrer Liebe machtlos zu brechen.

Dabei wird doch seine gemütvolle Veranlagung schon ab und an sichtbar. Er liebt seine jüngeren Geschwister zärtlich, begleitet ihr Tun mit Interesse und weiß der Mutter darüber Briefe zu schreiben, die sie freuen mußten, so z. B. 1879 während ihres Heidelberger Sommeraufenthalts mit den zwei Jüngsten: »Ich vermisse jetzt Klara und Arthur hier sehr, manchmal wenn ich hier unten in meiner Stube sitze, glaube ich ihr fröhliches Geplärr draußen im Garten zu hören, aber es ist die Charlottenburger Straßenjugend, die mir diese angenehm-unangenehmen Täuschungen bereitet. Das Haus kommt mir jetzt immer wie ausgestorben vor — es ist doch viel, wenn man denkt, was so ein paar kleine Lungen für einen Lärm anrichten. Freilich bemüht sich Alfred, denselben durch seine eigne Hahnenstimme zu ersetzen. Sonst geht alles gut, wir gehen in die Schule, machen Unsinn und leben wie geschmiert, ruhiger, wenn man so sagen soll; idyllischer ist es hier geworden — wenn überhaupt Charlottenburg poetische Schätze — idyllische Schätze in sich birgt — — — ich für mein Teil zöge es doch vor, bei Euch in Heidelberg unter Lärm und Skandal zu sitzen, statt hier in Charlottenburg in poetischer Ruhe.«

* * *

In jenen Jahren bleibt fraglich, ob der »Große« sich für den Typus des Vaters oder für den der Mutter entscheiden wird. Schon fühlt er dumpf, daß irgendwann eine derartige Wahl zu treffen sei — sobald er sich selbst in die Hand nehmen und bewußt beginnen würde, eine eigne Persönlichkeit herauszuarbeiten.

Da ist die Mutter, in der die Kräfte des Evangeliums walten, der dienende Liebe, Aufopferung bis zum Letzten zweite Natur sind, die aber zugleich nach unbequemen heroischen Grundsätzen lebt, ihr übergroßes Tagewerk mit ständiger Anspannung sittlicher Energien bewältigt, nie »fünf gerade sein läßt« und jedes bedeutsame Geschehen still in das Ewige senkt. Sie ist so herzhaft zugreifend und frisch in der Bewältigung des Alltags, aller Daseinsschönheit so fröhlich aufgetan — wie befreiend kann sie lachen! — Aber sie taucht täglich in die Tiefen und ist im Unirdischen verankert. Daneben der Vater, durch und durch ehrenhaft, völlig uneigennützig in der Politik und im Amt, dazu klug, gutmütig, warmherzig und liebenswürdig, wenn es nach seinen Wünschen geht; aber typischer Bourgeois, mit sich und der Welt zufrieden. Die Anerkenntnis schwieriger Lebensproblematik wehrt er grundsätzlich ab. Er liebt in reiferen Jahren die innere Bequemlichkeit und entzieht sich dem Leiden und Mitleiden. — Seine liberalen politischen Ideale können sich nicht auswirken, neue Ideologien, die ihm in irgendeiner Richtung Aufopferung geboten hätten, entzünden ihn nicht. Fröhliche Weltoffenheit, Naturschwärmerei, anspruchslose Genußfähigkeit, das Gefühl ein Glückskind zu sein, dem eigentlich alles gelingt, dem z. B. auf jeder Reise die Sonne scheint, die Fähigkeit und Absicht allem, was kommt, die gute Seite abzugewinnen — dies alles empfiehlt ihn als guten Kameraden heranwachsender Söhne. Er überläßt denn auch die Erziehung im wesentlichen der Mutter, wandert und reist aber viel mit seinen Kindern und bietet ihnen dadurch Anregungen, wie sie wenigen vergönnt sind. Auf Reisen ist er am liebenswürdigsten — er verzichtet dann zugunsten der Kinder auf sein gewohntes Behagen und ist mit ihnen jung.

Ergänzen sich nicht diese Eltern aufs beste? Und liegt es nicht nahe, daß der Sohn sich dem Vater zugesellt, dessen Artung ihm das Unbehagen eigner Unzulänglichkeit erspart? Freilich: »guter Kamerad« für den Frühreifen zu sein, versteht Weber doch nicht so ganz. Dazu ist er als traditioneller patriarchaler Hausvater zu stark von seiner eignen Ueberlegenheit und von der Ansicht überzeugt, unverlierbaren Anspruch auf Geltung und Autorität zu haben. Manche Eigenheit, z. B. die Art, sich von seiner Frau bedienen zu lassen, ruft geheime Kritik bei den Kindern hervor, obwohl sie darin seinem Beispiel folgen. Auch eine Verschieden-

heit der Gefühlsweise und Ausdrucksformen macht sich früh geltend, so wollte der siebzehnjährige Max, den der Vater zum erstenmal mit nach Italien nahm, in Venedig plötzlich allein nach Hause fahren, weil er die Zumutung ausdrücklicher Begeisterung unerträglich fand. — Dennoch fühlt der Jüngling sich damals weit mehr dem Vater als der Mutter wesensverwandt.

DRITTES KAPITEL.

STUDENTEN- UND MILITÄRZEIT.

Max Weber macht im Frühjahr 1882 das Abiturientenexamen und schwindelt auch seine Freunde durch. Die Lehrerschaft bestätigt ihm sein hervorragendes — jedoch leider ohne Schulfleiß — erworbenes Wissen, äußert aber Zweifel an der sittlichen Reife des unbequemen, innerlich respektlosen Jünglings. Langaufgeschossen und dünn, mit zierlichen Gliedern und abfallenden Schultern »ein Schwindsuchtskandidat« bezieht er knapp 18jährig die Universität Heidelberg, gleichermaßen stark von Wissensdurst beseelt, wie von dem Wunsch ein robuster kräftiger »Kerl« zu werden. Er findet ein Zimmer gegenüber dem Schloß, im damaligen Waldhorn (jetzt Scheffelhaus) dicht neben dem vertrauten großelterlichen Besitztum und atmet beglückt, aber völlig unsentimental, Schönheit und Freiheit. Aus seinen Briefen an die Eltern klingt derber Berliner Humor und aufgeschlossene Lebensfreude.

Er wählt, wie der Vater, die Jurisprudenz als Hauptstudienfach und Berufsschulung, dazu Geschichte, Nationalökonomie, Philosophie und beginnt bald im Bereich der Kulturwissenschaften alles zu treiben, was nur irgend bedeutende Lehrer vermitteln. — Er hört bei Immanuel Bekker, der im Zenit seines Ruhmes steht, römisches Recht: Pandekten und Institutionen und beißt sich selbsttätig in das corpus juris hinein — »eine anfänglich sehr saure Arbeit«. Den Anfänger, der im Bereich der empirisch-dogmatischen Wissenschaft zunächst feststehende und erwiesene Wahrheiten, nicht geistreiche Hypothesen sucht, stört die kritische Skepsis des Rechtsgelehrten: Bekker »gibt zuviel Kontroversen und Zweifel, zu wenig feste Punkte. An jeder einzelnen Stelle muß er konstatieren, daß die Durchführung des Systems hier noch völlig zurück sei, und die Gerichte zu keiner festen Praxis gelangen, Winscheid so und Jhering so denkt usw.

ohne eine eigene Ansicht vorzutragen, an die man sich doch vorläufig bis man Quellenkunde besitzt, halten könnte. Das Recht scheint dadurch viel flüssiger als es sein kann, und das große Werk der Rechtsbildung erscheint recht erheblich verkleinert, wenn grade da, wo die ersten großen Entscheidungen fallen sollen, man mit der Erklärung abgespeist wird, daß hier noch eine große Lücke sei.«

Auch die äußerst trocken dozierte Nationalökonomie beim Altmeister Knies hält er zunächst nicht aus; und eignet sich statt dessen die Grundbegriffe dieser Wissenschaft lieber durch die Lektüre von Roscher und Knies an. Dagegen fesselt ihn Erdmannsdörffers »mittelalterliche Geschichte« und sein historisches Seminar, für das er alsbald ein Referat übernimmt. Daneben liest er Rankes »Geschichte der romanischen und germanischen Völker« und seine »Kritik neuerer Geschichtsschreiber«: »Sie sind beide so eigentümlich im Stil, daß ich sie zunächst nicht zu lesen vermochte, und wenn ich die Tatsachen nicht kennte, nicht verstehen würde. Ihre Sprache erinnert an die von Werther und Wilhelm Meister«.

Sein philosophisches Wissen, zu dem er während der Gymnasialzeit den Grund legte, sucht er durch Kuno Fischers Vorlesungen zu erweitern. Er belegt morgens um 7 Uhr dessen Logikkolleg, findet jedoch, daß der Aufwand von Energie, den dieser frühe Tagesbeginn fordert, durch das Aufnehmen des Hegelschen Begriffsrealismus nicht genügend belohnt werde: »Ich hasse den Menschen, der mich zwingt um $6^1/_4$ Uhr aufzustehen.« Dazu ist der junge Student äußerst empfindlich gegen jede Nuance von Eitelkeit, die Dozenten zur Selbstdarstellung treibt. Erst als er im zweiten Semester die Geschichte der Philosophie hört, tritt volle Anerkennung neben die Kritik.

Webers Wissensdurst hindert ihn nicht, sich auch der anderen Seite des akademischen Lebens zu öffnen. Verschiedene studentische Verbindungen suchen ihn zu gewinnen. Aber die Korps stoßen ihn sogleich dadurch ab, daß sie ihm Protektion beim »Karriere-machen« in Aussicht stellen. Er läßt zunächst alle an sich herankommen, folgt ihren Einladungen, vergnügt sich mit ihnen, belegt dann bei den Alemannen, der Verbindung des Vaters, Fechtboden, auf dem er sich morgens zwischen Logik und Pandekten »abhaspelt«, wird ihr Verkehrsgast, macht seine später verwerteten Beobachtungen, spürt aber vorerst keine Lust sich zu

binden. Er hat ja auch sonst reiche Gelegenheit für persönlichen Anschluß. Im großelterlichen Hause nebenan, wohnt jetzt die Familie Hausrath; der sehr geistvolle und bedeutende, wenn auch misanthropisch umdüsterte Onkel, den seine Natur mehr und mehr zum Einsiedler macht, interessiert sich für den klugen Studenten und spricht sich gern mit ihm über die Untaten mißliebiger Kollegen oder die Unbill der Zeitläufte aus. Dessen Gattin, Henriette, Schwester der Mutter, eine wie diese wundervoll reiche, warme und tiefe Persönlichkeit, flößt ihm bald Liebe und teilnehmendes Verstehen ein. Dazu die Hausrathschen Vettern und Kusinen, Spielgefährten der Kindheit, und überdies der mehrere Jahre ältere Vetter: Idas zweiter Sohn, Otto Baumgarten, der sein letztes theologisches Semester in Heidelberg zubringt. Dieser junge Mann gehört der dogmatisch-freien theologischen Richtung an, ist geistig sehr bewegt, fein organisiert, menschlich reif und zieht den jüngeren Vetter sogleich stark in den Kreis seiner religiösen Interessen. Weber begibt sich zum zweiten- und letztenmal in die Einflußsphäre eines älteren, überlegenen Freundes. — Sie treffen sich mittags bei Tisch und lesen abends theologische und philosophische Schriften miteinander: Lotzes Mikrokosmus und Platon, Biedermanns Dogmatik, Strauß, »Der alte und der neue Glaube«, Pfleiderers »Paulinismus«, Schleiermachers »Reden über Religion« u. dgl. Max besucht Ottos Probepredigten und liest sogar mit ihm die Predigten seiner Kommilitonen.

Ueber die gemeinsame Lektüre schreibt er nach Hause:

»Strauß »Der alte und der neue Glaube« enthält nicht sehr viel Neues, nichts, was man nicht ungefähr selbst wüßte; es soll eben eine kurze Enzyklopädie der freisinnigen Weltanschauung sein, und muß infolgedessen vielfach recht oberflächlich erscheinen. Schleiermachers »Reden über die Religion« in die ich mich freilich erst wenig hineingelesen habe, machen mir vorläufig gar keinen Eindruck. Oder vielmehr einen recht unangenehmen, oder vielmehr, sie bleiben mir, trotzdem ich die Absicht des Mannes ungefähr kenne, in ihrem altfränkischen cicerozianischen Stil unverständlich, aber ich bin doch begierig auf die Pointe und verkenne die große Herzensgüte des Mannes, die häufig durchbricht, durchaus nicht. Pfleiderers »Paulinismus« ist jedenfalls sehr interessant und verspricht schon in der Einteilung etwas Bedeutendes.« —

Die Lektüre von Lotze wird nach einigen Wochen »in voller

Wut über die Unwissenschaftlichkeit, törichte Poetisiererei und öde Gemütsphilosophisterei« aufgesteckt, statt dessen die »Geschichte des Materialismus« von Lange begonnen, die »nach dem Lotzeschen Wust — anders kann man, abgesehen von einigen hervorragend schönen Partien diese Art von System nicht nennen — durch seine eminent nüchterne Entwicklungsweise erfrischend wirkt«. —

Jurisprudenz, Nationalökonomie, Geschichte, Philosophie, Theologie — es war ein breit ausladendes geistiges Wollen, was im Tageslauf Platz finden sollte. Deshalb wird er auch gleich einer Regel unterworfen, die freilich die zunehmende Beteiligung am Kouleurleben häufig durchbricht: »Das Logikkolleg früh um 7 Uhr zwingt zum Frühaufstehen, dann hasple ich mich jeden Morgen eine Stunde lang auf dem Paukboden ab, sitze dann gewissenhaft meine Kollegien ab. Ich esse um $^1/_2$1 Uhr zu Mittag nebenan für eine Mark, trinke zeitweise $^1/_4$ Liter Wein oder Bier dazu, spiele dann bis zwei Uhr häufig mit Otto und Herrn Ickrath (dem Wirt) einen soliden Skat, ohne den Otto nicht existieren kann, worauf wir uns in unsre verschiedenen Behausungen zurückziehen, ich meine Kollegheftе durchsehe und dann Strauß »Der alte und der neue Glaube« lese. Eventuell gehen wir nachmittags auf die Berge. Abends sind wir wieder zusammen bei Ickrath, wo wir für 80 Pfg. ein ganz gutes Abendessen haben und lesen danach regelmäßig Lotzes Mikrokosmus, über den wir in der hitzigsten Weise aneinandergeraten.«

Gelegentliche Einladungen bei den Professoren geben seiner Begabung, charakteristische Eigenschaften an Menschen und Geschehnissen nachzuahmen und zu plastischen Anekdoten zu gestalten, willkommene Nahrung.

Während der Pfingstferien begleitet Weber seinen Vetter Otto, in dessen Elternhaus nach Straßburg. Diese Tage knüpfen das geistige Band zwischen ihm und der Familie Baumgarten. Ein langer Brief an die Mutter über die Pfingstpredigt des Pfarrers Riff, desselben, von dem er ihr einmal als Knabe eine Predigt hatte vorlesen müssen, zeigt, wie stark Otto ihn mit religiösen Interessen verknüpft hat. Allerdings bleibt verhüllt, ob er selbst religiös bewegt ist, oder dies alles mit dem Abstand desjenigen in sich einläßt, den zwar das geistige Phänomen der Religion brennend interessiert, der jedoch nicht in seinem Bann steht. — Ein kleines Streiflicht, was ihm damals als »Wesen« des Christentums

galt, gibt indessen ein anderes Dokument. Als in jenen Wochen die Bielefelder Großmutter die Augen schließt und eine alternde, unverheiratete Tochter verwaist und einsam zurückläßt, äußert der 18jährige Student, tief bewegt durch deren Scicksal, an seine Mutter:

»Was kann man bei solch' unendlich traurigen Gelegenheiten, wo ein Mensch sein eigenes Leben, wenigstens sein inneres mit einem anderen zu Grabe getragen hat, diesem Menschen sagen, als daß man ihn seines Mitgefühls und seiner Verehrung versichert? Und vollends, was sollte ich der Tante, die an Alter, Erfahrung und Herzensbildung mir soweit voraus ist, anders sagen! Man kann ihm nur noch die Hoffnung aussprechen, daß sein Glaube ihm Fassung, seine Hoffnung wie sie auch gestaltet sei, ihm Trost geben möge, man kann ihm das schöne Wort, für mich der Inbegriff des Christentums und der rechten Toleranz, zurufen: »Dir, deinem Herzen geschehe, wie es geglaubt!« — Dies, nur dies wünsche ich der Tante und ich weiß, daß ich ihr damit alles gewünscht habe, denn sie trägt — — — einen Glauben im Herzen, der an sich eine feste Burg ist wider alles, was von außen als Schwachheit an sie herantritt.« —

* * *

Im zweiten Heidelberger Semester ist Otto fort. Einfachere Menschen und irdischere Interessen füllen die Mußestunden. Ja, Weber scheint auf den andern Pol seines Wesens zu rücken. Er tritt nun in ein näheres Verhältnis zu den Alemannen, teilt mit ihnen den Mittagstisch, besucht zweimal wöchentlich die obligatorische Abendkneipe und verwächst mehr und mehr mit dem Burschenleben, so daß er im dritten Heidelberger Semester die üblichen Mensuren schlägt und das Band erhält. Er gibt sich nun unbefangen der Burschenfröhlichkeit hin, wird ein lustiger Kumpan und zeichnet sich bald durch hervorragende Trinkfestigkeit aus. Und das bedeutete damals nicht wenig, denn es gehörte nun einmal zur männlichen Erziehung des Kouleurstudenten, daß man möglichst viel alkoholische Flüssigkeit in sich hineinschütten konnte, ohne Haltung zu verlieren. Ueberdies zwang das, sich mit jeder Semesterwoche verschlechternde, Essen zu gesteigertem Biergenuß. Unter dem Einfluß dieser Lebensweise verändert sich sein körperlicher Habitus bald völlig. Der Wunsch,

mit dem er die Universität bezog, wurde reichlich erfüllt! Die Zunahme seines leiblichen Umfanges vollzog sich noch auffälliger als die seines geistigen. Der Langaufgeschossene ist breit und stark geworden mit einer Neigung zur Korpulenz. Als die Mutter ihm zum erstenmal in dieser Verwandlung und mit breitem Schmiß quer über der Wange begegnet, weiß die tatkräftige Frau Staunen und Schreck nicht anders als durch eine schallende Ohrfeige auszudrücken.

Auch sonst mochte die Metamorphose ihres Aeltesten den Eltern kein bloßes Vergnügen sein, obwohl er seine Studien nicht erheblich vernachlässigte. Die Verbindungs»pflichten«, die roten Mützen, der Wichs, die Kneipe, die Kommerse, die Mensurreisen und ein gesegneter Appetit verschlingen erheblich mehr als den Monatswechsel. Der gar nicht zum Sparen veranlagte Student muß den Vater öfter um Extrazulagen bitten, was diesem Verdruß bereitet. Trotzdem bleibt nichts übrig als das übliche Schuldenmachen, womit nur die Tradition der Väter fortgesetzt wird, und während man einerseits zur Abzahlung der von den »alten Herren« bei Stiftungsfesten u. dgl. genossenen Freuden beitragen muß, macht der den Verbindungen überall gewährte Kredit das Borgen geradezu zur »Standessitte«. Mittagessen, Mützen, Wagenfahrten werden allgemein erst nach Jahren und dann mit wucherischem Zinseszins beglichen. — So macht es auch Weber, dessen Budget deshalb auch in den späteren Semestern, als er die Kouleur hinter sich gelassen hat, niemals balanziert.

Aber nicht nur der äußere, auch der innere Habitus des jungen Mannes wird durch das Verbindungsleben stark beeinflußt. Die Kouleur ist klein, jeder Einzelne fühlt sich deshalb für ihr Ansehen verantwortlich. Der Verkehrston der Burschen untereinander ist nicht etwa freundschaftlich warm, sondern eisig kühl. Freundschaften gelten als unmännlich. Man hält Distanz, paßt sich gegenseitig scharf auf, kritisiert sich, reibt sich aneinander — so will es ein Männlichkeitsideal, das alles Gewicht auf formale Haltung legt. Poesievoll ist nur der gemeinsame Gesang der herrlichen Burschen- und Vaterlandslieder; deren Melodien begleiten Max Weber bis an sein Ende. — Wer sich innerhalb dieser Gemeinschaft zu behaupten verstand, fühlte sich auch gegenüber der sonstigen Welt äußerst sicher, überlegen, blasiert. Die Kouleur hatte ihre Regeln für jede Lage: »Probleme gab es nicht für uns — wir waren überzeugt, alles was

vorkam, irgendwie mit einer Mensur lösen zu können.« In später Rückschau auf den Einfluß jener Zeit konstatiert Weber: »Die übliche Dressur zur »Schneidigkeit« im Kouleurleben und als Unteroffizier, hat zweifellos seiner Zeit stark auf mich gewirkt und die ausgeprägte innere Schüchternheit und Unsicherheit der Knabenjahre beseitigt.«

II.

Im Herbst 1883 übersiedelt Weber nach Straßburg, um dort sein Militärjahr abzudienen. Für die Wahl des Orts mögen die Familien Baumgarten und Benecke ins Gewicht gefallen sein. — Nach drei Semestern herrlicher Burschenfreiheit hat diese neue männliche Existenzform natürlich zunächst keinerlei Reize, zumal der Dienst und Drill den 19jährigen erheblich anstrengen. Er ist, außer im Fechten, ungewandt in Leibesübungen und so stark, daß er in keine der auf Kammer vorrätigen Monturen recht paßt und schließlich in die Koppel des Küchensergeanten eingezwängt werden muß. Die zierlichen Füße und Fußgelenke haben Mühe den schweren Körper zu tragen und versagen bei stundenlangem Exerzieren. Auf eine Suggestivfrage der Mutter, deren heroischer Natur Bedürfnis ist, nicht nur jedem »Soll«, sondern auch jedem »Muß«, schon weil es ein Muß ist, die gute Seite abzugewinnen, und die nie zugeben will, daß Notwendiges wirklich unangenehm ist, antwortet er ein wenig unwirsch: »Deine Zuversicht, ich würde jetzt schon irgendein Gefühl von irgendeiner Wohltätigkeit meiner jetzigen Lebensweise haben, stößt bei mir vorläufig auf hartnäckigen Unglauben. Jedenfalls muß ein etwa vorhandenes derartiges Gefühl übertäubt werden durch das andere Gefühl, was geschwollene und schmerzende Fußgelenke, auf denen man täglich sieben Stunden herumläuft, verursacht.«

Schwerer jedoch als das körperliche Unbehagen drückt der ungeheure Stumpfsinn der Kasernenhofdressur und die Abhängigkeit von den Schikanen subalterner Vorgesetzter, zumal sich bald zeigt, daß an geregeltes Weiterstudieren nicht zu denken ist. »Ich stecke mich, wenn ich nach Hause komme, um neun Uhr, jetzt meist bald ins Bett. Einschlafen kann ich allerdings noch nicht, da die Augen nicht müde sind und der geistige Teil des Menschen überhaupt gar nicht beschäftigt wird — das vom Morgen anfangende, bis zum Schluß des Dienstes sich steigernde

Gefühl langsam in die Nacht des tiefsten Stumpfsinns zu versinken, ist mir in der Tat das Unangenehmste von allem zusammen.« — Nur der Besuch von H. Baumgartens historischem Seminar, läßt sich durchsetzen und ist eine Oase in der Wüste.

Wie soll man mit dieser Existenz, deren Ende völlig außerhalb des Erlebbaren zu liegen scheint, fertig werden? Zunächst scheint nichts übrig zu bleiben als den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Der Einjährige richtet sich deshalb eine seltsame und sicher recht unbekömmliche Lebensweise ein. Statt wie in den ersten Wochen früh ins Bett, geht Weber abends mit seinen Leidensgefährten in die Kneipe, trinkt bis Mitternacht, sinkt dann in schweren Schlaf, rennt morgens nüchtern zum Dienst, und nun hilft ein traumhafter Dämmerzustand des Geistes, der »Kater«, »das nicht tausend- sondern millionenfache Wiederholen der vielen rein mechanischen Künste« zu bestehen. »Die Stunden verfliegen wie im Nu, weil sich nichts, nicht ein Gedanke im Schädel rührt.« — Zu Haus hält die Wirtin schwarzen Kaffeextrakt bereit, durch den er vorübergehend wieder ein Mensch wird, bis der Nachmittagsdrill den Rest der wiedererwachten geistigen Energie verschlingt. Auf die Vorwürfe der Eltern, wegen der spärlicher werdenden Briefe, entschuldigt er sich mit dem Hinweis, auf die seltsamen geistigen und körperlichen Zustände, in die ihn das Militärleben versetze, »einen Zustand der — — — jegliches Denkvermögen einfach verschwinden läßt. Nach einer fünf bis sechsstündigen Vormittagsfelddienstübung in Tornister, Mantel, Kochgeschirr, legte ich mich den Nachmittag stets ins Bett, war dann abends zwar körperlich zerschlagen, aber doch imstande, noch mit Freude Buckle, Gibbon oder Biedermann zu lesen, sind aber vormittags drei Stunden, nachmittags zwei Stunden »Griffe« und Marschübungen gemacht worden, was jetzt der regelmäßige Dienst ist, und ist außerdem noch Appell, Gewehrreinigen, Instruktion und allerlei ähnliches, empörend überflüssiges Zeug gewesen, so bin ich zwar körperlich nicht übermäßig angestrengt, aber geistig ganz einfach leistungsunfähig. Jede Spur von geistiger Energie ist verschwunden. Ich würde mich um noch so hohen Preis weder zu einem Briefe noch zu dem Versuch zu arbeiten aufschwingen können, sondern sitze im Lehnsessel, rauche eine Zigarre nach der andren und denke an nichts — wirklich an garnichts, denn es ist mir vorgekommen, daß ich, nachdem ich meiner Meinung nach eine kurze Weile so dagesessen hatte, auf der Uhr konstatierte,

daß ich volle drei Stunden so ohne jeden Gedanken zugebracht hatte.«

Indessen alles lernt sich; nach überstandener Rekrutenzeit hat sich der Körper an den Dienst gewöhnt, Weber wird ausdauernder als die meisten Miteinjährigen. Er versagt freilich völlig beim Turnen. »Mensch, dat is ja als ob 100 Hektoliter Pschorr am Reck baumelten« — sagt der berlinische Unteroffizier. Er befriedigt dagegen — was er nicht ohne Stolz erzählte — selbst höhere Vorgesetzte durch die korrekte Anmut seines Paradeschritts und zeichnet sich bei den Felddienstübungen durch ausdauernde Marschleistungen aus. Allerdings der Nachtdienst wird ihm sehr sauer: »Das Umherlaufen nachts bei sehr kühler Temperatur mit völlig durchnäßten Kleidern ist mir unerträglich. Ich habe dann immer die Empfindung, als ob ich sehr starkes Fieber hätte und bin nachher so schlaff, daß ich mit dem Zweifel in den Dienst gehe, ob ich imstande bin ihn auszuhalten.«

Am meisten rebelliert er doch immer aufs neue gegen den »unheimlichen Zeittotschlag, der darauf verwendet wird, denkende Wesen zu Maschinen abzurichten, die auf Befehl mit automatischer Präzision reagieren«. »Die Einjährigen an allen möglichen zwecklosen Dingen, bei denen sie nichts tun als ¾ bis 1 Stunde müßig stehen und zusehen, zu beteiligen — das nennt man »militärische Erziehung«! Man soll dabei »Geduld« lernen, als ob man — du liebe Zeit! nach einem Vierteljahr tagtäglichen stundenlangen Griffeklopfens, und nachdem man sich von den elendesten Halunken unzählige Frechheiten hat sagen lassen müssen, überhaupt noch in den Verdacht kommen könnte, an Mangel an Geduld zu leiden! Es soll eben den Einjährigen prinzipiell die Möglichkeit, sich während der Militärzeit geistig zu beschäftigen, abgeschnitten werden, wobei angeblich das Militär besser fährt.« Er ist trotz seines Grimms sachlich genug, zuzugeben, daß in der Tat die körperliche Mechanik bei Ausschaltung jeder Denkfähigkeit am genauesten arbeitet.

Immerhin: unverwüstlicher Humor und die Freude am Beobachten unbekannter Vorgänge und neuer Menschentypen helfen Weber auch in diesem Zustand Erfahrungen zu sammeln, die sein Wirklichkeitshunger später nicht preisgegeben hätte. Jeder Vorgang liefert ihm plastisch gestaltbare Anschauung über menschliche Eigenart und ihre Prägung durch die herrschenden Ordnungen und Vorstellungen, überdies vermag er aus Vielem Stoff

zu ergötzlichen Anekdoten zu saugen. Der Typus des preußischen Unteroffiziers, des Leutnants, der polnische Rekrut, der aus Arbeiterkreisen stammende Dreijährige, das Treiben in der Kaserne und auf Wache, die Felddienstübung — alles wird brieflich mit wenigen Strichen in seiner Eigenart festgehalten und in den Kammern eines hungrigen Geistes aufgespeichert.

»Eben vom Exerzieren heimgekommen, finde ich Deinen lieben Brief und fange infolgedessen lieber eine neue Epistel an, statt daß ich die schon vor acht Tagen begonnene, seitdem in Absätzen bis auf die dritte Seite gediehene, weiter fortsetze. Ich habe heute Gottseidank einen, abgesehen vom Seminar des Onkels, freien Tag vor mir, und es ist daher Aussicht, daß ich diesmal fertig werde. Die letzten anderthalb Wochen waren an Exerzieren und Felddienstübungen außerordentlich inhaltreich; schon bei dem bloßen Gedanken an mehrere fünf- bis sechsstündige Felddienstübungen in teilweise meilenweiter Entfernung von Straßburg wird mir wieder ganz müde und zerschlagen zu Mut. Solch eine Felddienstübung ist eben doch, wenn sie auch zur Abwechslung einmal ganz angenehm und nett ist, auf die Dauer eine Sache, die als Vorgeschmack der Manöver und des Krieges alle dem Soldaten zukommenden Eigenschaften in ganz hervorragendem Maße in Anspruch nimmt. Sie verläuft etwa folgendergestalt: Morgens bei noch fast vollkommener Dunkelheit tritt man in Helm, Tornister, Kochgeschirr, Brotbeutel und Mantel an und marschiert ab. Anfangs geht alles ganz gut, den Helm, der in der ersten Woche sich unangenehm bemerkbar macht, ist man schon gewohnt, ebenso die zentnerschweren Kommißstiefel — hat man statt des Helms die Mütze und statt der Kommißstiefel gewöhnliche an, so hat man — ich wenigstens — stets das Gefühl, barhaupt und auf Strümpfen zu gehen. Ebenso ist der, noch leere, Tornister anfangs kaum zu merken. Auf die Dauer aber macht sich zunächst der als Wurst um Brust und Tornister geschlungene Mantel unangenehm fühlbar, der, wenn man eine einigermaßen starke Brust hat, direkt unter der rechten Achsel durchgeht und das Atmen sehr erschwert, außerdem das Tragen des Gewehrs auf der linken Schulter sehr schwierig macht. Dann fangen die beiden, schwer mit Platzpatronen gefüllten Patronentaschen, die bei jedem Schritt stark gegen die Leistengegend drücken, an, sich bemerklich zu machen. Schließlich empfindet man doch auch den Druck der unteren Tornisterkante gegen die Kreuzgegend als

eine auf die Dauer bei stundenlangem Gehen sehr unangenehme Belästigung. Dazu kommen dann noch besondere Extra-Pläsier-Vergnügen, so z. B. wenn bei der Felddienstübung außer dem Leutnant der eignen, noch ein Premierleutnant von einer anderen Kompagnie zugegen ist, dem die Leitung aufgetragen ist, und wenn beide Herrn Leutnants sich nicht bedeutend riechen können. Dann reitet der Premierleutnant rechts, der Sekondeleutnant links und dann heißt es von links: »Der Einjährige da am Flügel, machen Sie längeren Schritt« — von rechts: »Der Einjährige da,reißen Sie nicht so aus, da kann ja sogar mein Gaul kaum mit —«, von links: »Der Einjährige da, Schockschwerennot, Ihre Nase hängt ja vollkommen im Dreck!« — von rechts: »Der Einjährige Weber, wie halten Sie zum Himmelkreuzdonnerwetter denn Ihren Kopf? Sie wollen sich wohl die Nase von der Sonne austrocknen lassen« — von links: »Der Einjährige da, Ihr Seitengewehr hängt Ihnen wieder vorn am Bauchnabel! Pfundweise soll Sie der Teufel holen, schieben Sie es zurück« — von rechts: »Heiliges Rattenbeafsteak, der Einjährige da, Ihr Seitengewehr hängt Ihnen ja hinten herunter, wie der Schwanz von einem weißen Elefanten« — usw. usw. So geht es denn weiter und die Herren machen auf diese Weise ihre Scharmützel aus. In der ersten Zeit wenigstens ging es uns mehrfach so, jetzt werden wir denn doch schon einigermaßen anständig behandelt. Jedenfalls ist man ganz vergnügt, wenn man endlich zum Tor hinaus ist, wo dann ohne »Tritt« d. h. in aller Behaglichkeit marschiert wird. Dann holt man sich ungefrühstückt wie man ist, allmählich seine Nahrungsmittel hervor. Im Brotbeutel hat man die belegten Brote, im Reisbeutel die Schnapsflasche, in den Patronentaschen, soweit noch Platz ist, Zigarren. Die Musketiere verlangen natürlich auch ihren Anteil und werden allmählich aufgeweckter. Es sind der Mehrzahl nach Leute aus der Gegend von Erfurt und Schwarzburg, außerdem viele Polen, die zum Teil erst hier von den Unteroffizieren die deutsche Sprache eingeprügelt bekommen. Nach einiger Zeit bekommt man dann eins von den spezifischen Soldatenliedern zu hören, wo sich immer auf »Deutscher Rhein — Branntwein« und auf »Vaterland — Schnaps zur Hand« reimt. Endlich ist man zur Stelle. Nachdem durch einige Patrouillen die Stellung des Feindes konstatiert ist, beginnt der Vormarsch, und nachdem man bis auf eine gewisse Entfernung herangekommen ist, löst sich die ganze Kolonne in eine sogenannte Schützenlinie, einen Schwarm,

auf. So geht es denn in lebhaftem Tempo vorwärts, bis kommandiert wird: »Nieder!« worauf man sich — patsch! — bäuchlings mit allem Gepäck in den dicksten Kot wirft. Nun beginnt das Verknallen von Platzpatronen in großem Maßstabe, und man hat immer seine Freude bei dem Gedanken, daß das Deutsche Reich doch noch viel Geld für solche teuren Spässe übrig haben muß. Dann geht es in schnellstem Laufe eine Strecke vorwärts um sich dann wieder niederzuwerfen, natürlich richtig wieder in eine Pfütze, oder einen Dreckhaufen oder sonst einen unnennbaren Gegenstand unsauberer Natur, und das Geknatter beginnt wieder. Ein Angriff feindlicher Kavallerie wird glänzend abgeschlagen, eine Mordssalve abgegeben — »Legt an!« — »Feuer!« — »Paff«! Im selben Moment ist man auf beiden Ohren taub, denn die Hintermänner, ein paar dumme Rekruten, haben einem die Gewehrmündung just auf die Schulter gelegt. Nun können die Leutnants gut kommandieren — man hört ihre Kommandos nur noch wie ein unartikuliertes fernes Hundegewinsel.

Nachdem man dann noch eine Weile abwechselnd getrabt und sich im Dreck gewälzt hat, ist man endlich so weit heran, daß man sich unter dem Schutze des Feuers zum Angriff mit aufgepflanztem Seitengewehr formieren kann. Unter einförmigem Schlagen eines Tambours, »Bumm! Bumm! Bumm!« geht es erst langsam, dann schneller vor. Schließlich mit gefälltem Gewehr stürzt sich der ganze Schwarm mit viehischem Geheul, was »Hurra!« bedeuten soll, auf den Feind, wobei man natürlich regelmäßig entweder umgerannt und auf die Hand getreten, oder mit dem Gewehrlauf auf den Schädel geschlagen oder mit dem Seitengewehr vom Hintermann in die Kniekehle gestochen wird. Dabei reiten dann die betreffenden Offiziere hinterher und geben mit rasender Wut tausend Kommandos, die natürlich absolut nicht verstanden werden und schließlich in ein gräßliches, elefantenartiges Gebrüll ausarten. Das Resultat ist natürlich, daß die Attacke abgeschlagen wird und man den ganzen Spaß noch einmal von vorn macht. Nach einigen Stunden solchen Vergnügens tritt man dann endlich den Rückmarsch an, vollkommen taub auf beiden Ohren, mit einem blaugeschlagenen Auge, summendem klingendem, halbzerschlagenen Schädel, Blasen an den Füßen, blutig gerissenen Händen, Beulen am ganzen Leib, halb zertreten, gebadet in Schweiß und Pfützenwasser und im Glücksfall Mistjauche, die einzelnen Montierungsstücke von Dreck kaum unterscheidbar

und mit Beinen, die wie diejenigen eines Nilpferdes nach unten zu dicker werden und in einem Klumpen von zähem Lehm endigen. Nachdem man mit Stöcken das Gröbste abgekratzt, wird man dann in diesem Zustande wieder in die Stadt und den Bewohnern und Bewohnerinnen Straßburgs vor Augen geführt« (6. 2. 84).

Die großen Manöverübungen draußen im Lande, in den schönen Vogesentälern und rings um die kleinen Dörfer des Nordelsaß und Lothringens, vermitteln interessante Eindrücke »über den Einfluß den das preußische Militärwesen von damals auf eine fremde, sich möglichst ablehnend verhaltende Bevölkerung ausübt«. »Es ist recht schade, daß das Volk im Elsaß sich mit uns preußischen Militärs so schwer befreunden will und uns so gleichgültig behandelt. Nur die Mütter, welche Söhne im deutschen Heer haben, sind anders. Als ich z. B. einmal von meinem Hauptmann auf dem Marsch zurückgeschickt wurde, um einer nachrückenden Abteilung etwas zu bestellen und an einem Bauernhause bei Pfalzburg auf dieselbe wartete, brachte mir die Bauernfrau eine Waschschüssel voll Kaffee, Brot und Wein und nahm nachher nichts dafür, denn, sagte sie mit Tränen im ganzen Gesicht, sie dächte, wenn sie mich gut behandelte, gäbe es vielleicht dahinten in Preußen auch Leute, die es ihrem Sohne, der dort als Rekrut eingestellt sei, auch so machten. — Ob wohl die Wasserpolacken und Schlesier und wo sonst die elsässischen Regimenter stehen, die Hoffnung der armen Frau erfüllen werden? Wer weiß?« — — — — Die Gabe mit einfachen Leuten zugleich »human« kameradschaftlich und herrscherlich umzugehen, kommt Weber zu Hilfe. Er färbt seine Sprache — wo immer er grade weilt — schnell mit dem Lokalton, ist Bauer mit dem Bauer, ohne sich etwas zu vergeben, die Gemüter erschließen sich, und er erfährt, was er wissen will. —

In der zweiten Hälfte des Dienstjahrs wird der Einjährige Korporalschaftsführer und macht nun neue Erfahrungen. Die Verantwortung, und daß man nun etwas zu sagen hat, erfüllt mit Genugtuung, aber verschlingt jetzt noch mehr Zeit und Kraft. Er hat lauter quasi »häusliche« Pflichten, für die er von Natur unbegabt ist, z. B. auf Reinlichkeit, nicht nur des militärischen, sondern auch des Adamskostüms »polnischer Ferkel« zu halten, und wird durch Beaufsichtigung aller Lebensäußerungen der Untergebenen dauernd in Atem gehalten: »Nachdem man sich drei Tage lang als Vorgesetzter bedeutend g e f ü h l t hat,

sind schließlich Bauchgrimmen und Appetitlosigkeit die einzigen Resultate einer gewissenhaften Korporalschaftsführung. Gott sei Dank wird ja auch dieser Kelch einmal vorübergehen, vorläufig aber bin ich die reine Dienstmaschine und meine außerdienstlichen Beschäftigungen sind Essen + Trinken + Schlafen ± 0«. —

Als das Ende dieser Zeit schließlich doch abzusehen ist und die Rückkehr zu den Büchern Wahrscheinlichkeitsgehalt bekommt, faßt Weber Zustand und Erfahrungen seiner militärischen Ausbildung noch einmal im folgenden zusammen: »Diese militärische Existenz wird nachgerade doch zu widerlich und stumpfsinnig, namentlich da sie in der letzten Zeit aber auch rein gar nichts neben sich aufkommen ließ. Die Tage meiner Korporalschaftsführung werden ja jetzt, hoffe ich, gezählt sein, aber die letzten 4 Wochen lag ich auch von früh bis spät in der Kaserne und konnte doch nicht verhindern, daß bei allen möglichen Gelegenheiten Sachen entwendet wurden, die ich dann, um nicht obendrein gemeldet und womöglich bestraft zu werden, auf meine Kosten wieder anschaffen lassen mußte. — — — — — Für die Aufopferungsfähigkeit soll es ja eigentlich egal sein, ob man sich für eine berauschend große Idee oder für dreckige Fußlappen opfert, ja: »opfert«, denn eine schmählichere Art der Selbstkreuzigung als sich wissentlich in den tiefsten Stumpfsinn zu versenken, gibt es kaum. Jedenfalls aber stört es bei diesem Opfer auf dem Altare der Menschheit zu sehen, daß man dasselbe noch dazu erheblich ungeschickter anstellt, als irgendein Unteroffizier, und daß es weder für einen selbst, noch für das deutsche Heer von großem Wert ist. Zu lernen ist dabei ebenfalls nicht viel, denn das einzige Kunstmittel, wodurch die Unteroffiziere uns überlegen sind, können wir zwar lernen, aber nicht anwenden — — die Leute prügeln, treten usw.« (30. 5 84).

Ein andres Gesicht gewinnt aber die militärische Erziehung von dem Augenblick an, wo Weber ihr als Objekt entwachsen ist und nun in den Kreis der ausführenden Organe eintritt. Als ihn nach Jahresfrist (Frühjahr 1885) die erste Offiziersübung wieder für 2 Monate nach Straßburg ruft, beginnt ihm die Sache zu gefallen: »Man ist doch nun ganz anders gestellt als früher, und wenn ich, wie ich zuversichtlich hoffe, in zwei bis drei Wochen avanciere, so kommt für mich neben der nützlichen auch die angenehme Seite des Militärwesens zur Geltung.« — Die

Vorgesetztenqualität, die Fähigkeit zum Befehlen und Lehren ist ihm angeboren. Dazu wird er den Offizieren ein durch Fabulierkunst und überlegenen Humor begehrenswerter Kamerad. Er kann bald nach Hause mitteilen: »Mir selbst geht es hier, wie ich schon schrieb, recht gut, und ich bin zufrieden mit meinen Wirtsleuten. Das Militärleben war in den letzten Tagen recht anstrengend, ist aber sonst jetzt wirklich sehr nett und nicht uninteressant. Wie ich schon sagte, sind meine Vorgesetzten augenscheinlich sehr zufrieden mit mir, — Turnen hat mich der Hauptmann allerdings Gottseidank noch nicht gesehen — und den anderen Krempel kann ich nachgerade so ziemlich. Das Verhalten der jüngeren Offiziere ist im allgemeinen liebenswürdig und kameradschaftlich. Der Hauptmann meinte, ich sollte doch die acht Wochen als Badekur betrachten, und er hat recht. Denn ich bin schon starke drei Koppellöcher magerer und so schlank geworden, daß niemand mehr daran denkt, mich den dicken Leuten zuzuzählen. Der Hauptmann ist sehr befriedigt, daß sich jetzt die Kompagnie nach mir ausrichten lasse, denn vorher sei stets mein Bauch im Wege gewesen und habe die ganze verfluchte Schweinerei in der Kompagnie verschuldet. Ich gelte jetzt unbezweifelbar für einen guten Soldaten und mein Hauptmann scheint ungemein zufrieden mit mir und von meinem unbedingten Fleiß überzeugt zu sein, machte mir gestern einen Gegenbesuch und sprach in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von meiner vorzüglichen Ausbildung.« — Der schließliche Ertrag der militärischen Erziehung war doch eine große Bewunderung für die »Maschine«, dazu kriegerisch-patriotische Gesinnung, die ihn die Gelegenheit ersehnen ließ, einmal an der Spitze seiner Kompagnie ins Feld zu ziehen.

* * *

Das Straßburger Jahr in dem Weber geistig so schwer darbte, wurde nun aber noch in entgegengesetzter Richtung für seine innere Entwicklung bedeutsam. Der nahe Verkehr in den beiden akademischen Verwandtenhäusern: des Geologen E. W. Benecke und des Historikers Hermann Baumgarten war das seelische Labsal dieser Zeit, und bewahrte den jungen Menschen davor, sich in seinen freien Stunden nur in die Derbheit des Kneipenlebens zu retten. »Die Sonntage sind natürlich die Lichtpunkte in dieser Stall- und Reitbahn-

existenz eines Pferdes, welches eingeritten werden soll, und was würden sie wieder ohne die Gelegenheit sein, stets den Nachmittag in einem der liebenswürdigen Verwandtenhäuser zuzubringen! Das »Familienkneipen« an sich war nie mein Ideal, aber hier, wo ich einerseits wie ein Sohn des Hauses, andrerseits wie jeder andre regelmäßig im Hause verkehrende Student behandelt werde, ist die Verwandtschaft nur eine Brücke, die es ermöglicht, über tausend Dinge und so zu sprechen, wie und über welche dies sonst nicht möglich wäre« (22. 10. 83).

Die Frauen der beiden Gelehrten sind der Mutter Schwestern. Ida, die ältere, kennen wir schon als Helenes vertraute Freundin und Beraterin. Sie fühlt sich Ida da tief verwandt und stellt sie über sich als Vorbild religiös-ethischer Durchdringung des Lebens. Emilie, die jüngste Schwester, ist lebensvoller Mittelpunkt eines kinderreichen Hauses und der Sonnenschein ihres edlen, durch Schwerhörigkeit gehemmten, Gatten. In beiden Familien waltet selbstlose Herzensgüte und hohe vornehme Gesinnung. In beiden sind die von den gemeinsamen Heidelberger Ferien nahe vertrauten Vettern und Kusinen herangewachsen. Von den Baumgartenschen Kindern stehen ihm Fritz und Otto schon länger freundschaftlich nahe. Ottos frühe Vermählung mit Emily Fallenstein, Tochter eines der über See gegangenen Söhne des Großvaters aus dessen erster Ehe, beschäftigt Weber sehr und vergönnt ihm zum erstenmal tiefen Einblick in schwierige seelische Probleme. Das Mädchen ist in jeder Hinsicht ungewöhnlich, viel älter als die jungen Baumgartens, nicht schön, kränklich und nervös schwer belastet, aber von genuiner religiöser Veranlagung und magischen Kräften — sie hat die Gabe des Hellsehens. Dabei ist sie auch sonst allseitig begabt, dichtet und singt, besitzt scharfe Urteilskraft und so glühende Intensität des geistigen Seins, daß sie nicht nur Ida und ihre Kinder beherrscht, sondern auch einen Kreis hochstehender junger Leute, die bei Baumgartens verkehren. Beide Brüder lieben die viel ältere. Dagegen sehen der Vater und mit ihm andre Verwandte, die unberührt bleiben von ihrer religiösen Genialität, in dem Mädchen vorwiegend eine unheimliche Kranke.

Als der erst 24jährige Otto zum Lebensbund mit der 7 Jahre älteren Freundin drängt, widersetzt sich der Vater in schwerer Erregung. — Diese durch und durch kranke Frau — ist sie nicht ein Unglück für den Sohn? Ida, dessen vertraute Freundin,

steht anders, — sie glaubt an die genialen Kräfte des Mädchens, und für sie ist die spirituelle Gemeinschaft das Einzige, worauf es ankommt. Auch fühlt sie, daß Otto unter dem Zwang unentrinnbaren Schicksals steht und eher Vater und Mutter verlassen als auf diesen Bund verzichten wird. — Das waren schwere Konflikte, die tiefe Spuren in den Seelen aller Beteiligten zurückließen und vorübergehend Vater und Sohn, Vater und Mutter trennten. Aber schon nach kurzer Zeit finden sie sich über dem Unabänderlichen wieder zusammen, die Ehe wird geschlossen. Das Paar zieht in die Stille eines Pfarrhauses nach Waldkirch. Nach Jahresfrist löst der Tod den schwer erkämpften Bund. Emily stirbt bei der Geburt eines lebensunfähigen Kindes. Dem jungen Gatten aber ist sie nicht gestorben, nur verwandelt. Er vermag sogar am offenen Grabe zu ihr zu reden — die andern schauert's.

Aber auch als die Todes-Ekstase verblaßt, lebt er in geistiger Gemeinschaft, in den von ihr geschaffenen Formen, mit ihr weiter. Und sie behält für ihn sein ganzes Leben lang eine unauslöschbare Realität. Er, jugendlich warm, anschlußfähig, aufgeschlossen, hingebend, bleibt Witwer und verteilt hinfort die Ströme seines unerschöpflich liebenden Gemüts auf unzählige »arme Seelen«. Er hilft brüderlich bis zur Selbstentäußerung, wo immer er kann. Den Kindern seines Bruders wird er ein zweiter Vater. — Wer hatte nun recht: die Menschen, denen diese Ehe eines lebensstarken jungen Mannes mit einer Tod-Geweihten als Unglück galt, oder ihr Gatte, dem sie die ewige Bestimmung bedeutete?

Weber nahm bewegten Anteil am Schicksal seines Freundes. Schon bei seinen Besuchen von Heidelberg aus wurde er der Vertraute aller Beteiligten, da er vermocht hatte, sich in den Standpunkt eines Jeden einzufühlen. Die bedeutende Frau interessiert auch ihn brennend, doch gibt er innerlich den Sorgen des Vaters recht. So ist er schon vor seiner Uebersiedlung nach Straßburg nicht nur den Söhnen, sondern auch deren Eltern ein Freund. Der mitteilsame, aber vereinsamte Gelehrte hat das Bedürfnis, sich gegen den Neffen wie zu einem Gleichaltrigen über alle politischen Vorgänge auszusprechen, und schüttet seine häufige Erregung über den politischen Kurs der achtziger Jahre in ihn hinein. Zweifellos beeinflußt er ihn durch seine Art, die Dinge zu sehen. Wir verweilen deshalb einen Augenblick bei H. Baumgarten, zumal er gleichermaßen ein nach voraussetzungs-

loser Erforschung der Wahrheit trachtender Gelehrter und feuriger Politiker war — ebenso wie später Max Weber.

* * *

Der bedeutende Mann [1]) stand damals an der Schwelle des Alters, bereits ein wenig ermüdet vom Lebenskampf und schwerer persönlicher Sorgenlast. Er war schon mehr der gelehrten und kritischen Betrachtung der öffentlichen Angelegenheiten als ihrer handelnden Gestaltung zugewendet. In der Jugend und auf der Höhe der Manneskraft hatte er sich mit sittlicher und politischer Leidenschaft, in Gemeinschaft mit Dahlmann, Dunker, Gervinus, Jolly, Sybel, Treitschke u. a. für die Einigung und Großmachtstellung Deutschlands unter Preußens Führung eingesetzt. Der nationale Kampf gab dem ganzen Dasein jener Generation das hohe Feuer, und als der Traum von neuer deutscher Herrlichkeit sich erfüllte, jubelte Baumgarten: »Wodurch hat man die Gnade Gottes verdient, so große und mächtige Dinge erleben zu dürfen«, und fügte vorahnend hinzu: »Woher soll man in meinen Lebensjahren noch einen neuen Inhalt nehmen?« Ja, das war die Tragik: Die nun dieser Generation liberaler bürgerlicher Patrioten gemäße Aufgabe: Beteiligung am inneren Ausbau des Reiches, dessen äußere Form sie mitgeschaffen hatten, wurde ihnen vorenthalten — Bismarck führte allein das Steuer, und für Kaiser Friedrich, auf dessen Aera der Liberalismus gehofft hatte, waren die Tage seiner Herrschaft gezählt.

Baumgarten, dem sich keine neuen Wege zu politischer Mitarbeit öffneten, sah mit um so scharfsichtigerer Klarheit die den neuen Zustand begleitenden Schatten. Er sah, daß das Machtpragma und die Vergötterung des Staats nebst ihren Folgen: dem Militarismus, nicht nur der Geistigkeit deutschen Menschentums Gefahr brachte, sondern daß überdies durch die Vorherrschaft preußischer Art auch auf politischem Gebiet verhängnisvolle Fehler begangen wurden. Die unablässigen Mißgriffe gegenüber den Elsässern beobachtete er aus nächster Nähe, sie ließen ihn daran verzweifeln, daß dieser Volksstamm dem Deutschtum wiedergewonnen werde. — Dazu erfüllte ihn die Gefährdung seiner Verfassungsideale durch den Koloß Bis-

[1]) Ich entnehme diese Tatsachen der schönen Biographie seines Schülers Erich Marcks.

marck mit steigendem Mißbehagen, und er sah in der bedingungslosen vergötternden Hingabe der jungen Generation an diesen Genius eine gefahrvolle Uebertreibung, die sich durch Verlust des Augenmaßes für andre Werte rächen werde. »Der große Mann wird uns eine große Not hinterlassen.« — Dies alles entlud sich in dem Aufsehen erregenden literarischen Streit mit seinem früheren Freund Treitschke. Als Anwalt der süddeutschen Kleinstaaten und liberaler Ideale, bekämpfte er in schroffer Kritik dessen einseitige Verherrlichung des preußischen Geistes und der Dynastie Hohenzollern. Da aber Treitschkes »Geschichte des 19. Jahrhunderts« durch die »leuchtende Pracht« ihrer Darstellung und ihre leidenschaftliche Bejahung dessen, was durch 1870 geworden war, eine hinreißende Wirkung ausübte, waren selbst von den alten Gesinnungsgenossen nur wenige bereit, auf den unbequemen Warner zu horchen. Der alternde Baumgarten fühlte sich vereinsamt, ja geächtet und litt schwer darunter.

Bei einem Teil der bürgerlichen Jugend keimen in dieser Zeit die neuen Ideale sozialer Gerechtigkeit und Klassenversöhnung. Sie erfüllen Gattin und Sohn mit Begeisterung, aber er vermag sich ihnen nicht mehr zu öffnen. So umfloren sich ihm die öffentlichen Vorgänge, je älter er wird, mit um so dunklerer Farbe. Der jugendliche Neffe teilt den Pessimismus des Onkels nicht und sucht ihn beständig aufzuhellen. Aber dessen Beurteilung der Bismarckschen Politik stimmt er weitgehend zu, sie ist ihm ja durch die politischen Ueberzeugungen des Elternhauses mitgegeben. So wird er den Gesprächen und Mitteilungen des Onkels vieles verdankt haben. Ein Zeichen dafür ist der politische Briefwechsel, den er auf Baumgartens Wunsch mit ihm von Berlin aus anspinnt und längere Zeit fortsetzt. Davon später.

* * *

Die Seele des Baumgartenschen Hauses war damals Ida, eine hochbedeutende Frau. Ihr Mann, den politische und wissenschaftliche Interessen so stark erfüllten, besaß eine — offenbar mehr überkommene als erkämpfte — protestantische Kirchlichkeit; er war Pastorensohn. Jedenfalls bedeutete sie dem Alternden innerlich nicht mehr viel. Ida teilt zwar seine geistigen Interessen, aber ihr eigentliches Leben vollzieht sich in tiefer Innerlichkeit, vor dem Antlitz ihres Gottes. Sie mißt alles Handeln an den

unerbittlichen Maßstäben der christlichen Ethik. Sie tut sich deshalb nie genug und lebt stets angespannten Willens. Die selbstgenügsame Wissenschaft und den typischen Gelehrten lehnt sie mehr und mehr ab. Das häufige Auseinanderfallen von Denken und Handeln ist ihr ein Anstoß. An den evangelischen Brüderlichkeitsidealen gemessen, zeigt sich ihr die akademische Umwelt sozial lieblos, hochmütig und selbstsüchtig, dazu menschlich oft jammervoll klein: mit Eitelkeit und Mißgunst behaftet. Welchen Wert hat die ständig anwachsende Bücherzahl, wenn das Wissen nicht auch Weisheit und Güte vermehrt, und das Alltagshandeln nicht getragen wird durch den Höhenflug des Geistes? Inmitten dieser kulturgesättigten Daseinsform sucht sie das Evangelium zu leben und leidet oft schwer unter seiner Unerfüllbarkeit. Sollte es wirklich unmöglich sein, die Welt einheitlich nach den Lehren der Bergpredigt zu gestalten? Ihr stets waches, schmerzhaftes soziales Verantwortungsgefühl treibt sie zu Aufwendungen für Bedürftige, die ihren Mann öfter ernstlich beunruhigen, aber er liebt Ida so zärtlich und hält sie so hoch, daß sie meist der Stimme ihres Gewissens folgen darf. Auch sonst unterzieht sie sich oft Aufgaben, mit denen sie nach Ansicht der anderen sich selbst und die Ihrigen überfordert. Sie verliert eine zärtlich geliebte Tochter, weil sie die Schwester eines scharlachkranken Kindes ins Haus nimmt. Sie behält jahrelang eine verwaiste Verwandte bei sich, obwohl deren schwieriges Naturell für ihre eignen Kinder und sie selbst eine schwere Bürde ist. Ihre starke Seele, in einen zarten Leibe gebannt, ringt einsam mit den Dämonen abgründiger Schwermut. Aber sie läßt nicht etwa die andern darunter leiden, ihnen zeigt sie sich fast immer freudig und gelassen. »Selbstüberwindung« ist ihre tägliche Losung. — Ida erkennt in höheren Jahren, daß ihr Gatte unter anderem Gesetz als sie selbst lebt. Sie zieht sich in sich zurück und besteht ihre schweren inneren Kämpfe allein. Ihre religiösen und sozialen Interessen teilt sie mit dem Sohn und jüngeren Freunden. Sie ist ihrer Schwester Helene tief wesensverwandt, beide besitzen das unverminderte ethisch-religiöse Erbe ihrer Eltern, jedoch ist bei Ida alles herber und dunkler gefärbt. —

Die Luft des Baumgartenschen Hauses war vornehm und geisterfüllt. Der junge Weber fühlt sich bald zur inneren Auseinandersetzung mit der hier herrschenden Lebensauffassung — d. h. derjenigen Idas — gedrängt, denn seine Mutter empfindet

sie als unbedingt überlegen, gegenüber der in ihrem eignen Hause vorwaltenden. Helene ist ja viel weicher als ihre Schwester, und ihres Gatten Art setzt sich stärker durch als die Baumgartens. — Das Ergebnis ist: Widerspruch eines zwar ernsten, aber zugleich lebensfroh und vor allem »breit« veranlagten jungen Mannes gegen die ungeheure ethische Anspannung, mit der hier der Alltag gelebt wird. Er teilt die Ansicht seines Vaters, daß es »exzentrisch« sei, jedes Tun unter ein ethisches Gesetz stellen und am Absoluten messen zu wollen, und er lehnt eine Schwere ab, die keinen Raum hat für lächelnde Toleranz gegen die eignen Schwächen, die mit ihrem »Alles oder Nichts« menschlicher Artung Gewalt anzutun scheint. Diese »Ueberspannung« gilt ihm als Feind jedes unbefangenen Glücks, das er doch damals vom Leben fordert:

»Was ich an der Lebensanschauung Baumgartens auszusetzen habe? Auszusetzen gewiß nichts, trotzdem sie mit bestimmten Anschauungen, die mir vorläufig doch nun einmal feststehen, nicht wohl vereinbar ist. Ich habe nur gesagt, daß mir die Gefahr vorzuliegen scheint, daß sie zu gewissen Exzentrizitäten führt, die leicht das Lebensglück der Betreffenden beeinträchtigen k ö n n e n — nicht müssen . . . Eine Haupteigentümlichkeit derselben ist die Abwendung vom Wirklichen und die Verachtung der Rücksichtnahme darauf — ich möchte überhaupt die Behauptung aufstellen, daß Baumgartens die Menschen nicht behandeln, wie sie sind, sondern wie sie sein s o l l t e n , bzw. in andren Fällen, wie sie nach logischen Deduktionen gedacht werden müssen.« Er begründet dies Urteil mit dem Hinweis auf Ottos Heirat: »Ich glaube, daß die Entwicklung nach dem Geist des Hauses nicht anders möglich war und glaube deshalb, daß dieser Geist auch seine Gefahren in sich birgt und seine Schwächen hat, wie jede andre Lebensanschauung, die vielleicht weniger tief scheint und weniger mit sich fertig ist, aber jene Gefahren nicht in sich birgt.«

Noch nach Jahresfrist hat sich sein ihm bewußter Standpunkt nicht verändert: »Ich gehe niemals aus dem Baumgartenschen Hause fort ohne viel daraus mitzunehmen, wenn auch die Resultate, die ich daraus ziehe, selten mit der Denkweise der Mehrzahl der Mitglieder dieses Hauses übereinstimmen. Ich stehe zu gewissen Grundanschauungen, die hier vorherrschen, in einer bewußten, sehr entschiedenen Opposition, die i c h n i c h t a u f g e b e n k ö n n t e , o h n e m i c h v ö l l i g z u v e r ä n-

d e r n und nicht aufgeben darf, weil ich von ihrer Nichtberechtigung bisher durch nichts überzeugt worden bin. Ich habe niemals versucht, aus diesem Verhältnis ein Hehl zu machen und begegne bei fast allen Beteiligten einer liebenswürdigen Toleranz.«

Der junge Mann fühlt sich jedoch trotz seiner Abwehr eines als lebensfeindlich und wirklichkeitsfremd empfundenen Rigorismus bei Baumgartens heimisch, und ohne daß es ihm deutlich zu Bewußtsein kommt, nimmt Idas Gewicht für seine innere Entwicklung zu. Er dankt ihr später dauernd das Erkennen seiner Mutter. Er ist ja nun dem Druck ihres sittlichen Seins und Forderns entrückt, und wenn sie sich versagen muß, in eigner Sache zu sprechen, so erschließt ihm jetzt die Berührung mit Ida und das Verständnis ihrer Eigenart auch Helenens Wesen. — Indem er fühlt, daß Idas zunehmende innere Einsamkeit vorwiegend durch die eigne Lebensschwere bestimmt ist, erkennt er, warum Helene notwendig innerlich einsam neben dem Vater werden muß. Und vor allem: Unter Idas Einfluß kommt ihm zu Bewußtsein, was er früher nur dumpf gefühlt hat: daß es zu wählen gilt zwischen den Eltern — wenn auch nicht zwischen den verschiedenen Inhalten, die sie erfüllen, so doch zwischen den Persönlichkeitstypen, die sie darstellen, und daß diese Wahl weniger eine Gefühlsangelegenheit, als eine s i t t l i c h e Entscheidung ist, bestimmend für das Schicksal der Seele, die Formung des eignen Wesens. — Weber verneinte sein Leben lang leidenschaftlich die Ansicht, daß uns die Natur nach unentrinnbarem Gesetz vorgeformt habe, denn er war überzeugt, daß in ihm polare Anlagen die Oberhand hätten gewinnen können: z. B. die Möglichkeit, ein robust egoistischer, wesentlich amoralischer Genießer zu werden, der kraft intellektueller Ueberlegenheit sich das Recht genommen hätte, andre rücksichtslos seinen Zwecken dienstbar zu machen. Oder auch jemand, der sich früh geistig zu Ruhe setzt und in einer Behagen gewährenden Stellung — z. B. Amtsrichter in einer Kleinstadt — Genüge fände. — Ob er sich richtig sah, bleibt denen verhüllt, die ihn nicht anders kannten, als eine in ihrer Geistigkeit und ethischen Prägung schon früh fixierte Persönlichkeit. Er war mit 24 Jahren ein im Grundgefüge durchaus fertiger, in sich geschlossener Mann, den Erkenntnisse und Erfahrungen zwar ausweiten, aber nicht mehr umbilden konnten.

* * *

Was der junge Mann Ida Baumgarten für seine innere Entwicklung verdankte, bekundete er nach ihrem Tode in folgendem an ihre Tochter gerichteten Zeilen: »Wenn ich sage, daß Deine Mutter auch mir eine zweite Mutter gewesen ist, so weißt Du, liebste Freundin, ja mehr als sonst jemand, wie tief innerlich wahr das ist. Ich vermöchte heut überhaupt die unauslöschlich tiefen Eindrücke und persönlichkeitsbildenden sittlichen Einflüsse, die ich in Eurem Straßburger Hause empfangen habe, mit allen ihren Nachwirkungen gar nicht wegzudenken aus meinem Leben, ohne daß alles, was mir heut im Leben teuer ist und hoch steht, in's Wanken geriete. Daß es andere Dinge und Aufgaben als nur die Pflichterfüllung im äußeren Beruf des Mannes gibt, habe ich zuerst unter dem Eindruck der Persönlichkeit deiner Mutter dunkel ahnen gelernt und erst später, als mir im eignen Familienkreis die Augen aufgingen, voll begriffen. Ich wüßte nicht, wo ich anfangen sollte, wollte ich versuchen, dem Papier anzuvertrauen, wieviel ich und dadurch andre, die mir teuer sind, ihr verdanken. Wenn sie mir oft sagte, daß ihr Leben ein schweres Leben gewesen sei, so geschah es nicht um zu klagen, sondern in dem Sinn: Ich kämpfte einen guten Kampf. — Vergebens ist er nicht gewesen, das wird der große Kreis der Freunde und Freundinnen von Euch Kindern bezeugen, welche alle einen Hauch der ernsten und reinen Luft geatmet haben, die sie in Eurem Hause verbreitete.«

* * *

Damals, als Zwanzigjähriger, ist ihm noch nicht klar, daß Ida ihn mehr und mehr mit geheimer Ehrfurcht für eine Gesinnung und Maßstäbe erfüllt, zu denen Teile seines Wesens in Widerspruch stehen. Als ihm während des Dienstjahrs eine mehrwöchentliche Sehnenscheidenentzündung geistige Beschäftigung ermöglicht, versorgt ihn Ida u. a. auch mit religiöser Lektüre, über die er sich eingehend an die Mutter äußert: »Das einzige, was ich während meiner Revierzeit und sonst getrieben habe, war etwas Philosophie und dazu die Lektüre eines Bändchens von Channings Schriften. Letztere, welche Tante Ida so freundlich war, mir zu leihen, haben mich in ganz hervorragender Weise interessiert durch die außerordentliche und in ihrer Art unangreifbare Höhe der Gesinnung, auf der sie stehen. Die ganz originelle

und vielfach großartige, übrigens wohl kaum christlich zu nennende, Auffassung des Wesens der Religion, verbunden mit einer ungewöhnlich liebenswürdigen Persönlichkeit, macht diesen etwas älteren Zeitgenossen und Landsmann Parkers zu einer noch sympathischeren Figur als letzteren. Jedenfalls ist er erheblich universeller, schon weil er sich nicht so leidenschaftlich mit der Lösung der für Parker so wichtigen theoretischen und religionsphilosophischen Fragen abgibt. Er behält infolgedessen mehr Zeit und einen klareren Blick für die Lösung und psychologische Begründung ethischer und moralischer Fragen, zu deren Begründung er mit wenigen philosophischen Sätzen ausreicht. Der Standpunkt, auf welchem diese theoretischen Partien stehen, ist ein ziemlich naiver, vielleicht kindlich zu nennender, aber die praktischen Resultate, die er daraus zieht, sind teilweise so direkt einleuchtend und der klare ruhige Idealismus, der sich ihm aus der Betrachtung, wie er sich ausdrückt »des unendlichen Wertes der Menschenseele« ergibt, so erfrischend und jedem, auch dem der Anschauung ganz fern Stehenden so verständlich, daß an der Universalität der Auffassung und an ihrem Begründetsein auf wirklichen Bedürfnissen des menschlichen Seelenlebens kein Zweifel bestehen kann. — Seit verschiedenen Jahren, die ich zurückdenken kann, ist es das erste Mal, daß etwas Religiöses für mich ein mehr als objektives Interesse gewonnen hat, und ich glaube, meine Zeit doch nicht ganz nutzlos verbracht zu haben, indem ich die Bekanntschaft dieser großen religiösen Erscheinung machte.« (Juli 1884.)

Dies ist das einzige erhaltene Dokument aus jener Zeit, das eigne religiöse Bewegtheit des jungen Mannes vermuten läßt. — Mögen deshalb einige Grundgedanken Channings, der auch Ida und Helene so viel bedeutete, hier eingeflochten werden. Channing wirkte als Prediger im Osten der Vereinigten Staaten im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, also noch als Zeitgenosse Schleiermachers und der deutschen idealistischen Philosophie. Seine Auffassung des Christentums und überhaupt der Religion, die er in einer Reihe von außerordentlich vergeistigten, dabei durchsichtig klaren, milden und freudigen Vorträgen und Aufsätzen niedergelegt hat, ist, von der herrschenden Theologie her gesehen, dogmenfrei und parteilos. Er zählt sich »der Gemeinde der freien Seelen« zu, glaubt an den Einklang von Vernunft und Offenbarung und an ein Christentum, gegen welches »keines

Menschen Verstand, Gewissen und Liebe sich auflehnt«. Religion und Sittlichkeit sind identisch. Wir ergreifen Gott nicht in ekstatischer Gefühlsschwelgerei, sondern in der Erfüllung klarer und einfacher Pflichten: »Das Opfer einer Begierde an Gottes Willen ist wichtiger als alle Entzückungen.« Höchstes Gut ist die sittliche Energie eines heiligen Entschlusses, die geistige Freiheit. Ihr Wesen ist: Herr sein über die Sinne, Herr sein über die Materie, Herr sein über das Schicksal, über alle Furcht, über die Gewohnheit, unabhängig von jeder Autorität: »Ich nenne die Seele frei, welche wachsam ihre eigne Freiheit und Selbständigkeit hütet, sich dagegen wehrt, in andre versenkt zu werden, welche sich nicht zufrieden gibt mit einem anererbten oder passiven Glauben, welche jede neue Wahrheit aufnimmt wie einen Engel vom Himmel, welche die Herrschaft über sich für edler hält als die Herrschaft über die ganze Welt, die sich gewissenhaft der Entwicklung all ihrer Fähigkeiten widmet, die Schranken der Zeit und des Todes überschreitend, auf einen immerwährenden Fortschritt hofft und in der Aussicht auf Unsterblichkeit eine unerschöpfliche Kraft für ihr Handeln und Leiden findet.« — Channing beschäftigt sich auch mit dem Verhältnis des Menschen zum Staat; darüber noch einige Worte: Die Entfaltung und der Schutz Gottähnlichen Menschentums ist der Endzweck aller gesellschaftlichen Einrichtungen. Der menschliche Geist ist größer und geheiligter als der Staat und darf diesem niemals geopfert werden. Bürgerliche und politische Freiheit stehen im Dienst der geistigen Freiheit. Es besteht keine Spannung zwischen christlicher Individualethik und Staatsethik. Das Leben der Gemeinschaften unterliegt dem selben sittlichen Gesetz wie das der Individuen — es bleibt kein Raum für Bejahung der staatlichen Macht um ihrer selbst willen; der Machtkampf auf Kosten der einzelnen ist böse — der Krieg verwerflich usw.

Von diesen aus Channings Schriften herausgegriffenen Gedanken mag es vielleicht die Einkleidung der Freiheitslehre gewesen sein, die den jungen Mann innerlich angerührt hat. In streng logischer Begründung war sie ihm ja vertraut aus seiner Beschäftigung mit Kant. Aber Channing, dessen Glaubensgewißheit diesseits der Linie bleibt, auf welcher der schwere Kampf zwischen Begriff und Idee, den Forderungen des Verstandes und denen der Vernunft, durchgerungen wird, bietet die

erhabenen Postulate einfach als letzte, logischer Beweise nicht bedürftige, Einsicht der sich selbst erkennenden Seele dar, und taucht sie in die Wärme einer sich unmittelbar ausströmenden Religiosität, der die Erfüllung nicht nur als Gehorsam gegen ein strenges Gebot gilt, sondern als Weg der Seele zu Gott, als ihr Weg zur Gottähnlichkeit. —

Wie immer Max Weber zu diesen Lehren gestanden haben mag — geistige und sittliche Freiheit, »Selbstbestimmung« der Persönlichkeit durch ein »Soll«, bleibt für ihn durch sein ganzes Leben ein Grundgesetz, dem er sich bewußt unterstellt und dessen er sich durch Selbstprüfung im Vollzug immer auf's neue versichert.

Auch die durch Kant und den jüngeren Fichte vertretene und von Channing entweder übernommene oder selbständig abgeleitete Ueberzeugung, daß der Zweck staatlicher und gesellschaftlicher Einrichtungen die Entfaltung der autonomen Persönlichkeit sei, hat Weber durchs Leben begleitet. Allerdings sieht er darin — wie sich gleich zeigen wird — nicht ihren einzigen. Er lehnt deshalb Channings Staatsauffassung und vor allem seinen Pazifismus ab. Im Dezember 1885 schreibt er darüber an Helene:

»Was ich des Sonntags anfange? Wird es nicht zu spät mit dem Aufstehen, so komme ich noch dazu (vor dem Arbeiten) etwas Channing oder Spinoza zu lesen. Was ersteren anbetrifft, so habe ich keinen besonders glücklichen Band mitgenommen. Eine Abhandlung über den Krieg, die darin steht, erscheint mir nicht nur als höchst unpraktisch und pure Theorie, sondern in dem Bestreben alle Persönlichkeiten und Handlungen, die sich auf den Krieg beziehen und sich damit befassen, als weit u n t e r dem Handwerk des Henkers stehend, zu qualifizieren, einfach v e r w e r f l i c h. Ich kann durchaus nicht einsehen, was für eine Hebung der Sittlichkeit dabei herauskommen soll, wenn man berufsmäßige Militärs mit einer Mörderbande auf eine Linie stellt und sie mit öffentlicher Verachtung gebrandmarkt wissen will — der Krieg würde dadurch, daß man so etwas täte, keineswegs an Menschlichkeit gewinnen. Nun macht sich Channing zwar da einen beliebten Ausweg zurecht, indem er sagt, zur Verteidigung sittlicher und allgemein menschlicher Rechte sei der Krieg als allerletztes Notwehrmittel erlaubt, aber darüber müsse das Gewissen des einzelnen entscheiden, an den die Anforderung gestellt würde, in den Krieg zu ziehen, und er will hier

den sehr bedenklichen neutestamentlichen Satz »man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen« anwenden, betrachtet es sogar vom Standpunkt des altchristlichen Martyriums aus als eine »sittliche« Ehre, wenn jemand, dessen Gewissen sich geregt habe, wegen Fahnenflucht erschossen oder ins Zuchthaus gesteckt wird. Nun, wenn Channing nicht offenbar gar keinen Begriff von solchen Dingen hätte und nicht die amerikanischen Soldheerverhältnisse, unter denen die Raubkriege der demokratischen amerikanischen Unionsregierung gegen Mexiko usw. geführt wurden, im Auge hätte, so würde dies Räsonnement, vorausgesetzt er glaubte selbst, daß es jemals von den einzelnen verwirklicht werden könnte, ein höchst frivoles zu nennen sein; so aber liegt einfach der Denkfehler vor, eine Doktrin, die unter amerikanischen Verhältnissen zwar nicht etwa gerechtfertigt, oder auch nur ungefährlich, aber doch begreiflich ist, als extreme Spekulation eines, in dieser Beziehung dem praktischen Leben Fernstehenden, als eine allgemein christliche Grundanschauung zu betrachten — wie es ja öfter geht. Nicht ungefährlich ist aber das Aufstellen solcher Theorien, weil es leicht in den Empfindungen der Menschen einen Riß zwischen den angeblichen Anforderungen des Christentums und dem, was die gesellschaftliche Ordnung der Staaten und der Welt an Konsequenzen und Voraussetzungen mit sich bringt, hervortreten läßt — und teilweise schon hervorgebracht hat. Das ganze Elend des Mittelalters beruht auf dieser konstruierten Kluft zwischen angeblich göttlicher und menschlicher Ordnung. — — — — —«

Aus diesen Zeilen spricht die Erregtheit des Studenten über Channings unbequeme Lehre von der Unvereinbarkeit der Gebote des Evangeliums mit jeder Gewaltanwendung, vor allem dem Krieg, der nicht ausschließlich der Notwehr, sondern auch der Ausdehnung des nationalen Machtstaats dient. Denn er, der zwar noch kürzlich unter dem mitlitärischen Drill sehr gelitten hat, aber seine Notwendigkeit anerkennt und selbst kriegerischen Geist in sich trägt, ist ebenso empfänglich für die Größe aktiver Heldenethik und vaterländischen Opfersinns wie für die Größe der Brüderlichkeitsethik und der Aufopferung für den Nächsten. Und er erlebt als unbezweifelbares »Gesetz« nicht nur die Vollendung der Einzelseele im Sinne des Evangeliums, sondern ebenso stark die Verwirklichung der den Einzelnen übergreifenden, innerweltlichen Diesseitskultur, als deren unentbehrlichen Diener ihm

der nationale Machtstaat gilt. Ueberdies ist ihm Ansehen und Macht des eignen Vaterlandes ein unbezweifelbares Gut, das die meisten anderen Güter in den Schatten stellt.

Aber damals erkennt er die Antinomie der verschiedenen Wertungen noch nicht und würde sie vermutlich nicht ertragen haben. Er glaubt vielmehr, daß Channing in unberechtigter »Konsequenz« die »Kluft« zwischen göttlicher und menschlicher Ordnung »konstruiert«, wenn er den Staat zum Diener der Einzelnen macht und sich im Namen des Evangeliums zu striktem Pazifismus bekennt. Als er drei Jahrzehnte später vor und im Weltkrieg mehrfach zu diesem Problem Stellung nimmt, hat er die Unvereinbarkeit der aus jenen Wertreihen abgeleiteten Postulate mit unerbittlicher Schärfe durchdacht und jeden Versuch, diese verschiedenen »Gesetze« in Einklang zu bringen, als Selbstbetrug abgelehnt:

»Die Stellung der Evangelien zum Krieg ist in den entscheidenden Punkten von absoluter Eindeutigkeit. Sie stehen im Gegensatz nicht nur gerade zu ihm — den sie gar nicht besonders erwähnen, sondern letztlich zu allen und jeden Gesetzlichkeiten der sozialen Welt, wenn diese eine Welt der diesseitigen »Kultur«, also der Schönheit, Würde, Ehre und Größe der »Kreatur« sein will. Wer diese Konsequenzen nicht zieht — — — der möge wissen, daß er an die Gesetzlichkeiten der diesseitigen Welt gebunden ist, die auf unabsehbare Zeit die Möglichkeit und Unvermeidlichkeit des Machtkriegs einschließen, und daß er nur innerhalb dieser Gesetzlichkeiten der »jeweiligen Forderung des Tages« genügen kann«.

Weber zieht nun aus dieser Erkenntnis andre Konsequenzen als Channing und nach diesem weit radikaler: Tolstoi. Die tiefe Verehrung für das Evangelium der Brüderlichkeit hat ihn niemals verlassen, und er bejaht seine Forderungen für das persönliche Leben. Aber er bejaht auch die innerweltlichen Werte: das sich gegen jeden Angriff wehrende Würdegefühl, die aktive Heldenethik, den Dienst an überpersönlichen Kulturgütern, die das Diesseitsleben erhöhen. Der Gott des Evangeliums besitzt für ihn keinen Anspruch auf ausschließliche Beherrschung der Seele, er hat sie mit andren »Göttern«, vor allem mit den Forderungen des Vaterlands und der wissenschaftlichen Wahrheit zu teilen:

»Wer in der »Welt« (im christlichen Sinn) steht, kann an sich nichts andres erfahren als den Kampf zwischen einer Mehrheit

Wer ich die Sonntage anfange? Da acten Livius beherrsche ich den Montag doch trotz Diner. Protestos geht als Abendlektüre; wird es nicht zu spät mit dem Abendessen - dann um 10 Uhr muss ich beim Arbeiten sein, so komme ich vorher noch dazu, etwas Channing oder Spinoza zu lesen. Was Ersteren anbetrifft, so habe ich keinen besonders glücklichen Griff mit meiner Wahl getroffen: eine Abhandlung über den Krieg, die Heinrichs und Dr. ich kürzlich las, enthielt mir nichts neues als höchst unpraktische, doch rein formale Theoreme, sondern in ihrem Bestreben, alle Persönlichkeiten und Handlungen, die sich auf den Krieg beziehen und sich damit befassen, als weit unter dem Niveau der Denker stehend zu qualifizieren, einfach ungeheuerlich. Ich kann darüber nicht hinaus, was es für eine Hebung der Sittlichkeit dabei kommen soll, wenn man barbarische Militärs wie mit einer Mistgabel auf eine Linie stellt und die unsittliche Verachtung zu demonstrieren wissen will - der Krieg wäre dadurch, wenn man es etwa thäte, keineswegs an Menschlichkeit gewinnen. Nun macht sich Channing da zum einen sehr beliebten Irrtum zurecht, indem er sagt, zur Verteidigung sittlicher und allgemein menschlicher Rechte sei der Krieg, als allerletztes Notbehelfsmittel, erlaubt, aber darüber müsse der Gewissen der Einzelnen (entscheiden), da sie aufgefordert, mit zu stellen würde, in den Krieg zu ziehen, und da er will hier den sehr bekannten neutestamentlichen Satz „man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen", anwenden (beherrscht er sogar vom Standpunkt der altchristlichen Anschauung aus als eine „sittliche" Ehre, wenn Jemand, dessen Gewissen sich gezwungen sah, gegen Fahnenpflicht zu handeln, erschossen oder im Zuchthaus gemartert wird) — nun, wenn Channing nicht offenbar gar keinen Begriff von solchen Dingen hätte (nicht) wüsste, was amerikanischen Soldtruppen gegenüber Indianern, die Raubkriege der demokratischen amerikanischen Regierung gegen Mexiko etc. gewesen waren, (nicht) wüsste, was der Krieg hätte, es wäre der Raisonnement, wenn gesetzt er glaubte selbst, dass es jemals praktisch von den Einzelnen verwirklicht werden könnte, ein höchst frivoler Zynismus (Einige) so aber liegt einfach der Denkfehler vor, eine Doktrin, deren

von Wertreihen, von denen eine jede, für sich betrachtet, verpflichtend erscheint. Er hat zu wählen, welchem dieser Götter oder w a n n er dem einen und wann dem andren dienen will und soll. Immer aber wird er sich dann im Kampf gegen einen oder einige der anderen Götter dieser Welt und vor allem immer fern von dem Gott des Christentums finden — von dem wenigstens, der in der Bergpredigt verkündet wird.« (1916.)

* * *

Wir kehren zu dem jungen Weber zurück. Durch Idas Einfluß und die Distanz verändert sich in der Straßburger Zeit das Verhältnis zu seiner Mutter. Wie mag es Helene, die so unter der Unzugänglichkeit ihres »Großen« litt, bewegt haben, als er zum erstenmal einen Ausdruck dafür findet, was ihm ihre Lebensauffassung und weit mehr als diese — ihr S e i n bedeutet: »— — — — Was Du ferner, und nun schon zu wiederholtem Male, über Deine »Unfähigkeit« schreibst, für unsere geistige und gemütliche Entwicklung etwas aus Dir zu tun, uns auch geistig eine Mutter zu sein, so muß ich demgegenüber mit aller Energie konstatieren, daß dies vollkommen auf Irrtum beruht, gestehe aber offen ein, daß ich das Entstehen dieser Meinung bei Dir mitverschuldet habe durch meine Unfähigkeit, gerade mit denjenigen Menschen, die mir am nächsten stehen, mich über allerhand Dinge mündlich zu verständigen und auszusprechen, mich ihnen gegenüber im Verkehr herzlich oder auch nur liebenswürdig zu geben, mit einem Wort durch meine »Zugeknöpftheit« und die Unliebenswürdigkeit meiner Verkehrsformen. Ich kann Dich nur ehrlich versichern, liebe Mutter, daß Dein Einfluß auf uns, trotzdem und vielleicht weil er Dir selbst nicht immer klar war, größer war, als derjenige der meisten Eltern auf ihre Kinder — ich kann das jetzt aus Erfahrung konstatieren —; wenn ich oft unfreundlich und unliebenswürdig war, so geschah dies, weil ich mich dann viel, vielleicht zuviel, mit mir selbst befaßte, und mit mir selbst uneins und unzufrieden, aber nicht fähig war, dies offen zu sagen und auch wieder unfähig, es ganz zu verbergen; ich war in meinen Gedanken oft auf ganz exzentrischen Wegen und muß es hauptsächlich Deinem Einflusse zuschreiben, daß ich jetzt zu einer ruhigeren Anschauungsweise gelangt und fähig bin, etwas auf die Erfahrung zu geben und die Gedanken und Persönlichkeiten anderer Menschen vorurteilslos zu betrachten und daran

zu lernen. Ich habe in meiner bisherigen Universitätszeit zwar viele, wie ich jetzt merke, sehr leichtsinnige Dinge getan, aber keine schlechten Streiche, und wenn das nicht geschehen ist — jung wie ich war und bin, lag die Versuchung oft nahe — so war es deshalb, weil ich dabei an Dich gedacht habe.«

Ja, der junge Student hatte sich dem derben Uebermut des Burschenlebens hingegeben, viel getrunken, weit mehr Geld verbraucht als nötig war und die Eltern erwarteten, und er hatte in Straßburg Kumpane gehabt, die auch ihre sonstige Sinnlichkeit in groben, verantwortungs- und gemütlosen Formen befriedigten. Aber die Mutter durfte dankbar sein: Ohne Worte — denn man ließ damals die dunklen Untergründe des Daseins und ihre drohende Problematik tief verhüllt — nur durch die heilige Reinheit ihres Wesens hatte sie ihm unzerstörbare Hemmungen gegen die Hingabe an das Triebhafte eingepflanzt. Er widerstand dem Beispiel der andren: lieber sich zunehmend quälen mit den dämonischen Anfechtungen des Geistes durch eine robuste Leiblichkeit, als der Notdurft ihren Zoll zahlen.

* * *

Dabei hilft ihm die Fähigkeit zu tiefer gemütvoller Freude an dem reinen Zauber weiblicher Anmut, in der das Sinnliche schläft oder sich ganz in seelische Kraft verwandelt. Seine Freundschaften zu gleichgeschlechtlichen Altersgenossen tragen die Farbe guter Kameradschaft ohne Beimischung eines rauschhaften Gefühlsschwungs. Nur für zwei junge Mit-Einjährige in Straßburg empfindet er eine Zeitlang Zärtlichkeit. Außer im Verhältnis zu Otto Baumgarten ist er unter seinen Freunden immer der geistig Ueberlegene und hat zum Kummer der Mutter nie das Bedürfnis, Anschluß an einen Führer zu suchen. Er bleibt bei sich und wird allein fertig. Wer dagegen ihn sucht, findet ihn bereit, alles zu verstehen und teilnehmend zu durchfühlen — schon früh ist ihm nichts Menschliches fremd. — Seinerseits außerhalb des Familienkreises Befriedigung seiner Gemütsbedürfnisse, etwa durch Anschluß an Frauen, zu suchen, liegt ihm fern. Er pflegt nur mit den Menschen Freundschaft, die ihm durch Verwandtschaft vertraut sind, und wo der Boden für unbefangene Herzlichkeit von Kindheit an gegeben ist. An derartigen selbstverständlichen Beziehungen zu Jung und Alt ist aber kein Mangel. Die große Familie bietet jede Altersstufe. Als die Söhne heran-

wachsen, bereichert oft wochenlanger Besuch gleichaltriger Kusinen das gastliche Charlottenburger Haus; Helene umfängt die Nichten mit mütterlicher Liebe, der Onkel erlabt sich gern an ihrer Jugend und genießt mit ihnen die Anregungen der Großstadt. Die Söhne nehmen bewegten Anteil an der Eigenart einer jeden, und fühlen sich stärker von diesen, meist im Süden aufgewachsenen Mädchen angezogen als von den oft »duftlosen« Berliner Großstadtblumen. Für die jungen Nichten ist dieses Haus mit dem genußfrohen Onkel, der himmlisch gütigen, lebensvollen Tante, den ungewöhnlich bedeutenden und so stattlichen Söhnen, den bedeutenden Freunden ein berauschendes Erlebnis. — Die Pulse der Zeit schlagen hier schneller als anderswo, die Fülle seiner Anregungen ist fast nicht zu bewältigen. Der junge Weber freut sich an jeder und schenkt einigen zarte Freundschaft, ohne jedoch durch dies junge Leben gebannt oder von seiner Arbeit abgelenkt zu werden. Nur als Primaner ist er eine Zeitlang richtig in ein Kusinchen verliebt.

Der Reiz des Baumgartenschen Hauses wurde ebenfalls durch zwei feine Töchter erhöht, von denen die älteste: die 18jährige Emmy, als Weber nach Straßburg kam, zu großer Lieblichkeit erblühte. Sie ist überaus zierlich und zart, dazu klug und lebendig, eine junge Madonna mit blonder Flechtenkrone über dem schmalen Oval des Gesichts, an Seele und Gemüt ganz nach Fallensteinscher Art: von lauterer, unbegehrlicher Reinheit, Tiefe und Selbstlosigkeit. Aber auch die nervöse Belastung ihrer Mutter und Großmutter hat sie mitbekommen, schon früh beginnen Erschöpfungszustände und Schwermut ihre Jugend zu überschatten. Der junge Einjährige wird tief berührt von ihrer holden, beseelten Anmut und erschließt sich ihr in zarter, brüderlicher Freundschaft. Sie gehört — ohne es zu ahnen — in jener Zeit zu seinen Schutzengeln. — Die militärischen Uebungen führen ihn mehrere Male nach Straßburg zurück, zuerst im Frühjahr 1885, dann 1887. In den Zwischenzeiten pflegt er die Beziehung zum Hause Baumgarten durch Korrespondenz mit Hermann und Ida. Im Jahre 1886 beginnt er auch mit Emmy Briefe zu wechseln, und als sich die jungen Leute aus Anlaß der zweiten Offiziersübung wiedersehen, keimt zwischen ihnen eine verhaltene Neigung. Weber ist nun 23 Jahre alt und gerade Referendar geworden; zum erstenmal berührt ihn Eros in der Tiefe. — Idas Mutterherz spürt, was vorgeht mit den wider-

sprechendsten Empfindungen. Sie liebt diesen ungewöhnlichen Neffen wie einen Sohn, ebenso ihr Mann, aber sie fürchtet das Verhängnis eines Liebesbundes zwischen den so nahe verwandten Kindern. Und dann! Ist ihre zarte Tochter nicht ein gar zu fragiles Instrument für die — freilich feinen — Hände dieses jungen Kolosses? Wird er sie nicht seelisch erdrücken? Ueberdies: Er ist noch so jung, erst am Beginn seiner Laufbahn, Heirat liegt in ungreifbarer Ferne. So schickt Ida — der Gefahr vorbeugend — Emmy für eine Zeitlang zu ihrem Bruder Otto nach Waldkirch. Aber Weber reist ihr nach, und die jungen Leute verleben dort in der Poesie des Frühlings einige Tage holder Nähe. Sie fühlen einander ihre Liebe an, aber kein Wort wird gesprochen, keine Geberde durchbricht die keusche Distanz, nur beim Abschied feuchtet einen Augenblick lang dem jungen Mann ein warmer Quell die Augen. Sonst bleibt alles verhüllt; auch die ahnenden Mütter schweigen. —

Weber hofft damals die sich noch in endloser Oede vor ihm dehnende Zeit bis zur beruflichen Selbständigkeit bestehen und Emmy später heimführen zu können. Allerdings flüstert daneben der Zweifel: Wird seine Kraft reichen, alle Widerstände zu besiegen, die sich solchem Bunde entgegenstemmen würden? Kann er die Verantwortung für dies zarte Leben auf sich nehmen? So scheut er die Entscheidung und läßt alles in der Schwebe. Und dann verdunkeln sich die Schatten über Emmy. Sie wird zunehmend leidender. Dennoch bleibt geheime Hoffnung, als könne sich das Schicksal wenden.

III.

Die Dienstzeit ist zu Ende. Der nun 20jährige Weber nimmt auf Wunsch der Eltern seine Studien zunächst in Berlin wieder auf (Herbst 1884) und verbringt ein Jahr im elterlichen Hause. Unter andrem sollen die großen Kosten der Kouleur- und Militärzeit eingespart werden. Helene findet ihn innerlich gewachsen. Vor allem spürt sie — was ihr das wichtigste ist — die Bereicherung und Vertiefung seines Gemüts, die sie dem Einfluß ihrer Schwestern zuschreibt. Deshalb scheinen ihr die Jahre in Heidelberg und Straßburg nicht zu teuer bezahlt: »Wie viel ist mir's wert, daß Max Henriette und dem alten Hause näher getreten und bei Euch wie Kind im Hause war. Ich möchte es Euch immer aus

dankbarem Herzen wiederholen und tröste mich deshalb auch immer damit, wenn mein Mann jetzt meint, es sei verkehrt gewesen, ihn nach Heidelberg und in das teure Straßburg zu lassen, wo er in eine ziemlich großartige Lebensweise hineingekommen ist. Ja, er hat unverantwortlich viel Geld unnütz ausgegeben und wäre in Tübingen von vielem ferngeblieben, aber was die zwei Jahre ihm innerlich an Geist und Gemüt gebracht, hätte er nirgends so finden können.«

Das Mutterherz fühlt vor allem dankbar, daß der Sohn nun wirklich ihr zugewendet ist und sich bemüht, ihre innere Welt zu teilen und sie auch in die seinige hineinschauen zu lassen: »Max hat sich sehr hübsch wieder eingewöhnt, und ich habe meine große Freude an seiner inneren Entwicklung in diesem Jahre. Er ist so viel verständnisvoller und mitteilsamer, auch wohl mit vollem Bewußtsein, daß er mir dadurch eine Freude macht. Ehe er seine Kollegien hatte, haben wir, wenn ich's irgend fertig brachte, vormittags eine Stunde lang Channing gelesen, hauptsächlich seine Vorträge über Volkserziehung und Selbstbildung, was uns sehr interessiert und entzückt hat, obwohl Max und ich von ganz verschiedenen Standpunkten ausgehen, da ich seine Theorie, daß ein Teil der Menschen wirklich nur zum Arbeiten für andere und mechanisch fürs liebe Brot da sei, nicht teilen kann.« — Nein, dieser Anschauung, aus der die noch ungebrochene Bejahung einer Kultur spricht, die das Opfer der Massen für ihre Zwecke als selbstverständlich fordert, kann Helene nicht zustimmen. Dazu ist ihr die Einzelseele zu wichtig, und sie fühlt zu tief und schmerzhaft, daß die »Masse« aus ringenden leidenden Einzelnen besteht. Was von je in ihr angelegt war, mögen Channings Lehren und Idas Einfluß in jenen Jahren zum Durchbruch gebracht haben. Sie läßt das Großstadtelend an ihre Tür klopfen, blickt den Bedrängten ins Antlitz, und was sie sieht, brennt ihr ins Gewissen: »Es liegt mir oft das viele Elend, was ungesehen und ungehört um uns existiert, so schwer auf dem Herzen, und die Hilflosigkeit mit welcher man ihm gegenübersteht, daß mir jeder Genuß, jeder Besitz wie ein Unrecht vorkommt. Ich muß so oft an unsre Mutter denken und freue mich, daß sie doch keinen rechten Einblick gehabt in solche Verhältnisse, solchen geistigen Schmutz, wie er durch die Nähe der großen Stadt uns in Charlottenburg umgibt, sie hätte es nicht verwinden können«. Dieses soziale Verantwortungsgefühl gräbt sich nun immer tiefer in ihre Seele. —

Helene hat den Eindruck, daß ihr »Großer« sich zu Hause wohl fühlt, er arbeitet zwar straff, aber noch nicht atemlos und ist daneben für die Familie zu haben, »wenn man ihm auch immer Selbstbeschränkung in der Arbeit predigen muß«. Er konzentriert sich nun auf die Jurisprudenz als sein Fachstudium, hört bei Beseler, »dessen gründliche Gelehrsamkeit über die Trockenheit des Vortrags hinweghilft«, deutsches Privatrecht, bei Aegidy Völkerrecht, bei Gneist deutsches Staats- und preußisches Verwaltungsrecht, bei Brunner und Gierke deutsche Rechtsgeschichte. Daneben historische Vorlesungen bei Mommsen und Treitschke. »Da ich einmal auf Kollegs zu sprechen komme, so will ich gleich versichern, daß ich hier in dieser Beziehung ein wirklich fleißiger Student geworden bin.« — Besonders wertvoll sind ihm Gneists Vorlesungen: »Ich finde sie ein wahres Meisterwerk — — — wirklich gewundert hat mich dabei die Art, in der er in seinem Kolleg auch direkt in Fragen der Tagespolitik hineinsteigt und die stramm liberalen Ansichten, die er dabei entwickelt, ohne doch wie Treitschke auch jetzt wieder in seinem Kolleg über Staat und Kirche, propagandistisch oder agitatorisch zu werden.« Die Eindrücke in den Vorlesungen des leidenschaftlich wertenden Historikers, der sein ganzes politisches Selbst mit aufs Katheder nahm, wurden bedeutsam für Webers spätere Anschauungen über die Befugnisse des akademischen Lehrers — an der Hand anderer Aussprüche, kommen wir deshalb darauf zurück.

Junge, frische, aber offenbar einfach geartete Freunde aus der Straßburger Zeit kommen ins Haus, Helene erlabt sich daran, schreibt jedoch an Ida: »Ich möchte nur, ich könnte noch etwas tieferen Gehalt in den Verkehr bringen, wie Du es mit Max verstanden hast, was bei allen Gelegenheiten immer wieder herauskommt. Aber außer bei Sch . . . . ist kein Bedürfnis darnach vorhanden, was mir überhaupt so leid an Maxens Verkehr tut. Er hat ein ordentlich zärtliches Verhältnis zu den beiden Straßburger Freunden, aber eine Art väterlichen Verhältnisses, weil die beiden an Alter, noch mehr aber an Interessen unter ihm stehen. Es ist bis auf Euren Otto immer so gewesen, er mag nicht hinaufblicken, und das ist doch eine große Schwäche.« Ob Helene das fehlende Bedürfnis ihres Sohnes nach Anlehnung und Führung damit richtig bezeichnet? — es kann auch die Kraft eines jungen Titanen sein, der nun einmal in seiner eignen Altersschicht niemand findet, den er als überlegen anzuerkennen vermag,

freilich in früher Selbstgenugsamkeit auch nicht danach sucht. Und dann : bei einfacheren Menschen die nicht den Geist, sondern sein Gemüt beanspruchen, ruht er sich aus. Angeborene Ritterlichkeit treibt ihn, sich der Schwächeren anzunehmen. So sind ihm die kleinen Geschwister eine Lebensquelle. Schon der Fünfzehnjährige hatte während ihrer Abwesenheit »ihr fröhliches Geplärr« vermißt, jetzt sind die anmutigen kleinen Schwestern Klara und Lili ihm Spielzeug und Freude, er beginnt sie grenzenlos zu verwöhnen und zugleich unmerklich zu leiten: an sie strömt er die geheime Zärtlichkeit und Zartheit seines Gemütes aus. Helene erzählt: »Die (4jährige) Lili ist wieder in alle ihre Rechte und Pflichten eingesetzt. Sie muß morgens das schwere Amt des Weckens übernehmen, sie hopst solange auf Max herum, bis er sich entschließt aufzustehen und sitzt bei ihm, wenn kein andrer Zeit hat sich um sie zu kümmern.« Seine Konzentrationsfähigkeit ist so groß, daß alle Geschwister um ihn ihr Wesen treiben können, ohne ihn in der Arbeit zu stören. Zum 5. Geburtstag schreibt er der Kleinen nach Heidelberg folgenden Brief:

»Liebe Lili! Vorhin ist mir eingefallen, daß übermorgen Dein Geburtstag ist, und daß Du dann fünf Jahre alt und eine ganz große Lili wirst und nicht mehr weinen willst und die Suppe ganz schnell essen willst, und ohne daß die Mama Dich füttern muß, und daß Du immer recht schön hören willst, wenn Dir etwas gesagt wird, damit der Papa und die Mama und alle Dich recht gern haben und sich über Dich freuen, und daß Du eben eine recht große, vernünftige Lili sein willst von übermorgen an. Da bin ich zum Geburtstagskind gegangen und habe ihm das alles erzählt und habe dem Geburtstagskind gesagt, es möchte mir doch was recht Schönes für mein kleines Schwesterchen geben, damit ich dem doch auch was schenken könnte, einen Ball, oder eine Tabakspfeife, oder ein neues linkes Bein für die blonde Puppe, oder ein paar Kopfhaare für den armen Golderschatz, oder ein Schwämmchen, damit ihm sein schmutziges Gesicht gewaschen werden könnte, oder einen neuen Hinterkopf für die neue Porzellanpuppe, die nun schon so lange bloß ein Gesicht hat und keinen Kopf, oder sonst was Schönes. Da hat mich das Geburtstagskind aber ausgelacht und hat gesagt: »Ach was denkst Du Dir denn eigentlich, Du dummer Student, einen Ball hat die Lilli schon, und eine Tabakpfeife schmeckt ihr nicht mehr, und das linke Bein von der Puppe ist noch da und wird wieder angenäht, und der

Golderschatz ist bloß vom Küssen so schmutzig, und das ist ja gerade das Schöne an ihm, und die andere Puppe braucht keinen Hinterkopf, die hat sich schon daran gewöhnt, so herumzulaufen. Und überhaupt die Lili ist jetzt in Heidelberg, da gibt es auch ein Geburtstagskind, das wird der Lili schon etwas bringen, wenn sie brav ist. Und von Dir will die Lili nichts geschenkt haben, die hat Dich doch schon lange vergessen. Setze Du Dich nur ruhig wieder auf Deine Rauchstube und stecke Dir eine Pfeife an, die Lili weiß gar nicht mehr wer Du bist, sonst würde sie Dich wohl nach Heidelberg mitgenommen haben.«

Da bin ich ganz betrübt geworden und habe mich auf mein Sofa gesetzt und habe mir richtig eine Pfeife angesteckt und habe gedacht: Nun muß ich doch aber mal hören, ob denn die Lili wirklich gar nichts mehr von mir weiß und ob sie nicht bald wiederkommt und wenn das Geburtstagskind mir nichts gibt, was ich ihr schenken kann, da muß ich ihr doch einen Brief schreiben, auf recht schönem Papier, wo sie sich nachher ein Schiff daraus machen kann für auf den Springbrunnenteich im Garten und muß mir mal rechte Mühe geben, schön zu schreiben und ohne Kleckse, damit, wenn sie noch größer wäre, sie es beinahe lesen könnte. Und siehst Du, da ist der Brief und ein Klecks ist aber leider doch darauf, aber nur ein kleiner. So, nun bin ich begierig, wenn Du wiederkommst, wie viel größer Du dann geworden bist, wo Du 5 Jahre alt bist, und ob Du wohl schon beinahe so groß bist wie ich oder noch nicht, und ob Du noch immer gern ein Junge werden möchtest, aber nicht so ein Schlingel wie der Arthur. Jetzt aber muß ich zu Bett. Dein ellenlanger Bruder Max.« (25.7.85.)

Hinsichtlich der Brüder nimmt Weber nun an den Sorgen der Mutter teil; er arbeitet mit ihnen und geht auf das Ringen ihrer Werdejahre ein. Besonders nahe steht ihm der im Alter auf ihn folgende Alfred. Er ist 4 Jahre jünger und läßt sich gern von dem frühreifen Bruder, den er bewundert, beraten. Sie sind sich ähnlich in manchem, verschieden geartet in anderem. Der jüngere ist tief von Gemüt und ringt wie der ältere früh nach geistiger Existenz. Er ist vielseitig interessiert und zufolge eigner poetischer Begabung sehr empfänglich für das Künstlerische. Deshalb ist die Wahl zwischen den verschiedenen Anlagen für ihn komplizierter als für den älteren, der innere Kampf um die eigne Geschlossenheit schwieriger. — Er studierte zuerst Kunstgeschichte, dann ebenfalls Jurisprudenz und Nationalökonomie. — Das älteste erhaltene Dokument der Bezie-

hung Beider ist ein langer Brief des 20jährigen Studenten Max zu Alfreds Konfirmation, noch aus der Straßburger Zeit. Der Einjährige vermutet, daß der stärker als er selbst zum Grübeln Geneigte noch einer anderen Ausdeutung seiner Jugendweihe bedarf, als ihm Mutter und Pfarrer geben können, und sein Bemühen, einem von Zweifeln gequälten jungen Gemüt zur Bejahung zu verhelfen, wirft auch ein Streiflicht auf seine eigene Stellung zum Christentum.

Helenes heranwachsende Söhne haben es ja als Kinder ihrer Zeit und ihrer Familie nicht leicht, sich zu jenem Akt zu stellen. Sie sind verstandesbegabt, dazu tief und nachdenklich veranlagt. Im Elternhause atmen sie einerseits die in Kämpfen immer neu befestigte, evangelische Religiosität ihrer Mutter, und fühlen w i e sehr deren Herz daran hängt, ihnen diesen Schatz zu übermitteln. Auf der andren Seite spüren sie die weltmännische Kühle des Vaters, der zwar die Religion respektiert, dem sie aber für seine Person, je länger um so weniger bedeutet. Dazu der Einfluß der Umwelt: Der Verfall der gemeinschaftsbildenden Kraft der Kirche in intellektuellen und Arbeiter-Kreisen, das zunehmende Verblassen des Hintergrundes einer einheitlichen Weltanschauung, der Zynismus großstädtischer Schuljugend. Der wache Verstand sagt nein zu den Dogmen der Kirche, will das Opfer des Intellekts nicht bringen, und neue Formen, um im Vergänglichen das Ewige auszudrücken, sind noch nicht gefunden. Webers langes Schreiben klingt etwas mühselig und wendet sich mehr an den Verstand als an das Gefühl des Bruders; er sucht ihm nicht den religiösen Gehalt für den Einzelnen, sondern die allgemeine Kulturbedeutung des Christentums als einer Weltmacht, die das ganze abendländische Leben, Denken und Fühlen formt, nahezubringen und ihm dadurch die Einsicht zu geben, daß es Vermessenheit wäre, sich deshalb der Eingliederung in den großen Bruderbund zu entziehen, weil der Verstand vor unlösbaren Rätseln steht.

»Lieber Bruder! Meine Absicht ist heute: einmal Dir für Deine beiden Briefe endlich zu danken, dann aber und hauptsächlich Dir mit Bezug auf den bedeutsamen Wendepunkt Deines Lebens, an dem Du stehst, als Bruder und Christ wenigstens ein paar Worte zu sagen, um Dir zu zeigen, wie ich diesen wichtigen Schritt auffasse und was er nach meiner Ansicht für den, der ihn tut, für eine Bedeutung hat — um Dir endlich auch meine herzlichsten Glückwünsche zu dieser Gelegenheit auszusprechen.

Du bist mit den Lehren des Christentums, wie sie von Alters her in unserer Kirche gehalten und geglaubt worden sind, bekannt gemacht worden, und es wird Dir dabei nicht entgangen sein, daß die Auffassung des wahren Sinnes und der inneren Bedeutung derselben bei den verschiedenen Menschen eine sehr verschiedene ist, und daß jeder die großen Rätsel, die diese Religion unsrem Geiste entgegenbringt, nach seiner Weise zu lösen versucht. An Dich also tritt jetzt, wie an jeden andren Christen die Forderung heran, Dir darüber eine eigne Ansicht zu bilden, als christliches Gemeindeglied; eine Aufgabe die jeder lösen muß und jeder in seiner Weise löst, allerdings nicht mit einem Schlage, sondern auf Grund langjähriger Erfahrung im Verlauf seines Lebens. Wie Du diese jetzt zuerst an Dich herantretende Aufgabe lösen wirst, darüber wirst Du allein Dir selbst, Deinem Gewissen, Deinem Verstande, Deinem Herzen verantwortlich sein. Denn, wie ich glaube, liegt die Größe der christlichen Religion eben darin, daß sie für jeden Menschen, alt und jung, glücklich und unglücklich, in gleichem Maße da ist und von allen, wenn auch in verschiedener Weise, verstanden wird und seit fast 2000 Jahren verstanden worden ist. Sie ist eine der Hauptgrundlagen, auf denen alles Große beruht, was in dieser Zeit geschaffen ist; die Staaten, welche entstanden, alle großen Taten, welche dieselben geleistet, die großen Gesetze und Ordnungen, welche sie aufgezeichnet haben, ja auch die Wissenschaft und alle großen Gedanken des Menschengeschlechts haben sich hauptsächlich unter dem Einfluß des Christentums entwickelt. Die Gedanken und die Herzen der Menschen sind nie, seit die Welt denken kann, von etwas so erfüllt und bewegt worden, wie von den Ideen des christlichen Glaubens und der christlichen Menschenliebe. — Das wird Dir, je mehr Du in die Geschichtstafeln der Menschheit blickst, um so klarer werden. — — — — In diese Gemeinschaft des Menschengeschlechts trittst Du jetzt als christliches Gemeindeglied ein, und Du wirst Dir, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, bewußt sein, und es wird Dir, ebenso wie mir, immer klarer werden, daß Du, in dem Du durch Deine Konfirmation, durch das Sprechen des Glaubensbekenntnisses, den Wunsch aussprichst in diesen großen, weltumfassenden Bruderbund aufgenommen zu werden, Dir gewisse Rechte und Pflichten auferlegt hast. Als christliches Gemeindeglied nimmst Du das Recht und die Pflicht auf Dich, an Deinem Teil an der Entwicklung der großen christlichen Kultur

und damit der ganzen Menschheit zu arbeiten — und früher oder später sieht jeder von uns ein, daß es für sein eignes Glück eine notwendige Bedingung ist, daß er sich diese Pflicht und Aufgabe stellt und, so gut er kann, erfüllt. Je früher wir erkennen, daß unsre eigne Zufriedenheit und unser innerer Frieden mit dem Bestreben diese Pflicht zu erfüllen, unlösbar verknüpft ist, je eher wir das freudige Gefühl haben auf diese schöne Erde als Mitarbeiter an einem großen Werke gestellt zu sein, um so besser für uns. — Und so will ich Dir zum Schluß den Wunsch mitgeben, daß Du immer mehr zu diesem Bewußtsein der Frucht wahren Christentums kommen mögest, unsren Eltern zur Freude, Dir selbst zum Frieden.«

Hat der Student bei diesem Anlaß das jeden nachdenklich veranlagten jungen Menschen quälende Wozu? des eignen Daseins nicht religiös beantwortet, sondern »historisch«, durch Hinweis auf die Kulturbedeutung des Christentums und die Pflicht jedes einzelnen zum Dienst an den überpersönlichen Aufgaben, so zeigt ein späterer Brief zum Eintritt des Bruders in die Prima (1885), daß er selbst inzwischen auch die Uebung an den ganz anders gearteten persönlichen Pflichten »der nächsten Nähe« in ihrer Bedeutung erfaßt hat: »Außerdem gibt auch eben diese Zeit, die letzte, ehe man für lange den Mittelpunkt seiner Existenz aus dem Kreise der Familie hinausverlegt, Gelegenheit, die ersten wirklichen Pflichten, die an einen herantreten, kennen zu lernen und zu erfüllen. So einfach und klein diese Familienpflichten, die sich auf den allerengsten der Kreise, in denen der Mensch steht, beziehen, einem erscheinen, so schwierig ist es doch, ihnen wirklich zu genügen. Ich weiß aus Erfahrung, wie leicht man sich darüber täuscht, denn diese äußerlich klein erscheinenden Pflichten werden einem eben durch ihre Kleinheit und Selbstverständlichkeit fortwährend lästig und unbequem, und es kommt einem höchst trivial vor, sich damit abfinden zu sollen — während man grade dadurch, daß man glaubt, sich um diese Anforderungen nicht kümmern zu brauchen, dokumentiert, daß man ihnen nicht zu genügen vermag und ihnen nicht gewachsen ist. Auch in dieser Beziehung ist, wie gesagt, diese Lebensperiode zum Lernen sehr nützlich, denn es ist nicht so leicht, wie man denkt, grade hier das Richtige zu finden und oft kommt einem das Bewußtsein und das Gefühl dafür erst viel später.« — —

Ein halbes Jahr danach (Frühjahr 1886) wendet sich Alfred, den die Lektüre von Strauß' Leben Jesu nun unaufhaltsam in schwere Kämpfe und Zweifel verwickelt, schriftlich an den älteren. Dieser nimmt sich, obwohl er grade vor dem Referendarsexamen steht, die Zeit, sehr eingehend zu antworten, und sucht ihm zu helfen, indem er die begrifflichen Grundlagen der Straußschen Religionsphilosophie als schon von der Wissenschaft überholt erweist. Der Brief ist ein ganzer Aufsatz, aus dem hier nur Teile folgen:

»Auf Deinen sehr netten Brief würde ich Dir erheblich früher geantwortet haben, wenn ich nicht mitten im Arbeiten und im Warten auf das endliche Losgehen meiner schriftlichen Examensarbeit gesteckt hätte — nun bin ich wenigstens wieder so weit in der Reihe, um einmal eine ruhige Abendstunde zu finden. —

Das waren ja allerlei wichtige Fragen über die Du mir geschrieben hast, und es hat mich um so mehr interessiert, davon zu hören, als auch ich mich zuerst in Deinem Alter und ungefähr in gleicher Weise damit zu beschäftigen angefangen habe. Das ist nun schon einige Zeit her, aber ich erinnere mich doch noch sehr lebhaft des außerordentlichen Eindrucks, den mir das Straußsche Leben Jesu machte, als ich zuerst damit bekannt wurde. Es ist gewiß ein großer Wurf gewesen, dieses Werk, und mit einer Offenheit und Ehrlichkeit der Ueberzeugung geschrieben, welche scheinbar jedem Menschen die Pistole auf die Brust setzt: »Entweder du bekennst dich zu mir oder du bist ein Heuchler!« Mit solchem peremptorischen Entweder-Oder lassen sich nun freilich große Fragen der menschlichen Geistes- und Sittengeschichte selten endgültig abtun, aber nichts desto weniger bleibt die bahnbrechende Wirkung der Geister, welche den Mut haben, solche zu stellen, bestehen — und so ist es auch den Straußschen Gedanken gegangen; sie haben vieles Halbe, was vorher bestand, fortgeschafft und Klarheit geschaffen, aber andrerseits ist die Wissenschaft seitdem andre Bahnen gegangen und hat keineswegs, wie Strauß gedacht hat, seine Ansichten als Endresultat genommen, vielmehr erst als eine Anregung neuer und weit tiefer greifender Fragen betrachtet; man hat eben entdeckt, daß das Strauß'sche Buch nicht eine A n t w o r t , sondern eine, oder vielmehr zahlreiche, F r a g e n enthält, daß andre und wichtigere Seiten des Gegenstands darin unbeleuchtet geblieben waren, und daß man deshalb andre Begriffe zugrunde legen müßte, als Strauß seinerzeit getan hat und hat tun können.

Ich hoffe, wir werden bald einmal mündlich Gelegenheit haben, darüber zu sprechen, denn es verlohnt sich in der Tat der Mühe, sich über das, worauf es hier ankommt, klar zu werden, und es ist grade hier immer die Gefahr vorhanden, einseitig zu werden, die Dinge alle über einen Leisten zu schlagen und dann infolge davon sich über alle die schwer zu lösenden Rätsel, die uns gestellt werden, mit einem Begriff, dessen Bedeutung man selbst im Augenblick nicht oder nicht deutlich ermißt, hinwegzuhelfen. So ist es z. B. mit dem Begriff des »Mythos« bestellt, den Strauß aufstellt, und der Dir, wie ich wohl merke und leicht begreife, sehr gefallen hat, weil er scheinbar einen leicht verständlichen Schlüssel zur Erklärung dessen gibt, was unsren Verstandesbegriffen und unsrer Logik Bauchgrimmen verursacht. Genau aufs Korn genommen, besagt dieser Begriff aber eigentlich gar nichts und macht die Sache um nichts deutlicher, erklärt den Zusammenhang, den Jesus als einzelne konkrete Persönlichkeit mit dem Christus der Geschichte hat, in keiner Weise und ist im Grunde genommen, gar nicht anwendbar auf die hier zu behandelnden Wandlungen des menschlichen Geistes und der menschlichen Kultur. (Es folgen Erklärungen über Wesen und Entstehung des Mythos einerseits und die Entstehung des Christentums durch Jesus als historische Persönlichkeit andrerseits.) Wollte man den Mythos von Herakles oder Persephone, das Erzeugnis der poetischen Naturbetrachtung eines seßhaften hochbegabten Volks über einen Leisten schlagen wie das, was in den Gemütern der meist heimatlosen, lange Zeit mit dem Elend kämpfenden, aus aller Herren Länder bunt zusammengewürfelten ersten Christengemeinden lebte, — so wäre das ebenso, als wenn man einen Zeitungsredakteur, welcher das Elend der arbeitenden Klassen und die Folgen des Schnapsgenusses an der Hand der Statistik schildert und dann wohlwollende, vielleicht auch polemische oder satirische Betrachtungen über diese Zustände und die nach seiner Ansicht dafür Verantwortlichen knüpft, auf eine Seite stellen wollte, mit dem Menschen, der im gleichen Augenblick selbst mit der bittersten Not sich herumzuschlagen hat und mit den Beobachtungen und Phantasien, die ihm vielleicht dabei im Kopf herumgegangen sind. Es ist noch mit vielen Dingen ähnlich: wenn eine Kinderfrau des Abends die Tintenflasche verstöpfelt und zwei Streichhölzer kreuzweis darüber legt, weil sie der Ansicht ist, in dem schwarzen Saft stecke der Satan und könne nun nicht heraus, so lachen wir

darüber, und wenn Luther auf der Wartburg in einer Zeit, die für ihn zu den schwersten seines Lebens gehörte, das Tintenfaß nach dem bösen Feind schleuderte, so mag man auch darüber lachen — aber es ist doch ein Lachen andrer Art. Und wenn wir an Hexenprozesse denken, so vergeht uns das Lachen ganz — und doch ist es scheinbar jedesmal dasselbe, der Aberglaube, um den es sich handelt; aber er geht jedesmal auf eine andre Seite des menschlichen Geistes und hat jedesmal etwas andres zu bedeuten.

Du hast mir auch sonst noch mancherlei geschrieben, worüber sich sprechen ließe, z. B. was den Wert des Erkennens »allein durch Erfahrung und Verstand« betrifft. Gewiß war niemand geneigter, den Wert und Umfang derselben hoch anzuschlagen, als das Altertum, aber über die Bedingungen und die wirkliche Grundlage der Erkenntnis und unsre Fähigkeit dazu, wurde es sich niemals klar. — — — — — — Wir stellen die Frage jetzt etwas tiefer — d. h. wir begnügen uns nicht damit zu sagen, »Erfahrung«, sondern fragen weiter nach dem Grunde, weshalb die Erfahrung uns Wahrheit gibt, nach der Art und dem Wert derjenigen, welche sie gibt und derjenigen, welche sie nicht geben kann. — — — — Ebenso ist es auch mit der »Unbegreiflichkeit« der religiösen Dinge, auf die Du Dich berufst, noch lange nicht abgetan, denn nun kommt auch noch die Frage: wie stelle ich mich zu diesem Unbegreiflichen? Welchen W e r t hat es für die Menschen in der Geschichte gehabt und welchen hat es für mich? — Oder hat es für mich vielleicht überhaupt keine Bedeutung, eben seiner Unbegreiflichkeit wegen? — Das letztere dürfte nach meiner Ansicht unter keinen Umständen zu bejahen sein, aber die Frage, welches denn seine Bedeutung ist, beantwortet sich der einzelne nicht in einem Atemzuge« (März 1886).

Als der Loslösungsprozeß des Bruders aus dem überkommenen christlichen Gedankenkreise und sein Ringen nach Klarheit über metaphysische Probleme zeitweis die Form des kartesianischen Zweifels und der Verzweiflung an sich selbst annimmt, faßt er ihn derber an, um ihn davon abzubringen: »— — — denn wenn ich auch im allgemeinen nicht sehr für große prinzipielle Auseinandersetzungen bin, so hat mich Dein Brief in mehr als einer Beziehung doch recht gefreut, obwohl mir manches darin verwunderlich vorkommt. Um mit letzterem anzufangen, so kann ich denn doch nicht wohl verstehen, wie Du Dir selbst

fortwährend die Ansicht beizubringen bemüht sein magst, es sei, wie Du Dich ausdrückst, mit Dir zu Ende oder Du müßtest an Dir verzweifeln. Da frage ich doch einfach, warum? und wenn ich dann keinen andren Grund sehe — und mir wird kein andrer deutlich — als Schwierigkeiten in gewissen allgemeinen theoretischen Auffassungen, so kann ich darin nur eine ganz enorme Ueberschätzung der Bedeutung der Theorie in der Welt und für den einzelnen finden. Daß jemand, der nicht von der Ewigkeit der Höllenstrafen oder dergleichen ausgeht, um theoretischer Anschauungen willen, sich ernstlich der Meinung hingeben sollte, er könne nicht existieren, oder das Leben sei ihm eine Last, ist entschieden absurd, wenn man die Sache genau ansieht. Daß jemand sich recht damit plagen kann, weiß ich sehr wohl. Aber wer nur halbwegs den — absolut betrachtet — minimalen Wert und die Schwächlichkeit unsrer Erkenntniswerkzeuge zu schätzen weiß und sich vergegenwärtigt, der wird nie auf die Idee verfallen, vor die Möglichkeit eines Irrtums in Theorien über Dinge gestellt, die unsrer Erfahrung niemals unterliegen werden, nun auf das Streben nach Erkenntnis selbst verzichten zu wollen; — dieser Art von Gedanken würde ich doch einmal recht fest ins Gesicht sehen, ob nicht ein Teil Selbsttäuschung dabei ist und auch wohl der Reiz dabei mitspielt, den der Pessimismus nun einmal an sich hat, und dem fast jeder zeitweilig einmal nachgibt. Die ungemeine Stärke der Herrschaft derartiger Gedanken bei Dir, das ist allerdings der Holzweg, auf dem ich Dich wohl zu Zeiten fand, und ein Holzweg ist's, denn es kommt nichts dabei heraus. Im übrigen dagegen kann ich gar nicht sagen, daß ich so unbedingt meinte, Du befändest Dich so sehr weit abseits des Wegs, der mir richtig scheinen würde.«

Was derart im Sommer 1887 festgehalten ist, läßt vermuten, daß der 23jährige sich längst zur Anerkennung der Grenzen der Verstandestätigkeit durchgerungen und sich vorerst in der schweigenden Verehrung des Unerforschlichen vor Anker gelegt hat. Der Verzicht darauf den Schleier zu lüften, der das Göttliche verhüllt, lähmt indessen seinen Erkenntnistrieb nicht. Er beschränkt ihn allerdings im Bereich wissenschaftlichen Denkens auf das Erfahrbare.

VIERTES KAPITEL.

ERSTER AUFSTIEG.

Das letzte Semester vor der Referendarprüfung (Winter 1885/86) verlebt Weber in Göttingen. Er setzt die straffe Arbeitsdisziplin fort, regelt sein Leben nach der Uhr, teilt sich den Tageslauf für die verschiedenen Gegenstände in genaue Abschnitte, »spart« auf seine Weise, indem er sich abends auf seiner Bude mit einem Pfund gehackten rohen Rindfleischs und vier Spiegeleiern beköstigt. Die letzte Stunde des Tages gehört dem Skat mit einem sehr einfach gearteten Freunde, dem das Examen mißglückt ist, und den Weber nun für den zweiten Versuch präpariert. Im übrigen verlockt ihn weder die Winterfröhlichkeit, die an seinen Fenstern vorbeiklingelt, noch im Frühjahr die Wanderlust — er macht sich, seit er nicht mehr paukt, überhaupt keine Bewegung. Auch für die Ferien wünscht er sich — falls der Vater mit ihm reisen wolle — nicht Ausruhen im Naturgenuß, sondern Eindrücke, die seinen Wissendurst befriedigen:

»Die Nordsee und die Natur laufen mir nicht weg und bleiben genießbar, wohl aber läuft mir die Zeit fort, während derer ich mich neben der Jurisprudenz noch mit andern Dingen beschäftigen kann. Den Naturgenuß als eine Erfindung der Neuzeit zu betrachten, kommt mir nicht in den Sinn, ebensowenig wie mir die Fähigkeit dazu fehlt, aber ich kenne andre, ebenso große Genüsse, die ich dem Naturgenuß als s o l c h e m aus dem Grunde vorziehen muß, weil ich die Natur auch später noch und vielleicht, wenn ich mich einmal wirklich geplagt haben sollte, in erhöhtem Maße genießen kann, während es mir immer schwerer werden wird, Zeit zu geistigen Genüssen zu finden — —«

Der junge Mann hat sich für Arbeitsaskese entschieden, verzichtet also auf die bunte Fülle geistiger Interessen und konzentriert sich auf das nächste Ziel. Dabei erlebt er zum erstenmal die Befriedigung voller »Pflichterfüllung«. Damals berichtet er scher-

zend über diesen Zustand: »Ueberhaupt komme ich mir wie eine vielfach verbesserte Auflage von mir selbst vor.« — Auch zu Hause in den Ferien läßt er sich nicht mehr ablenken. Helene erstaunt über die Besessenheit, mit der ihr »Großer« sich nun der »Forderung des Tages« hingibt, und ihr Frauengemüt mit seinem Bedürfnis nach harmonischer Ganzheit des Daseins sieht in dieser Spezialisierung sogleich ein neues Problem: »Jetzt muß ja der Referendar gemacht werden und wie er ist, sitzt der Max jetzt ganz drin und sieht nicht rechts noch links, hat auch zu meiner wirklichen Verwunderung schon hier beinahe alles sonstige Literarische beiseite geworfen. Morgens zum Frühstück, wenn's ihm zu lange dauerte, bis der Papa kam, zog er schon immer eine Miniaturausgabe vom »Seerecht« oder »Wechselrecht« aus der Tasche und vertiefte sich hinein, als ob es ein Roman wäre. Nächsten Sommer will er dann hier seinen Doktor machen, ich denke, da werden die andren Interessen wieder die Oberhand gewinnen über die trockene Juristerei, für die mir jeder Sinn fehlt. Er ist auch zum Beamten lange nicht praktisch und ordentlich genug in den täglichen Geschäften, auch hat ihn von jeher die geschichtliche Entwicklung des Rechts mehr interessiert als die Anwendung.«

Der junge Mann bleibt trotzdem ein guter Kamerad, liebt gescheite oder lustige Unterhaltung beim guten Trunk, ebenso aber auch ein einfach menschlich gemütvolles Zusammensein und fühlt sich durchaus nicht als aparten Sonderling, der den gegebenen Lebensformen entfliehen möchte. Zum Innewerden seiner Eigenkraft bedarf er des Gegensatzes zum Ueberkommenen nicht. Allerdings, die für die Jugend beiderlei Geschlechts hergerichteten und mit viel Aufwand von Zeit vorbereiteten Festlichkeiten, vor allem das Tanzen, machen ihm kein Vergnügen. Und wer sich — ohne die Brille der Konvention den jungen Koloß daraufhin ansah, hätte ihm wohl Urlaub von dieser für ihn unangemessenen Bewegung gegeben. Nicht so Helene. Deshalb liegen über sein Verhältnis dazu verschiedene Aeußerungen vor, denn es wurde häufig zwischen Mutter und Sohn erörtert. Die tiefernste, aber zugleich so lebensvoll weltoffene Frau kann diese frühe Abkehr von dem, was ihr nun einmal zum Jungsein gehört, nicht begreifen, ja sie hält es für Menschen- und Christenpflicht, daß ein junger Mann bereit sei, den jungen Mädchen das für sie so bedeutsame Vergnügen zu verschaffen.

Und natürlich: je mehr sie dessen Pflichtcharakter unterstreicht, je mehr setzt sich beim Sohn der Widerspruch dagegen fest, der sich zeitweilig auch den anders gearteten jüngeren Brüdern mitteilt. Diese Form jugendlichen Beisammenseins vermittelt ihm offenbar niemals ein gesteigertes Lebensgefühl, und junge Mädchen fesseln ihn nie weniger, als wenn er sie, herausgehoben aus ihrem Alltagsdasein, festlich geschmückt und halb entkleidet im Arme halten muß, ohne die Möglichkeit zu geistigem oder gemütvollem Austausch. Er ist eben unempfänglich für das, was die Jugend sonst unbewußt bei solchem Vergnügen sucht: das erotische Spiel, das auch der banalsten Unterhaltung einen geheimen Zauber verleiht. Nach einer Göttinger Tanzfestlichkeit sucht er durch humorvolle detaillierte Aufrechnung der Zeitkosten gegen das dadurch erlangte Vergnügen die Mutter von der Berechtigung seiner Unlust zu überzeugen:

»Ich habe Dir noch nicht geantwortet, weil ich in letzter Woche durch ein und dasselbe Ereignis vielfach Zeit verloren habe, nämlich 1. wird man zum Ball bei v. Bar eingeladen, ärgert sich (¼ Stunde), 2. geht und kauft sich einen Chapeau-Claque (½ Stunde und schweres Geld), 3. hat dabei die Handschuhe vergessen, geht aus, kauft dieselben (½ Stunde und ebenfalls Geld), 4. macht sich schön, wobei X Hemdenknöpfchen das Zeitliche segnen, ein Westenknopf sich als locker erweist und selbst die Argosy-Hosenträger entzwei gehen (fast 1 volle Stunde!), 5. vorher schon den einen Frackärmel, der knaxste, etwas fester genäht (¼ Stunde), 6. geht und läßt sich frisieren, wobei man eine ganze Apotheke von Salben und Odeur auf seinem Schädel eingerichtet bekommt (¼ Stunde), 7. rennt zu Herrn v. Bar in der Meinung eine halbe Stunde zu spät zu kommen, 8. kommt viel zu früh (¼ Stunde), 9. schwatzt eine halbe Stunde und viel überflüssiges Gerede, 10. füttert (¾ Stunden), 11. strampelt, schwatzt und schwitzt (von 10 bis gegen 3, 5 Stunden), 12. verschläft das Kolleg bei Dove (1 Stunde), 13. muß dasselbe nachreiten (1 Stunde), zusammen ziemlich 12 Stunden, also einen ganzen Tag! Halt! 14. macht eine Verdauungsvisite — was heute passiert ist — hätte ich fast vergessen. Innerhalb dieses Zeitraums kann man den allgemeinen Teil des Reichsstrafgesetzbuchs ganz durcharbeiten und den besonderen wenigstens bis zu den »gemeingefährlichen Verbrechern«. — Da kann man mir über das Tanzen und seine Vorzüge sagen, was man will — den

10. Teil der Zeit kann es für einen, der dazu geneigt und schmächtiger Konstitution ist, wohl allenfalls wert sein, beides aber ist bei mir nicht der Fall: »Es lebt niemand nach andrem Rechte als nach dem er geboren ist« sagt der Sachsenspiegel zutreffend; aber wir leben leider nicht mehr nach dem Rechte unserer Väter, und das römische Recht sagt sehr viel unbarmherziger »ultra posse nemo obligatur«, also nur, wenn man nicht mehr k a n n, darf man aufhören — und selbst diese Grenze berücksichtigen die jungen Damen — in bezug auf ihre Strampelfähigkeit sehr mit Unrecht das »schwache Geschlecht« genannt, nicht immer. — —

Im übrigen habe ich mich noch besser amüsiert, als ich dachte, — mit einigen der jungen Damen unterhielt ich mich in der Tat leidlich und lernte im Lauf der Zeit etliche Gegenstände gründlich und nach und nach von den verschiedenen Damen von den verschiedenen Seiten beleuchtet kennen: Schlittschuhbahn, Gesangverein, Verlobung eines Unterbibliothekars, Cotillon, Hitze im Zimmer, Wettereventualitäten usw. Gesamtresultat: Ich ließe mir 1—1½ Stunden Tanzen gern gefallen, wenn man dabei in seiner Eigenschaft als vernünftig bekleideter Mensch und nicht qua Frack, Zylinder, weiße Handschuhe, schwarze Beinkleider und zubehörige Ausfüllung derselben nebst Sprechanismus beteiligt wäre.« — —

Damit die Mutter sich nicht sorgen muß, daß er auf dem Wege zum Einsiedler sei, wird das Thema »Geselligkeit« kurz darauf von seiner bejahenswerten Seite beleuchtet; nach einer Einladung zum Mittagessen im Familienkreise schreibt er ihr:

»Wenn ich nun hier auch räsonnieren wollte, so wären die Vorwürfe, die Du mir machst, gewiß am Platz, meiner Ansicht nach läßt sich aber ein sogenannter Ball weder einem derartigen höchst behaglichen Zusammensein, noch selbst dem geringfügigsten Frühschoppen, den man mit einem vernünftigen Menschen zusammen trinkt, annähernd an Wert und zivilisatorischem Gehalt an die Seite stellen. Herr und Frau v. Bar waren äußerst liebenswürdig, Herr von Bar entfaltete seinen ausgezeichneten Witz und verbreitete sich im Lauf der Zeit fast über das ganze Gebiet der Politik; mir schien, daß man bei dieser Prozedur, sine figura et strepita, wie der Corpus juris canonici sagt — ohne »Frack und Gestrampel« — wo man nach 3 Stunden, nachdem man allerlei allgemein und speziell Interessierendes gehört, sich vorzüglich unterhalten und sich sogar satt gegessen hatte, befriedigt nach

Hause ging und sich eine Pfeife anstecken konnte, erheblich besser weg kam, als wenn man sich mit Mühe sein Stück Fleisch durch känguruhartige Sprünge verdienen und sich zum Genuß einer Zigarre und eines Glases Bier sorgsam und verstohlen ins Treppenhaus drücken muß.«

Ein Jahr später, als Berliner Referendar, kommt er nochmals in ernsthafter Art auf die typische Großstadtgeselligkeit damaliger Zeit zurück; und was er hier gegen die Straßburger Freundin ausspricht, bleibt auch die Meinung seiner späteren Jahre:

»— — Man faßt bei uns zum Schaden aller Beteiligten die Geselligkeit wesentlich nur noch als »Pflicht« auf, die man sich versüßt, so weit möglich. Dies zeigt sich schon in der Zusammensetzung der Gesellschaft. Es heißt doch sonst: N a c h der Arbeit ist gut ruhen, und es ist kein Grund, dies nur auf die einzelne Tagesarbeit zu beziehen. Ebensogut paßt es auf die Lebensarbeit. Man sollte also meinen, das wesentliche Element in Gesellschaften müßten diejenigen bilden, welche schon ein Stück Tagwerk hinter sich haben und auf Leistungen im Leben zurückblicken. Um sie müßte sich die Geselligkeit drehen, sie ihr Mittelpunkt, das übrige nur Anhängsel sein, aber nein! hier ist es anders: Im Mittelpunkt gerade der größten und umfangreichsten Arten der Geselligkeit steht das Interesse der jungen Welt. Um sie dreht sich die Sache, ihr Interesse sich zu amüsieren, gibt das Maß für den Umfang, wie für die Art der Vereinigung. Da nun die Geselligkeit für sie nicht die Bedeutung des Ausruhens nach des Tages Last und Hitze haben kann, muß sie für sie Selbstzweck sein, eine Institution, die um ihrer selbst willen da ist und der man nun die besten Seiten abgewinnen muß, wohl oder übel. Das kann mir niemand abstreiten: Interesse für den Menschen als Menschen treibt niemand aus dem Kreise seiner Familie, wo er genug Gelegenheit zu unerschöpflichem Menschenstudium findet, auf den Ball, wo er hie und da ein paar oberflächliche Worte wechselt, fast stets dieselben, jedenfalls keine Erweiterung der Menschen-, sondern höchstens der Toiletten-Kenntnis findet. Folge dieses Zwecks der Unterhaltung ist das Streben nach einer gewissen Routine darin, was einfach Erfüllung einer Verpflichtung ist, denn die soziale Rücksicht fordert, daß eine Unterhaltung stattfindet. Mit andren Worten: die Schnoddrigkeit wird groß gezüchtet, und hier in Berlin sind damit glänzende Resultate erzielt, und zwar wesentlich auch bei Damen, d. h. gerade

denjenigen, die man als Edelsteine jeder geselligen Vereinigung vorführt. Das aber ändert leicht die ganze Stellung der Geschlechter. Einem solchen kritisch angehauchten Mädchen mit dem fabelhaften Sprechanismus gegenüber, kann jemand, wie z. B. ich, wohl Verlegenheit empfinden« — — — — — nicht aber die »Befangenheit«, die ein Bewußtsein der Grenzen ist, innerhalb deren sich der gesellige Verkehr der Geschlechter zu bewegen hat.«

Es berührt eigentümlich, wenn der 23jährige mit solchem Nachdruck tadelt, daß die Bedürfnisse der jungen Leute so weitgehend den Charakter der Festlichkeiten bestimmen. Im Gegensatz zu der Selbsteinschätzung der heutigen Jugend, die als »Jugend« Ueberlegenheitsgefühle nährt, lockt ihn vor allem das gesellschaftliche Zusammensein mit Gereiften als den Trägern von Wissen und Lebenserfahrung. So pflegt er sich denn auch über ältere Leute zwar humoristisch, aber sehr selten unehrerbietig zu äußern. Eine niemals die Distanz vergessende, ritterliche Verbindlichkeit und Zuvorkommenheit im Umgang sind ihm eigen. Allerdings, wenn ihn bei wissenschaftlicher oder politischer Diskussion leidenschaftlicher Eifer überkommt, vertritt er seine Ansichten, unter Umständen auch den verehrten Koryphäen gegenüber, mit rücksichtslosem Freimut, der auf große innere Sicherheit deutet. —

* * *

In der Frau und auch im jungen Mädchen sieht Weber schon damals zuerst den Menschen, dann erst das andre Geschlecht, von dem er beseelte Anmut verlangt und eine dem Benehmen des Mannes richtunggebende Zurückhaltung: »Es ist eine alte Sache, daß, wenn bei Unterhaltungen der Regel nach das männliche Geschlecht die Initiative übernimmt, das weibliche die Grenzen bestimmt, und es hängt daher lediglich von dem Mädchen ab, ob ein junger Mann ein- für allemal daran gewöhnt wird .... seinerseits dieselben inne zu halten.« — Er nimmt jedes Zeichen sachlichen Interesses bei Frauen ernst und freut sich daran, wenn es mit Anmut zum Ausdruck kommt, dagegen ist er sehr empfindlich gegen das »Berlinertum«, womit eine bestimmte Art forcierter Sicherheit und gesellschaftlicher »Routine« gemeint ist, die sich in pseudo-»geistreichen« oder witzigen Wortgefechten hervortut und der Mädchenblume den

Duft abstreift, noch bevor sie sich voll erschlossen hat. Ueber den neuen, eben entstehenden Frauentypus: die ersten Studentinnen, denen er in Berlin begegnet, äußert er sich interessiert und wohlwollend: »Die Eine war noch ein Fuchs im dritten Semester, die andre ein bemoostes Haupt wie ich. Beide studierten Medizin. Die Füchsin außerdem noch Naturwissenschaften. Letzterer haftete eine gewisse Energie in den Bewegungen an, welche nicht immer ästhetisch wohltuend war und außerdem eine wissenschaftliche Art der Ausdrucksweise auch bei sehr unwissenschaftlichen Unterhaltungsgegenständen, wie man sie öfter bei strebsamen Füchsen findet. Das bemooste Haupt dagegen hatte sehr meinen Beifall« (3. 12. 85).

Allerdings, dieser Beifall für den neuen Typus ist noch gedämpft. Die studierende Frau rang schwer um die Anerkennung ihrer Daseinsberechtigung, deshalb nahm sie so leicht die harten und gespannten Züge des Kämpfers an. Und dann ist die Brille, durch die auch Weber damals diese Erscheinungen betrachtet, das unbewußte Eigeninteresse eines jungen Mannes, der für den Unterbau seiner eignen geistigen Existenz in hohem Maße weiblicher Fürsorge und Dienstbereitschaft bedarf: Deshalb gibt er gegenüber der Freundin, die selbst das spezifisch Weibliche auf's anmutigste verkörpert, dem überkommenen Typus den Vorzug: »Die andre Art, zu der ich mich im Grunde doch noch mehr hingezogen fühle und die außerdem den Vorteil hat, kein Produkt der Neuzeit zu sein, sind die Studentenmütter. Zu dieser Art und zwar zu deren vorzüglichsten Vertreterinnen gehört in erster Linie meine hiesige Hauswirtin ‚Tante Töne', der Gegenstand zahlreicher Reminiszenzen aus meines Vaters Göttinger Zeit, wo sie sonderbarerweise schon ganz so ausgesehen haben soll, wie jetzt nach 30 Jahren. Obwohl ihr nun in ästhetischer Hinsicht eine gewisse unausrottbare Fürchterlichkeit wie jetzt, so von jeher anhaftet, so habe ich doch noch kaum so gut gewohnt wie bei ihr.«

Im übrigen gilt ihm schon damals innere Freiheit und Selbständigkeit der Frau, auch der verheirateten, als ihr, so gut wie des Mannes, »unveräußerliches Menschenrecht«. Er sucht unmerkbar in seiner Mutter das Bewußtsein ihres Rechts, ja ihrer Pflicht zur Selbstbehauptung zu stärken. Wenn er im Sommer 1885 ausführlich auf die Erregung der Mutter über das eheliche Schicksal einer nahen Freundin eingeht, deren seelische Wider-

standskraft durch die Tyrannei eines bedeutenden, aber krankhaft veranlagten Gatten zerbrochen zu werden droht, so mag ihn dabei der Wunsch die Feder geführt haben, Helene zwischen den Zeilen etwas zu sagen, was Sohnespietät auf andere Weise nicht auszudrücken gestattet: »Die Verhältnisse bei N.N.s habe ich mir ungefähr so vorgestellt, und die Aengstlichkeit und gewissermaßen Eingeschüchtertheit der armen Frau kannte ich auch recht gut. Ob nicht gerade, wenn es möglich wäre, daß sie etwas weniger ängstlich wäre und eine gewisse Freiheit der Bewegung als etwas Selbstverständliches in Anspruch nähme und ausübte, ihr Mann seinerseits seine nun allmählich zur Gewohnheit gewordene Tyrannisierung aller Welt weniger als etwas Natürliches ansehen würde, scheint mir doch nicht ganz ausgemacht. Denn ich habe stets den Eindruck gehabt, als ob er bei seinem Scharfblick für solche Dinge all das, was im Stillen gegen seinen Kopf und seine Vorurteile getan wird, gerade so gut sieht, als ob es offen geschähe.

[Ob ein solches Verhalten ihm gegenüber möglich ist, liegt mir fern beurteilen zu wollen, nur hat der Außenstehende immer den Gedanken, daß vielleicht ein unverhohlen selbständiges Handeln ihm das unbestimmte Bewußtsein geben würde, daß er hier versucht, ein sittliches Recht, das der freien Gedanken und freien Sprache, überhaupt der Freiheit der Persönlichkeit zu unterdrücken, und er würde vielleicht doch ein klares Gefühl davon bekommen, daß es nicht, wie er sich in seinem krankhaften Trübsinn einbildet, allerlei gegen ihn gerichtete Umtriebe und Konspirationen sind, die ihm entgegentreten, sondern das einfache Bewußtsein des persönlichen Rechts.«]

Später äußert er oft, was hier zwischen den Zeilen gesagt ist: Daß die verheiratete Frau dem Mann, der dazu neige, sie ihrer Freiheit zu berauben und sie, über die notwendige Arbeitsteilung hinaus, für seine Zwecke zu verbrauchen, mit unerschütterlicher Festigkeit Schranken setzen müsse. Er hält dies nicht nur um ihretwillen für notwendig, sondern auch um des Mannes und der Ehe willen: Das vollentfaltete Eigenleben der Frau bedeute Zuwachs an Reichtum für die Gemeinschaft; außerdem dürfe der Mann nicht ins Unrecht gesetzt werden durch Aufopferung über das Maß der ihr von der Natur auferlegten Dienstbarkeit hinaus, die sie nicht dauernd ohne geheimen Aufruhr leisten könne.

II.

Im Mai 1886 macht Weber das Referendarsexamen und erreicht damit eine weitere Stufe zur Selbständigkeit. Der 22jährige ist dem Studentenleben schon länger entwachsen. Kurz vor dessen Abschluß schreibt er der Mutter: »Noch einmal erlebt man diese Jahre nicht, so viel ist sicher, und doch habe ich die Empfindung, daß es an der Zeit ist, daß sie zu Ende gehen und kann es nicht bedauern.« — Aber die Augen werden ihm feucht, als der einzige Couleurbruder aus der Heidelberger Zeit, mit dem er in Göttingen vor dem Examen die letzte Erholungsstunde des arbeitsreichen Tages verbracht hat, ihm das Geleit gibt und ihm nach alter schöner Burschensitte auf dem Bahnsteig das wehmütige Lied nachsingt: »Bemooster Bursche zieh' ich aus«. Es war der Abschied von der Jugend. — Und noch dehnt sich ein endlos langer Weg, dessen Ziel: das fruchtbare Auswirken aller Kräfte und äußere Selbständigkeit, im Dunkel liegt.

Weber kehrt ins Elternhaus zurück und wohnt dort, da er noch nichts verdient, sieben Jahre: bis zu seiner Heirat. Sechs lange Jahre müssen noch der Berufsvorbereitung dienen, bis endlich alle Ziele erreicht sind. Er erstrebt zunächst die juristische Promotion, die damals in Berlin hohe Anforderungen stellt, setzt also neben der Referendarstätigkeit seine Studien fort, vor allem in den Seminaren von Goldschmidt und Meitzen.

Seine umfangreiche, Goldschmidt gewidmete Disseration »Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter« liegt auf dem Grenzgebiet der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte. Sie machte »unverhältnismäßige Scherereien« und wurde schon eine echte Gelehrtenarbeit, deren Ergebnis Weber noch in sein letztes soziologisches Werk hineinarbeitete. »Dazu mußte ich hunderte von italienischen und spanischen Statutensammlungen durchlesen und mir erst noch die beiden Sprachen so weit aneignen, daß ich Bücher darin einigermaßen verstehen konnte, was bezüglich des Spanischen etwas zeitraubend war, und dann ist das Zeug meist in uralten schändlichen Dialekten geschrieben, so daß man sich wundert, daß die Menschen selbst das Kauderwelsch verstanden haben! Nun, ich hatte tüchtig zu tun und wenn dabei nicht viel, sondern wenig herausgekommen ist, so kann ich weniger dafür als die italienischen und spanischen Stadträte, die gerade das nicht in die Statuten gesetzt haben, was ich darin suchte.« —

Der Promotionsakt war feierlich und wirklich ein Rigorosum. Der Kandidat wurde in sieben juristischen Fächern geprüft, und es gehörte dazu auch eine öffentliche Disputation über drei von dem Doktoranden aufgestellte Thesen, als deren Opponenten man seine Freunde einlud. Weber hatte Theodor Mommsen, Otto Baumgarten und Walter Lotz gebeten, und dem letzteren verdanken wir folgende Schilderung: »Nachdem wir erledigt waren, mußte nach dem Herkommen Max Weber auf Lateinisch fragen, ob nunmehr, da er alle Gegner widerlegt und seine Thesen erfolgreich verteidigt habe, noch jemand aus der Korona wage, ihnen zu opponieren. Da erhob sich — dürr wie eine Spinne — ein alter Herr mit wundervollem weißen, schlichtem Haar und eindrucksvollem Profil aus dem Zuhörerkreise, es war Theodor Mommsen, den ich zum erstenmal bei dieser Gelegenheit sah und reden hörte. Er äußerte zu These 2, der Doktorand habe über die Begriffe colonia und municipium Feststellungen vertreten, die ihn, der sich mit diesen Problemen sein Leben lang beschäftigt habe, überraschend erschienen, und über die er weitere Belehrung erbitte. Es begann dann eine ausführliche Auseinandersetzung zwischen Mommsen und dem jungen Weber. Mommsen schloß damit, ganz überzeugt sei er noch nicht von der Richtigkeit der Weberschen These, aber er wolle dem Vorwärtskommen des Doktoranden nicht hinderlich sein und seinen Widerspruch nicht länger aufrechterhalten. Die jüngere Generation habe oft neue Ideen, denen sich die ältere nicht sofort anschließen könne, und so sei es vielleicht auch in diesem Fall. ‚Aber wenn ich einmal in die Grube fahren muß, so würde ich keinem lieber sagen: ‚Sohn, da hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer, als dem von mir hochgeschätzten Max Weber.‘ Mit diesen Worten wurde die öffentliche Disputation, nach welcher der Kandidat feierlich promoviert wurde, unter größter Aufmerksamkeit der Korona von Theodor Mommsen abgeschlossen.«

Sobald die Erstlingsschrift beendigt ist, beginnt die Vorbereitung der Habilitationsschrift: »Einer meiner geschätztesten und liebenswürdigsten Lehrer, der bekannte Agrarhistoriker Meitzen, sitzt mir stark auf den Hacken wegen einer nach meiner Ueberzeugung noch nicht spruchreifen Arbeit über die römische Ackerverteilung und das Kolonat.« — Diese Anfänge weiten sich zu einem Werk über »römische Agrargeschichte der Kaiserzeit« aus, die ihn in lebhafte literarische Polemik und öftere mündliche Dis-

pute mit Mommsen verwickelt. Weber habilitiert sich mit dieser Arbeit im Frühjahr 1892 in Berlin für römisches, deutsches und Handelsrecht. Er gönnt sich kaum eine Atempause und übernimmt um dieselbe Zeit im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik eine Erhebung über die Lage der ostelbischen Landarbeiter. Zu den juristischen gesellen sich nationalökonomische Forschungen. Doch davon später. Wir verfolgen zunächst eine andere Seite von Webers Entwicklung. Neben den wissenschaftlichen erfüllen ihn die politischen Ereignisse mit leidenschaftlichem Interesse. Ihr Niederschlag ist in einer Briefreihe an Hermann Baumgarten aus der Zeit von 1884—92 aufgehoben, und es ist zweckmäßig, zunächst diese Fäden seines Lebensgewebes zu zeigen.

* * *

Voraussetzung seiner politischen Urteilsbildung war die nationalliberale Gesinnung des Vaters; ihr schmelzen sich indessen bald neue, im Strom der Entwicklung auftauchende, Elemente an.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die bedeutsamen politischen Ereignisse der 80er Jahre [1]), zu denen Aeußerungen von ihm vorliegen. Sie stehen im Zeichen Bismarcks, der immer ausschließlicher das Geschick der Nation leitet. Die große Zeit des Liberalismus ist vorbei; seine Linke, die Fortschrittspartei unter Eugen Richters Führung steht meist in Opposition, während die Nationalliberalen unter Bennigsen und Miquel den Kanzler grundsätzlich »weder folgen noch bekämpfen, aber beeinflussen« wollen. Sie haben ihm den Kulturkampf ermöglicht und überdies das Sozialistengesetz: die Unterdrückung des politischen Aufstiegs der sozialistisch geführten Arbeitermassen, unterstützt. Sie sind damit von ihren freiheitlichen Idealen abgefallen, um an Bismarcks Seite zu stehen. Dennoch sind sie ihm unbequem. Als er sie zum Kulturkampf nicht mehr braucht, sucht er ihre Macht durch weitere Spaltung ihrer eignen Reihen zu schwächen und erreicht dies, als die Frage, ob Schutzzoll oder Freihandel? die Gemüter erregt. Bennigsen bejaht Bismarcks Schutzzollpolitik, stockt aber vor der Frankensteinschen Klausel — infolgedessen wendet sich ein Teil seiner Gefolgschaft, u. a. Treitschke nach rechts zu den Freikonservativen. Vor allem aber spaltet sich nach links

[1]) Hierzu benützt: Hermann Oncken: »Rudolf von Bennigsen« und Schultheß Geschichtskalender.

unter Forkenbecks, Rickerts, Laskers und Bambergers Führung die »Sezession« ab, die sich bald (1884) mit dem »Fortschritt« zur Deutsch-freisinnigen Partei verschmilzt. Die neue Partei steht in der Opposition, verweigert die Schutzzölle, die Verlängerung des Sozialistengesetzes und bekämpft die Art, in der Bismarck, um sich das Zentrum gefügig zu machen, den Kulturkampf beendet. Damit ist die Zersplitterung des Liberalismus, wie Bismarck sie wollte, erreicht. Er hat nun die Wahl: je nachdem mit Hilfe des Zentrums und der Hochkonservativen oder mit den Nationalliberalen und Freikonservativen seine Politik zu machen und beide Richtungen nach Belieben gegeneinander auszuspielen. Die verkleinerte Mittelpartei sucht die alte nationalliberale Linie: Unterstützung Bismarcks von Fall zu Fall und Vertretung gemäßigt liberaler Grundsätze, festzuhalten; sie ist auch bereit, die durch die »kaiserliche Botschaft« (1881) über die sozialen Pflichten des Staats eingeleitete Sozialpolitik mitzumachen, nur für die finanzpolitischen Pläne verweigert sie die Gefolgschaft. Bennigsen zieht sich für einige Jahre zurück. Bismarck sitzt allein am Steuer und duldet nur Kreaturen oder gefügige Werkzeuge in seiner Nähe. Die Nationalliberalen geraten immer mehr unter die Herrschaft seiner Staatsauffassung, die alten individualistischen Freiheitsideale verblassen in ihren Reihen, sie überlassen dies Panier der Deutsch-freisinnigen Partei, die ihre Hoffnung auf den Thron- und Kanzlerwechsel setzt. Sie finden sich hinein, »daß Bismarck gegenüber ihrem Traum einer parlamentarischen Regierung einen neuen Typus des monarchisch-konstitutionellen Staates mit Gewalt und Verschlagenheit durchdrückte«[2]). Sie rücken also immer näher an Bismarcks Politik heran, bewilligen die Verlängerung des Sozialistengesetzes, unterstützen seine Wendung zur Sozialpolitik, halten an den Zollgesetzen fest, bewilligen unter dem Eindruck eines drohenden Kriegs mit Frankreich die Heeresvermehrung, kurz sie landen dort, wohin Bismarck sie gesteuert hat: als Regierungspartei »zweiter Garnitur« an der Seite der gemäßigt Konservativen. Die liberalen Ideale haben bei ihnen ihren Kurs verloren. Kaiser Friedrich, auf den der Liberalismus gehofft hat, stirbt nach kurzer Regierung, und wie Gustav Freytag klagt, »mit seinem Tode fiel die Ergänzungsfarbe zu dem Wesen seines Vaters aus.« Das Bürgertum kommt

[2]) H. Oncken, R. von Bennigsen, Band II, S. 576.

nicht zu politischer Herrschaft. Von den Führern des Liberalismus wird nur der anpassungsfähige Miquel Minister, sonst niemand. Der junge Herrscher Wilhelm II. zeigt kirchlich-feudale Neigungen. Die extrem konservativen und hochkirchlichen Kreise: Stöcker und Hammerstein suchen ihn einzuspinnen. Aber Bismarcks Gegenwirkung ist stärker. Wilhelm II. erklärt am bisherigen Kurs festhalten zu wollen, er bekennt sich zu Bismarcks Kartellpolitik.

* * *

Der Abgeordnete Max Weber senior gehört zu Bennigsens Gefolgschaft, hält sich also streng auf der mittleren Linie, beklagt die Abspaltung des linken Flügels als unheilvoll für den Liberalismus und wirkt für Einheit in der Partei. Der Sohn stimmt offenbar im wesentlichen dem Vater zu, ohne sich jedoch parteimäßig festzulegen. Er ist weder einseitig liberal orientiert, denn der festgefügte nationale Machtstaat erscheint ihm als notwendige Grundlage alles andren — aber er verschreibt sich auch nicht einer Verherrlichung des Staatsgedankens, die auf Kosten geistiger Freiheit und der Persönlichkeitsrechte des Einzelnen geht. Er will vor allem zunächst lernen, beobachten, abwägen und die verschiedenen Strömungen verstehen. Aus seinen Berichten an Hermann Baumgarten spricht keine Spur einseitiger Parteinahme oder jugendlicher Verranntheit, sondern das Bemühen, die Vorgänge aus sich selbst zu verstehen, sie sachlich zu erfassen und den verschiedenen Motiven politischen Handelns gerecht zu werden. Und er versucht, dem Onkel, der die Aera Bismarck nur noch enttäuscht und kritisch zu sehen vermag, eine positivere Würdigung nahe zu bringen.

Charakteristisch für diese abwartende Haltung ist z. B. eine Aeußerung des 20jährigen über das Sozialistengesetz, für dessen Verlängerung die nationalliberale Partei verantwortlich war:

»Will man es rechtfertigen, so muß man sich wohl auf den vielleicht nicht ganz unrichtigen Standpunkt stellen, zu sagen, daß ohne dasselbe eine ganz erhebliche Einschränkung vieler Errungenschaften des öffentlichen Lebens: der Redefreiheit, Versammlungs- und Vereinigungsrechte überhaupt unvermeidlich wäre. Die Sozialdemokraten waren eben doch im Begriff, fundamentale Einrichtungen des öffentlichen Lebens durch ihre Agitationsweise gründlich zu kompromittieren. Soll man da nun

allgemein diese für die öffentliche Freiheit für unentbehrlich geltenden Grundrechte einschränken oder lieber einen Versuch mit dem zweischneidigen Schwert der Ausnahme-Repressivmaßregeln machen? Ein Versuch war wohl gerechtfertigt. Mir möchte im Stillen freilich wohl manchmal scheinen, als ob das allgemeine, gleiche Recht für alle doch allem andren vorginge, und man dann eben doch lieber allen einen Maulkorb vorbinden, als einige in Ketten legen soll. Der Grundfehler ist doch wohl das Danaergeschenk des Bismarckschen Cäsarismus, das allgemeine Stimmrecht, der reinste Mord für die Gleichberechtigung Aller im wahren Sinne des Worts.«

Webers Gerechtigkeitsgefühl protestiert gegen Ausnahmegesetze, die den Interessenkampf der unbequemer werdenden Proletarier erschweren — andrerseits mißbilligt er das Symbol politischer Gleichberechtigung Aller — offenbar weil Bismarck s. Z. durch das allgemeine Stimmrecht im Reich den Liberalismus lahm legen wollte. Die ganze Lage zwingt natürlich zu fortwährenden Auseinandersetzungen mit dem gewaltigen Mann, der Deutschland beherrscht, und Bismarcks Beurteilung ist früh in derselben Richtung wie 30 Jahre später fixiert: Bewundernde Anerkennung des unvergleichlichen politischen Genius und seiner auf Deutschlands Macht und Einheit gerichteten Politik, aber zugleich Ablehnung kritikloser Hingabe und Vergötterung. Die so vielen Altersgenossen aufgedrängte Parole: »Bismarck sans phrase« bedeutet ihm nicht nur ein Mittel zur Verdunkelung politischer Urteilsfähigkeit, sondern außerdem Anbetung militärischer und sonstiger Rücksichtslosigkeit, innere Vergröberung und Verflachung. Dazu befestigen ihm die konkreten parlamentarischen Erlebnisse des Vaters früh die Ueberzeugung, daß der Heros nicht nur politische Fehler begeht, sondern auch menschliche Schwächen hat, die sich an ihm selbst und für die Nation rächen werden.

Was der junge Mann vor allem mißbilligt, ist die Art, wie Bismarck mit Menschen verfährt, — daß er um seine tatsächliche Alleinherrschaft zu sichern, keine selbständigen und bedeutenden politischen Charaktere um sich duldet, deshalb seine Beamten gegeneinander ausspielt, sie dadurch sittlich schädigt und lautren Persönlichkeiten (wie z. B. Bennigsen) die Uebernahme verantwortlicher Posten unmöglich macht. Sie hatten zu gewärtigen, daß das Vertrauen ihrer Mitarbeiter schon beim Amts-

antritt so weit unterhöhlt war, daß ein geringer Anstoß genügte, um den Inhaber wieder zu stürzen, ohne daß Fernerstehende bemerkten, wessen Hand dabei im Spiel war. »Es tritt immer sichtbarer hervor, wie gut es Bismark gelungen ist, alle wirklich selbständigen und bedeutenden politischen Mitarbeiter und ev. Nachfolger entweder zu vernichten oder in ganz verquere Abwege zu drängen. Wer kann sich da wundern, wenn eine große Menge Leute, die ursprünglich andrer Ueberzeugung waren, doch nur von ihm etwas wissen wollen.«

Also an Bismarcks Verhalten erscheint ihm, damals wie später, besonders verwerflich der unersättliche Machttrieb, infolgedessen er keiner bedeutenden Persönlichkeit neben sich Raum vergönnt, sich selbst dadurch immer unentbehrlicher macht, und derart die Nation daran gewöhnt, sich politisch unter seine Kuratel zu stellen. Allerdings schiebt er die Verantwortung für diesen Zustand, dessen unheilvolle Wirkung in den schicksalshaften Jahren des Kaiserwechsels immer stärker fühlbar wird, nicht Bismarck allein zu, sondern auch der Nation, die sich das eigenmächtige Walten eines Herrenmenschen gefallen läßt: »Die furchtbare Vernichtung selbständiger Ueberzeugung, welche Bismarck bei uns angerichtet hat, ist natürlich der oder einer der Hauptgründe aller Schäden unsrer jetzigen Zustände. Aber tragen wir daran nicht mindestens die gleiche Schuld wie Bismarck selbst?« Die Erziehung der Nation zur Selbständigkeit politischen Denkens, wie zu geistiger Freiheit erscheint schon dem jungen Weber über alles wichtig — darum setzt er sich auch mit Treitschkes Lehrart wiederholt auseinander. In den von diesem glänzenden Lehrer beeinflußten Kreisen wird die Ansicht vertreten, daß Historie, die bis an die Gegenwart heranreicht, als politisches Erziehungsmittel aufzufassen sei und deshalb, im Gegensatz zur Geschichte der Vergangenheit, auf wissenschaftliche Objektivität verzichten dürfe. Demgemäß verfährt eben Treitschke. Er politisiert seine Hörer, berauscht sie für Bismarck und die Hohenzollern und schürt ihren Antisemitismus. Der 23jährige Weber, dem »die antisemitischen Kriegsrufe der Konservativen« ebenso zuwider sind, wie die Hohenzollernlegende, tadelt »den entschieden nicht erfreulichen Effekt, den das persönliche Einwirken auf die Bescheidenheit des Urteils, die Urteilsfähigkeit und den Gerechtigkeitssinn der Studenten hat« — und er hält diese Art der Beeinflussung junger Leute, »solange man noch nach einem

eignen Standpunkt der Betrachtung suchen soll«, für verderblich. — Wahrscheinlich haben zuerst diese Eindrücke in Treitschkes Kolleg ihm die Ueberzeugung eingesenkt, daß absichtsvolle Prägung der Werdenden durch Aufdrängen politischer Werturteile nicht aufs Katheder gehört, daß der Lehrer, der im Hörsaal als Demagoge oder »Prophet« auf die bildsame Jugend zu wirken sucht, seine Befugnisse überschreitet. — Dennoch versucht er auch jenem leidenschaftlich glühenden Historiker gerecht zu werden, indem er die Art seiner Wirkung — ebenso wie bei Bismarck — nicht nur ihm selbst zuschiebt, sondern auch seiner Umwelt. Um H. Baumgarten Treitschkes »Idealismus« nahe zu bringen, schickt er ihm ein Bändchen Gedichte und bemerkt dazu: »Wäre bei meinen Altersgenossen nicht an sich schon die Anbetung der militaristischen und sonstigen Rücksichtslosigkeit, die Kultur des sog. Realismus und die banausische Mißachtung aller derjenigen Bestrebungen, welche ihr Ziel ohne Appell an die schlechten Seiten der Menschen, insbesondere die Roheit zu erreichen hoffen, zeitgemäß, so würden die zahllosen, oft schroffen Einseitigkeiten, die Leidenschaftlichkeit des Kampfes gegen andere Meinungen und die durch den mächtigen Eindruck des Erfolgs hervorgerufene Vorliebe für das, was man heute Realpolitik nennt, ihnen nicht das einzige sein, was sie aus den Treitschkeschen Kollegien mitnehmen. Sie würden diesen Dingen gegenüber mit ihrer Meinung zurückhalten oder sie als unerfreuliche Auswüchse betrachten, darunter aber und zum Teil grade in diesen Extravaganzen der politischen Tagesleidenschaft und Einseitigkeit das große und leidenschaftliche Streben des Mannes nach idealer Grundlage erkennen, und manches davon mit nach Hause nehmen. So freilich wie jetzt ist der Erfolg nur, daß ernste, gewissenhafte, um das Resultat unbekümmerte Arbeit, nur im Interesse der Wahrheit, tief im Kurse steht, und eine flegelhafte suffisance, die hier oft schon in der Unterhaltung unerträglich wird, und eine ungemeine Roheit des Urteils gegenüber allen nicht »opportunistischen« Anschauungen sich breit macht« (1887).

Wenn der junge Mann politische Vorgänge beurteilt, so geschieht dies immer von der einen Voraussetzung aus, an der er sein ganzes Leben lang fest hält: Geistige Freiheit gilt ihm als höchstes Gut, dessen Erreichbarkeit für den Einzelnen er selbst politischen Machtinteressen unter keinen Umständen geopfert wissen will. Nicht aus politischer Opportunität, sondern nur im

Namen des Gewissens hat man das Recht gegen anders orientierte Gewissensinhalte zu kämpfen. Von hier aus lehnt er in dieser Zeit den Kulturkampf ab — ebenso wie später die preußische Sprachenpolitik zur Germanisierung der Polen. Allerdings, an der von Bismarck beliebten Art seines Abbruchs durch plötzliche völlige Nachgiebigkeit gegen die Kurie kann er sich auch nicht freuen, denn lag darin nicht ein Eingeständnis des den Katholiken geschehenen Unrechts?

»Die kirchenpolitische Vorlage ist ja nun auch angenommen, manches in den Reden Bismarcks bei dieser Gelegenheit hatte in der Tat noch einmal einen großen weltgeschichtlichen Zug und stach, da der Sache nun einmal ein Ende gemacht werden sollte, vorteilhaft gegen das ab, was von den meisten andren Leuten gesagt worden ist. Aber traurig ist der sang- und klanglose »Frieden« doch, und jedenfalls liegt ein Eingeständnis des Unrechts und zwar schweren Unrechts darin, wenn man heute sagt, der Kampf habe nur »politische« Gründe von unsrer Seite aus gehabt. Wenn er für uns in der Tat keine Sache des Gewissens, sondern nur eine solche der Opportunität war, so haben wir freilich, wie die Katholiken behaupten, das Gewissen des katholischen Volks vergewaltigt, aus Gründen, die äußerer Natur waren — denn für die Masse der Katholiken war es doch Gewissenssache — und es hat dann freilich nicht, wie wir ihnen immer entgegengehalten haben, Gewissen gegen Gewissen gestanden. Wir haben also gewissenlos gehandelt und sind auch moralisch die Geschlagenen, und das ist das schwerste an der Niederlage, denn es verhindert uns daran, jemals den Kampf so wieder aufzunehmen, wie er aufgenommen werden muß, wenn er zum Siege führen soll« (1887).

Trotzdem vermag er der Politik des damaligen Linksliberalismus, der mit weit größerem Nachdruck als der rechte Flügel die alten freiheitlichen Persönlichkeitsideale vertritt, nicht zuzustimmen. Er beklagt die Spaltung und hält die chronische Opposition des Freisinns gegen Bismarck, vor allem bei der Budgetbewilligung für unfruchtbar und den Liberalismus schädigend: »Denn was soll man zu einer Partei sagen, welche seit Jahren, so oft an das Reich eine Ausgabeforderung herantrat, diese ablehnte, da die Mittel dazu nicht nachgewiesen seien, und jetzt wo die Mittel geschafft werden sollten, dies mit der ausdrücklichen Motivierung abweist, daß kein Bedürfnis dazu nachgewiesen

sei — eine heitere Zwickmühle.« (1887 bei den finanzpolitischen Vorlagen.) Und dann, dem Freisinn fehlen die großen Führer: »Es kann einem doch immer ein gewisser Schauder befallen, wenn man denkt, daß diese Leute einmal berufen sein könnten, Bismarcks Platz auszufüllen — —.« Die Hoffnung des linken Flügels auf Bismarcks Rücktritt, während Friedrichs Regierung, fordert seine Kritik heraus, denn sie läßt ihn auf Mangel der Führer an politischer Zurechnungsfähigkeit schließen: »Eben deshalb muß der Gedanke an eine dereinstige positive Politik gemeinsam mit diesen Leuten völlig aufgegeben werden, und damit ist die Spaltung des Liberalismus und das Schauspiel, daß derselbe von schablonenhaften fanatisierten Demagogen einerseits und von blinden Bismarckianern andrerseits kompromittiert wird, verewigt, während man hoffen mußte, daß mit der Zeit ein Teil der früher vereinten Elemente von links her den Rückweg zur positiven Mitarbeit finden würde« — (1888).

* * *

Die Ereignisse des Jahres 1888, der Tod des alten Kaisers, vor allem die Tragödie Kaiser Friedrichs, erschüttern den jungen Weber aufs tiefste: »Ich denke unausgesetzt an die öffentlichen Dinge.« Er fühlt tiefes Mitleid für die unglückliche Kaiserin, die sowohl als Landesfremde wie als ungewöhnlich bedeutende Frau unbeliebt ist, und bei einem ihr menschlich durchaus nicht zur Unehre gereichenden Konflikt mit Bismarck — sie mußte das Glück ihrer Tochter dem Staatsinteresse opfern — die Gehässigkeit der konservativen Presse auf sich zieht. Als nach Friedrichs kurzer Herrschaft Wilhelm II. den Thron besteigt, liegt ihm vor allem daran, daß der junge Monarch den hochkirchlichen und feudalen Einflüssen entzogen wird, und er sieht in der Erhaltung von Bismarcks Machtstellung ihr einzig wirksames Gegengewicht:

»Auch andre Anzeichen sprachen dafür, daß Bismarcks Einfluß auf ihn mehr und mehr ein so ausschließlicher geworden ist, daß es eben wesentlich darauf ankommt, wie lange derselbe noch zu leben haben wird, um die wirklich reaktionären Tendenzen, die der Kronprinz (Wilhelm II.) wohl in sich aufgenommen hat, zu paralysieren. Denn daß Bismarck die Tendenzen um ihrer selbst willen nicht begünstigt, ist wohl zweifellos. Ihre Gefährlichkeit entgeht ihm nicht, das Bedenkliche seiner Politik war nur, daß er

versuchte, sie für seine Zwecke zu benutzen und daß dies nicht ganz ohne auch von ihnen benutzt zu werden, abbging (30. 4. 88).

Im übrigen erscheint ihm für die Zukunft des Staats entscheidend, »ob Bismarck demnächst, sobald normale Verhältnisse eintreten, es an der Zeit hält, an seine Nachfolge zu denken, und mit den wirklich staatsmännischen Elementen wieder in Beziehung tritt; geschieht das nicht, so kann durch radikale Gegenströmungen, und wenn durch die preußischen Junker im Verein mit den Ultramontanen das Panier des Reichs getragen werden soll, durch den Rückgang der nationalen Elemente in Mitteldeutschland und im Süden eine ernste Gefahr erwachsen, das wird niemand leugnen.« —

In Wilhelms II. Machtwilligkeit, und vor allem in dem sich schnell zeigenden Bedürfnis seine Persönlichkeit in der Oeffentlichkeit zur Geltung zu bringen, findet er bald drohende Gefahren. Am Jahresschluß 1889 äußert er darüber: »Diese boulangistisch-bonapartistischen Kundgebungen sind doch nachgerade unerwünscht. Man hat den Eindruck, als säße man in einem Eisenbahnzuge von großer Geschwindigkeit, wäre aber im Zweifel, ob auch die nächste Weiche richtig gestellt werden würde.« 1½ Jahre später, nach Bismarcks Sturz, heißt es: »Das Heilsame in der Situation ist, daß nicht einfach der eine Cäsar — der Kaiser — dem andren — Bismarck — friedlich gefolgt ist, sondern, daß beide im Konflikt miteinander liegen, und daß hierdurch der Einzelne verhindert wird, auf ein eignes Urteil zu verzichten. Denn von einem solchen Verzicht ist dem Kaiser gegenüber geradezu bei niemandem die Rede.« — — »Auch diejenigen, welche am günstigsten über ihn urteilen, lassen durchaus mit sich reden, und bisher findet man nirgends jene fanatische Vertretung seiner Person wie eines Dogma, welche den Anhängern Bismarcks stets eigen war. Es ist unter diesem Gesichtspunkt eigentlich ein Vorzug des Kaisers, daß er es keiner Richtung ganz recht macht — und bisher eine nach der andren gelegentlich vor den Kopf gestoßen hat« (1891).

Ein Jahr später (1892) ist freilich für Weber auch dieser — indirekte — Vorzug des Monarchen durch die Fehler seiner Politik aufgehoben. Folgendes Urteil bleibt endgültig und wird durch die späteren politischen Ereignisse nur noch verschärft:

»In bezug auf ihn gewinnen immer mehr die ungünstigsten Meinungen an Terrain. Er behandelt offenbar die Politik lediglich

unter dem Gesichtspunkt eines originellen Leutnants. Energische Pflichterfüllung im Sinne des Dienstes wird ihm dabei niemand bestreiten. Aber die dazwischen unterlaufenden Querköpfigkeiten und das unheimliche Machtgefühl, welches ihn beseelt, bringt eine solche unerhörte Desorganisation in die höchsten Instanzen, daß deren Rückwirkung auf die Verwaltung als Ganzes wohl nicht ausbleiben kann. So hat er den als Mensch so hoch achtbaren Caprivi nachgerade zur Karikatur erniedrigt und von einer Autorität der Reichsregierung kann kaum noch die Rede sein. Wie durch ein Wunder entgehen wir jetzt noch diplomatisch wirklich ernsten Situationen. Aber daß die Politik Europas nicht mehr in Berlin gemacht wird, steht wohl außer Zweifel« (1892).

III.

Aber trotz der wachsenden Umdüsterung des außen- und innenpolitischen Horizonts kann Weber den Alterspessimismus Hermann Baumgartens nicht teilen. Denn er ist jung, und für ihn drängen sich durch den welkenden Ruhm der dynastischen Politik die frischen Keime ganz neuer fruchtbarer Aufgaben, die in zukunftsvolle Fernen weisen. Weber verkehrt während der Referendarszeit (von 1886 an) in einem Kreis junger Leute: Nationalökonomen, sozialpolitisch interessierte Beamte verschiedener Richtung, teilweis Schülern der Kathedersozialisten, deren Sinn für soziale Ideale erschlossen ist. Hier speist man sich nicht mehr von dem politischen Vätererbe, hier sproßt ein neuer Frühling politischer Gesinnung und Zielsetzung. Diese Leute gehören nach Webers Ansicht weder zu den »unerfreulichen Typen« der Antisemiten, nationalen Fanatiker, vermeintlichen Realisten und kavaliermäßig Schwadronierenden, und sie stehen »auf einem wesentlich andren Boden als der Nationalliberalismus der 70er Jahre, aber auf einem, ebensowenig wie dieser, von Standesgelüsten und hochkirchlichen Tendenzen durchtränkten und sind von dem Verdacht des Strebertums und sonstiger nicht sachlicher Rücksichten völlig frei; kurz, ich bin nicht in der Lage ihnen geistige Freiheit abzusprechen. Auch sie erblicken die Zeit von 1867—1877 in wesentlich anderem Lichte als man früher gewohnt war. Sie sind meist in erster Linie Nationalökonomen und Sozialpolitiker, und es ist sonach nicht wunderbar, daß ihnen das Eingreifen des Staates in die sog. soziale Frage wichtiger er-

scheint, als andren nach der gegenwärtigen Lage der Dinge gerechtfertigt vorkommen wird«.

Das Aufwachen dieser sozialen und sozialpolitischen Interessen, — die ersten Spuren davon finden sich in einem Brief vom Jahre 1887 — entfernt Weber von der nationalliberalen Politik der Väter, deren sich mehr und mehr das großindustrielle Unternehmertum zur Vertretung seiner wirtschaftlichen Forderungen bemächtigt.

»Die unleugbare Tatsache nun, daß dem Liberalismus der 70er Jahre die sozialen Aufgaben des Staats mehr als sich rechtfertigen läßt oder als wir wenigstens jetzt für normal halten, hinter anderm zurücktraten, daß man bei den Liberalen die soziale Gesetzgebung auch jetzt, mit einem oft sicher an sich berechtigten, aber fast nur passiven Mißtrauen über sich ergehen läßt, statt einzugreifen und die wirklich erheblichen Bedenken an seinem Teil durch Umgestaltung abzustellen, daß überhaupt — und dies nach meiner Ansicht ja wohl mit Recht — das Interesse an den legislativen Projekten bei ihnen kein so ausschließliches ist — das veranlaßt diese Politiker die nationalliberale Aera lediglich als einen Uebergang zu größeren Aufgaben des Staats zu betrachten — — —.« (30. 4. 1888.)

Sein erster Gang zur Wahlurne gilt nicht dem Kandidaten der nationalliberalen Partei, sondern er wählt freikonservativ; möglich, daß er sich dort größeres Verständnis für die Vertretung sozialer Interessen verspricht und sich zugleich von der Haltung dieser Partei in machtpolitischen Fragen angezogen fühlt. Er wird jedoch nirgends Parteigänger. Er hat später oft jenen ersten Wahlgang, nicht aber dessen Motive erwähnt.

Der »Generationenumschlag« hat sich vollzogen. Die Sonne der Kultur ist weitergerückt, der jungen Generation sind andre Probleme als den Vätern belichtet, und damit gewinnen sie auch andre Impulse zum Handeln und Forschen. »Der neue Trieb erwacht. — — — —«

* * *

Diese Interessen sind bei Weber von vornherein doppelt geprägt: Einmal durch nationalpolitische Ideale und andrerseits durch sein erwachtes soziales Verantwortungs- und Gerechtigkeitsgefühl. Er fragt Wirtschaft, Technik und staatliche Einrichtungen zunächst danach, wie weit sie geeignete Pfeiler für Deutschlands

Großmachtstellung sind? und verflicht mit dieser Frage die andre: durch welche Ordnungen den deutschen Menschen, die, sei es als Bauern, sei es als Industriearbeiter, mit ihren Händen den Unterbau nationaler Macht schaffen, ein menschenwürdiges Dasein, Gesundheit und Freudigkeit gesichert werden könne.

Die Leidenschaft für den nationalen Machtstaat entquillt offenbar einem angeborenen, durch keine Reflexion antastbaren Instinkt — die machtvolle Nation ist der erweiterte Leib eines machtvoll veranlagten Menschen — ihre Bejahung: Selbstbejahung. — Das neu aufkeimende s o z i a l e Interesse bekommt seine warme Farbe dadurch, daß es ihm nahestehenden Menschen: Der Mutter, Ida Baumgarten und ihrem Sohn Otto Herzensangelegenheit ist. Weber arbeitet mit an einer neuen von Otto Baumgarten begründeten Zeitschrift, die sich die soziale Belehrung der Pfarrer zur Aufgabe macht. Sie sollen in Berührung mit Sozialpolitikern und Beamten gebracht werden, um das gegenseitige Verständnis zwischen ihren verschiedenen Welten zu vermehren. Weber sucht dieses Unternehmen auch Hermann Baumgarten nahezubringen und schreibt darüber:

»Den Theologen ist es sicher heilsam und der Achtung vor ihrem Stand förderlich, wenn sie, wie hier, genötigt werden, relativ nüchtern die Sprache anderer Sterblicher zu sprechen. Umgekehrt sind die Laienkreise, besonders jüngere Beamte in einem sehr bedenklichen Grade gewöhnt — und grade die sozialpolitisch lebhaft Interessierten — den Respekt vor dem Kirchentum äußerlich und konventionell zu behandeln und damit, abgesehen von totalem Indifferentismus, entschiedene Zweifel an der praktischen Fähigkeit der Geistlichen zu verbinden. Es scheint mir nützlich, auch mit Rücksicht auf das unter den jungen Sozialpolitikern vorhandene Urteil über das soziale Wertverhältnis und die Leistungsfähigkeit der katholischen Kirche gegenüber der evangelischen — wenn diese Kreise an den Gedanken, sich in gemeinsamer Tätigkeit mit den von ihnen ad acta gelegten Schwarzröcken zusammenzufinden, gewöhnt werden (1891).

* * *

Die sozialen Interessen lagen schon länger in der Luft, oder vielmehr: die praktische Problematik des modernen Industrialismus schob sie den Einsichtigen ins Gewissen. Schon in den 70er

Jahren wurde kleinen Gruppen des Bürgertums wieder einmal klar, daß man sich — um drohendem Unheil vorzubeugen — mit der sozialen Frage befassen müsse. Die das Protzentum begünstigende Gründerphase, die Entstehung neuen Reichtums durch die Entwicklung der Großindustrie, das freie Walten des Erwerbstriebs, schieden die Lebensformen der Besitzenden auffälliger als früher von denen der handarbeitenden Massen. Und die genialen Denker des Sozialismus hatten den Besitzlosen die geistigen Waffen geschmiedet zum Kampf gegen eine Gesellschaftsordnung, die Millionen für die Zwecke einer Minderheit an die Maschine kettet, ohne ihnen dafür mehr als den dürftigsten Unterhalt zu bieten. Die Sozialdemokratie als Partei derer, die nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeit und »nichts zu verlieren als ihre Ketten«, rüttelt am Gefüge einer Eigentums- und Rechtsordnung, die diesen Zustand heiligt, und sucht die Massen zugleich durch neue »Werttafeln« aus dem Bann einer Kirche zu befreien, die den Besitzenden das gute Gewissen läßt, die Besitzlosen auf ein Jenseits verweist, und damit dem Staat die Dienste einer »schwarzen Polizei« leistet.

Eine Reihe hervorragender nationalökonomischer Gelehrter wie Adolf Wagner, Schmoller, Brentano, Knapp und andre, denen sich auch Lehrer des Rechts, wie z. B. Gneist, zugesellen, erkennen die Berechtigung sozialistischer Gesellschaftskritik. Einige von ihnen machen das laisser faire, laisser passer der Freihandelslehre und die manchesterliche Gesinnung mit ihrer Bejahung rücksichtslosen Gewinnstrebens für die Verschärfung der Klassengegensätze mitverantwortlich, sie verlangen, daß die Nationalökonomie sich wieder an ethischen Idealen orientiere, und daß der Staat den freien Arbeitsvertrag regele. Diese Männer, von ihren Gegnern spottend »Kathedersozialisten« genannt, wirken durch Wort und Schrift auf die akademische Jugend. Um auf breitere Kreise und auch auf den Staat Einfluß zu gewinnen, begründen sie (1873) den Verein für Sozialpolitik, dem sich Kaufleute, Industrielle, Beamte zugesellen.

Bei der Vorbesprechung in Eisenach, an der sich Männer der verschiedensten politischen Richtungen beteiligten, stand das Interesse an der Arbeiterfrage im Mittelpunkt. Gustav Schmoller umriß die Linien eines Programms, an dem der Verein — bei vielen Erweiterungen — im wesentlichen festhielt. Er bekennt

sich zu einer Staatsauffassung, »die gleich weit von der naturrechtlichen Verherrlichung des Individuums mit seiner Willkür wie von der absolutistischen Theorie einer alles verschlingenden Staatsgewalt« absteht, erkennt die glänzenden Fortschritte der Technik in den volkswirtschaftlichen Leistungen an, aber auch die tiefen Mißstände, die durch die steigende Ungleichheit der Vermögen und Einkommen und ihre Wirkungen auf die Gesittung entstanden sind. Er erklärt als Hauptursache dieser Uebel, daß man bei allen Fortschritten der Arbeitsteilung und der Gesetzgebung stets nach der Steigerung der Produktion frage, nicht aber nach ihrer Wirkung auf die Menschen. Der Verein wolle keine Nivellierung der Gesellschaft, lehne sozialistische Experimente ab, erkenne die bestehenden Produktions- und Eigentumsformen an, kämpfe aber für Besserung der Lage der arbeitenden Klassen. — Dieser Kreis verlangt zunächst, daß der Staat den Arbeitsvertrag regelt, Fabrikgesetze erläßt, Banken und Handel kontrolliert, für bessere Erziehung, Bildung und Wohnung der Arbeiter sorgt usw. — Der Verein schließt Gelehrte und Praktiker zusammen und stellt die wissenschaftliche Arbeit in den Dienst des Lebens. Dafür wird die gemeinsame Erforschung sozialer und wirtschaftlicher »Fragen« organisiert; das derart gewonnene Material soll die Unterlagen zu mündlicher Verhandlung liefern. Im ersten Jahrzehnt seines Bestehens wandte sich der Verein unmittelbar mit Vorschlägen an den Gesetzgeber, und damals waren seine Tagungen lebhaft propagandistisch auf Durchdringung breiter Kreise mit sozialpolitischer Gesinnung gerichtet Als aber Bismarck seit Beginn der 80er Jahre Sozialpolitik zu treiben beginnt und damit die unmittelbare Beeinflussung der Staatsmaschine aussichtsloser wird, verzichtet der Verein auf agitatorische Wirkung und setzt an Stelle der propagandistischen, die akademische Form der Erörterung. Der Akzent rückt auf streng wissenschaftliche Untersuchungen aktueller Fragen.

In diesem Stadium schließt Weber sich dem Verein an, dessen Mitglied er dauernd geblieben ist. Damals war die Agrarfrage brennend, denn die Großgrundbesitzer, bislang eine Klasse, die immer ein besondres Mandat zum Schutz des Staats zu haben beanspruchte, verlangte jetzt ihrerseits besonderen staatlichen Schutz ihrer wirtschaftlichen Interessen durch Erhöhung der Getreidezölle, Abwanderungsverbote u. dgl. m.

Weber nimmt um 1890/91 im Auftrag des Vereins die Erfor-

schung der Landarbeiterverhältnisse in die Hand. Eine Enquete wird veranstaltet, für die er den an die Grundherren gerichteten Fragebogen entwirft. Das einlaufende Material wird an mehrere junge Sozialpolitiker verteilt. Weber selbst bearbeitet den wichtigsten Teil: »Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland.« Das fast 900 Seiten umfassende, volkswirtschaftliche Erstlingswerk entsteht in rasender Eile innerhalb eines Jahres neben den ersten juristischen Kollegien. Es begründet sogleich das Ansehen des jungen Gelehrten in einer außerhalb seiner Disziplin liegenden Wissenschaft. Er gilt seitdem als Fachmann in Agrarfragen.

Einer der Meister der Nationalökonomie und speziell der Agrargeschichte G. Fr. Knapp erstattet auf der Tagung des Vereins im Frühjahr 1893 Bericht über die Ergebnisse der Enquete und äußert dabei: »Schließlich ist über die Arbeiterverhältnisse im Osten der Elbe eine Monographie durch Herrn Dr. Max Weber zustande gekommen, die alle Leser durch Reichtum der Gedanken und Tiefsinn der Auffassung überrascht hat. Dies Werk vor allem hat mir die Empfindung erweckt, daß es mit unsrer Kennerschaft vorbei ist, daß wir von vorn zu lernen anfangen müssen.«

Bei dieser Gelegenheit tritt Weber zum erstenmal persönlich vor einen größeren Kreis von Gelehrten und Sozialpolitikern. Er gibt in schlichter freier Rede Rechenschaft über die Ergebnisse seiner Arbeit [1]). Die Lage war folgendermaßen: Dem Grundadel beginnen die Arbeitskräfte zu mangeln, die kräftigsten und bestgelohnten Schichten der bäuerlichen Bevölkerung, die ihm von Alters her gegen Naturalbezüge Hand- und Spanndienste leisteten, verlassen die heimatliche Scholle, gehen über See oder überfüllen die Großstädte, Polen und Russen überfluten zu tausenden die östlichen Grenzen, die Bismarck nur Wanderarbeitern geöffnet, aber Ansiedlern verschlossen hatte. Sein Nachfolger war nicht stark genug, um dem Drängen des Grundadels zu widerstehen. Nun dringen die Fremdlinge ungehindert ein, zunächst als Saisonarbeiter. Aber ein Teil bleibt kleben und besetzt auf diese Weise die, jenen Völkern vor Jahrhunderten abgerungene, deutsche Ostmark. Woher kommt das? Worin besteht die Gefahr, und wie kann man ihr begegnen? Diese Fragen durften nicht nur die Nächstbeteiligten, sie mußten auch den Politiker interessieren.

---

[1]) Vgl. Gesammelte Aufsätze zur Wirtschaftsgeschichte S. 444 f.

Zunächst: woher es kam? Die Erhebung ergibt als wichtigste Ursache der Entvölkerung der östlichen Landbezirke die Auflösung der alten gemeinwirtschaftlichen Agrarverfassung zugunsten des landwirtschaftlichen Großbetriebs. Die Grundherren ziehen immer mehr Boden an sich, lösen die alten Gerechtsame und Naturalbezüge ihrer Hintersassen gegen Geldlohn ab, wirtschaften für den Absatz, wandeln sich also aus einer patriarchalen Herrscher- zur geschäftlichen Unternehmerklasse und zerreißen dadurch die frühere Interessengemeinschaft mit ihren Arbeitern. Der kleine Mann, der keinen Anteil mehr am Ertrag des Bodens hat und keine Aussicht auf Selbständigkeit durch eignes Land, verläßt den Herrendienst — nicht aus materiellen Gründen, denn grade die Bestgelohnten ziehen fort, sondern aus ideellen: um frei zu werden. »Ihre Illusionen sind Beispiele dafür, daß es auch im wirtschaftlichen Leben Ideale gibt, deren Macht gewaltiger ist, als die der Messer- und Gabelfrage«. — Die persönliche Unterwerfung unter den Herrn läßt sich nicht aufrechthalten, wenn dessen persönliche Verantwortlichkeit für den einzelnen Arbeiter schwindet. Die Folge ist das Interesse des Grundadels an billigen und gefügigen Arbeitskräften. Polen und Russen werden zu Tausenden ins Land gezogen; das bedeutet grade im Osten eine schwere nationale Gefahr, die fremde Zuwanderung steigert den Trieb zum Abwandern; überdies: Nahrungsstand und Kultur der deutschen Landbevölkerung werden herabgedrückt auf das Niveau einer tieferen östlichen Kulturstufe. — Weber stellt diesen ganzen von ihm aufgehellten Prozeß unter herbe staatsmännische Gesichtspunkte: »Ich betrachte die ländliche Arbeiterfrage hier ausschließlich als eine Frage der Staatsräson, also weder als die Frage, ob es den Landarbeitern schlecht oder gut geht, noch als die, wie man den Großgrundbesitzern billige Arbeitskräfte verschafft.« Seine Meinung ist: Nicht das Produktionsinteresse darf der Agrarpolitik Richtung geben, sondern das staatliche, das Interesse an der Erhaltung einer dichten, kräftigen, heimattreuen Landbevölkerung als Reservoir nationaler Wehrmacht und zur friedlichen Verteidigung der Ostmark. Deshalb: Erneutes Schließen der Grenzen, verhindern, daß das Bauernland durch den Großgrundbesitz aufgesogen wird, systematische Kolonisation. »Wir wollen die Kleinbauern anschmieden an den Boden des Vaterlands, nicht mit rechtlichen, sondern mit psychologischen Ketten, wir wollen

— ich sage es offen — ihren Landhunger ausnützen, um sie an die Heimat zu fesseln, und müßten wir eine Generation in den Boden stampfen, um die Zukunft des Landes zu wahren, so würden wir diese Verantwortung auf uns nehmen.« —

Eigentümlich resigniert, ist die Stimmung in der dieser junge Politiker die Gegenwartsaufgaben ansieht: »Ich weiß nicht, ob meine Altersgenossen es in gleich starkem Maße empfinden wie ich in diesem Augenblick: Es ist der schwere Fluch des Epigonentums, der auf der Nation lastet, von ihren breiten Schichten herauf bis in ihre höchsten Spitzen: Wir können die naive enthusiastische Tatkraft nicht wieder aufleben lassen, welche die Generation vor uns beseelte, weil wir vor Aufgaben andrer Art gestellt sind, als unsre Väter es waren — — — — — — wir können dabei nicht an große der gesamten Nation gemeinsame Empfindungen appellieren, wie es der Fall war, als es sich handelte um die Schaffung der Einheit der Nation und einer freien Verfassung« . — Aber doch schwebt ihm eine nationale Zukunft vor, für die es sich lohnt, all den — am Werk der Väter gemessen — klein erscheinenden, innerpolitischen Aufgaben zu dienen: »Wir hoffen rückblickend dereinst sagen zu können: An diesem Punkt hat der preußische Staat seinen sozialen Beruf rechtzeitig erkannt. Aber freilich wir stellen höhere Ansprüche an die Zukunft, wir glauben, daß sie die Wechsel, welche wir auf sie ziehen, einlösen wird, wir hoffen, daß uns dereinst am Abend unsrer Tage vergönnt sein wird, was die Jugend versagte: mit ruhigem Blick in die Zukunft der Nation auf Grundlage einer gefestigten sozialen Organisation des Staates und des Volkes an die Lösung derjenigen K u l t u r a u f g a b e n , welche uns alsdann gestellt sein werden, gehen zu können.« — »Um den Abend wird es licht« — das war die Hoffnung eines mit politischem Instinkt und scharfem Urteil begabten jungen Mannes, dem das Gebahren der verantwortlichen Führer der Nation schon damals schwere Sorgen machte. — Aber als sein Tag sich neigte, war tiefstes Dunkel.

* * *

Zur gleichen Zeit, als der Verein für Sozialpolitik Weber den Anstoß gab, zum Ausgreifen seiner wissenschaftlichen Arbeit in das Gebiet der Nationalökonomie, wurden seine sozialpolitischen Interessen noch in einem andren — benachbarten Kreise an-

geregt. Die agitatorische Note sozialer Wirksamkeit, auf die der genannte Verein verzichtet hatte, übernahm eine Gruppe protestantischer Theologen, angeregt durch die Gedankenarbeit der Kathedersozialisten und in naher Verbindung mit ihnen. — Die protestantische Kirche hatte — wie die katholische — erkannt, daß bloße Liebestätigkeit gegenüber dem Proletarierelend unzulänglich war. Sie sah auch die Gefahr für ihren eignen Bestand. Das unheimliche Anwachsen der Sozialdemokratie rückte den geistigen »Umsturz«, den Abfall der Massen vom Christentum und ihre Emanzipation von den überkommenen Autoritäten in bedrohliche Nähe. Diese Gefahr half die Augen öffnen: Man erkannte die Wirkungen des Maschinenzeitalters und stand erschüttert vor Erscheinungen, die man bisher nicht sehen konnte oder wollte. Die Bibel wurde nun mit neuen Augen durchforscht, und ein Teil der sozialistischen Forderungen erwies sich als durch das Evangelium legitimiert.

Einige Geistliche begründen mit Kathedersozialisten zusammen einen Verein, der von der Kirche »entschiedenes Eintreten für die berechtigten Forderungen des vierten Standes« und von der Regierung »eine starke arbeiterfreundliche Initiative zu einer Politik durchgreifender sozialer Reformen fordert.« Stöcker ruft die Pfarrer zum Studium der sozialen Frage und Zusammenschluß in einer christlich sozialen Partei auf. Staatssozialismus erscheint diesem Kreise als die dem Christentum angemessene Wirtschaftsform. Der agitatorisch glänzend begabte Hofprediger erinnert den christlichen Staat an seine Pflichten, fordert die Besitzenden auf, den berechtigten Forderungen der Nichtbesitzenden entgegenzukommen und gründet eine Arbeiterpartei auf monarchisch-christlichem Boden, durch die er die Massen der marxistisch orientierten Sozialdemokratie zu entreißen hofft. Vergeblich. Seine Partei hat keinen Erfolg bei den Arbeitern und wird deshalb eine Partei der »kleinen Leute«, an agrarischen und Mittelstandsinteressen orientiert, mit stark konservativer Färbung. Sie richtet sich mit scharfer Spitze gegen die Juden und die kirchenfremden Liberalen, daher verengert sich ihre Wirkung auch auf das Bürgertum. Von außen wird sie durch Bismarcks Kartellpolitik mattgesetzt. Die Kirchenbehörde warnt vor der Vermischung von Religion und Politik. Von bleibender Bedeutung war ja doch der Versuch, die Kirche dem Volksleben, den konservativen Kreisen die Idee des Staatssozialismus nahe zu bringen.

Stöcker sucht nun eine außerpolitische Einflußsphäre. Im Jahre 1890 beruft er den ersten evangelisch-sozialen Kongreß. Dieser soll jenseits der Parteien zum Treffpunkt und Sprechsaal werden für Theologen verschiedener Richtung mit sozial bewegten Beamten, Politikern, Nationalökonomen, zu gemeinsamer Erörterung brennender sozialer und sittlicher Fragen. Man tagte zum ersten Male in der Pfingstwoche des Jahres 1890, eingeladen waren Männer aller politischen und kirchlichen Richtungen, »die auf staatserhaltendem und kirchenfreundlichem Boden stehen«. Und prominente Persönlichkeiten verschiedenster Färbung, vor allem Theologen, darunter viele geistliche Würdenträger fanden sich ein. Die kaiserliche Botschaft vom 4. 2. 90, die den Ausbau der Arbeiterschutzgesetze forderte, gab ja auch den Rechtsstehenden Gewähr, daß ihre Beteiligung am Kongreß kein Irrweg sei. Ueberdies: Die Aufhebung des Sozialistengesetzes stand bevor, irgend etwas mußte geschehen, um der Gefahr des Umsturzes vorzubeugen. So einten sich mit hochkirchlichen Autoritäten, wie Stöcker, Nathusius, Kremer, Dryander, die Theologen der freien, wissenschaftlich forschenden Richtung: Kaftan, v. Soden, Harnack, dazu die Jüngeren: Rade, Baumgarten, Göhre, Bonus. Auch einige hohe Beamte und Politiker waren anwesend. Unter den Rechtsstehenden wirkte ergreifend die reine Gestalt des betagten Pastors v. Bodelschwingh. Seine schlichte Frömmigkeit und Bruderliebe atmete den Geist echter Jüngerschaft Christi. — Theologische und kirchenpolitische Auseinandersetzungen zwischen den orthodoxen und liberalen Autoritäten verschlangen zunächst viel Zeit, man sprach vorwiegend »die Sprache Kanaans«, mied jede radikale Note und rechnete scharf mit der Sozialdemokratie ab, die den Hirten ihre Herde entwendete, um sie in die Wüste des Unglaubens und der Autoritätsfeindlichkeit zu führen. Aber der Kreis war auch aufrichtig hilfsbereit und willens, tiefer als bisher in die schicksalshaften Ursachen der sozialdemokratischen Machtentfaltung einzudringen.

Der Kongreß bezeichnet die religiöse und wirtschaftliche Krisis als Gesamtschuld und beschließt dahin zu wirken, »daß die Stände sich ihrer sozialen Verpflichtungen gegeneinander bewußt und denselben gerecht werden, daß insonderheit die Arbeitgeber den sittlich ebenbürtigen Wert der Arbeit anerkennen«. Um die Innen- und Umwelt des industriellen Proletariats aus eigner Anschauung kennen zu lernen, geht P. Göhre einige Monate

als Arbeiter in eine Fabrik und veröffentlicht seine Eindrücke in einer aufsehenerregenden Schrift. Der 2. Kongreß bringt eine Auseinandersetzung mit der neuen »Religion« der Arbeiter: der materialistischen Geschichtsauffassung. Ihre Ueberwindung wird als wichtigste soziale Aufgabe der Kirche erklärt und zugleich festgelegt, daß die wirtschaftlichen Ziele, denen die Arbeiter unter Führung der Sozialdemokratie zustreben, nicht im Namen der Kirche bekämpft werden können und dürfen.

Unter den Zuhörern befinden sich auch Helene Weber und ihr ältester Sohn Max, der erzählt: »Es macht meiner Mutter immer viel Freude, die oft etwas naiven, meist aber originellen Pastoren sich katzbalgen zu hören. Es hat auch etwas Erfrischendes, wenn man sieht, wie beneidenswert leicht sie über wirtschaftliche Probleme, die u n s das Hirn zermartern, im Vertrauen auf das bessere Verständnis des lieben Gottes hinwegkommen, ohne daß man sie eigentlich der Oberflächlichkeit zeihen könnte.«

Als um diese Zeit ein orthodoxer Konsistorialrat Göhres Schrift und Person angreift, verteidigt ihn Weber in der »christlichen Welt«. »Göhres Studie — das kann ich und nicht allein ich aus eigener Erfahrung bezeugen, hat eine Brücke geschlagen zum Verständnis zwischen den jungen Theologen und den Sozialpolitikern und künftigen Beamten — —.« Weber weist zugleich die bei den älteren Theologen noch übliche autoritäre Beurteilung des intellektuellen Emanzipationsstrebens der Arbeiter von der Herrschaft des Kirchenglaubens zurück: »Die moderne Arbeiterschaft verlangt anderes als Nachsicht, barmherziges Begreifen und Wohltaten, sie fordert Anerkennung ihres Rechts über diejenigen Dinge und so zu denken, über die und wie die sogenannten Gebildeten denken.« »Nicht nur v e r s t e h e n und nachsichtig beurteilen, sondern b e r ü c k s i c h t i g e n und als berechtigt anerkennen sollen wir es, daß sich ihr Intellekt von der Gebundenheit an die Tradition emanzipiert hat.«

Auf der dritten Kongreßtagung erscheint auch F r i e d r i c h N a u m a n n, damals Vereinsgeistlicher der inneren Mission in Frankfurt a. M., schon bekannt als »Pastor der armen Leute« und Führer der jüngeren christlich-sozialen Richtung. Er ist in diesem Kreise der feurige Stürmer und Dränger, dessen soziale Ergriffenheit die bedächtige theologische Kasuistik der gelehrteren und kühleren Köpfe zu rückhaltloserer Anerkennung sozialer Nöte und der Verpflichtungen christlicher Kreise treibt.

Naumann fühlt sich zunächst ausschließlich als Anwalt der Proletarier. Er ist von Herzen Demokrat, genuin religiös, aber das Dogma bindet ihn nicht, Kirchenpolitik ist ihm gleichgültig, er verfolgt keinerlei persönliche oder parteigebundene Machtziele, er will nur den Besitzlosen zu ihrem diesseitigen Recht verhelfen und sie zugleich mit neuem Hoffen und Glauben erfüllen. Nur seine Religiosität hält ihn davon ab, sich der Sozialdemokratie einzureihen. Er hofft auf die innere Ueberwindung des Marxismus durch ein lebendig sich fortbildendes Christentum und auf ein christlich-soziales Zeitalter, das die Sozialdemokratie ablösen wird. »Christlich-sozial ist uns etwas Werdendes, ein stürmischer Frühlingsgesang, der unsre Seele erfüllt.« Im Konkreten geht auch er, wie Stöcker, von der Hoffnung aus, daß es möglich sei, der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung eine gleichgeschulte christliche zur Seite zu stellen, die nicht durch Marxismus und internationale Verbindungen festgelegt ist. Jesus soll als Volksmann auferstehen, die christliche Gesinnung soll umschaffend wirken.

Naumann bezeichnet den Sozialismus als innerweltlichen Chiliasmus, dessen Verwirklichung sich zwar die Sünde entgegenstellt — aber »die Christen müssen an einen Fortschritt ihrer Arbeit zur Herstellung irdischer Glückseligkeit glauben, sonst hat ihre Arbeit nichts Sittliches und nichts Enthusiastisches.« Er findet im Evangelium zwar keine Anweisungen für eine ideale Wirtschaftsordnung, wohl aber Richtlinien: »Die Ueberwindung der Armut ist unmittelbare Aufgabe des Christentums nach dem Neuen Testament.« — Diesen Deutungen und Thesen widersprechen die theologischen Autoritäten mit bedenklichem Kopfschütteln, aber die Gesinnung reißt vor allem die Jüngeren fort; sie lehnen mit ihm die erbauliche Art, in der sich die Aelteren die Klassenkluft zu verhüllen suchen, ab: »Wir wollen das scharfe und klare Licht des Evangeliums auf unsre wirtschaftlichen Zustände fallen lassen und in diesem Licht den Weg zu ihrer Besserung und zur Heilung unsrer sittlichen Schäden suchen.« An Naumanns Seite stellen sich die Theologen Otto Baumgarten, der »die evangelisch-sozialen Zeitfragen« herausgibt, Martin Rade, dessen Wochenschrift »Die christliche Welt« dogmenfreie Religiosität atmet, Paul Göhre, der als Erster das äußere und innere Schicksal des Proletariers aus eigner Anschauung kennen gelernt hat, und andere — ein ganzer Kreis enthusiastischer, reiner Menschen, geeint durch ein hohes Wollen.

Die von Naumann und Göhre gehegte Hoffnung auf parteimäßigen Zusammenschluß der Arbeiter neben der Sozialdemokratie erweist sich, wie für Stöcker auch für sie, als unerfüllbar. Aber Naumann und seine Freunde gewinnen nachhaltigeren Einfluß auf die soziale Gesinnungsbildung des Bürgertums als die ältere Richtung, denn Naumann wirkt nicht polemisch, sondern nur positiv, und er ist nicht nur ein begeisternder Prophet, sondern auch von jener »heiligen Nüchternheit«, die das Konkrete nach seinen eignen Möglichkeiten zu erfassen und gestalten sucht, Denker, von rastlosem Streben nach unvoreingenommener Erkenntnis der Wirklichkeit erfüllt, immer bereit umzulernen; immer Rat und Belehrung suchend bei den wissenschaftlich geschulten Köpfen.

Naumann und Weber lernen sich auf einem der ersten evangelisch-sozialen Kongresse kennen. Die Bekanntschaft nimmt bald die Farbe der Freundschaft an und wird vor allem für Naumann bedeutsam. Er fühlt in dem Jüngeren einen angeborenen politischen Instinkt, der ihm selbst mangelt, und überdies wählt er sich bald den jungen Fachmann als lebendige Erkenntnisquelle und Wegweiser in politischen und wirtschaftlichen Fragen. — Beide sind von vornherein einig in der Bejahung der Maschine und des Industrialismus als unumgänglicher Daseinsbedingung des Großstaats und einer wachsenden Bevölkerung. Sie wollen das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen, sondern, vom Boden des modernen kapitalistischen Wirtschaftsgetriebes aus, dessen Schäden bekämpfen. Beide sehen dagegen in der kapitalistischen Entwicklungsrichtung des Großgrundbesitzes in den östlich der Elbe gelegenen Provinzen ein nationales und soziales Verhängnis. Was Naumann vor allem von Max Weber annimmt, ist die Bewertung der nationalen Macht. Er erkennt unter dessen Einfluß, daß die Erhaltung und Förderung von Deutschlands Großmachtstellung nicht nur eine von der Vergangenheit diktierte Pflicht, sondern überdies die Bedingung des menschenwürdigen Daseins der Massen ist. Ein machtstaatlich organisiertes Vaterland mit wachsender, arbeitsfroher Bevölkerung, die durch volle politische Mündigkeit sowohl zur Wahrung ihrer eignen Rechte als zur Mitverantwortlichkeit für das Geschick der Nation befähigt wird, gilt beiden Männern als Zielrichtung für politisches Handeln. Naumann prägt dafür später die Formel: »Demokratie und Kaisertum«, in der Hoff-

nung, daß Wilhelm II. sich entscheidet, »sozialer Kaiser« zu werden.

Auf Anregung Göhres und Webers, die sich ebenfalls befreundet hatten, wird für den fünften evangelisch-sozialen Kongreß die Erörterung der Agrarfrage geplant. — Die Freunde tun sich zusammen, um erneut eine große Erhebung über die Verhältnisse der ländlichen Arbeiter zu veranstalten, und zwar werden diesmal die Fragebogen nicht wie die des Vereins für Sozialpolitik an die Arbeitgeber, sondern an die Landpfarrer gerichtet. Sie sind die parteilosere Instanz; außerdem sollen sie auf diese Weise zu sozialer Arbeit erweckt werden.

Diesmal soll nicht nur die wirtschaftliche Lage der Landarbeiter ergründet werden, sondern auch die geistige, sittliche, religiöse und die Wechselwirkung beider aufeinander. Wieder kommt ein umfangreiches Material zusammen, über das Göhre und Weber auf dem fünften Kongreß zu Frankfurt a. M. (1894) berichten. Die Ergebnisse weichen nicht grundsätzlich von denen der früheren Erhebung ab, sie bieten nur wertvolle Ergänzungen. Von den Gesichtspunkten, unter denen Weber hier sein Thema behandelt, ist folgender interessant: Er veranschaulicht an einem konkreten Material die Grenzen der ökonomischen Geschichtsauffassung: Das »eherne Lohngesetz« gilt nicht auf dem Lande, niedriger Lohn findet sich bei hohen Lebensmittelpreisen, kümmerliche Lebenshaltung der Arbeiter bei hoher Bodenqualität und umgekehrt. Entscheidend für Schicksal und Gesamtlage der Landarbeiter sind nicht die allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse ihrer Umwelt, sondern die historisch gewordene soziale Schichtung, und für diese sind auf dem Lande nicht die technisch-ökonomischen Bedingungen maßgebend, sondern die Art der Bevölkerungsgruppierung, die Betriebs- und Bodenverteilung, die Rechtsformen der Arbeitsverfassung.

Hinter Webers Ausführungen steht wiederum als verhaltenes Pathos die strenge Unterordnung des Einzelschicksals unter das Interesse der Nation. Dazu lehnt er vor diesem Forum, als Auseinandersetzung mit Naumann, ausdrücklich den Gedanken ab, das Glück der Massen schaffen zu können und zu wollen: »Wir treiben Sozialpolitik nicht, um Menschenglück zu schaffen.« »Wir hörten gestern abend aus der Ansprache des Herrn Pfarrer Naumann eine unendliche Sehnsucht nach Menschenglück heraus,

die uns sicher alle ergriff. Aber grade von unsrem pessimistischen Standpunkt aus gelangen wir und speziell ich persönlich zu einem Gesichtspunkt, der mir doch noch ungleich wichtiger erscheint. Ich glaube, wir müssen darauf verzichten, positives Glücksgefühl im Wege irgendeiner sozialen Gesetzgebung zu schaffen. Wir wollen etwas andres und können nur etwas andres wollen: das was uns wertvoll erscheint am Menschen, die Selbstverantwortlichkeit, den tiefen Drang nach oben, nach den geistigen und sittlichen Gütern der Menschheit, den wollen wir hegen und stützen, auch wo er uns in seiner primitivsten Form entgegentritt. Wir wollen, soweit es in unsrer Macht steht, die äußeren Verhältnisse derart gestalten, nicht: daß die Menschen sich wohl fühlen, sondern, daß unter der Not des unvermeidlichen Existenzkampfs das Beste in ihnen, die Eigenschaften — physische und seelische — welche wir der Nation erhalten möchten, gewahrt bleiben.«

FÜNFTES KAPITEL.

HAUSLICHES LEBEN UND PERSÖNLICHE ENTWICKLUNG.

Wir wenden uns nun wieder Webers sonstiger Entwicklung zu, greifen dafür bis zum Jahre 1886 zurück und zeigen zunächst den häuslichen Hintergrund seines Daseins. — Der äußere Lebensstil der Familie hat sich verändert, seit Helene nach dem Tod ihrer Mutter ein für damalige Verhältnisse stattliches Vermögen zugefallen ist. Man lebt zwar nicht anspruchsvoll — dazu verschlingt ohnehin der große Haushalt zu viel — aber 1885 wurde die bescheidene Villa in der Leibnitzstraße zum zweitenmal vergrößert und auch durch einige Gesellschaftsräume ergänzt. Das brachte die Pflicht zu noch breiterer Geselligkeit mit sich. Sofern sie sich im zwanglosen Ein- und Ausgehen alter und junger Freunde auswirkt, bedeutet sie den meisten Familiengliedern Bereicherung, besonders Helene, denn sie genießt, was das Leben an Gutem bietet, freien Herzens nur dann, wenn sie es mit andern teilen kann. So ist ihr nichts lieber, als wenn sich Sonntags Haus und Garten mit Altersgenossen der Söhne füllen, und dazu erschließt sie sie allen möglichen Alleinstehenden, junge Mädchen, die sich in Berlin ausbilden, nennt sie ihre »Sonntagstöchter«. »Ich möchte nur, man hätte die Zeit und allseitige Bereitwilligkeit, möglichst Vielen an solchen Tagen sein Haus zu öffnen. Es wäre für unsre Jugend so viel besser als das kritiklose Lesen und Nachräsonnieren alles dessen, was die Zeitungsschwätzerei in die jugendlichen Gemüter hineinwirft. Sie hören dann doch auch mal ein besonnenes Wort. Und daß man es mit keinerlei Umständen: etwas kaltem Fleisch, einer Tasse Tee und Bier allen behaglich machen kann, sehe ich immer wieder von neuem.« Diese Sonntage, zu denen junge Freunde beiderlei Geschlechts beliebig kommen dürfen und sich meist schon nach-

mittags am Familientisch einfinden, werden mit dem Heranreifen der Söhne ein wundervoller Reichtum. Man versammelt sich um die anmutige, lebensvolle Frau, die so leidenschaftlich gepackt wird von allem, was ihre Umwelt bewegt. Dabei strahlt ihr reine Güte und Teilnahme aus den Augen. Sie sucht nie das Ihrige, am liebevollsten nimmt sie sich der zu kurz Gekommenen an. Bleibt der Kreis klein, so wird nachmittags wohl ein Stündchen Musik gemacht oder vorgelesen, sie selbst oder der »Große« beseelen einfache, allen verständliche Dichtungen, wie die von Fritz Reuter, man ist gar nicht »literarisch«. Meist aber findet lebhafter Austausch über politische, soziale und menschliche Dinge statt, und bald wird der Referendar, ohne es zu wollen, geistiger Mittelpunkt für die jungen Leute. Abends verschwinden allerdings nicht »etwas Fleisch« — sondern Riesenbraten und ellenlange Würste. — Damit die Dienstboten frei bleiben, richtet Helene mit ihren jungen weiblichen Schützlingen alles allein. Sie tummeln sich lustig in der großen Küche. Weber selbst möge den Verlauf eines Sonntags in Abwesenheit der Eltern schildern:

»Die beiden Sonntage waren hier sehr lebhaft. Am ersten aß ich allein mit Otto (Baumgarten) zu Mittag, in den Nachmittagsstunden erschien dann zunächst Dr. Walter Lotz, wie immer mit einer Masse volkswirtschaftlicher Literatur für mich beladen, und später Hagen und Karl Mommsen. Es wurde eine angemessene Verteilung zwischen Billard und Skat vorgenommen und so der Nachmittag richtig vor den Kopf geschlagen. Nach Tisch entwickelte sich jedoch, zu Mommsens Schmerz, statt dessen eine sehr animierte politische Unterhaltung über Streike, Sozialistengesetz, Stöcker usw., wobei ein bedenkliches Ueberwiegen der Reichsfeinde stattfand, und welches so lange dauerte, daß Otto mühsam mit dem letzten Zuge, die anderen mit der letzten Pferdebahn davon kamen. Der zweite Sonntag entwickelte sich programmäßiger, indem zu Mittag und Nachmittag Nasse und Lotz vorhanden waren, wobei, da das Gespräch von Nasse geschickt auf Bank- und Münzfragen abgelenkt wurde, die ihn nichts angehen, dagegen die Spezialdomäne von Lotz sind, er — Nasse — das seinem Geschmack entsprechende Vergnügen genoß, sich in den Faullenzer in der Veranda vertiefen und zuhören zu können. Ein sonderbarer Kerl ist er, obwohl ihm nur die Hälfte klar war, machte es ihm doch Spaß. Gegen Abend kamen dann, zu dem durch Nasse, der sich

nur zu diesem Behuf angesagt hatte, unvermeidlichen Skat, Greber, Homeyer und natürlich Karl Mommsen, sowie außerdem Otto. Er war gerade in Hamburg und Kiel gewesen. Von Unteritalien aus hatten ihm nämlich dieses Kannibalenfutter, die 6 unglücklichen ostafrikanischen Krankenpfleger die kläglichsten Briefe geschrieben, daß es mit ihrem Geld rein aus sei, und er, da sie sich nun genierten (!) doch bei Herrn Wichern für sie sich um das, wonach die Welt schreit, verwenden möge. Das kommt davon, wenn man sich einmal darauf eingelassen hat, ohne Not jemandem sein Bier zu zahlen! — — — es scheint eine haarsträubende Konfusion und bei den jungen Leuten eine entsetzliche Unbeholfenheit zu bestehen. Wenn die sich in Afrika so weiter benehmen, werden sie allerdings wohl bald, wie in jenem schönen Bild in den fliegenden Blättern als »kalter Missionar« in der Speisekammer eines schwarzen Häuptlings stehen«.

Später gehörte zu den jungen Leuten, die durch die Söhne ins Haus kamen u. a. auch Karl Helfferich. Den hoffnungsvollen jungen Nationalökonomen verbanden damals mit ihnen vor allem börsen- und bankpolitische Interessen, und er wurde durch sie in die »staatswissenschaftliche Gesellschaft« eingeführt, jenen Kreis junger, politisch und sozial interessierter Leute, die sich regelmäßig an einem Donnerstagabend trafen.

* * *

Solche Art zwangloser Gastfreundschaft ist — wie gesagt — Helene Bedürfnis, sie erfüllt damit eine ihr wichtige Aufgabe. Sofern jedoch der vergrößerte Lebensrahmen auch die Pflicht zu repräsentativen »Gesellschaften« älterer Würdenträger vergrößert, bei denen die lange Folge der Speisen und Getränke wohlbedacht und nach Standessitte verabfolgt werden muß, bringt er neue Belastung, die sie noch weniger als sonst zu sich selbst kommen läßt: »Wenn man doch nur einmal das Gefühl hätte mit seinem Tagewerk halbwegs fertig zu sein und auch mal nur so ein bischen, ohne andren zu schaden, für sich selbst mit Ruhe lesen, schreiben, treiben könnte! Aber es reicht noch immer nicht für's Nötigste — — —«. Und dann: Ist es recht für derartigen Luxus — Herrenessen mit erlesenen Weinen — Geld auszugeben, wenn man nicht mindestens das Gleiche für die Darbenden bereit halten kann? Aber davon mit ihrem

Mann zu reden, hätte sie sich nicht getraut, und wozu es sie treibt, ist ja auch wirklich unmöglich. Er beginnt ohnehin ihren zunehmenden Drang, Andern reichlich von ihrem Wohlstand abzugeben, für eine Verstiegenheit zu halten, die er Idas Einfluß zuschreibt. Deshalb kommt ihm auch gar nicht der Gedanke, Helene etwa an der Verfügung über ihr eignes Vermögen zu beteiligen, vielmehr beherrscht ihn das typische Bedürfnis der Ehemänner jener Zeit, die Verwendung des Familieneinkommens allein zu bestimmen und Frau und Kinder im Dunkel zu lassen, wie hoch es sich beläuft. Das patriarchale Machtbedürfnis jener Generation verschanzt sich in der Ueberzeugung, daß Frauen von Geldsachen ja doch nichts verstehen, und daß es auch nicht zu ihrem »Wesen« gehört, sich damit zu befassen. So verfügt denn Helene, gemäß der Tradition dieser Kreise, in ihrem fünften Lebensjahrzehnt weder über ein festes Haushaltsgeld noch über ein Sondergeld für ihre persönlichen Bedürfnisse. Sie muß vielmehr mit ihren Ausgabebüchern, die niemals genau stimmen wollen, in der Hand, von Fall zu Fall das Nötige für den Haushalt und sich selbst erbitten, untersteht also ständiger Kontrolle und — ebenfalls durchaus typisch bei diesem Verfahren — häufiger Kritik und Verwunderung des Mannes über den großen Verbrauch, dessen Unvermeidlichkeit er ja doch nicht beurteilen kann. Sie empfindet diesen Zustand, seit aus ihrem eignen Vermögen mehr als die Hälfte des Familieneinkommens fließt, als zunehmend widerspruchsvoll und lastend.

Vielleicht wäre noch alles zum Besseren gewendet, wenn Helene rechtzeitig die Festigkeit gefunden hätte, es auf einen Kampf ankommen zu lassen und einfach eine andre Ordnung der Dinge zu erzwingen. Aber dafür ist die sonst so heroische Frau zu weich — was sie sich selbst später vorwarf — handelt es sich doch um ihr Eigeninteresse. — Ueberdies ist sie auch damals noch nicht von der Vorstellung ihrer Gott gewollten Unterordnung und Nachgiebigkeit befreit. So verbirgt sie zwar nicht, daß sie unter dem Zustand leidet, aber dies läßt der Mann an sich abgleiten — denn er hält es für familienväterliche Pflicht, das Vermögen zusammenzuhalten und die ungeschäftliche und allzu schenkselige Frau zu bevormunden. Er ist nun einmal nicht karitativ veranlagt und hat gegenüber dem eignen — durchaus nicht unbescheidenen — Aufwand eines wohlhaben-

den Mannes das gute Gewissen seiner Klasse. Sie selbst erkennt zu spät, daß es in jeder Hinsicht besser gewesen wäre, mit ihm zu kämpfen statt zu leiden; denn nun wird der Druck, unter dem sie sich fühlt, oft so schwer, daß sie sich gegen den erwachsenen Sohn entlasten muß. Damit aber macht sie ihn — ohne es zu wollen — zur Partei gegen den Vater. Zugleich sieht er doch auch, daß es fehlerhaft ist, den Gatten durch ihr Leiden immer wieder ins Unrecht zu setzen. — Da Helene selten ihrem Herzen Genüge tun kann, verliert sie allmählich alle Unbefangenheit gegenüber dem häuslichen Lebenszuschnitt und wird beständig von dem Gefühl gepeinigt, daß zu viel für den eignen Komfort, aber »nicht genug für andre« geschieht. Sie beginnt nun, wo sie nur kann, an sich selbst zu sparen, auch unterzieht sie sich zu ihrer sonstigen Last noch bestimmten häuslichen Arbeiten, für die sie andernfalls fremde Hilfe genommen hätte — um durch diesen »Arbeitsverdienst« im geheimen einen Fond für ihre Armen zu sammeln. Abends im Bett leidet sie körperlich im Gedanken an die Hunderttausende in der Großstadt, die keine warme Ruhestätte haben, — bei jedem größeren Geschenk, das ihr der Gatte macht, hätte sie viel lieber das Geld für ihre Armen gehabt. Kurz, je mehr sie ihre Liebestätigkeit eingeengt fühlt, um so stärker setzt sich die franziskanische Seite ihres Wesens durch. Ihr Herz schlägt heiß für die Brüder, und ihr wäre es kein Opfer, sondern befreiende Wohltat, wenn sie sich jeglichen Luxus entäußern dürfte. Sie empfindet jetzt die Unstimmigkeit zwischen den Lehren des Evangeliums und großbürgerlichen Daseinsformen ebenso als beständigen Stachel wie ihre Schwester Ida. Alles, was sie so tief bewegt, eint sich nun den in dieser Zeit lebendig aufquellenden Strom s o z i a l e r Interessen ihrer Kreise.

Die Fragestellung der jungen Theologen und Nationalökonomen nach den Ursachen der wachsenden Proletarisierung auf der einen, bei zunehmendem Reichtum auf der andren Seite, ebenso wie der Abfall der Massen vom Christentum bewegt ja Helene seit langem — nun wird das alles auch von der jungen Generation und von ihren Söhnen gesehen und benannt! Sie ist glücklich darüber und hofft mit der ganzen Glaubenskraft ihrer Seele, daß die Jugend durch die Erkenntnis der Ursachen auch die Mittel zur Abhilfe finden wird. Sie hätte gern alles dafür hingegeben. Diese Gemeinschaft religiös-sozialer Interessen, die sie mit Otto Baumgar-

ten, Göhre, Naumann, Rade verbindet, strömt als neuer frischer Lebensquell in ihren beginnenden Herbst. Ihr Gatte aber gesellt sich dieser Jugend nicht zu, er bleibt was er ist: liberaler Bourgeois. »In unsrem Hause hat das Interesse gerade für diese Dinge besondere Schwierigkeiten sich zu betätigen. Die Freidenkerei der älteren Generation ist im allgemeinen von Intoleranz begleitet und fühlt sich durch alles, was ihr nicht in die Schablone paßt, nicht nur abgestoßen, sondern auch in eine Art nervöse Beunruhigung versetzt. Es gibt dann innere Konflikte und Vergewaltigungsversuche. Das Graulen vor dem »schwarzen Mann« liegt unseren Liberalen nun einmal im Blut und läßt sie in jedem Pastor eigentlich einen zum Heuchler mindestens veranlagten Menschen vermuten.«

Der ältere Weber versagt sich auch andern modernen Strömungen, die Helene in sich einläßt. Zugleich mit der sozialen, beginnt die Frauenfrage die Gemüter zu bewegen. Es läßt sich nicht länger übersehen, daß Tausende junger Mädchen bürgerlicher Kreise nicht mehr gewiß sein können, Lebensglück und Erfüllung ihres Seins aus der Hand eines Mannes zu empfangen. Die Ausbildung der jungen Männer für die höheren Berufe, einschließlich der Dienstpflicht, dauert endlos, das Heiratsalter schiebt sich für sie bis über das dritte Lebensjahrzehnt hinaus, die jungen Mädchen müssen lange warten, und immer mehr wächst die Zahl derer, die überhaupt nicht zur Ehe gelangen. Wie gehaltlos und abhängig bleibt meist deren Leben, wenn sie nicht lernen, es aus eigener Kraft durch befriedigende Arbeit zu füllen! Helene gehört zu den ersten, welche die qualvollen inneren Schwierigkeiten des damaligen Mädchendaseins versteht, ohne sie an sich selbst erfahren zu haben. Sie kann nachfühlen, daß tatloses Warten auf den Mann in haustöchterlicher Abhängigkeit Tausende mit unfruchtbarem Leiden und Verkümmerung bedroht, und sobald ihr das gemeinsame Ringen der Frauen um höhere Geistigkeit und erweitertes Wirken nahe kommt, wird sie davon bewegt und gepackt. Sie schließt sich sogleich den ersten schüchternen Flügelschlägen des weiblichen Gemeinschaftshandelns an. Es wird ihr durch die befreundete Frau des Abgeordneten Rickert, deren zarter Körper eine große freie Seele birgt, nahe gebracht: »Frau Rickert schickte mir vor einigen Tagen die Denkschrift und Petition um Zulassung der Lehrerinnen zum akademischen Studium, und ich habe sie auch unter-

schrieben, obwohl mein Mann nichts davon wissen wollte — — — mir hat der Vorschlag, die Ausbildung mehr auf selbständiges Denken und Vertiefung in wenige Fächer, je nach Begabung und Neigung anzulegen, sehr eingeleuchtet«. Ihr eigner Erfahrungskreis als Mutter zeigt ihr die Frauenbildungsfrage aber auch noch in umfassenderer Beleuchtung: Sie überwacht ja immer die geistige Entwicklung ihrer Schulkinder, und wenn sie bei den ungewöhnlich begabten älteren Söhnen schon sehr früh darauf verzichten muß, so fühlt sie nun, wie auch der Jüngste und die Töchter ihr schnell entwachsen: »Um die Schularbeiten von Arthur müßte ich mich auch noch ganz anders kümmern, damit er nicht auf Karls Bummelwege gerät, und nun wächst mir auch schon Klara mehr in die Hand, und täglich wird es mir aufs neue schwer zu tragen, wie wenig Positives ich gelernt habe. Ich weiß nichts sicher, weder Grammatik, Ortographie noch Geschichte. Wenns nach mir ginge, sollten die Mädchen ein Abschlußexamen machen. Mein Mann hat nur gar nichts dafür übrig«(1888).

Ihr ältester Sohn Max wächst, wie wir sahen, schon während der Referendarzeit in jene sozialen Interessen hinein und wird ihr Sachverständiger in allen sozialen Fragen. Auch an Alfred erlebt sie bald dieselbe Freude.

Um jene Zeit tritt ihr noch ein junger Theologe nahe, der ein Jahr lang als Mentor des dritten Sohnes Karl ins Haus kam. Was ihr die eignen Söhne versagten, wurde ihr durch ihn zu teil: Der volle Einblick in eine ringende junge Seele von großer Reinheit. Hier kann sie einen Werdenden beeinflussen, der ihr durch seine religiöse Begabung wesensverwandter ist als die eignen Kinder. Zum erstenmal teilt sie den Alltag mit einem Menschen, der Geist ist von ihrem Geist. Sie teilt mit ihm auch die ständigen Sorgen um Karl, zu dessen Leitung er nach mancherlei andren Versuchen ins Haus genommen ist. Dieser dritte Sohn läßt sich in seinen Werdejahren auffallend anders als seine älteren Brüder an. Er ist reich begabt, schön und liebenswürdig, von früher Ausdrucksfähigkeit, mit Künstlertemperament ausgestattet — ein anziehender Leichtfittig, der alle Welt zu bezaubern versteht. In der Schule ist er faul und überdies der Verführung leichtsinniger Kameraden zugänglich. So fällt er aus dem Rahmen der Familie. Die Mutter sieht ihn schon als »verlorenen Sohn« und geht ihm mit banger Liebe nach. Und wie jedesmal, wenn es ihr mit den Kindern nicht nach Wunsch gelingt, empfin-

det sie als eignes Versagen, was aus Veranlagung der andren und unausweichlichen Einflüssen der Umwelt entspringt. Der junge Theologe versteht mit großem Takt das Füllen am Zügel zu halten. Helene ist ihm dafür sehr dankbar. Aber die Freude dieser häuslichen Gemeinschaft mit einem jungen Mann, dessen Seele auf denselben Grundton wie ihre eigne gestimmt ist, dauert nicht lange. Ihr Gatte kann nach seiner Eigenart nicht wünschen, daß die Frau, die er leidenschaftlich liebt und weiter beherrschen will, immer mehr in die ihm unsympatischen Interessen hinein gleitet und so mancherlei Menschen nahe tritt, die ihm selbst nichts bedeuten. Er entläßt den jungen Mann wieder, bevor dessen Aufgabe erfüllt ist, ein Geschehnis, das Helene als Unrecht gegen jenen und den Sohn empfindet und lange nicht verwindet. —

* * *

So ist das Leben im Hause mit drei erwachsenen Söhnen, jeder mit eignem Interessen- und Freundeskreis, und drei jüngeren Kindern unerhört reich, aber nicht harmonisch instrumentiert, und es muß naturgemäß immer schwerer werden, die verschieden veranlagten und auseinanderstrebenden Elemente zum Einklang zu bringen. Freilich Draußenstehenden bleibt die Problematik verborgen. Sie erleben nur die humorvolle, quellende Frische, die Erfülltheit dieses Kreises mit bedeutenden Interessen und Helenens alles umhüllende Güte. Ihr zu Gefallen vereint sich die Familie abends häufig im »altdeutschen« Zimmer zu gemeinsamer Lektüre. Sie verkehren unter sich in entgegenkommenden und beherrschten Formen. Es wird viel geneckt und gescherzt. Aber die dunklen Grundtöne sind da, und Helenens liebeerfülltes Herz leidet schwer darunter, daß es ihr nicht gelingt, die innere Verschiedenheit von Vater und erwachsenen Söhnen mit einer Atmosphäre so unzerstörbarer Sympathie zu umhüllen, daß alle Dissonanzen zur Auflösung gelangen. Und das wahrhaft Tragische ist, daß eben sie selbst und ihr den Aelteren nicht mehr zu verbergendes Leiden an der ehelichen Gemeinschaft schließlich der Kristallisationspunkt aller Problematik wird. Sie nimmt alles schwerer als früher, weil sie den Unstimmigkeiten keine unerschöpfliche Frische mehr entgegenzustemmen hat. — So liegt über dem Tage der silbernen Hochzeit, der für zahllose

Ehen den schwierigen Uebergang zu herbstlichem Dasein einleitet, — obwohl er sechs blühende, begabte Kinder um das Ehepaar eint, für Helene geheime entsagungsvolle Schwermut. Freilich, die zahllosen Freunde die mitfeiern, empfangen den Eindruck eines reichen ungestörten Glücks und übergroßer Fülle. Aber Helenens größte Freude ist ein von ihren Schwestern geschenktes Bild, das den Balkon des Heidelberger Hauses mit den Gestalten der entschlafenen Eltern vor der vom Mondlicht verzauberten Landschaft zeigt. Der »Große« hat es ihr in der Frühe hingehängt, und wenn die Unruhe des Tages, den sie den andern zum Fest bereitet, ihr einen Augenblick Zeit läßt, so stiehlt sie sich hin, um ihre Sehnsucht nach den Entfernten, nach der versunkenen Jugend, nach der Heimat ihrer Seele zu stillen.

* * *

Was all dies und seine eigne unbefriedigende Existenzform für den ältesten Sohn bedeutet, durchschimmert seine Briefe an die nahe Freundin Emmy Baumgarten. Bei der jahrelangen Referendarstätigkeit nimmt das Mechanische — einfache Schreiberdienste — breiten Raum ein. Die jungen Leute werden bei Gericht ausgiebig zum Protokollführen verwendet, was er natürlich haßt. Seine Handschrift verschlechtert sich dabei zu so hieroglyphenhafter Unleserlichkeit — verschiedentlich müssen Zeugenvernehmungen wiederholt werden — daß es bald ratsam erscheint, sich seiner auf andre Art zu bedienen. Dennoch gewährt ihm diese Tätigkeit nur selten Befriedigung. Warum nicht? Darüber erklärt sich der Rückschauende: »Nur mit Grausen kann ich auf einen großen Teil der Referendarszeit zurückblicken. Es gibt kaum etwas Peinlicheres als Jahre lang nur mit der halben Arbeitskraft oder mit noch weniger in Anspruch genommen zu sein, und dabei doch immerhin der Zeit nach so, daß man eine anhaltende anderweitige Beschäftigung daneben nicht ergreifen kann — und daran nichts ändern, namentlich diese vierjährige wüste Pilgerfahrt durch energischere Tätigkeit um keine Minute abkürzen zu können. Man hat dabei selbst das Gefühl, wie mit Bleigewichten heruntergezogen zu werden auf das Ruhebett geistiger Bedürfnislosigkeit und Bequemlichkeit — — — — ich habe wirklich damals jeden Handarbeiter um sein ehrlich erworbenes Brot be-

neidet, so sehr mir mein Verstand sagte, daß ich den Millionen gegenüber, welche den Begriff des »Berufs« gar nicht kennen, unendlich bevorzugt sei.« — Weber rettet sich aus der geistigen Oede dieser Zeit und der Gefahr bequem zu werden durch angespannte Fortsetzung des Studiums, zunächst mit dem Ziel der Promotion in der juristischen Fakultät, die damals in Berlin sehr hohe Anforderungen stellte. Die einzigen längeren Ferien für den rastlos arbeitenden Geist, sind nur die sich wiederholenden Offiziersübungen von immer etwa zweimonatlicher Dauer. Dann wird der an den Schreibtisch gebannte schwere Körper durchgearbeitet, und ist erstaunlicherweise trotz jeglichen Mangels an Training allen Strapazen gewachsen. Die Uebungen bringen Weber zunächst noch in willkommene Berührung mit den vertrauten süddeutschen Verwandtenhäusern, aber als sein Regiment im Jahr 1888 nach Posen verlegt wird, versiegt diese Quelle gemütvoller Freude. — Statt dessen befriedigt das Neue sein Bedürfnis nach Anschaulichkeit und lebendiger Erfahrung: Er beobachtet interessiert die gesellschaftlichen und sozialen Zustände und erkennt, daß es preußischer Eigenart hier in dem östlichen Grenzgebiet eben dieselben Schwierigkeiten wie im Elsaß bereitet, das Fremdvolk dem Deutschtum anzuschmelzen, »moralische« Eroberungen im Schritt zu halten mit politischen. Schon 1888 bereist er am Schluß einer Uebung die Güter der preußischen Ansiedlungskommission, »wo man bemüht ist, mit Staatsmitteln auf angekauften Rittergütern deutsche Bauerndörfer zu gründen«. Eroberung des Ostens durch Ansiedlungspolitik gehört seitdem für ihn zu den wichtigsten staatsmännischen Problemen.

Bei einer der letzten Uebungen erzählt er Helene aus Schrimm: »Endlich ist einmal der Dienst so früh zu Ende und sind außerdem die Korrekturen soweit abgearbeitet, daß ich zu einem Briefe an Dich kommen kann. Die hervorstechendste Aenderung, welche in den allgemeinen militärischen Dienstverhältnissen eingetreten ist, seit ich das letztemal eingezogen war, ist nämlich eine sehr bedeutende Vermehrung des Dienstes, namentlich für die Offiziere. Die einzige große Entfernung, welche hier für uns existiert, ist die nach den Schießständen — zirka ¾ Meilen — und diese muß ich jetzt fast jeden Tag hin und zurück per pedes durchmachen, was die Dienstzeit um 2 Stunden verlängert und die Neigung zum Spazierengehen wieder einmal für

10 Jahre im voraus befriedigt. Sonst kann ich über die dienstlichen Verhältnisse nicht klagen, ich habe einen sehr angenehmen, vor allem nicht nervösen Kompagniechef getroffen, und da ich der älteste Offizier der Kompagnie bin, so hält es der Hauptmann offenbar nicht für angemessen, mich, wie es sonst wohl geschieht, mit unangenehmerem und weniger selbständigem Dienst zu bedenken als die andern aktiven Kameraden. Diese letzteren selbst sind in der Tat recht gut zu haben, wenn gleich ich nicht leugnen kann, daß ich unsren »Donnerstag Abend« ihrer Gesellschaft doch vorziehe. Natürlich sind es überhaupt sehr wenige, wir essen zu zehn im Kasino, was entschieden behaglicher ist als die große, den Eindruck einer Festtafel erweckende, und doch nur zu alltägliche Tischgesellschaft in Posen. Abends bin ich häufiger zu Hause, als ich geglaubt hatte — freilich hat dies nicht selten zur Folge, daß einem der eine oder andre oder auch gleich mehrere auf die Bude steigen, was weder pekuniär vorteilhafter noch zeitsparender ist als das Wirtshaus-Abendessen. Die Tageseinteilung ist ja hier allerdings eine sehr andere als in Berlin. Ich stehe so ziemlich um die Zeit auf, zu welcher ich dort in den letzten Wochen zu Bett zu gehen pflegte. Daß ich im allgemeinen mehr schliefe als im Zivilverhältnis, kann ich nicht behaupten; der Dienst strengt mich in keiner Weise an, auch große Felddienstübungen und Märsche nicht, so wenig Wert ich ja auch, vom Standpunkt des Vergnügens aus, auf die »Sand-Latscherei« lege. Daß ich dabei magrer geworden wäre, kann ich bis jetzt nicht gerade behaupten, dagegen hat sich mein Appetit etwa vervierfacht, so daß das Kasino mit mir sehr schlechte Geschäfte macht und ich wohl nächstens für zwei Personen gerechnet werde. Man sucht sich schadlos zu halten durch möglichst drakonische Anwendung des Geldstrafensystems, welches auf dem ungeschriebenen, höchst verzwickten und für Uneingeweihte, selbst Juristen, nicht durchsichtigen Recht beruht, das von der Tischgesellschaft als Sittengericht gehandhabt wird. — Da der Ertrag zu gemeinsamen Bowlenzwecken verwendet wird, ist diese Geschworenenbank allerdings ziemlich fiskalisch und ist diese Seite der hiesigen Existenz beinahe die kostspieligste. Sonst ist es in der Tat auffällig billiger als in Straßburg und Posen und die Verpflegung für den billigen Preis nicht schlechter und besonders nicht weniger reichlich. — Im ganzen also ist die Existenz hier durchaus erträglich und im Grunde genommen,

äußerst bequem, namentlich der Bursche ist eine große Verwöhnung, — man verlernt sich allein an- und auszuziehen und sich überhaupt ohne zwingendsten Grund von der Stelle zu rühren, zumal der meinige, ein äußerst geweckter Berliner »Bildhauer«, wie er sich nennt, für alle Lebensbedürfnisse ohne mein Zutun in vorzüglicher Weise sorgt, sogar Manuskripte, Korrekturen und Papiere in Ordnung hält, was ich zu Hause nie fertig bringe, und innerhalb des von mir umschriebenen Rahmens mir Wurst und andre häusliche Genüsse in phantasievoller Abwechslung besorgt. — So könnte ich also an und für sich, von aller Sorge um des Lebens Notdurft befreit, mich in der dienstfreien Zeit der wissenschaftlichen Tätigkeit widmen, und in einigem Umfang ist dies auch geschehen, aber bei weitem nicht in so großem, als ich mir vorgenommen habe, denn diese Zwischenräume sind stets durch Dienst unterbrochen; so ist z. B. mit der dienstfreien Zeit heute: 11—1, 1—3, 5—6½ und von 7½ an nicht allzuviel anzufangen, zumal es morgen um 5½ Uhr wieder losgeht. Die Korrekturen zur römischen Agrargeschichte habe ich stets umgehend erledigt, sie machen aber bei der schnellen Fertigstellung des Manuskripts sehr viel Arbeit, da ich in dem wissenschaftlichen Apparat umfassende Aenderungen vornehme. So wie ich möchte, kann ich die Fassung der Schrift nicht mehr gestalten. Sonst bin ich zwar noch zu einigen handelsrechtshistorischen Studien, aber zu keinem Anfang einer wirklichen A r b e i t für die Erlangung der venia docendi auch für Handelsrecht gekommen, welche mehr als eine Kritik der Ausführungen Goldschmidts gegen mich enthalten würde. — Nicht ungern hätte ich eine Besprechung der Oldenbergschen Schrift irgendwo losgelassen, das wäre keine zeitraubende Arbeit, denn es kommt dabei nur darauf an, daß einem gerade ein passender Gesichtspunkt einfällt, dann ist die Sache in wenigen Stunden fertig. Ich fand deshalb immer, daß Rezensionen sich am besten als Ausnutzung völliger Muße, auf dem Kanapee liegend, ausarbeiten lassen — aber jetzt würde ich, wollte ich mich auf mein hiesiges Kanapee legen, unweigerlich einschlafen.«

»— — — Unter den Gegenständen meiner Tätigkeit befanden sich in den letzten beiden Tagen u. a. 1 Stunde (!) Unterricht in »Vaterländischer Geschichte« und 1 Stunde (!) Unterricht über das K. K. Haus. Es ist ein Elend, daß die 6 Prinzen noch nicht verheiratet sind, dann würde die Durchnahme ihrer

sechs Frauen doch so viel Stoff bieten, daß man damit 1 Stunde annähernd so gut wie mit »Vaterländischer Geschichte« ausfüllen könnte. — — —«

* * *

Daheim bohrt der Referendar sich neben der juristischen Praxis immer tiefer in seine Bücherwelt, einmal weil sich das wissenschaftliche Interesse immer stärker durchsetzt, dann weil er keine Zeit bis zum Ziel verlieren will. Es kann ja nicht anders sein: Die Einfügung in den Rahmen des Familienlebens, dessen täglichen Rhythmus der Hausherr bestimmt, dann die erzwungene, sich lang ausdehnende pekuniäre Abhängigkeit von einem Vater, der ihm mit jedem Jahre innerlich fremder wird, legen sich zunehmend als Druck und dunkle Wolke auf sein Leben, durch die zwar Humor und Jugendfrische immer wieder siegreiche Strahlen schießen, ohne sie indessen je aufsaugen zu können. Dies um so weniger, als der verschlossene Mensch sich niemals durch unverhüllte Aussprache der Schwierigkeiten innerlich befreit; er drängt alles in sich hinein, selbst die Freundin erfährt nur Andeutungen und auch nur dann, wenn sie selbst den Anlaß gibt, ihr sein Verhalten im Elternhause zu erklären. — Er genießt nun die Zeiten des Alleinseins noch ganz anders als früher: »Ich sitze hier in philosophischer Einsamkeit beschaulich in meinen vier Wänden als Familie für mich. Das hat auch seine ganz netten Seiten, man kann sich den Tag nach Belieben einteilen, geniert niemanden und hat immer die Empfindung, man brächte viel mehr fertig und hätte viel mehr Zeit. Mein Schicksal ist also doch kein beklagenswertes, und ich möchte im Gegenteil gar nicht, daß diese Einsamkeit so bald unterbrochen würde.

Für Helene hat er volles Verständnis und tiefe fürsorgliche Teilnahme. Eine zu Besuch weilende Kusine schreibt: »Max ist eine entzückende »älteste Tochter«. Seine praktischen Interessen haben sich ja — wenn auch von andren Ausgangspunkten her — in derselben Richtung wie die ihrigen entwickelt. Und ist auch seine neue Blickrichtung auf die Lage der handarbeitenden Klassen nicht, wie bei der Mutter, durch den Herzschlag der Karitas bestimmt, sondern zunächst durch p o l i t i s c h e Motive: Das Interesse daran, die Massen des Volks staatsfreudig zu machen und der sozialistischen Umklammerung zu ent-

ziehen — so gehen sie doch auf dasselbe Ziel: Ausgleich der Klassenunterschiede, gerechtere Verteilung der Lasten und Güter. Und sehr bald tritt dazu ein warmes Gefühl für das innere Schicksal der an freudlose mechanische Arbeit Geschmiedeten.

Der 23jährige Referendar teilt auch die schweren Sorgen der Mutter um den 17jährigen Sohn Karl und beschäftigt sich intensiv mit der Frage, wie dieser begabte und anziehende Schlingel am richtigsten zu nehmen sei, und welches Verhalten er der Mutter empfehlen soll. In Erinnerung an seine eigne Haltung zu ihr, erscheinen ihm weder ihre werbende Liebe noch ihre moralisierenden Vermahnungen zweckmäßig. — Er wäre dafür, den Jüngling »kurz zu halten«, aber weniger zu predigen, und als er sich während ihrer Abwesenheit selbst längere Zeit des Bruders annimmt, sucht er die Mutter auf eine mehr indirekte Methode der Erziehung hinzuweisen. Ein Reflex seiner Ueberlegungen, der zugleich die Mutter, den Bruder und ihn selbst beleuchtet, findet sich in einem Brief an die Freundin:

»Es ist eine schlimme Sache mit dem Karl, ich kenne leider das ganze Wesen des Jungen, namentlich die Art von Windbeutelei, wie man da hineingerät und immer wieder drin versinkt, aus Erfahrung ganz genau und, wie ich fürchte, besser als meine Mutter, welche stets der Ansicht ist, mit dem Reichtum von Liebe, den sie diesem Sorgenkind entgegenbringt, ihn auf der Höhe festhalten und vor einer Verödung und Verarmung seines Inneren schützen zu können und zu sollen. Ich bin fest überzeugt von der großen Macht, die das über den Menschen ausübt, und glaube dies an mir selbst, seitdem ich zum Bewußtsein gekommen bin, erfahren zu haben, sogar wenn ich wollte, sagen zu können, in welcher speziellen Beziehung. Aber es ist je nach dem Boden, auf welchen dieser Anker fällt, nicht ganz ohne Gefahr. So viel ich sehe, lebt Karl innerlich noch ganz von der Hand in den Mund. Ist er zu Hause und sieht die fortgesetzte Sorge und das liebevolle Entgegenkommen meiner Mutter für ihn, so genießt er das eben, wie ich glaube, mit wirklicher momentaner Dankbarkeit und läßt letzteres unter Umständen in recht ansprechender Weise in seinem Verhalten, durch Gefälligkeit usw., hervortreten, — kommt er dann am andern Tage in die Schule, so trifft er dort dieselbe Gesellschaft leichtfertiger, blasierter und — aus purem Leichtsinn — zu allem, das Schlechteste eingeschlossen,

fähigen Jungen, die ihn nun einmal zu den ihrigen zählen. Nun würde schon ein gut Teil moralischen Muts dazu gehören, nicht alles mitzumachen, was sie tun. Aber auch abgesehen davon, macht er sich das einfache Raisonnement zurecht, daß das, was so viele andre tun, ja doch auch für ihn nichts Schlechtes sein könne, wenn die andern dumme und häßliche Streiche machen und doch auch durch die Welt kommen wollen und kommen werden, warum nicht er? Er macht also mit und nicht nur das, sondern um der Gunst der andern willen, tut er's ihnen noch zuvor. Nachdem er zu Hause, wie ich glaube, oft die besten Vorsätze gefaßt und sich schon dadurch — so geht es ja — das angenehme Gefühl verschafft hat, einen ungeheuren Fortschritt zum besseren Menschen gemacht zu haben, verschafft er sich in der Schule das Gefühl einer Art von Heldentum, einer ganz besonderen Emanzipiertheit, und so nutzt er zu Hause und dort die augenblickliche Situation zum Zweck augenblicklichen Wohlbefindens aus und hütet sich ängstlich vor weiteren Hintergedanken, die ihm den Genuß des Moments verderben könnten. Das ist die ganz triviale Lage der Sache, wer weiß wie oft vorkommend bei Menschen in halbwüchsigem Alter. Da ist nun eben die Frage, was man mit den Menschen in diesem Stadium erreicht, wenn man ihn beim Gemüt zu fassen sucht. Ich glaube, es ist ohne Erfolg und man baut auf Sand. Bei Karl wenigstens ist das Resultat nur, daß er das Bewußtsein erlangt, tun und lassen zu können, was er will, ohne die Folgen zu tragen, und das ist bei solchen Augenblicksmenschen recht bedenklich. Ich glaube, man darf nicht weitergehen, als daß er das Gefühl des Vertrauens nicht völlig einbüßt und das Bewußtsein behält, daß andre für ihn sorgen und ihn zu sich rechnen und ihm helfen wollen. Im übrigen aber muß es konsequent durchgeführt werden, daß man ihm auf jede Nichtsnutzigkeit sein Mißfallen, evtl. in harter Form dokumentiert und ihm die Empfindung wach erhält, daß er so eine Aussicht auf Achtung seitens andrer nicht erwirbt. Denn für eine wirkliche Schätzung der Liebe und Sorge seiner Mutter ist er doch noch für Jahre hinaus zu unreif, und so kommt er dazu, sich zwar die Annehmlichkeiten dieser Liebe zunutze zu machen, im übrigen aber sie als etwas ihm Unbequemes beiseite zu schieben, und gelangt so zu einer unzweifelhaften Roheit, einer Art von Abhärtung in der Auffassung dieser Dinge, die ihn unfähig macht, das ihm jetzt noch fehlende Verständnis dafür später zu gewinnen.

Es ist dieselbe Sache wie mit der Wahrheitsliebe und ihrer Behandlung in der Erziehung. So wenig ich dafür bin, jemand durch dauerndes Mißtrauen zum Lügner zu machen, so wenig ist es doch richtig, durch ungerechtfertigtes Vertrauen ihn zu verführen, dies Vertrauen zur Täuschung auszunützen, und so ihn direkt dazu zu bringen an Stelle des Lügens — eines Produkts des Leichtsinns unter Umständen — den Vertrauensbruch, der stets etwas Gemeines an sich trägt, sich anzugewöhnen. Meiner Mutter wird es nun recht schwer zu denken, daß der Junge ihr für jetzt innerlich nicht zugänglich ist, und sie hat das Gefühl, als fülle sie ihre Stellung nicht aus und leidet besonders unter den letzteren Gedanken schon lange, wie ich weiß — sehr; ich glaube, mit Unrecht, denn die Bedeutung ihres Einflusses ist nicht abzuschätzen und wirkt langsam, aber dauernd nach. Aber das ist das Schwere an der Stellung der Mütter bei unsrer Erziehung und Lebensart, daß der Anfang dieses Einflusses so wenig äußerlich sichtbar ist und sein kann, und deshalb ist das Gefühl so schwer zu bekämpfen« (1887).

* * *

Die Mitwirkung des jungen Theologen bei Karls Erziehung war dem älteren Bruder sehr willkommen, als Entlastung der Mutter. Auch fühlt er sich zu dem schlichten jungen Mann, der sich den komplizierten häuslichen Verhältnissen taktvoll einzuordnen weiß, hingezogen und bedauert sein vorzeitiges Scheiden. Dieser wiederum schenkt dem wenig älteren Referendar großes Vertrauen und holt sich bei ihm in inneren Kämpfen Rat. Die Luft des Hauses mag zeitweilig seine dogmengläubig orientierte Vorstellungswelt ins Wanken gebracht haben; jedenfalls zwang sie ihn, sich mit Helenens freier Auffassung auseinanderzusetzen, und dabei wendet er sich auch an den Referendar. Die Mutter freut sich, daß der Sohn so verständnisvoll auf ihren Schützling eingeht, und fühlt darin ein neues Band zwischen sich und ihm: »Unser Standpunkt stimmt jetzt sehr viel mehr überein, und er ist so tolerant und klar in dem was er sagt. Meine Hauptfreude war es aber in den Tagen als V. . . . vor seinem Weggehen bei uns war, zu sehen, wie er so kurzweg mit allen seinen Fragen und Zweifeln, sei es Gebetserhörung, Kirchenzucht oder Apostolikum, immer gradwegs kam: ‚Sagen Sie

Herr Referendar, wie ist das, wie stehen Sie dazu?' Und sich dann mal zu dem Ausspruch verstieg: ‚Der Max ist doch ein Hauptkerl, nichts Menschliches ist ihm fremd.' — Ein Nachklang dieser Unterhaltungen der jungen Männer findet sich in einem Brief an die Freundin, der für den Schreiber charakteristischer ist als für sein Objekt. Er zeigt Webers früh entwickelte Fähigkeit menschlicher Teilnahme und Einfühlung auch in die dem eignen Wesen fernliegende Eigenart und vor allem: ehrfürchtige Behutsamkeit mit einem werdenden ringenden Menschen. Verantwortungsgefühl gegenüber dem Jüngeren verbietet ihm, einen Glauben anzutasten, für den er nichts Besseres zu geben weiß, und er vermeidet ebenso sorgfältig, ihm seine eignen Wertungen aufzudrängen als auch ihn in die Lage zu bringen, sich selbst vorzeitig festzulegen. Seine spätere wissenschaftliche Haltung scheint darin vorgezeichnet, daß er ihm nur zu größerer Klarheit über die verschiedenen Denk- und Glaubensmöglichkeiten verhelfen und derart bis zu dem Punkte führen will, wo sich eine Wahl selbsttätig vollziehen läßt. »Es ist eine große Veränderung, daß uns Herr V. seit Anfang April nun wirklich verlassen hat. Das ist mir in erster Linie meiner Mutter wegen recht leid, denn sie traf mit ihm in manchen, uns immerhin ferner liegenden Interessen, besonders kirchlicher Art, so gut zusammen. In zweiter Linie ist er doch für uns alle ein rechter Verlust, denn er war wirklich ein selten taktvoller, ehrlich strebender Mensch, unbefangen und ohne Phrase, daß man daran einfach nur etwas lernen konnte, besonders an der Art, wie er sich in seine vielfach schwierige Situation hineinarbeitete. Für mich war es — obwohl wir wohl sehr verschiedene Wege wandeln werden, doch oft eine Freude, mit ihm über manches zu sprechen, und ich will nicht verschweigen: vermutlich besonders deshalb, weil mich das darin von seiner, als des Jüngeren Seite, liegende Vertrauen ehrte, eine Empfindung, die ich um so stärker hatte, als ich aus Erfahrung weiß, wie wenig man gerade in dem Stadium inneren Zweifels und allmählicher Herausbildung eines eignen Standpunktes den Dingen gegenüber, geneigt ist, Vertrauen entgegenzubringen — — — besonders denjenigen Menschen gegenüber, die einem von Natur am nächsten gestellt sind. Ich habe es um so mehr als für mich ehrend aufgefaßt, weil ich dadurch ein gewisses Gefühl der Verantwortlichkeit bekam, denn jede Beobachtung zeigt, daß der menschliche Geist gerade in dieser Situation, wo er mit Ernst

bemüht ist, sich auf eigne Füße zu stellen, in gewisser Hinsicht eigentümlich lenksam ist, eben weil er es nicht weiß, daß er gelenkt wird, und so leicht durch irgendeinen Einfluß, sei es seitens eines erfahrenen oder unerfahrenen Menschen in irgendeine Bahn getrieben wird, auf der er dann eben infolge seines ernsten Strebens nach festem Boden weitergeht und auf diese Weise leicht eine für seine ganze geistige Lebensbahn maßgebende Entscheidung fällt, ohne die Frage ganz übersehen zu haben, eine Wahl trifft, ohne überhaupt zu wissen, daß er wählt. Wenn ich nun auch nicht weiß, was ein Theologe zu dem sagen würde, was ich Herrn V. geantwortet habe auf seine sehr mannigfaltigen Fragen — einige derselben waren im ersten Augenblick frappant — so z. B. — — »Was halten Sie von der Taufe?« oder »Würden Sie als Prediger das Glaubensbekenntnis sprechen?« — so meine ich doch in jedem Falle so gut ich konnte, ihm auseinandergesetzt zu haben, von welchen verschiedenen Standpunkten aus man die Beantwortung solcher Fragen unternehmen kann. Bezüglich meiner habe ich ihm stets reinen Wein eingeschenkt, dagegen wie ich glaube mit Recht, selbst bei den ausführlichsten Diskussionen vermieden, ihn direkt danach zu fragen, wie er seinerseits über diesen und jenen wichtigen Punkt denke. Dies deshalb, weil ich, ebenfalls aus Erfahrung, weiß, daß wenn man in dem Entwicklungsstadium, in welchem Herr V. sich befindet, zu einer Aeußerung über einen Punkt, über den man noch nicht mit sich im reinen ist, provoziert wird und nun eine Ansicht darüber geäußert hat, man leicht — denn der Mensch fühlt sich doch natürlich gewissermaßen gebunden an das, was er einmal gesagt hat — nicht mehr unbefangen weiter nach der Wahrheit sucht, sondern ohne es zu wissen, nur noch nach Gründen, die das, was man einmal gesagt hat, rechtfertigen, und daß man so an seiner eignen Aeußerung, die man doch oft nur unter einem momentanen Eindruck — — — getan hat, festgenagelt wird« (1887).

* * *

So findet jeder, den tiefe Probleme ernstlich umtreiben und der sich ihm vertrauend öffnet, Webers teilnehmendes Interesse. Er hat Freude daran, jüngeren Menschen zu größerer Klarheit zu verhelfen und nimmt sich dafür immer die Zeit. Sofern sich diese Fähigkeit in den Briefen an die Freundin äußert, erhalten

wir noch weiteren Aufschluß über seine eignen damaligen Wertungen. Z. B. liegt eine, für jene Periode (1887) charakteristische, Aeußerung über Goethe vor. Er ist damals 23 Jahre alt.

»Recht gefreut habe ich mich, daß Ihr an der sicher vorzüglichen Aufführung der Jungfrau von Orleans durch die Meininger solche Freude gehabt habt. Dies deshalb, weil es nicht jedermanns Sache heutzutage ist, sich an Schillerschen Dramen zu erfreuen. Die übertriebene ausschließliche Anbetung Goethes verdirbt gerade den Leuten, die sich viel mit Literatur befassen, den Geschmack an Schiller und macht sie überhaupt gegen alles andre als Goethe so ungerecht, daß ich mich oft, z. B. bei Alfred und seinen Altersgenossen, darüber geärgert habe. Denn was kann mir das alles helfen, wenn die Leute mir heute erzählen, wie alles umfassend die Goethesche dichterische Auffassung sei, und wie man darin den ganzen Inhalt des menschlichen Lebens von A bis Z beschlossen finde, wenn ich nachher e i n e Seite und die wichtigste kaum berührt finde? Denn die Menschen pflegen im allgemeinen doch ihr Leben nicht so aufzufassen, als ob es für sie nur darauf ankäme, sich in ihrer Haut wohl zu fühlen und ihm eine Seite abzugewinnen, von welcher sie es genießen können, und sie werden auch keineswegs n u r vor die Frage gestellt, auf welchem Wege sie zum Glück und innerer Befriedigung gelangen oder nicht gelangen. — Diese Frage ist aber die tiefste, deren man in Goethes Werken — z. B. auch in Faust — wenn man die Sachen nüchtern und genau nimmt, überhaupt habhaft wird, und alles, auch die schwierigsten ethischen Probleme, werden von diesem Standpunkt aus beleuchtet. Denn sieh, es ist doch eigentümlich, daß der Goethe das Nichtswürdige nur als solches empfand, wenn es zugleich das Häßliche und Kleinliche war, dagegen keine deutliche Empfindung davon hatte, wenn es ihm unter der Form gewisser schöner Gefühle — vgl. »die Wahlverwandtschaften«, oder in gigantischer Größe — vgl. seine Begegnung mit Napoleon — entgegentrat. Bei ihm war doch die Form alles, und auch an seinen Dichtungen; d. h. ich meine mit »Form« nicht etwa nur die Schönheit der Verse, sondern die Form, unter der die Dinge gedacht werden. Und deshalb war er ein großer Künstler, denn er beherrscht die Form wie Wenige, und mittels der Form macht der Künstler aus seinem Gegenstand das was er will. Aber als Dichter und Schriftsteller stehen ihm, denke ich, doch noch andre zur Seite — — —« (1887).

Der ausgereifte Mann bewunderte in Goethe den allumfassenden Genius und erkannte, daß nicht das Bedürfnis nach »Glück« primär sein Leben bestimmte, sondern titanisches Ringen nach Selbstvollendung im Auswirken der eignen ungeheuren Schöpferkräfte und das fromme Einswerden mit den Gesetzen des Weltalls. Aber allerdings: Er lehnt auch später ab, Goethe als unangreifbare, sittlicher Beurteilung entzogene Kugel, zu verehren, und niemals verkörpert ihm diese Gestalt die Totalität des Menschlichen — er vermißt in ihr die heroischen Anlagen. Und wenn sich junge Durchschnittsmenschen herausnahmen, etwa ihr eignes Glücksstreben mit diesem Vorbild zu decken, so verspottet er sie mit dem Hinweis, daß man Goethe sein müsse, um wie Goethe zu leben. Eine besondere »Geniemoral« läßt er nicht gelten. Er hat zwar kein Bedürfnis über schöpferische Menschen zu moralisieren, ergeben sich aber solche Erörterungen, so hält er daran fest: was für Müller und Schulze »Sünde« ist, muß es auch für Goethe sein. Der Unterschied tritt für ihn erst dann ein, wenn die Folgen schuldhaften Verhaltens für die Gesamtpersönlichkeit des Genius andre sind als für den Durchschnitt. Er gesteht zu, daß Schuld und Sünde sowohl der Boden für schöpferische Leistung werden könne als für die Entwicklung der Persönlichkeit zu innerem Reichtum und Souveränität — vor allem dann, nach seiner Ansicht, wenn Schuld als solche erkannt und durchlitten wird. Aber er verzichtet nicht darauf, grundsätzlich auch den »Uebermenschen« an denjenigen Normen zu messen, die ihm als allgemeingültig gelten, und denen er sein eignes Verhalten unterstellt.

* * *

Ein andrer Brief zeigt, daß Webers »Weltanschauung« damals von Kant beeinflußt war, als Frucht längeren, schon in den letzten Schuljahren einsetzenden Ringens, das in Sekunda mit ausschließlicher Bejahung Spinozas begonnen hatte: »Vor Jahren habe ich mich mit all dem Begriffsunwesen redlich abgeplagt; wenig kommt dabei heraus, das weiß ich jetzt genau, aber von Zeit zu Zeit geht es doch wieder mit einem durch.«

Diesmal war der Anlaß zum Philosophieren sehr einfach: Mißbilligende Aeußerungen der Kusine über einen ihr unsympathischen jungen Mann gaben ihm Gelegenheit, ihr auf anschau-

liche Art die Lehre von »Freiheit und Notwendigkeit« der Verantwortlichkeit des Handelnden und seiner naturhaften Gebundenheit klar zu machen. Das Nachdenken über diese Fragen wird ihm gerade durch seine Tätigkeit bei Gericht, die täglich das Tun asozial veranlagter Menschen seiner Beurteilung unterstellt, nahegelegt: »Wer ist es, der dem Verbrecher den Gedanken, welcher zur Tat führt, in die Seele pflanzt? Er selbst doch nicht, er ist dazu durch die Umstände, durch Voraussetzungen, die in ihm lagen, und die er sich nicht gegeben hat, geführt worden, es konnte gar nicht anders kommen, er ist mit einem Wort nicht verantwortlich zu machen, für das was er tat, denn er ist nicht frei. Sein inneres Wesen steht ebenso unter einer notwendigen Entwicklung wie irgendein Produkt der Natur. Es ist mit menschlichem Verstand gar nicht einzusehen, wie das, was er tut und was wir schlecht nennen, nicht ebenso »natürlich« und also berechtigt sein soll, wie das was ein andrer tut und »gut« nennt — — — — ein sehr plausibles Räsonnement, nicht wahr? Und mit dem Verstand betrachtet auch durchaus richtig. — — — Aber nun müssen wir den Verstand doch erst einmal darauf prüfen, ob er denn überhaupt berechtigt ist, diese Fragen zu beurteilen, ob er überhaupt die Möglichkeit hat, mit seinen Begriffen in sie einzudringen, und ob er sich nicht dabei eine Sache angemaßt hat, die zu leisten er nicht imstande ist, weil ihm die Begriffe dafür fehlen. Das Letztere scheint mir der Fall zu sein. Denn es ist leicht einzusehen, daß wir mit unsrem lieben Verstand durchaus nicht dahinter kommen können, was eigentlich »gut und böse« für eine Bedeutung haben, sonst müßten ja die klügsten Menschen darüber am besten unterrichtet sein, und jeder weiß, daß das leider nicht immer der Fall ist; außerdem aber müßte die Welt auch fortgesetzt mindestens ebenso große neue Entdeckungen und Erfindungen, wie sie auf andren Gebieten mit Hilfe des Verstandes gemacht werden, mit demselben Hilfsmittel auch auf moralischem Gebiet machen, hier so schnell wie dort, was nicht der Fall ist. Und endlich: Es wird niemandem gelingen, mit Hilfe von Verstandesbegriffen und Definitionen mir klar zu machen, worin der Unterschied von »gut« und »böse« besteht, also dem Verstand fehlen die Begriffe dafür. — — — — — — — Das Bewußtsein der Verantwortlichkeit des Einzelnen für seine Handlungen ruht nicht auf Verstandesbegriffen und kann vom Verstande weder konstruiert noch widerlegt werden. Deshalb ist

es auch nicht richtig, wenn man meint, es sei wohl ein altes Vorurteil, was uns in der Jugend anerzogen würde. Ich behaupte: Sittliche Urteile lassen sich nicht anerziehen, wenn nicht die Fähigkeit solche zu erfassen, das sittliche Unterscheidungsvermögen vorhanden ist, und das basiert eben auf den Gegensätzen von gut und böse. Also diese Gegensätze sind, um eine Erziehung möglich zu machen, vorauszusetzen und liegen im Menschen schon darin, und die Erziehung kann sie zwar entwickeln, schärfen, ihnen praktischen Inhalt geben, aber nicht sie schaffen.«

An diese Auseinandersetzung schließt er eine Belehrung über die Eigenart der ethischen, ästhetischen und Geschmacksurteile und kommt dann nochmals auf das Problem der Verantwortlichkeit zurück: »Deshalb ist auch damit, daß man von einem Menschen sagt: er sei durch die Verhältnisse da und dazu gekommen, noch nichts getan, das gibt nur dem Verstande den Anhaltspunkt, sich die Entwicklung des sittlichen Zustandes des Betreffenden plausibel zu machen — — — — aber damit ist ein moralisches Urteil noch nicht gefällt. Es kann uns freilich verhindern, den Menschen zu »verdammen«, darin gebe ich Dir recht (aber nur weil ich überhaupt gegen das Verdammen bin). Aber das Urteil darüber, ob es gut oder schlecht ist, was er getan hat, und unser Urteil über seine Verantwortlichkeit dafür, wird dadurch nicht berührt, darüber kann ich den Verstand nicht um Rat fragen, der steht in dieser Beziehung vor einem für ihn unlösbaren Rätsel. — — — — Wir stehen hier eben an den Grenzen unsres Begriffsvermögens, und treten in eine ganz andre Welt, wo eine ganz andre Seite unsres Geistes die Beurteilung der Dinge unternimmt und jeder weiß, daß ihre Urteile, obwohl sie nicht auf Verstandesbegriffen beruhen, ebenso sicher und klar sind wie, irgendeine logische Schlußkette — — —.«

* * *

Bei Helene steigert sich mit jedem Jahr die Empfindung, daß ihr »Großer« sich zu sehr in die Bücher vergräbt. Offenbar ersehnt ihr von so mancherlei Sorgen beschwertes Gemüt noch stärkeren Halt an dem erwachsenen Sohn. Sie spricht sich mit der ihnen beiden so nahestehenden Nichte aus, die daraufhin Weber ermahnt. Die Antwort zeigt, daß er seine Sohnespflichten aner-

kennt und ihnen gern genügen möchte, dies aber neben der immer mehr drängenden Arbeit schwer findet. Er fühlt sich in einem anstrengenden Pflichtenkonflikt, wie ihn eigentlich nur Töchter zu durchleben pflegen, und bemüht sich, der Freundin klar zu machen, daß eine befriedigende Lösung nicht möglich sei. Die bloße Tatsache in diesem Stadium noch als Haussohn dem Leben der Eltern und Geschwister eingefügt zu sein, bedeutet ja schon Hemmung auf dem Wege zum eignen Ziel: »Man bringt eben doch zu Hause nur halb so viel fertig, als anderswo, und oft ist es mir leid zu sehen, daß meine Mutter wohl den Eindruck hat, ich hätte für nichts andres mehr Sinn als für, was weiß ich, was für ehrgeizige Pläne und hielte mich abseits von den Meinigen, aber es ist nicht anders: Ich arbeite langsam, mag auch wohl früher viel versäumt haben — — — — da fragt sich einfach, welche Verpflichtung kommt zuerst, und ich meine für mich doch wohl die: nach Kräften etwas zu lernen, um so mehr, wenn ich bedenke, wie wenige Menschen in meinem Alter in andren Ständen in der Lage sind, für andre Dinge Gedanken zu haben, als die tägliche Mühe und Arbeit, die bei mir im Verhältnis doch wirklich nicht groß ist und nicht wie bei den andren ums tägliche Brot geht« (1887).

Aber sein Eigeninteresse verdunkelt ihm nicht das Bewußtsein für die Lage der Mutter und die Berechtigung ihrer Ansprüche, nur weiß er keinen Rat, ihnen voll zu genügen — die Fäden, die ihn im Hause halten, die er nicht zerreißen kann und, um der Mutter willen, auch nicht zerreißen will, schneiden von Jahr zu Jahr stärker: »Ich kann Dich versichern, daß mir der Gedanke, hier im Hause meiner Mutter nicht das zu bieten, was man eigentlich erwarten sollte — — — kein angenehmer ist und mir das Arbeiten nicht erleichtert, ganz gewiß nicht. Du sagst mir nun, wie und was ich anders machen sollte, wahrscheinlich wirst Du recht haben — — — aber ich kann es doch nicht so leicht anders machen. Willst Du mir wirklich nicht glauben, daß ich noch s e h r stark zu tun habe, um etwas vor mich zu bringen? Nun sagst Du mir, ich hätte ja keine Eile. Ich habe mich aber noch nicht geeilt. Und diesen Sommer ging es mir doch höchst wunderlich. Es war, als wenn meine Familie sich nur nach Heidelberg begeben hätte, um dann aus Artillerieschußweite mich mit schwerem Geschütz zu bombardieren — — wann ich denn das Doktorexamen machen würde? Meinem Vater ist es, das weiß

ich wohl, im stillen eine kleine Enttäuschung, daß ich das noch nicht schneller fertig gebracht habe. Da will ich es doch an mir nicht fehlen lassen, nicht wahr? Und da ist es dann oft doch recht schwierig, mit seiner Zeit zurecht zu kommen und hier besonders schwierig für mich, mit meiner Mutter öfter etwas zusammen zu treiben, weil wir beide das kaum zu andren Zeiten als des Abends können, und dann — das ist die Hauptschwierigkeit — ist sie fast regelmäßig so todmüde, daß es mir meist vorkommt, als hörte sie nur mit Anstrengung zu, und nur weil sie es mir zu Gefallen tun möchte.«

So steht er der Mutter zwar in schweren Stunden bei — sie findet ihn immer bereit, wenn sie sich mit ihren Sorgen und Fragen ausdrücklich an ihn wendet — aber die seelische Atmosphäre, die sie in ihrem Alltag tragen und wärmen könnte, vermag er ihr in seiner schweren Anspannung nicht zu bieten. Und trotz seiner inneren Parteinahme für Helene legt er die Umschattung ihres Lebens nicht ausschließlich dem Vater zur Last. Sie wird älter, treibt Raubbau mit ihren Kräften, deshalb vermindert sich ihre Elastizität gegenüber den Reibungen des ehelichen Alltags: »Es wäre das alles, wie ich immer wieder sagen kann, nicht von so großem Belang, wenn nicht offenbar meine Mutter im Laufe der Jahre manches sehr viel schwerer nähme: — um nur eins zu erwähnen: mein Vater war von jeher sanguinisch. und seine Stimmung ist oft, aus äußerlich geringer Veranlassung, jähem Wechsel ausgesetzt. Im Gegensatz zu früheren Jahren macht ein solcher Wechsel jetzt auf meine Mutter oft einen wirklich tiefgehenden, schmerzlichen Eindruck, den sie gar nicht so schnell verwindet, auch wenn der Verdruß, der ihn hervorrief, nur ein ganz momentaner war. Ich bin Sohn im Hause, und Du wirst mir vielleicht zugeben — — daß es dieser Stellung nicht entsprechen und das Familienleben nicht fördern würde, wenn ich mich anders als indirekt einmischte.«

Er erklärt sich Helenens Verwundbarkeit aber auch noch aus allgemeineren Ursachen: nämlich als typisches Schicksal einer fein organisierten Frauenseele, deren Lebensschwerpunkt, — anders als der des typischen Mannes, den sein Beruf täglich vor die Bewältigung so viel robusterer Probleme stellt — in der Verarbeitung komplizierten seelischen Erlebens besteht.

»Die tägliche Arbeit der Menschen ist verschieden gestaltet, und man kann es an sich selbst empfinden, daß die Bürotätigkeit und

die mehr oder weniger angespannte Beschäftigung mit den zahlreichen, unendlich wechselnden menschlichen Verhältnissen, die auf dem Papier und in den Akten eine eigentümliche Art von gespensterhaftem Leben gewinnen: ein Bild, wie wenn man auf einem Vorhang die Schattenrisse wirklich lebender Menschen einen Tanz aufführen sähe — man merkt, daß es sich um die Existenz derjenigen handelt, die hinter dem Vorhang den täglichen Kampf um Mein und Dein führen, — — daß eben die Beschäftigung mit diesen Schattenbildern und überhaupt mit teils kleinen, teils großen Interessen des äußeren Lebens, wie sie uns beschieden ist, das Verständnis dafür erschwert, daß andere, deren Beruf mehr auf der inneren Seite liegt, leicht eine, nur auf Grund einer augenblicklichen Stimmung getane, Aeußerung innerlicher nehmen und deshalb dauernder unter ihrem Eindruck stehen, als ein solcher momentaner Impuls verdiente. Ich sage dies nur, weil ich ungern den Anschein erwecke, als fühlte ich mich zu Vorwürfen nach irgendeiner Seite berechtigt.«

* * *

Aber nicht nur die Einfühlung in das Seelenleben der Mutter, auch das Schicksal der Freundin vertieft in Weber das Verständnis für die besondere Problematik des Frauendaseins, dessen dienendes Wirken für Andre sich nicht in gegenständlichen Leistungen bestätigt, sondern stets wieder im verfließenden Alltag untergeht. Es steigert die Belastung seines eignen Lebens in diesen Jahren, daß der Schleier ungreifbarer Schwermut und körperlicher Erschöpfung sich häufiger und tiefer auf die Freundin senkt. Diese leidet um so mehr an den Fesseln der Krankheit, als ihre Eigenart sie, wie die Helenes und Idas, zum Dienen und Helfen treibt. Schon ein Jahr nach jenem frühlingsschönen Zusammensein ringt sie sich Entsagung auf den verschwiegen Geliebten ab. — Liebt er sie denn überhaupt noch? Seine brüderlich traulichen Briefe gestatten ihr keine zweifelsfreie Antwort. Aber auch wenn es so ist: Würde sie gesund werden und ihm als Lebensgefährtin gewachsen sein? Dies wird ihr immer zweifelhafter. Keinenfalls will sie ihn binden oder irgendwelche Anhaltspunkte geben, als warte sie auf ihn. Sie ist ihm entrückt, und die beiden jungen Leute machen jahrelang keinen Versuch, sich wiederzusehen. Die Briefe werden seltner getauscht, das Bild der

Freundin verhüllt sich. Aber Weber löst sich innerlich nicht von ihr; noch ist ja Hoffnung, daß sie eines Tages gesund hinter dem Schleier hervortritt und ihn mit ihrer alten Anmut lebensvoll anlächelt. — Er läßt alles in der Schwebe, und da man zu jener Zeit das Wesen solcher Krankheiten noch wenig erkannt hat, so trägt er im geheimen an dem Schuldgefühl, daß seine eigne Unentschlossenheit die Ursache sei — daß sie an unerfüllter Liebe dahinwelke. Und mit jedem Jahre spinnt er sich mehr in den Gedanken ein, daß, wenn er schon die Freundin nicht heilen und beglücken könne, auch er selbst kein Anrecht auf volles Menschenglück habe. — Dazu wächst allmählich ein aus dumpfen Untergründen des Lebens gespeistes, rätselhaftes Gefühl, als sei ihm überhaupt nicht gegeben, eine Frau zu beglücken.

Die Freundschaft spinnt sich fort. Er versucht in seinen freilich seltneren Briefen immer wieder das Selbstvertrauen des Mädchens zu heben und sie ihre Bedeutung für ihn und andre fühlen zu lassen: »Mute Dir nicht zu viel zu, liebe Emmy — das tatest Du früher, denn ich weiß noch recht gut, daß Du immer glaubtest, andren nicht das zu sein, was Du solltest, und doch war das Zusammensein mit Dir uns allen so wohltuend. Es geht Dir in andrer Weise, ebenso wie meiner Mutter, die nie erkannte, wie viel ihre aufopfernde Liebe i n d i r e k t für uns bedeutete in Momenten, wo man gegen Manches eines i n n e r l i c h e n Schutzes bedurfte, und wo dieser Schutz in dem Gedanken an sie lag.« — Er läßt es nicht gelten, wenn sie sich quält, weil sie den Ihrigen nicht genug leisten könne, und deutet ihre Verzagtheit als eine Folge des besonderen Frauenloses: »Es erinnert mich fast an manche Gedanken, die zuweilen meiner Mutter kommen. — Ich erkenne eben darin immer wieder, daß das eigentlich Schwere der Pflichten, welche die Weltordnung den Frauen gesetzt hat, darin liegt, daß gerade sie so viel weniger in einzelnen, speziell äußerlich großen Fragen, welche durch bewußten Entschluß zu lösen sind, gipfeln, — sondern viel wesentlicher auf dem Wege dauernder Selbstüberwindung erfüllt sein wollen, und daß der Erfolg der Pflichterfüllung weit seltner konkret und greifbar zu sehen ist, sondern daß ihre Früchte in dem scheinbar selbstverständlichen Gang des alltäglichen Lebens zur Reife kommen.«

Einige Jahre später, als ihm die innere Bedrängnis der neuen Generation junger Mädchen nahe kommt, findet er noch prägnanteren Ausdruck für die Besonderheit des Frauenloses: »Ich

sehe dabei wieder recht, wie unendlich viel leichter die Natur uns Männern das Leben gestaltet hat. Selbst in dem unbefriedigendsten Beruf sehen wir doch den äußeren Erfolg unsres Tuns und Lassens; eine Frau aber, sei es als Mutter, Tochter oder Schwester, sieht nichts von dem, was ihr Dasein tatsächlich für andre bedeutet, ja es muß ihr oft scheinen, als bedeute sie anderen nichts als eine Sorge und Last mehr, denn es läßt sich eben nicht äußerlich zur Darstellung bringen, welche gewaltige innere Bereicherung es allein schon gewährt, jemanden zu haben, der unsre Fürsorge unbefangen entgegennimmt, als etwas Selbstverständliches und dadurch zeigt, daß er zu uns zu gehören das Gefühl hat. — Aber wir haben nun einmal das Bedürfnis, äußere Zeichen dafür zu finden, und gerade in diesen äußerlichen Beziehungen sind wir Männer von der Natur ungerecht bevorzugt, freilich ist der Vorzug durch größere innere Armut erkauft.«

In welchem Maße die materielle Abhängigkeit von einem Vater, dem er sich fremd fühlt, auf dem jungen Manne lastet, lassen die folgenden Zeilen ahnen, die sein Empfinden über diese Lage doch nur mit einer durch Sohnespietät gebotenen Zurückhaltung ausdrücken: »Weißt Du, es ist ein eignes Gefühl, wenn man allmählich aus den Studentenschuhen herauswächst, noch Jahre lang zu warten, bis man sein eigner Herr ist, wenigstens mir, und den Gedanken muß ich eben doch fast tagtäglich herunterschlucken. Ich kann mich auch nicht überzeugen, daß das Gefühl unberechtigt wäre, denn eignes Brot ist für den Mann das Fundament des Glücks, für die Mehrzahl der Menschen der Inhalt des Strebens das ganze Leben lang — — — das liegt nun noch fern vor mir, daran ist heutzutage nichts zu ändern, aber ich entbehre es sehr, mehr als andre, und verliere deswegen sehr ungern noch mehr Zeit« (1887).

* * *

Gibt es denn in aller Welt für Weber keinen kürzeren Weg zu der ersehnten Selbständigkeit? Ist es nötig, daß dieser umfassend begabte Mensch, der sich früh zu den allerverschiedensten Wirkensformen befähigt fühlt, und dem jeder seiner Lehrer eine bedeutende Zukunft voraussagt, seine Jugendkraft auf der endlos sich dehnenden Landstraße der juristischen Laufbahn vernutzt? Warum nicht lieber ein Sprung in irgendeinen andren, freieren

Beruf? Seine Lehrer sehen in ihm den künftigen Gelehrten und können sich keine bessere Verwertung für diesen eminenten Intellekt denken. Vor allem Hermann Baumgarten weist ihn schon vor der Promotion auf die Habilitation hin. Er selbst aber schwankt und wagt offenbar nicht, von dem einmal begonnenen Weg abzubiegen, denn auch als Dozent würde er ja voraussichtlich unberechenbar lange auf »das eigne Brot« warten müssen, und vor allem: Seine Neigung richtet sich eindeutiger ins handelnde als ins kontemplative Leben. Wissenschaftliche Arbeit, etwa im Rahmen der Jurisprudenz, lockt ihn zwar als interessante Nebenbeschäftigung, nicht aber als Lebensinhalt, denn politische und soziale Interessen erfüllen ihn ebenso stark, und der Willensmensch in ihm sehnt sich nach großen Verantwortungen, nach »Lebensfluten und Tatensturm«. So beneidete er noch in späterer Zeit den Schiffskapitän, der Stunde um Stunde Menschenleben in seiner Hand hat. Als er gegen Ende der juristischen Vorbereitungszeit einige Monate lang einen bedeutenden Berliner Anwalt vertritt, findet er solche Befriedigung in der zugleich Scharfsinn, Entschlußfähigkeit und Kampfinstinkte verlangenden Tätigkeit, daß er noch nach der Habilitation plant, sich nebenbei als Anwalt niederzulassen. Dem zur Dozentur drängenden Onkel schreibt er: »Zeitweilig hatte auch — — — — eine rein wissenschaftliche Tätigkeit den Reiz fast ganz eingebüßt gegenüber dem Eindruck, daß die praktischen Interessen, deren Regulierung die Elementaraufgabe der Rechtsentwicklung ist, vielfach Kombinationen darboten, welche, wie mir schien, mit den Mitteln unsrer Wissenschaft nicht zu erfassen waren, so daß für mich der Trieb zur Beschäftigung mit unsrer Wissenschaft um ihrer selbst willen erheblich abnahm«.

Wenn Weber sich trotzdem schon während der Referendarszeit entschließt, neben dem praktisch-juristischen auch auf den akademischen Beruf zuzusteuern, so leitet ihn dabei offenbar vor allem die neue Ansicht, sein Ziel in diesem Geleis schneller zu erreichen: »Ich bin mir klar, daß ich niemals die Praxis verlassen würde, seitdem ich sicher weiß, darin etwas leisten zu können, was bei der akademischen Laufbahn nicht sicher ist. Wenn ich nicht bei den jetzigen Verhältnissen dann diesem Ziele (eignes Brot zu essen) noch ferner bliebe und nicht die Aussicht da wäre, auf dem andern Wege schneller auch in dieser Beziehung weiter zu kommen, so daß ich es wenigstens versuchen zu müssen glaube.

Das ist nun anscheinend ein gar nicht idealistischer Gesichtspunkt, aber ich halte ihn für berechtigt. Wahr aber bleibt, daß ich dabei oft andre Pflichten nicht richtig zu erkennen und zu erfüllen verstanden habe, die mir im Hause obliegen, und denen zu genügen ich versuchen muß, selbst wenn ich mich sehr wenig dazu imstande fühle.«

Bevor er sich habilitiert, macht er doch einmal den ernsthaften Versuch, die Ketten zu zerreißen. Er bewirbt sich um eine Syndikusstelle in Bremen, reist nach dort und stellt sich den städtischen Honoratioren persönlich vor. Ein Einheimischer wird vorgezogen. Hinterher äußert er darüber an den Onkel, der diesen Schritt mißbilligt: »Ich habe eine ganz außerordentliche Sehnsucht nach einer praktischen Stellung, und diese würde hier vielleicht befriedigt und damit erledigt worden sein. Ich gestehe, daß ich nur mit Ueberwindung — so sehr mir sonst der wissenschaftliche Beruf nahe liegt — daran denke, vom abwartenden unbesoldeten Referendar und Assessor, zum ebenso abwartenden und unbesoldeten Privatdozenten überzugehen. Ich glaube, daß ich in einer pekuniär mich selbständig stellenden Position zwar weniger äußere, dagegen unvergleichlich mehr innere Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit fände.« —

Damit ist sein berufliches Schicksal vorerst entschieden: Er vollzieht die Habilitation für römisches, deutsches und Handelsrecht und beginnt seine Vorlesungen im Frühjahr 1892. Zugleich steht ihm die juristische Laufbahn offen, er überlegt sich die Niederlassung, oder die Assoziation mit einem bedeutenden Anwalt. Aber er wird auf dem andern Geleis vorwärts geschoben: Sein verehrter Lehrer des Handelsrechts, Goldschmidt erkrankt schwer und siecht dahin. Er überträgt Weber schon im zweiten Semester seine Vertretung. Der junge Dozent muß nun vor einer großen Hörerschaft Handelsrecht und Wechselrecht lesen. Der machtvolle Beherrscher des Universitätswesens, Althoff, interessiert sich für ihn, nimmt ihn als Nachfolger des berühmten Gelehrten in Aussicht, betraut ihn vorerst (1893) mit einer außerordentlichen Professur und möchte ihn dadurch an Berlin binden. Also plötzlich öffnet sich eine große Karriere. Aber Webers Interessen haben sich schon zu sehr nach der nationalökonomischen Seite verschoben.

Er will sich deshalb nicht auf die juristische Lehrtätigkeit festlegen, denn schon beginnen Vorerörterungen für die Beru-

fung auf einen nationalökonomischen Lehrstuhl. Mit 29 Jahren steht er dicht am Ziel. Auf Grund seiner drei Bücher hat er schon wissenschaftlichen Ruf. In den evangelisch-sozialen Kreisen sieht man in ihm den künftigen Politiker. Noch in dieser Zeit äußert er: »Ein eigentlicher Gelehrter — — — — bin ich nun einmal nicht; wissenschaftliche Tätigkeit ist für mich zu fest mit dem Begriff einer Ausfüllung der Mußestunden verknüpft, so sehr ich einsehe, daß die Teilung der Arbeit es mit sich bringt, daß man sie erfolgreich nur bei Hingabe der ganzen Persönlichkeit betreiben kann. — Ich hoffe, daß mir die p ä d a g o g i s c h e Seite des Dozentenberufs, das mir unentbehrliche Gefühl, p r a k t i s c h tätig zu sein, Befriedigung geben wird, kann aber noch nicht übersehen, ob ich gerade für diese Seite der Sache irgend veranlagt bin. — — —«

Von der rastlosen Arbeitsintensität dieser Jahre gibt sein letzter Brief an H. Baumgarten (vor dessen Tod) zu Beginn seines ersten Dozentensemesters eine Vorstellung: »Der Grund meines langen Schweigens war, daß ich für die letztvergangene Zeit unter den Nachwirkungen einer Ueberschätzung meiner Arbeitsfähigkeit zu leiden hatte. Ich habe ein Privatkolleg, ein Publikum und auch privatim Uebungen angekündigt und inzwischen zu halten begonnen. Daneben habe ich eine Beteiligung an einer Enquete des Vereins für Sozialpolitik übernommen: Die Verhältnisse der Landarbeiter im Osten. Endlich war ich in Vertretung eines Rechtsanwalts beim Kammergericht täglich von 9 Uhr bis abends gegen 7 Uhr, teils auf dem Gericht, teils im Büro tätig. Alles zusammen gab mir das an sich sehr gute Gefühl, in der Tat bis über die Ohren zu tun zu haben. Daneben liefen noch einige Rezensionsverpflichtungen, und mit gleicher Post sende ich dir einen in usum pastorem verfaßten Artikel für das Blatt meines Freundes Göhre, der vielleicht Euer Interesse erweckt. Jetzt mache ich meine Erfahrungen als Dozent und muß doch sagen, daß die laufende Vorbereitung von einer Stunde bis zur andern, eine viel erheblichere ist, als ich mir vorgestellt hatte. Ich glaube, daß namentlich die Uebungen mir mit der Zeit viel Befriedigung und Freude gewähren werden. — — — — Daneben muß ich mich nun auf einen Feldzug gegen meine schon erstandenen und noch erstehenden Kritiker rüsten, voran Mommsen, dessen sachlich sehr ablehnende, persönlich recht freundliche Auseinandersetzung mit meinem Buch im »Hermes« Veranlassung

zu eingehender Opposition bietet. Der Sommer wird sich also, denke ich, recht arbeitsreich gestalten, zumal ich auch Otto ein »blaues Heft« über die Landarbeiter und den Großgrundbesitz im Osten zugesagt habe.« —

Was dieser steile Aufstieg, immer unter dem Druck der häuslichen Verhältnisse und seiner Abhängigkeit, ihm gekostet hat, läßt er in einem Brief an die Freundin ahnen: »Ich war — — in den letzten Jahren, an deren unerfreuliche Oede ich mit Grausen zurückdenke, in eine derart völlige, nicht von einer gewissen Bitterkeit freie Resignation versunken, daß ich, soweit nicht reiche und schöne Erinnerungen an frühere Jahre, einen gewissen wehmütigen Schein in mein Bücherstubendasein warfen, ausschließlich in der, ich möchte sagen, automatischen Fortsetzung meiner pflichtmäßigen Berufsarbeit aufging, sehr zum Kummer meiner Mutter.«

Alle Aeußerungen lassen darauf schließen, daß Weber sich, quasi ohne seinen Willen, an dieses Ziel getrieben fühlt. »Ein eigentlicher Gelehrter bin ich nun einmal nicht.« So heißt es in einer Zeit, als ihm die ersten großen Erfolge in der wissenschaftlichen Arena zuteil werden. Und wer — unvoreingenommen von der ständischen Hochwertung des akademischen Berufs — sich diese mächtige, reckenhafte Gestalt daraufhin ansah, mußte ihm wohl zustimmen. Es war im Grunde paradox, sich diesen Mann sein Leben lang mit der Feder in der Hand, gebeugt über Folianten am Schreibtisch zu denken. Sein Erkenntnistrieb, ebenso wie der Trieb und die Fähigkeit, Andern Wissen zu vermitteln, sind allerdings ursprünglich und stark, sie hatten sich schon in der Kindheit gezeigt. Ein nicht zu ersättigender Intellekt braucht immer neue Nahrung. Aber daneben drängen andre — aktive — Wesenskräfte ebenso stark nach Erfüllung. Die Erkenntnis der Wirklichkeit, ihre Beherrschung durch den Verstand kann für diesen Mann nur die Vorstufe sein für ihre unmittelbare Gestaltung durch Handeln, denn noch mehr als zum Denken scheint er zum Kämpfen und Herrschen geboren. Es fragt sich nur, ob sich die richtige Form dafür finden wird, ob seine Zeit den angemessenen Gegenstand für die Kristallisation dieser Kräfte besitzt. Er selbst denkt daran, später praktischer Politiker zu werden.

* * *

Marianne Weber, Max Weber.

Webers geheime Zartheit, all das verdrängte Bedürfnis nach elementarer Beglückung und fraulichem Zauber findet in dieser Zeit nur einen Ausweg: das anmutige zärtliche Spiel mit den jungen Schwestern. Hier kann sich die beseelte Natur frei ausströmen, ungehemmt durch Gewissenskonflikte. Die Jüngste: Lili, ein lichtblondes Geschöpf von elfenhafter Grazie und Zierlichkeit ist nun ein kluges, originelles Schulkind, von frühreifer Besinnlichkeit. Schon mit sieben Jahren hatte sie der Mutter Fragen gestellt wie: »Wozu lebt man eigentlich?« »Warum hat denn der liebe Gott auch böse Menschen geschaffen?« Und es war der Erschreckten nicht leicht geworden, darauf eine befriedigende Antwort zu geben. Zum Glück richtet sich später ihr Erkenntnistrieb auch auf harmlosere Dinge. Der Bruder erzählt: »Unser Kleinstes stellte neulich die inhaltsreiche Frage an mich, mit wieviel Jahren man Backfisch würde? Bei ihr hat es damit noch gute Weile. Sie hat noch immer ihren unbezähmbaren Wissensdrang, ich bin wirklich in Verlegenheit, woher ich jetzt Material für die allabendlichen Erzählungen an ihrem Bett nehmen soll, denn in der Weltgeschichte ist wahrhaftig gar zu wenig passiert.« Der massive bärtige Bruder, den sie respektlos »Dicker« nennen, läßt sich Abend für Abend an ihr Bett rufen, flicht ihr den blonden Zopf, beantwortet ihre Fragen und erzählt ihr so nach und nach die ganze Weltgeschichte, am meisten aber von Friedrich dem Großen, von dem sie nicht genug bekommen kann.

Die ältere: Klara ist nun schon ein der Schule entwachsenes aufblühendes »junges Mädchen« mit langen braunen Flechten, überaus anmutig und lebhaft. Ihre naiv unbekümmerte Lebensfreude und urwüchsige Selbstsicherheit, die darauf schließen läßt, daß sie überall Sonnenschein finden wird, sind die besondere Erquickung des Bruders. Dieses junge, unbefangene Geschöpf, das vorerst nur leben und gedeihen will — »selig an ihm selbst«, bringt ihm solch wohltuende und notwendige Ablenkung von all dem schwer lastenden Lebensernst! Er kann sich mit ihr necken, sie liebkosen, verwöhnen und zugleich bilden und beherrschen. »Mein ältestes Schwesterchen steht nun vor dem wichtigen Moment, die Schule zu verlassen und soll zunächst einmal bei einer uns empfohlenen Försterfamilie im Hessischen die Hauswirtschaft lernen. Sie geht mit vollen Segeln ins Leben hinaus, glücklicherweise unbefangen, wennschon mit mancherlei Ecken, die noch abgeschliffen werden müssen. Sie mag wohl deshalb

mein Liebling sein, weil ich an ihr mancherlei Züge wieder erkenne, die ich, soweit die ja stets besonders unvollkommene Selbsterkenntnis reicht, in der Erinnerung auch bei mir in gleichem Alter ausgeprägt finde.« Die brüderliche Erziehung besteht allerdings wesentlich in grenzenloser Verwöhnung; er erfüllt alle ihre Wünsche — Helene sieht es beinahe mit Besorgnis —, aus dem ersten selbstverdienten Geld überschüttet er das Mädchen mit Geschenken; sie kann sich gar nicht genug wünschen. Dazu gibt er ihr andres, worüber sie in eignen Worten reden möge: »Wie sehr liebte er die Natur, und wie konnte er bei Wanderungen erzählen, belehren und es einem schön machen. Welchen Genuß hatte er von der Musik! Alle Wagneropern hat er mich kennen gelehrt, und nur durch sein feines Verständnis, seine Auffassungskraft, sind sie mir das geworden, was sie mir sind. Mit seinem fabelhaften musikalischen Gehör und Gedächtnis erfaßte er die Motive, und ich gedenke noch mit Freude unsrer Opernabende, wenn wir Hand in Hand, er immer alles nachpfeifend, durch den Tiergarten nach Hause gingen.« — Er läßt das junge Ding auch ab und an in sein Innres blicken — daß er sich Emmys wegen nicht für berechtigt hält, zu heiraten. Außerdem: es würde keine Frau geben, die ihn lieben, die er seiner Natur nach beglücken könne. Die Geschwister malen sich ein künftiges Zusammenleben aus. »Was hast Du Dir denn bei mir gedacht? Heraus damit, ich kann es mir schon denken, aber ich weiß, daß es falsch ist. So ein alter Bär wie ich, trottet am besten allein in seinem Käfig herum.«

In dem bedeutsamen Jahr 1892—93 (das mit wissenschaftlichem Ruf, beruflicher Selbständigkeit und Heirat schließt) ist die Schwester in Pension, er schickt ihr allerlei gute Dinge, schreibt ihr zärtliche und lustige Briefe und verlangt von ihr das gleiche: »Ich erzähle Dir gern noch mehr, aber schreibst Du mir dann auch recht oft? Wenn's auch nur immer ein bischen Unsinn ist, aber s e h r oft! Aber ich kenne Dich schon! Bei Dir ist doch nur a ganz bissele Lieb' und a ganz bissele Treu und a großes bissele Falschheit — —.« »Ich habe alle Tanzereien wegen Ueberbürdung abgesagt, — das tue ich erst im nächsten Winter wieder als Ballvater meines häßlichen Lieblings — aber ei, ei! ‚Was hör ich hier, was hör' ich da, wer bläst die Ziehharmonika?' ‚Sprößlinge' des männlichen Geschlechts wünschen mit Euch Pensionspfannekuchen Schlittschuh zu laufen? Komme

mir nur nicht mit einem künftigen Schwager hier angerückt, sonst glaube ich, würde ich eifersüchtig und schlüge ihn mausetot.«

Als die Schwester die Früchte ihrer Schweizer Lehrzeit in Gestalt einer Epistel von bejammernswertem Französisch nach Hause schickt, moniert er sie in einem drastischen Kauderwelsch.

Der ergötzliche Brief enthält zugleich für den sie besuchenden Vater bestimmte wichtige Mitteilungen über bevorstehende Berufsentscheidungen:

»Ma chère petite,

Sois bien remerciée de la lettre suprème, mais — schockschwérenot — qu'est ce que ce français schaudereux que tu parles? — Oh jéminé, — ca semble être un dialect bien paysan qu'on a à Vevey — laendlique — schaendlique, comme nous disons. — Si je devriendrai professeur à Marbourg alors tu veux mourir? Je? pas du tout, mais — tu le peux raconter à papa, mais tout bas, parce que c'est un sécrét p r o f o n d — à Berlin: professeur extra-ordinarius avec un »Lehrauftrag« du droit commercial, comme — tu lui racoutras aussi cela — m'ont dit messieurs le Geheimrat Althoff et Geheimrat Eck — peut-être déja cet été, vraisemblablement vers fin de juillet, certainement pendant l'hiver. La Faculté semble être unisono. Vois tu cette noblesse magnifique? Il faudra que tu auras beaucoup plus de respect que jadis, mais pas de peur, je te traiterai avec Leutseligkeit et Herablassung. Mes chambres desquelles tu veux être héritier, je te les laisse avec plaisir, parce que je dois me procurer une villa pour moi et deux ou trois dienstbare Geister à moindre.« —

Klara war der frische junge Born, an dem er sich inmitten seiner Bücherwelt erquickte. Was er für das Mädchen bedeutete, und wie er ihr damals erschien, hat sie rückschauend in folgendem ausgedrückt: »— — — — — Und wie hat er alles mit mir erlebt, all meine Freundschaften, all unsre kleinen Dummheiten! Was hat er Spaß und Verständnis für all dies gehabt! Für mich war Max überhaupt die Seele des Hauses. Mit allem ging man zu ihm, immer verstand er zu helfen, so oder so. Und wie wundervoll hat er, der schon in der Jugend seine Gefährten überragte, trotz seiner übergroßen Bescheidenheit es verstanden, in unsren jugendlichen Sonntagskreis immer eine besondere Note zu bringen. Einzig war seine Gabe des Belehrens. Weit ausholend gab er auf die, wenn auch wohl mal törichten Fragen, ohne dem Frager das Gefühl der Unwissenheit zu geben, schon damals erschöpfende

und wirklich bereichernde Auskunft, daß ich oft, wenn ich ihn jetzt so im Kreise andrer erlebte, die doch immer nach einer Spanne Zeit eigentlich alle ihm lauschten, daran zurückdenken mußte. Diese Klarheit des Denkens, diese Kraft der Konzentration, durch die er selbst bei lebhaftem Gespräch, Vorlesen und dgl. im Familienkreis am selben Tisch seine Arbeit tat, ungestört, ja sogar mit der Möglichkeit, unsren Gesprächen zu folgen und sie oft mit einer amüsanten Bemerkung zu würzen. Er muß für Mama ein entzückender ältester Sohn gewesen sein, an dem sie schon damals unendlich viel hatte.«

Ja, dieser Sohn bedeutet Helene viel durch seine Gegenwart. Dennoch wünscht sie ihm sehnlichst das Verlassen des Hauses und Heirat. Er spricht sich nie aus, aber sie ahnt die Schwere, die auf ihm lastet, und warum er sich derart in Arbeit verkrampft. Sie sieht, wie er, kraft seines Geistes und angespannten Willens jeder benennbaren Leidenschaft Gefolgschaft versagt, dafür aber hinter den Mauern, mit denen er sich umgibt, eine dämonische Leidenschaftlichkeit zu bändigen hat, die ab und an mit vernichtender Glut aus ihm herausbricht. Er stellt, ohne es zu wissen, höchste Forderungen an sich selbst, aber auch an andre. Er kann ins R a s e n geraten, wenn er sie »klein« findet — es sei denn, daß Liebe ihn weich macht.

SECHSTES KAPITEL.

HEIRAT.

Im Frühjahr 1892 kam Max Weber seniors Großnichte: Marianne nach Berlin, um sich dort für selbständige Berufsarbeit auszubilden. Ihr Großvater, Karl David Weber, war der ältere Bruder des Stadtrats, ihre Mutter demnach die Kusine seiner Kinder. Karl Weber hatte, nach dem, durch Erfindung des mechanischen Spinnens verursachten, Niedergang des Bielefelder Geschäfts den Vertrieb hausindustriell erzeugter Leinwand auf's Land verlegt, in ein stilles schönes Dorf an den Ausläufern des Teutoburger Waldes. Der Ort Oerlinghausen zieht sich auf einem Absatz am Nordhang des wallartigen Tönsbergs entlang, Von dessen Rücken bietet sich ein unvergleichlicher Blick in die Herrlichkeit deutscher Lande: Nach Osten und Westen auf die waldigen Scheitel sanft geschwungener Höhen, die sich als breite Mauern ins Land schieben, nach Süden in weites einsames, Kiefern beschontes Heideland — die Senne — deren träumerisches Blau sich gegen den Horizont in ein grenzenloses Meer zu verlieren scheint. Nach Norden zu aber zeigt sich das Gegenbild, die allmählich zu den Bergen anschwellende, wellige westfälische Ebene — so weit das Auge reicht, sorgsam gepflegte Felder, eingebettet in Wälder und Eichenkämpe. Aus den Baumwipfeln lugen die freundlichen Giebeldächer westfälischer Einzelhöfe hervor — ein blühender Teppich des Lebens. — Hier schuf der tatkräftige Sohn des, an der modernen maschinellen Technik verfallenden, Bielefelder Handelshauses sein Geschäft neu aus dem Nichts, indem er die ärmlichen Kleinbauern der Senne, die dem Sande nur Kartoffeln und Buchweizen entlockten, an Webstühle stellte und ihnen die Garne lieferte. Beim Vertrieb des durch Hausfleiß erzeugten Leinens, bediente er sich als Erster seines Kreises modern-kapitalistischer Geschäftsmethoden, die von den Vätern als »unvornehm« gemieden wurden: Statt nämlich auf die Einkäufer der

Grossisten zu warten, reist er selbst mit seinen Mustern. Er erregt damit viel Verdruß unter den Bielefelder Standesgenossen — bis sie es ihm nachtun. Sein Neffe Max analysiert später seine neuartigen kaufmännischen Methoden und sein Wesen als Beispiel modernen Unternehmertums im »Geist« des Kapitalismus.

Karl Weber erarbeitet sich langsam und mit großer Anstrengung soliden Wohlstand und den Ruf eines bedeutenden, ja genialen Kaufmanns. Er lebt bescheiden, seine Freude und Erholung sind die Jagd und ein herrlich gepflegter Berggarten. Die große Familie, deren Stammvater er wurde: Kinder und Enkel verehren ihn als Patriarchen und unterstellen sich auf allen Lebensgebieten seiner Autorität. Auch im Dorf ist er König, nicht nur weil er mehr Geld als die andern hat, und Arbeitsgelegenheiten schafft, sondern vor allem zufolge der vornehm-distanzierten Art seines Wesens. Er bleibt den Dörflern fern, verkehrt mit seinen Untergebenen herrscherlich-leutselig, mit Gleichstehenden vollendet höflich, mit den Frauen ritterlich. So betrachtet man ihn mit Ehrfurcht und geheimer Scheu, und umspinnt ihn — je älter er wird — mit mythischem Nimbus. — Er verliert auf der Höhe des Mannesalters seine sehr geliebte, durchgeistigte Gattin und bleibt hinfort allein. — Seine älteste Tochter Anna heiratete 18jährig den ebenfalls ganz jungen, neu zugezogenen Arzt Eduard Schnitger aus Lemgo, dessen Aufnahme in diese patrizische Familie für den unbemittelten jungen Mann als große Ehre galt. Das Glück war kurz. Anna starb bei der Geburt ihres zweiten Kindes. Eduard selbst hatte ihr aus seiner Praxis die Keime des Wochenbettfiebers zugetragen.

Mit der hochbegabten jungen Frau sank ein unersetzlicher Schatz an kaum entfalteten Kräften der Liebe und des Geistes hinab. Das ganze Dorf trauerte ihr nach. Aber, so jung sie war: Dieses schwungvolle warme Leben war schon durch dunkles Leid umflort. Bei dem Gatten hatten sich Spuren rätselhafter geistiger Erkrankung gezeigt — das Unheil lastete um so schwerer, als die Ursache seiner Seltsamkeit nicht als Krankheit erkannt wurde. Nach Annas Tod brach das Schicksal hervor. Eduard behauptete sich in seinem Beruf, aber die Furien des Verfolgungswahnes jagten ihn von Ort zu Ort. Zeitweilig galten ihm die Nächstverwandten als Ursache aller Angst und Qual. Die Familie war auch verzweifelt über Annas Untergang. — Eduard übergab bald die kleine Tochter seiner alten Mutter, der Witwe eines Gymna-

sialdirektors in der lippischen Kleinstadt Lemgo, deren schöne alte Giebelhäuser von bedeutender Vergangenheit zeugen. Dieser Frau mutete das Leben Last auf Last zu: In den dürftigsten Verhältnissen, bei viel Krankheit und Mühsal, hatte sie endlich sechs Kinder großgezogen, und nun wurden nacheinander drei Söhne mit schweren geistigen Störungen geschlagen. Nur ein Sohn und die Töchter waren gesund, klug und tapfer, sie erwarben als Lehrerinnen ihren Unterhalt und trugen mit der gebrechlichen Greisin die Last des Verhängnisses. Dabei half allen Humor, Großzügigkeit, Anspruchslosigkeit gegenüber dem Leben und unerschütterliche demütige Frömmigkeit, die sich alle Heimsuchungen als »Prüfung«, als Zeichen besonderer Gotteskindschaft zu deuten suchte. Sie kämpfen und leiden schwer, aber ohne Verbitterung, ihr Leben ist karg und hart, aber doch schenkt jeder Frühling neue Blüten und die Liebe und Verehrung der andern. —

In der Obhut dieser Frauen wuchs Marianne heran. Die Tante war streng und vielfordernd, dazu beschattet von Sorgen und immer überlastet. Aber das Kind fühlte dankbar die warme Liebe, fühlte auch die stille Größe dieser Frauen, die noch lächeln konnten in ihren Nöten. Sie erlebte alle schweren Dinge: den Ausbruch des Irrsinns zweier Onkel in der engen Wohnung, den Jammer der Frauen und ihre schwere Bürde, geheimes Grauen, furchtbare Töne und Bilder prägten sich ein.

Aber junge Daseinsfreude wurde zunächst all dieser Eindrücke Herr, ohne merkbaren Schaden. Die Erde war ja neu und schön und, trotz allem, voller Liebe. Dazu im Hintergrund der als reich geltende Oerlinghäuser Großvater, durch den sie einem angesehenen Geschlecht zugehört. Eines Tages würden sich die Pforten in ein breiteres, lichteres Dasein öffnen. Erst als die Kindheit verklang, legte sich das Erlebte als Druck auf die Seele des Mädchens. Sie reifte nun schnell zu einer reflektierenden, ringenden Natur, empfänglich für alle Freude und lebensdurstig, aber ebenso wach für das Leiden. — Als sie in's 17. Jahr geht, hält Großvater Weber es an der Zeit, die Enkelin dem Treiben der Kleinstadt zu entziehen und durch mehrjährigen Aufenthalt in dem vornehmen Institut einer größeren Stadt zu standesgemäßer Gesittung heranbilden zu lassen. Marianne lernt nun noch viel und gern, bekommt geistigen Hunger, wird ehrgeizig, hört und sieht echte Kunst und vergleicht sich mit andern. Als sie fast 19jährig Hannover verläßt, ist sie in jeder Hinsicht anspruchsvoller

Kulturmensch geworden und den dürftigen Verhältnissen der Kleinstadt entfremdet. Sie paßt nicht mehr in jenen Rahmen; die Großmutter stirbt, man will sie auch gar nicht dort halten, denn womit soll sie ihren Lebenstrieb sättigen? Schon durchkämpfen die Schulfreundinnen das unfruchtbare Leiden unausgefüllter Jugend, langsam verkümmernd an ungestillter Sehnsucht nach Frauenglück, das doch im Kreise der kleinstädtischen Honoratioren nur Wenigen beschieden ist. Denn die jungen Männer gehen fort, oft für immer, oder sie kehren mit einer Gefährtin zurück. Die Mädchen bleiben daheim bei alternden Eltern, nur die Stärksten reißen sich los, um gleich den Brüdern draußen befriedigende Arbeit zu suchen. Lemgo, die einstige Hansestadt, war wie eine von der neuen Zeit vergessene Schönheit, ihr Leben ein stiller Tümpel ohne frischen Zufluß — aus dessen morastigem Untergrund manchmal böse Blasen aufstiegen: häßlicher Klatsch, boshafte Intrigen.

Nun ist Marianne heimatlos. Eduards belastetes Dasein kann sie nicht teilen. Die Oerlinghauser Familie sucht sie bei sich einzuwurzeln; Annas kinderreiche jüngere Schwester Alwine, deren Gatte Teilhaber der väterlichen Firma geworden ist, eine warme und tiefe Frau, nimmt das Mädchen liebevoll auf. In diesem überaus harmonischen Familienkreise soll sie sich helfend für die künftigen Aufgaben der Hausfrau und Mutter vorbereiten. Das scheint nun hohe Zeit. Irgendwann wird sich ja wohl ein passender Mann für sie finden, wenn auch die Aussichten auf dem Lande für das geistig anspruchsvolle Mädchen nicht gerade günstig sind. Aber Marianne ist atypisch veranlagt und rebelliert innerlich gegen dies überlieferte Mädchenschicksal. Die kleinen häuslichen Pflichten in einem Kreise, der ihrer Hilfe im Grunde nicht bedarf, scheinen ihr unwichtig, ihr mangelt die Gabe des Zugreifens; dienendes Helfen kostet sie Ueberwindung, das harmonische, aber ereignislose ländliche Dasein, in dem die Männer dem Geschäft, die Frauen ganz Haus und Kindern gehören, bietet weder dem strebsamen Geist noch ihrem Lebenshunger Nahrung. Da sind keine Gegenstände zur Entfaltung ihrer Eigenkraft. Sie fühlt ihr pulsendes Leben zum Stillstand verurteilt. Die Tage strömen nicht, sie schleichen. Sie langweilt sich einfach halb krank, ist tief unglücklich und hat dabei ein schlechtes Gewissen. Die Familie spürt ihr Fremdsein mit wachsendem Unbehagen, hätte gern ge-

holfen, aber wie? Das Mädchen entspricht leider so gar nicht dem heilig gehaltenen Ideal von Weiblichkeit, dem die Männer anhängen, das alle Frauen dieses Kreises prägt, und offenbar hat die Institutszeit, mit ihrer straff geregelten Arbeit und reichen Anregung, sie auch noch für das Landleben verdorben! Was nun? Ein Beruf? Das ist ja doch nicht nötig. Ein Beruf für die Frau hat nur Sinn, wenn man arm ist und auf Heiratsaussichten verzichten muß. Karl Webers Enkelin braucht und darf kein Geld verdienen, was hätte »die Welt« dazu gedacht! Das Mädchen selbst ist auch ratlos. Lehrerin werden, wie die immer überlasteten Tanten oder gar Krankenpflegerin? Nein, das verlockt nicht und ist ja kein Muß. Studieren? Man hört von fern, daß einige energische Frauen in der Schweiz Medizin studieren. Das ist indessen allzu ungewöhnlich, und sie schaudert auch vor den Anforderungen dieses Berufs. Sie ist zwar tapfer, aber nervös und nicht heroisch veranlagt.

Als Marianne 21 Jahre alt ist, erbarmt sich die Charlottenburger Familie und lädt sie für einige Winterwochen ein. Nun darf sie sich füllen mit der geistigen Luft dieses Hauses und den Kulturschätzen der Großstadt. Der schnelle Rhythmus Berliner Lebens durchrauscht ihre Adern, das ist endlich Leben! Die Eindrücke sind kaum zu bewältigen. Der Assessor Max führt sie auf ihren ersten Ball und beonkelt sie wohlwollend. — Sie lernt zum erstenmal einen Kreis angeregter junger Männer kennen. Unter allen erscheinen ihr doch die drei erwachsenen Vettern als die stattlichsten und bedeutendsten. Die beiden Jüngeren sind ausgesprochen schön, nicht so der Assessor. Er legt gar kein Gewicht auf sein Aeußeres, ist korpulent, trägt den birnenförmigen mensurzerhackten Schädel kurz geschoren. Ein fein geschwungenes Lippenpaar steht in seltsamem Kontrast zu der großen unmodellierten Nase, der dunkle Blick versteckt sich oft hinter den überschneidenden Brauen.

Nein, dieser Koloß ist nicht schön und nicht jugendlich, aber in jeder Gebärde ein machtvoller M a n n und trotz seiner Massigkeit von geheimer Anmut der Bewegung. Wie elastisch sein Schritt ausgreift, wie die Hände sprechen! Ab und an schießen die Augen Blitze: gütige, zornige, schalkhafte — und ab und an durchbricht sein eigentümliches Für-sich-sein befreiender Humor, teilnehmendes Verstehen, ritterliche Güte. — Aber mehr als die jungen Leute und all das berauschende Leben bedeutet dem

Mädchen die mütterliche Liebe Helenens, die zwar die neue Nichte auf die »Treue im Kleinen«, und den Wert des Helfens und Dienens verweist, ihr aber zugleich ein Recht auf außerhäusliche Arbeit und Loslösung von der Familie zuerkennt. Zum erstenmal fühlt das Mädchen ihr Eigensein nicht als nur unweiblich und egoistisch gesehen, sondern so wie es ist, bejaht. — Sie kehrt mit ernsten Vorsätzen in den Oerlinghäuser Kreis zurück, beruhigt durch das Bewußtsein, sich irgendwann den Weg zu ihrem eignem Leben suchen zu dürfen. — Eros hat sie noch nicht berührt. Aber daheim in der Stille des Landlebens steht die Gestalt des merkwürdigen Vetters in ihr auf und nimmt ganz im geheimen immer größere Umrisse an. Er gab sich so schlicht, schmucklos, ja beinahe nüchtern, erschien gar nicht »dämonisch« und beschäftigt dennoch die Phantasie. Seinen Geist zu ermessen, hat sie noch kaum die Organe, sein Schicksal ist ihr verhüllt, aber aus der Distanz fühlt sie sein menschliches Gewicht, seine Seele. —

Nach vielen Beratungen und da, nach abermals einem Jahr, nichts andres passiert ist, willigt der Patriarch ein, daß Marianne sich das Ziel setzt, ein bescheidenes Zeichentalent auszubilden. Im Frühjahr 1892 geht sie nach Berlin. Dort findet sie nun endlich, was sie braucht: straffe, auf Leistung gerichtete Arbeit und dann das Charlottenburger Haus. Es ist ein Uebermaß an Reichtum, den sie sich nur gönnen kann, wenn sie sich irgendwie äußerlich und innerlich abplagt, wozu sich denn auch immer Gelegenheit bietet. Unbefangenes Genießen des Augenblicks ist dieser, um ihre Form ringenden Seele selten vergönnt; sie hat zu viel mit sich selbst zu tun, und zu unbewältigt ist das Verhängnis ihrer Jugend, das Leiden der Lieben. — So besitzt sie ein feines Gehör für das Leiden andrer, versteht vor allem Helene, ahnt ihr Schicksal, fühlt ihre unerreichbare Güte und Reinheit, verehrt und liebt sie hingebend, läßt sich willig von ihr erziehen, obwohl ihr gleich klar ist, daß sie — ein Erdenkind — aus ganz andrem Stoff als diese heilige Frau gebildet ist — und immer bleiben wird. »Bei Dir wird einem das Herz immer weit für die ganze Menschheit!« Helenens Töchter sind noch zu jung, und mit ihnen durfte sie ja auch die häuslichen Schwierigkeiten nicht teilen — so wird Marianne ihre Vertraute, noch bevor Helene ahnt, daß sie ihr künftig Tochter werden soll.

Als das Mädchen nach 1½jähriger Zwischenzeit den Assessor zum erstenmal wiedersieht, weiß sie sogleich, wie es mit ihr steht

weiß auch, daß sie nur dann in seiner Nähe bleiben kann, wenn niemand ihre Liebe ahnt. Sie hört auch von der zarten, holden Emmy, ihrem rätselhaften Kranksein, und wie nahe sie Helene steht. Das übrige ahnt sie. Das Geheimnis stört sie gar nicht, sie will vorerst nur lieben und in der Nähe des Geliebten atmen.

Im Herbst 1892 reist Weber nach Süden, um zum erstenmal nach 5 Jahren die Freundin wiederzusehen, die in einer schönen Heilstätte eine zweite Heimat gefunden hatte. Sie wurde ihrer Krankheit mehr und mehr Herr und nun andern Leidenden Helferin und Halt. Als er Marianne davon erzählt, fühlt sie, daß er die Freundin aufgesucht hat, um sich klar zu werden, wie sie beide miteinander ständen — und daß er mit der Vergangenheit abgeschlossen hat. Sie macht sich auch ihre Gedanken, warum es gerade jetzt geschehen ist. Nun bekommt ihr Gefühl eine dunklere Farbe, sie beginnt auf Erfüllung zu hoffen. Aber der Weg dahin führt am Abgrund entlang. Ein Freund des Assessors, den Helene bemuttert, wirbt um Marianne. Sie ist zu benommen, um es zu bemerken. Sie spürt nur, daß der Vetter sein Wesen verändert und sich wieder in sich zurückzieht. Helene wünscht brennend jenen Bund mit ihrem jungen Freund, in dem sie für beide ein hohes Glück sieht. Und »ihre Augen waren gehalten«, um so mehr, als sie noch immer auf die Vereinigung von Max und Emmy hofft. Der Sohn hat sie ja besucht, und nun kommt die Kunde, daß das Mädchen langsam genese. — Man vergab Marianne ohne sie zu fragen. Heillose Verwirrung entstand. Helene fühlte sich ihrem jungen Freunde verantwortlich, sie litt unter Schuldgefühlen ihm gegenüber bis an die Grenze seelischer Erkrankung. Der Augenblick gebot allseitige Entsagung. Sie schien das einzig Würdige, das einzig Ertragbare. Weber schrieb einen Brief an das Mädchen, der wie kein andres Dokument sein Jugendschicksal und sein damaliges Wesen beleuchtet.

»Lies diesen Brief, Marianne, wenn Du gefaßt und ruhig bist, denn ich habe Dir Dinge zu sagen, welche zu hören Du vielleicht nicht vorbereitet bist. Du glaubst — denke ich — wir seien miteinander am Ende, und ich würde Dich auf den stillen und kühlen Hafen der Resignation verweisen, in welchem ich selbst seit Jahren vor Anker gelegen habe. Aber dem ist nicht so. —

Zunächst eines: verstehen wir uns irgend, so brauche ich Dir nicht zu sagen, daß ich n i e m a l s einem Mädchen meine Hand zu bieten wagen werde wie ein freies Geschenk, — nur wenn ich

selbst unter dem göttlichen Zwang der vollen bedingungslosen Hingabe stehe, darf ich sie auch meinerseits fordern und annehmen. Dies damit Du mich im folgenden nicht mißverstehst. — Und nun höre. —

Ich kenne Dich, Du wirst es Dir selbst sagen, seit wenigen Tagen, denn Du warst mir ein Rätsel in Vielem, was ich jetzt begreife. Du aber kennst mich nicht, es kann nicht sein. Du siehst nicht, wie ich mühsam und mit wechselndem Erfolge die elementaren Leidenschaften zu zügeln suche, welche die Natur in mich gelegt hat; aber frage meine Mutter; ich weiß es wohl, daß ihre Liebe zu mir, die mir den Mund schließt, weil ich sie nicht entgelten kann, darin wurzelt, daß ich in moralischer Beziehung ihr Sorgenkind war. — Seit Jahren hat mich niemals der Gedanke berührt, daß das reiche Herz eines Mädchens meinem nüchternen Wesen nahe kommen könnte, deshalb war ich blind und auch bei Dir meiner Meinung sicher.

Als ich nun die Neigung meines Freundes zu Dir wachsen sah und zu erkennen glaubte, daß Du sie erwidertest, vermochte ich mir nicht zu erklären, warum, — einmal und wieder — ein schweres dumpfes Gefühl, wie von Trauer mir kam, wenn ich Dich ansah und dachte, daß ich Dich an seiner oder an der Seite eines andren durchs Leben würde gehen sehen. Ich hielt es für die selbstische Empfindung dessen, der resigniert hat, beim Anblick fremden Glückes, und unterdrückte es. Aber es war etwas anderes. Du weißt was. Ueber meine Lippen darf das Wort nicht, denn ich habe eine doppelte Schuld an die Vergangenheit zu zahlen und weiß nicht, ob ich es kann. Du weißt von beiden, aber trotzdem muß ich davon sprechen.

Zuerst die Ereignisse der letzten schweren Tage. Schwerer als Du jetzt irgend zu ermessen vermagst, haben wir beide, aber durch meine Schuld allein, das Lebensglück meines Freundes getroffen. Seine reine Gestalt steht zwischen uns. Er weiß, was ich Dir hier schreibe, und er ist männlich und klar. Aber ich weiß nicht, ob und wann die Stunde kommen kann, wo er unbefangen und o h n e das Gefühl des Verzichts, sondern lebendig mitempfindend Dir ins Auge sehen könnte, wenn Du an der Hand eines andern vor ihn trätest. Solange das nicht ist, kann ich nimmermehr auf dem Grunde seiner Resignation mir ein eignes Lebensglück bauen. Denn es fiele ein Schatten aus der Ver-

gangenheit auf das Gefühl, welches ich dem Weibe an meiner Seite zu bieten vermöchte.

Aber von noch Schwererem habe ich zu sprechen.

Durch meine Mutter weißt Du, daß ich — wie ich jetzt glaube — dem reinen Herzen eines Mädchens nahe kam, vor jetzt 6 Jahren, Dir ähnlich in manchem, anders in andrem. Aber Du kennst nicht die ganze Schwere der Verantwortung, die ich, damals im Verkehr mit Mädchen noch ein halber Knabe, auf mich genommen habe; ich selbst erkannte sie erst spät, und sie ist eine Mitgabe für's Leben. S i e hat, das sah ich erst später, besser als ich gefühlt, wie es um mich stand. — Lange zweifelte ich, ob wir miteinander abgeschlossen hätten. Um Gewißheit zu erlangen, fuhr ich im Herbst nach Stuttgart. Ich sah sie, die Erscheinung und Stimme von ehedem, — und sieh, es war, als ob eine Geisterhand ihr Bild im Hintergrund meines Herzens auslöschte, denn es war eine andre Gestalt, als in mir gelebt hatte, wie aus einer andern Welt, die mir entgegentrat. Warum? ich weiß nicht. Wir schieden, so dachte ich, für das Leben. —

Da hörte ich Weihnachten, daß die Aerzte den Grund ihres fortdauernden Leidens nicht zu finden vermochten und auf eine n o c h dauernde geheime Neigung schlossen. Und ich forsche vergebens in m i r nach endgültiger Antwort auf die Frage: ist es möglich, daß ich, der ich glaubte ihr zum Abschluß mit jener Neigung zu helfen (wenn sie vorhanden war), in ihr die Hoffnung weckte? — Jetzt kommt die Nachricht, daß sie zu gesunden beginne und selbst glaube, und doppelt schwer lastet der Zweifel auf mir: ist es Hoffnung oder Verzicht, was ihre Nerven erstarken läßt? Wie dem auch sei, auch von ihr könnte ich einen kühlen Verzicht, Resignation, nicht annehmen; ich darf nicht tot für sie sein, wenn ich für eine andre leben soll, und deshalb muß ich ihr in's Auge sehen und erkennen, ob ihr Herz lebendig mitschlägt, wenn ich das Lebensglück, welches sie mir gebracht hätte, hätten nicht Vorurteile, meine äußere Aussichtslosigkeit in der öden Referendarszeit und auch meine Schwachheit dazwischen gestanden, von einer andren empfange. Aber wann wird das sein? Ich weiß es nicht. —

Und nun frage ich Dich: Hast Du Dich innerlich losgesagt von mir in diesen Tagen? oder den Entschluß dazu gefaßt? oder tust Du es j e t z t? W e n n n i c h t, d a n n i s t e s z u s p ä t, wir sind dann aneinander gebunden, und ich werde

hart gegen Dich sein und Dich nicht schonen. Ich sage Dir: Ich gehe den Weg, welchen ich muß und den Du jetzt kennst. — Und Du wirst ihn mit mir gehen. — Wohin er führen wird, wie weit er ist, ob er uns zusammenführt auf dieser Erde, das weiß ich nicht. Und wenn ich auch jetzt weiß, wie groß und stark Du bist, stolzes Mädchen, so kannst Du dennoch erliegen, denn gehst Du mit mir, so trägst Du nicht Deine Last allein, sondern die meine mit, und Du bist es nicht gewohnt, solche Wege zu gehen. Darum prüfe uns beide. —

Aber ich glaube, ich weiß, wie Du entscheidest. Hoch geht die Sturmflut der Leidenschaften und es ist dunkel um uns, — komm mit mir, mein hochherziger Kamerad, aus dem stillen Hafen der Resignation, hinaus auf die hohe See, wo im Ringen der Seelen die Menschen wachsen und das Vergängliche von ihnen fällt. Aber b e d e n k e: im Kopf und Busen des Seemanns muß es klar sein, wenn es unter ihm brandet. Keine phantasievolle Hingabe an unklare und mystische Seelenstimmungen dürfen wir in uns dulden. Denn wenn die Empfindung Dir hoch geht, mußt Du sie bändigen, um mit nüchternem Sinn Dich steuern zu können.

Gehst Du mit mir, so antworte mir n i c h t. Dann werde ich Dir, wenn ich Dich jetzt wiedersehe, still die Hand drücken und die Augen nicht vor Dir niederschlagen, und Du sollst es auch nicht tun.

Lebe wohl, schwer legt sich das Leben auf Dich, Du mißverstandenes Kind, — ich sage Dir jetzt nur: Ich danke Dir für den Reichtum, den Du meinem Leben gegeben hast, und meine Gedanken sind bei Dir. Und nun noch einmal: Komm mit mir, ich weiß Du kommst.«

Als das Mädchen diesen Brief las, erschütterte sie das Unnennbare, Ewige. Sie begehrte nichts weiter. Ihr Dasein sollte hinfort ein Dankopfer sein für das Geschenk dieser Stunde. Aber ach! Wie schwer war das Warten als die Ekstase verklang. Denn die Entsagung war ja nun in Hoffnung gewandelt. Es wurden Briefe getauscht zwischen Ida und Helene. Einige Monate nach dem Geschehen — sie schienen lang — dürfen sich Max und Marianne verloben. Helenens Seele ist noch krank, aber sie kann nun das Neue ertragen, und sie hat ja das Mädchen längst als Tochter ans Herz genommen. So beginnt sie sich leise und selbstlos der Zukunft ihrer Kinder entgegenzufreuen. —

Als der Sohn die Braut bei der gemeinsamen Familie aufsucht, gibt sie ihm folgenden Segensgruß mit: »Max, der gleich geht, bringt Dir nur einen Herzensgruß. Frohen und dankbaren Herzens lasse ich meinen »Großen« ziehen, ich weiß ja, ich verliere ihn nicht, sondern erhalte ihn mit doppeltem Reichtum zurück, und so wird mir die Scheidestunde nicht schwer, wie wohl mancher armen Mutter. — Alles was ich nun versäumt und verkehrt gemacht, Du weißt's ja und auch er, das bringt Ihr beide in gegenseitigem Erziehen und Tragen noch zur Vollendung, und das eine, liebe Kinder, lernt als warnendes Beispiel: Tragt Freude und Schmerz gemeinsam, es ist Gottes Wille, daß wenn dem einen etwas schwer wird, der andre helfe und nicht aus Liebe oder Scheu feige und falsche Rücksicht übe. Max weiß, daß er darin noch viel zu lernen hat, und er wird daran denken mir zuliebe. Gott mit Euch! Die Liebe bleibet immerdar. Deine Mutter.«

Ueber dem werdenden Glück liegt der Hauch aller durchlebten, fremden und eignen Schmerzen. Dieses Brautpaar kann und darf nichts abschütteln, hat sein Jung-sein noch vor sich und lernt es langsam. Vor allem bei dem Manne löst das ihm neu zuströmende Leben nur allmählich die Verkrustung des Wesens durch Schuldgefühl, Entsagung und Verdrängungen aller Art. — Er erspart sich nichts. Gleich nach der Verlobung reist Weber nach Straßburg, um sich mit Ida auszusprechen, die ihm zweite Mutter gewesen ist. Es zeigt sich, daß auch sie Jahre lang zwischen Hoffnung und Furcht für ihr Kind geschwankt hat. Noch einmal steht seine ganze jugendliche Verantwortung vor ihm auf: Das qualvolle Wartenlassen eines zarten liebenden Mädchens auf das entscheidende Wort, das niemals gesprochen wurde. — Er schreibt von dieser herzbewegenden Reise unterwegs an die Braut:

— — — — »Auf der Reise fand ich in meiner Manteltasche Münchenhausen Band 2, der darin stecken geblieben war, und statt aller vorgehabten Rezensionsschreiberei las ich die Geschichte der blonden Lisbeth. Wenn ich dabei an mein braunes westfälisches Mädchen dachte, so wurde mir klar, daß Du in manchen Stücken eine Lisbeth, noch klarer aber, daß ich in keinem Stück ein Oswald sei. Welch einen alten Junggesellen hast Du Dir zu eigen genommen, mein Kind — mir ist zuweilen noch ganz bedrückt zu Mut, als ob ich das Objekt einer ungeheuerlichen Geschmacksverirrung bei Dir wäre, die eines

schönen Tages verfliegen könnte. Aber weiter. In Heidelberg wurde ich von Beneckes Hause aus, an dem ich vorbeifuhr, erkannt und ging zum Abendessen hinüber, mit der üblichen, wahrhaft rührenden Freude von diesen selten herzensguten Menschen empfangen — nur Dora (Emmys Freundin) schien noch unter dem Druck der letzten Ereignisse zu stehen und war herzlich, aber recht still. Auch mir wurde die Vergangenheit lebendig, und ein längst nicht mehr gekanntes Gefühl von Weichheit überkam mich, als ich am Neckar nach Hause ging. In unzähligen glitzernden Strahlen bricht sich das Mondlicht auf dem unaufhaltsam vorbei rauschenden Wasser, und das Schloß, von hinten beleuchtet, blickt dunkel darüber, die Konturen der Vorderfront undeutlich und unentwirrbar wie die Zukunft. Vom Bett aus sah ich auf diese dunkle, große und drohende Masse, inmitten des Mondlichts — als ich aber aufwachte, sah ich in dem Grün, von welchem es umrankt ist, die fröhlichen Vorboten des Frühlings. — — — — Es ist sehr warm hier und die Fahrt nach Straßburg war fast sommerlich. Die Tante kam mir sehr herzlich entgegen, und wir saßen nach Tisch lange Stunden im Garten zusammen und sprachen über alles. Es ist in der Hauptsache gewesen, wie ich mir gedacht habe — ich schreibe Dir noch darüber, wir sind noch nicht ganz am Ende. Mein Gefühl von Verantwortung ist nicht geschwächt, es bleibt mir dauernd, das sehe ich, aber sei ruhig, mein Kind, ich habe es verarbeitet, lange schon, und es ist keine Quelle der Erregung für mich mehr, das war nur unter dem Druck der Situation in letzter Zeit so — ich bin mir bewußt, schwere Fehler begangen zu haben, aber nichts, dessen ich mich zu schämen hätte. Im Sommer mußt Du die Tante und Emmy in Stuttgart kennen lernen, das habe ich mir ausbedungen, und ich weiß ja, wie gern Du mir das zuliebe tust.«

»— — — — — Ich bin noch nie in meinem Leben so müde gewesen wie jetzt eben. Es trägt wohl auch dazu bei, daß die Straßburger Tage vorausgingen. Sie boten mir das Ungewohnte, daß ich nichts tat als still sitzen, um im fortgesetzten geistigen Verkehr mit meiner Tante Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges mehr vom Empfindungsstandpunkt aus, als mit einem praktischen Ziel zu erörtern. Das widerspricht meinen Gewohnheiten sehr, und Du hast meinem Brief die große Ermattung, die es mir brachte, wohl angemerkt. Trotzdem hat es ihr und mir wohlgetan, und wenn ich auch jetzt das Gefühl habe, aus einer

Art Knochen- und Seelen-Mühle zu kommen, so wirst Du mein Liebling, wenn ich Dich erst wieder im Arm habe, wohl merken, daß ich einen Schritt weiter gekommen bin in der Verarbeitung alles dessen, was die Vergangenheit auf mich gelegt hat. — Dann wirst Du auch nicht mehr meinen, mein Kind, wie Du in Deinem letzten Brief schriebst, ‚ich hätte Dir etwas zu verbergen'. Was sollte das sein? Du kennst ja die Vergangenheit und meine inneren Beziehungen dazu und weißt, daß meine Sorge allein dahin gerichtet ist, ein möglichst zugleich herzliches und unbefangenes Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen und uns so jede Möglichkeit, als sei unser Glück aufgebaut auf stummer und schmerzlicher Resignation anderer, zu ersparen«.

Als die Freundin ihm dann, nachdem sie von seiner Verlobung erfahren hat, einen herzlichen, schwesterlichen Brief schreibt, antwortet er ihr folgendes:

»Meine liebe Emmy, seit Jahren habe ich selten über einen Brief eine so reine Freude empfunden, wie gestern über Deine freundlichen Zeilen zu meinem Geburtstag, denn sie zeigten mir — was ich gehofft —, daß wir uns so nahe geblieben sind, wie immer, und daß ich die gleichaltrige Schwester, welche ich stets schmerzlich entbehrt habe, in Dir behalten werde. Ich habe stets — Du weißt es — die Frauen und Mädchen, welche mir entgegentraten, an Deinem Wesen gemessen, und es war für meine grob angelegte Natur ein gütiges Geschick, daß ich mich innerlich genötigt fühlte, das andre Geschlecht durch Deine Augen anzusehen. Ich habe das auch getan gegenüber derjenigen, für deren Lebensglück ich jetzt verantwortlich geworden bin, und ich denke, das bleibt so. — Wir haben einander im Herbst nur flüchtig gesehen und gesprochen. Damals vermutete ich noch nichts davon, daß es mir beschieden sein könnte, eine solche Verantwortung für ein fremdes Leben auf mich zu nehmen. Ich war — Du hast es, glaube ich, aus meinen früheren Briefen erkannt — in den letzten Jahren, an deren unerfreuliche Oede ich mit Grausen zurückdenke, in eine derart völlige, nicht von einer gewissen Bitterkeit freien, Resignation versunken, daß ich, soweit nicht reiche und schöne Erinnerungen an frühere Jahre einen wehmütigen Schein in mein Bücherstuben-Dasein warfen, ausschließlich in der, ich möchte sagen, automatischen Fortsetzung meiner pflichtmäßigen Berufsarbeit aufging, sehr zum

Kummer — wie Du empfinden wirst — meiner Mutter. Ich weiß nicht, wie eingehend Deine Mutter Dir die Vorgeschichte meiner Verlobung bei ihrem kurzen Aufenthalt erzählt hat — ob Du also weißt, daß ich durch diese Resignation auch andren schweres Leid bereitet habe. Unfähig zu glauben, daß die Neigung eines reichbegabten Mädchens mir gelten könnte, deutete ich das Gefühl meiner Marianne auf einen meiner nächsten Freunde, der seinerseits ein tiefes Interesse an ihr gewonnen hatte, — nicht ohne, daß ich dabei etwas zu überwinden gehabt hätte, was ich damals nicht verstand. Erst die für meine Mutter und für Marianne schwer erregende Katastrophe, welche das Ergebnis seiner von mir begünstigten Werbung war, zeigte mir, daß meine Augen unnatürlich getrübt gewesen waren.

Ich bin ein seltsam viel reflektierender und in manchen Beziehungen über meine Jahre hinaus alt gewordener Bräutigam; damit muß meine Braut, die das nach der Vergangenheit und nach diesen Ereignissen begreift, wie Du es auch begreifen wirst, vorerst etwas Nachsicht üben. Aber freilich ist es wahr, daß die Welt mir sehr anders aussieht, als noch im letzten Herbst, denn es sind schwere und große Aufgaben rein menschlicher Art, denen ich nun entgegengehe, und an die es sich lohnt, seine Kräfte zu setzen, wenn sie auch äußerlich in unscheinbarerem Gewand auftreten, als das, was der auf dem Markt des Lebens sich vollziehende Männerberuf uns sonst an Zielen zu bieten pflegt. Ich habe aber unter andrem gerade im letzten Herbst bei meinem, wenn auch leider kurzen, Aufenthalt im Ottilienhaus den ganzen innerlichen Reichtum und die stille Größe schätzen gelernt, die sich in die äußerlich so kleinen und unscheinbaren Dinge und Vorgänge des alltäglichen Lebens hineinlegen läßt. Und ich habe, da ich dem Wert des männlichen Berufs niemals eine mehr als äußerliche Achtung entgegengebracht habe, soweit eben nicht die Pflicht »mit seinem Pfunde zu wuchern« in Frage kommt, eine tiefe Sehnsucht, daß mir solche alltäglichen, rein menschlichen Aufgaben gestellt werden möchten, und das ist ja, wie das Leben eingerichtet ist, für uns M ä n n e r — im Gegensatz zu Euch — nur im eignen Haus der Fall.

Sehr herzlich würde es mich freuen, könnten wir öfter voneinander hören — aber ich möchte Dich nicht drängen, mehr zu korrespondieren, als die Schonung, deren Deine Kräfte doch

gewiß noch bedürfen, gestattet. Auf Wiedersehen! In brüderlicher Liebe und Freundschaft Dein Max.«

Kurz vor seiner Hochzeit richtet er folgende Zeilen an die Freundin:

»Meine liebe Emmy, längst hätte ich Deinen lieben, mich so tief bewegenden Brief beantwortet, hätte ich nicht bis vor kurzem noch die Hoffnung gehabt, Dir persönlich für all das Liebe zu danken, was Du mir gesagt hast. Das muß ich nun bis auf die Hochzeitsreise aufschieben, und deshalb schreibe ich Dir. Du kennst ja die Vergangenheit nun und weißt, weshalb es mir unmöglich gewesen wäre, n i c h t offen mit Dir mich über alles ausgesprochen zu haben, bevor ich meiner neuen Aufgabe entgegen gehe. Der Glaube, weder jemals einer Frau angehören zu können, noch befähigt zu sein, einem Mädchen nahe zu kommen, war, Du weißt es, die Folge meines langjährigen ungelösten Zweifels darüber, wie Du zu mir gestanden habest und ständest, und ich wäre über diese tiefe Resignation niemals hinausgekommen ohne Gewißheit über unser Verhältnis. Jetzt liegt die Vergangenheit klar vor uns, ich erkenne alle die Illusionen, die ich mir gemacht, die Fehler, die ich begangen und meine Verantwortung, und doch glaube ich fast, wir würden b e i d e diese Vergangenheit ungern n i c h t hinter uns haben. — Ich möchte sie um keinen Preis der Welt aus meiner Erinnerung auslöschen, denn ich habe an ihr erkannt, daß es Empfindungen gibt, die sich wandeln, aber niemals im Leben rosten und verderben. Nächst dem Bilde meiner Mutter ist es das Deinige in den vergangenen, oft öden und fast immer aussichtslosen Jahren gewesen, welches mir dasjenige Maß von Kraft zum Guten gab, welches ich besaß und mir erhalten habe, und ich danke es deshalb auch Dir, wenn ich mich stark genug fühle, um das große Maß von Verantwortung auf mich zu nehmen, welches in dem Bund mit einer Frau, die mir ihr Lebensglück anvertraut, für mich liegt. — Mit herzlicher Freude sehen meine künftige Frau und ich dem Wiedersehen mit Dir entgegen. Und nun leb wohl, Du kennst meine herzlichen Wünsche für Dich; — es ist mir noch nicht widerfahren, daß ich an einen Menschen mit einer so eigenen Mischung schweren Verantwortlichkeitsgefühls und zugleich Dankes und herzlicher Freude und Freundschaft gedacht habe, wie an Dich, mein Liebling, auf dessen Freundschaft ich so stolz gewesen bin. Und das bleibt so, ich weiß es. Und

wegen des »Sonntagskleides« sei unbesorgt — auch mich kennt meine künftige Frau nur im Feiertagsgewande, trotz aller meiner Gegenanstrengungen. In alter brüderlicher Liebe Dein Max.«

Auf diese Weise verknüpft Weber mit zarter Hand Gegenwärtiges und Künftiges mit dem zeitlosen Gehalt des Gewesenen, indem er an der Pforte eines neuen Daseins den Schleier von der Vergangenheit hebt. Er schenkt der Freundin seiner Jugend die Gewißheit, daß sie seine Liebe besessen hat und ihm teuer bleibt. — In seiner Hoffnung, auch sie möge das Jugenderlebnis nicht missen wollen, hatte er sich nicht getäuscht.

Was es ihr bedeutete, drückte Emmy Baumgarten nach Webers Tod in folgenden Zeilen aus: »Ich war die Jahre hindurch im Unklaren darüber, ob Max für mich mehr empfinde als eine herzliche Freundschaft, eine brüderliche Zuneigung. Im Jahre 1887, als er seine Uebung in Straßburg machte, ja, da schien es mir auch, als spräche etwas anderes noch aus seinem ganzen Benehmen mir gegenüber. Diese Zeit steht mir in verklärter Erinnerung, sie war die Schönste meines Jugendlebens, ich ging wie auf Wolken trotz der Bedenken, die schon damals nicht ausblieben. Wenn ich zurückdenke, so ist es stets mit der größten Dankbarkeit dafür, daß mir vergönnt wurde, durch ihn doch einmal dieses Wunderbarste kennen zu lernen und kurze Zeit auf den Höhen des Lebens zu wandeln.«

Sie selbst hatte längst in der Aufopferung für andre ihren inneren Schwerpunkt gefunden.

II.

Allmählich fordert die Gegenwart ihr Recht. Das Paar wächst in seine Freude aneinander hinein, und quellender Humor, schalkhafte Neckerei umflechten den Ernst. Die Verlobung soll noch geheim bleiben, aber Weber stellt fest: »Jedes Hornvieh sieht mich hier bedeutungsvoll an und fragt mich, ob mir etwas passiert sei? — ich hätte nie gedacht, so zu strahlen.« Er ersehnt mit Ungeduld die Begründung des eignen Hausstands — die den ganzen Sommer schwebende Berufung auf einen nationalökonomischen Lehrstuhl in Freiburg wird vorerst nicht perfekt; einerlei, dann heiratet man eben als Dozent mit der Aussicht auf Goldschmidts Vertretung. Alles was jahrelang im Elternhaus schweigend bewältigt ist, durchbricht nun die Dämme:

»Ich sehe mir morgens Deinen Kranz an und das grüne Band über mir und komme mir dann so vor, als sei ich in einem Hotel oder irgendwo aufgewacht, wohin ich nicht mehr gehöre. Mit der Arbeit will es nicht recht, man fühlt sich so im Uebergangsstadium, und ich bin von unendlicher Denkfaulheit befallen, die Du meinen Briefen wohl anmerkst. Der Grund ist wohl einfach; — ich habe es seit Jahren mit unendlicher Bitterkeit empfunden, daß ich nicht zu einer mich selbständig nährenden Stellung zu gelangen vermochte; irgendeinen Respekt vor dem Begriff des »Berufs« habe ich nie gehabt, da ich zu wissen glaubte, daß ich in eine ziemlich große Zahl von Stellungen einigermaßen hineinpaßte. Das Einzige, was mich reizte, war das eigne Brot, und daß es mir versagt blieb, machte mir das Elternhaus zur Pein. — Nun ist ja das Ende abzusehen, und anders als ich, der ich mich als wandernden Junggesellen sah, es je gehofft hatte. Die Konsequenz ist zunächst nichts als die Ungeduld, daß es endlich auch wirklich so weit sein möchte.«

Allerdings, die jungen Leute bedürfen beide noch der Vorbereitung für den Ehestand. Vor allem muß das Mädchen kochen lernen, bevor man ihr das leibliche Gedeihen des Mannes anvertrauen kann. Die Familie ist besorgt, ob sie das »linnene Sakrament« gebührend ehren, häusliche Tugend bewähren und den Alltag beherrschen wird. Weber fürchtet sich weniger, er will die Entfaltung ihres Eigenseins, ihre innere Freiheit und Selbständigkeit, — vor allem darf sie von vornherein nicht demutsvoll zu ihm als dem »hohen Stern der Herrlichkeit« aufsehen — aufrecht und stolz soll sie neben ihm stehen:

»Anbei zwei Briefe der mir außer Emmy nächststehenden Kusinen — — — an unsre Unterredung, deren Inhalt Du kennst, knüpft das Gedicht an, welches diese feinbesaitete, mit eigenartiger Grazie ihr Empfindungsleben frei beherrschende Natur Dir deutlich zeichnet, so sehr ich glaube, daß sie sich in bezug auf E i n e s, das Gefühl, welches sie als ‚Selbsterniedrigung' bezeichnet, in bezug auf Dich täuscht. — Denn mein Kind, nicht wahr? das trifft nicht zu? Davon verspürst Du nichts? W i r s t e h e n f r e i u n d g l e i c h z u e i n a n d e r.«

Aber auch Weber glaubt, daß seiner künftigen Frau das Bewußtsein ihrer Ebenbürtigkeit dann am besten gesichert sei, wenn sie in der Sphäre des Haushalts ein eignes, für ihn unangreifbares Herrschaftsbereich findet. Als sie ihn von ihrer

hauswirtschaftlichen Lehrstelle aus um belehrende Lektüre bittet — sie steht ja erst ganz in den Anfängen ihrer geistigen Entwicklung — entsetzt sich vor allem Helene: Wäre es nicht viel richtiger und näher liegend, wenn die Braut in den Mußestunden an ihrer Aussteuer nähte, sei es auch nur, um sich dabei in stillem Sinnen und Träumen in das Kommende zu versenken? So hatte Helene es in ihrer Brautzeit gehalten, und war dies nicht auch jetzt noch die angemessene Vorbereitung für das Gattungsschicksal? Der Bräutigam wird von den Bedenken der Mutter angesteckt und schreibt folgendes an sein Mädchen:

»— — — Soll ich Dir den Bebel noch schicken? Wenn Du willst, gleich, denn ich halte mich nicht zu Deinem Vormund berufen. Oder sollen wir ihn künftig zusammenlesen? Und wünscht Du jetzt noch mehr Lektüre? Ich habe Paulsens Einleitung in die Philosophie für Dich zurückgelegt, die er mir zugehen ließ, ein gutes und nicht zu schweres Buch, in das ich eben abends im Bett hineinzusehen pflege. Vor allem aber lebe jetzt Deinem Körper. Du mußt noch mehr Muskelkräfte bekommen und mehr nach Außen als nach Innen — sowohl in Dein als in mein Inneres — schauen, und darfst nicht mit solcher Verachtung an die ‚Nur-Hausfrauen' denken. Das meine ich in Deinem Interesse: Es gibt die nötige pièce de résistance, denn Du mußt ein Herrschaftsgebiet haben, auf welchem ich nicht, wie auf dem Gebiet des Denkens, mit Dir konkurriere. Du glaubst gar nicht, wie geringen Respekt ich vor der sogenannten ‚geistigen Bildung' habe; kräftige Unbefangenheit der Empfindung und in praktischer Tätigkeit imponiert mir — vielleicht weil sie mir selbst abgeht — und ich habe das Bedürfnis, mir imponieren zu lassen. Sieh, schon wieder eine Predigt, aber nimm's nicht für ungut, Du weißt ja, daß ich durchaus verstehe, was Deine Eigenart ist, nicht wahr? Ich möchte nur gern, daß Du ein für mich unangreifbares Gebiet hättest, einen, Dir nicht nur als unvermeidliches Uebel erscheinenden, hausfraulichen Pflichten- und Arbeitskreis, denn Du wirst es, das kann ich nur immer wiederholen, keineswegs so leicht mit mir haben, wie Dir vielleicht scheint. Und je mehr dann unser eigenstes Interessengebiet zusammenfällt und identisch ist, desto weniger unabhängig von mir stehst Du da, und um so leichter verletzlich bist Du für mich. Verstehst Du das, was ich meine? Aber natürlich: nur kein k ü n s t l i c h e s Sich-selbst-Beschränken.«

»Also die ‚Predigt' hat Dich nicht weiter choquiert? Nun um so besser. Der mangelnde Respekt vor geistiger Bildung sollte nur besagen, daß ich es für niemanden für ein Glück halte, wenn er die Befriedigung des Wissensdurstes für den eigentlichen Inhalt des Lebens und für das »was den Menschen zum Menschen macht«, erachtet, und die wirtschaftlichen Aufgaben, vor die er gestellt wird, nur als unvermeidliche Bürde der Existenz. Es ist empfindungsmäßig ein ganz gewaltiger Unterschied für das Verhältnis von Mann und Frau, ob das der Fall ist, oder ob es vielleicht der Frau unbewußt natürlich ist, in ihrer praktischen Stellung den Schwerpunkt ihrer Existenz zu suchen. Was mich anlangt, so ist mein Sehnen von jeher auf eine wirtschaftlich selbständige und praktische Wirksamkeit gerichtet gewesen, die mir durch die Verhältnisse versagt blieb. Die wissenschaftlich brauchbarsten neuen Gedanken sind mir nach meiner Erfahrung stets gekommen, wenn ich mit der Zigarre im Munde auf dem Sofa lag und ‚con amore' dachte, also nicht als Ergebnis eigentlicher Arbeit, und ich betrachte diese eigentlich geistige Produktion im engsten Sinn nur als Produkt von Freistunden, als Beiwerk des Lebens, und auch jetzt würde mir die Freude am gelehrten Beruf stets auf der praktisch-pädagogischen, nicht auf der eigentlich ‚gelehrten' Seite liegen. Das große Glück der Ehen unsrer westfälischen Verwandten hat seinen Grund gleichfalls in dem ausfüllenden und befriedigenden praktischen Beruf des Mannes. — Nichts ist mir greulicher als der Hochmut der ‚geistigen' und gelehrten Berufe. — Das war es, was ich meinte, und wenn ich sagte, Du würdest es mit mir nicht ganz leicht haben, so sollte das nur heißen, daß eben mein Pflichtenkreis mir nicht in dem Maße zusagt, daß ich Dir dieses unbewußte Glück ins Haus trüge, welches ein solcher bringt. Deshalb ist es eine Schwierigkeit für Dich, daß Du so verhältnismäßig wenig naiv-praktisch; um es so auszudrücken, bist.«

»Bist Du denn wirklich durch meine ‚Predigt' wieder ins Grübeln gekommen, mein Kind? ob Du wohl auch die ‚Richtige' seist? Ob ich an Dir etwas vermisse? Dann muß ich doch lieber den Mund halten. Du weißt doch, daß das Herz nicht nach den Qualitäten fragt und unbelehrbar ist. Aber der Verstand sagt mir, daß Du künftig eine festere und für Dich leichtere Position haben wirst, wenn der Schwerpunkt

nicht auf rein geistig-philosophischem Gebiet, um es so auszudrücken, liegt, sondern wenn Du als Grundlage eine für mich unnahbare Domäne praktischen Wirkens hast. Ich fürchte fast, Du hast das so verstanden, daß ich meinen früheren Wunsch, Du mögest an mich, in bezug auf Mitteilung und Gemeinsamkeit geistiger Interessen, möglichst hohe Ansprüche stellen, zurücknähme oder abschwäche? Im Gegenteil, mein Kind, die Sache ist die: ich darf, damit ein solches Zusammenleben auf ‚geistigem' Gebiet für Deine Stellung unbedenklich ist, niemals die — unbewußte — Empfindung gewinnen können, als seist Du um deswillen, weil ich auf diesem Gebiet naturgemäß über reichere Mittel verfügen werde, kraft längerer Arbeit in dieser Richtung, nun in jeder Beziehung abhängig von mir, und eben das könnte, scheint mir, leicht eintreten, wenn ich nicht das Bewußtsein gewänne, daß Du auf Deinem praktischen Gebiet ebenso eine unabhängige, von Dir beherrschte und Deine praktischen Interessen ausfüllende Stätte des Wirkens hast, wie ich in meinem Lehrberuf oder einem andern, der etwa mir beschieden sein sollte. Das Herz sagt, ‚es kommt mir vor, als seist Du eigens für mich auf die Welt gesetzt', — aber der Kopf fragt, ob ich wohl auch ebenso für Dich hingesetzt bin, und da glaube ich, unterschätzst Du die Schwierigkeit, mit mir auszukommen. Und deshalb mußt Du in einem festen Tätigkeitskreis, der Dir als solcher wertvoll ist, stehen, um nicht von meinen Temperamentsschwankungen abzuhängen.«

Aber das Mädchen tut doch, was ihr eigner Dämon sie heißt, obschon sie nicht ahnt, daß künftig der Haushalt nicht viel von ihr verlangen, daß aber das Glück ihrer Ehe einmal weitgehend von ihrer selbständigen geistigen Existenz abhängen würde. —

Weber hat in dieser Zeit noch ein gewaltiges Arbeitspensum zu bewältigen: Kolleg, die neue Landarbeiterenquete für den evangelisch-sozialen Kongreß, die Vorbereitung für einen agrarpolitischen Pastorenkursus im Herbst, aufgehäufte Rezensionen u. dgl. m. Er ist deshalb froh, daß das Haus sich wie allsommerlich leert: »Ich hoffe nun bald ganz allein zu sein. Seltsam, wie das immer auf mich wirkt. Die Arbeitsunlust, die mich seit Monaten verfolgt, schwindet, ich habe heut 100 Seiten physiologische Psychologie, 100 Seiten Erkenntnistheorie und eine italienische juristische Schrift gelesen, ohne daß in meinem Gehirn ein Heringssalat entstand und bin überhaupt seit langer Zeit einmal

wieder bei guten Geisteskräften. — Ob das nicht die Wirkung davon ist, daß man in meinem Alter nicht mehr in den Kreis des Elternhauses gehört? Der Aufschwung war nötig, denn es liegen ca. 30 zu rezensierende Bücher seit 6 Monaten da, ich bekomme grobe Briefe, und wenn ich sie auch grob beantworte, ärgert man sich doch, daß die Leute eigentlich recht haben.«

Als seine Braut vor der Eheschließung einige Wochen in Charlottenburg zubringt, beginnt sie ihm eifrig beim Ausziehen des Enquetematerials zu helfen. Diese Art Arbeit liegt ihr, und vor allem: sie ist eine Form der Gemeinschaft mit dem belasteten Mann. Es scheint ihr geboten, sich so bald wie möglich mit der Wissenschaft zu befreunden, wenn sie ihm innerlich nahe sein und dieser unersättlichen Konkurrentin nicht unterliegen will. Helene freut und sorgt sich zugleich. Sechs Wochen vor der Hochzeit Tintenfinger?! Wird dies Mädchen je an dem Alltag der Hausfrau, an dem »Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre« Genüge finden? Wird ihr nicht der Gattungsdienst ein schweres Opfer sein? Marianne denkt: »Alles zu seiner Zeit.«

* * *

Im Frühherbst wird in Oerlinghausen eine große Familienhochzeit gefeiert. Für Wina, bei der die Braut die verquälten Jung-Mädchenjahre verlebt hat, der liebevoll anmutigen Beherrscherin eines aufblühenden Geschlechts, ist es ein Fest, ihren schönen Landsitz so vielen bedeutenden Gästen öffnen zu können. Die dortige Familie ist seit der Verlobung sehr zufrieden mit Marianne. Man liebt hier Helene und die Ihrigen zärtlich und bewundert in dem Privatdozenten schon den bedeutenden Mann, vor dem eine »Zukunft« liegt. Daß dies absonderliche Mädchen ein solches Los ziehen würde — wer hätte es gedacht?

Die poesievolle großzügige Landschaft, die ihr kunstvoll eingefügten, herrlichen Gärten, sonst in der Stille träumend, kommen so recht zur Geltung als Rahmen des Festes. Otto Baumgarten traut das Paar in der Dorfkirche: »Die Liebe glaubt alles, hofft alles, duldet alles.« — Die Wissenden und Reifen durchzittert tiefe Bewegtheit. Da sind die Verwandten der Braut von Vaterseite, die sonst nie mehr in so frohes breites Leben verflochten werden; da ist ihr Vater, der menschenscheue, einsame Eduard; auch auf ihn fällt ein Schimmer von stolzem Glück, denn der Schwieger-

sohn hat mit Güte und genialer Menschenkenntnis verstanden, sein volles Vertrauen zu gewinnen. Da sind die Kaufherren mit ihren großen Familien, lauter besinnliche Menschen, die sich dem Gesetz strenger Pflichterfüllung und vornehmer Geschäftsmoral unterstellen und mit beruflicher Tüchtigkeit feine Gemütskultur verbinden. Da ist die Charlottenburger Familie, die in das ländliche Idyll den Atem bewegten bedeutenden Lebens und hoher Geistigkeit bringt. Wina umspinnt das Fest mit Blumen, Helene mit einer Fülle holder Verse. Die selbstlose Güte dieser Frauen und anmutige Gesittung bringt all die verschiedenartigen Elemente für diesen Tag zu harmonischem Zusammenklang. Aber auch kräftiger Humor waltet: Der orthodoxe Pfarrer des Orts, der die »Freigeistigkeit« des Amtsbruders, der das Paar getraut hat, beanstandet, legt an der Hochzeitstafel ein Bekenntnis zum Kreuze ab — sehr zur Befriedigung derer, die sich zum »kleinen Häuflein« zählen. Dagegen feiert Baumgarten seinen Freund, den Bräutigam, als »fröhlichen Esser, den Gott lieb hat«. Für Helene und das junge Paar empfängt das Glück des Tages seine Weihe durch bestandenes Leid.

SIEBTES KAPITEL.

DER JUNGE LEHRER UND POLITIKER.

Herbst 1893—97.

»Wir vertragen uns fast zu gut«, schrieb die junge Frau von der Hochzeitsreise. Aber einige kritische Augenblicke zeigten ihr doch die nervöse Reizbarkeit ihres Mannes. Sie soll über den weiteren Reiseweg entscheiden und weiß nicht, welche der verschiedenen schönen, aber unbekannten Möglichkeiten ihr lieber wäre. Da ärgert sich Weber ernstlich. Er, der in grundsätzlichen Angelegenheiten immer dem eignen Dämon folgt, verlangt zum erstenmal, daß ihm die Entscheidung einer praktischen Zweifelsfrage von der Gefährtin abgenommen werde. Das wiederholt sich auch später, oft in wichtigen Dingen, wie etwa, ob er einen an ihn ergangenen Ruf annehmen oder ablehnen soll.

Diese erste gemeinsame Reise gönnt Weber nur eine kurze Atempause. Gleich nach dem Einzug in die eigne Häuslichkeit beginnt der vom Ausschuß des evangelisch-sozialen Kongresses veranstaltete, volkswirtschaftliche Pastorenkursus, an dem er sich lehrend beteiligt. Er trägt Agrarpolitik vor, denn nichts interessiert ihn stärker. Daheim werden sogleich auswärtige Freunde beherbergt. Dem jungen Ehemann ist breite Gastlichkeit Bedürfnis, und es erfüllt ihn mit Genugtuung, seine Freunde nun endlich um den eignen Tisch sammeln zu können.

Freilich; Würde die junge Frau es leisten und überhaupt dem Haushalt gewachsen sein? Die ganze Familie wartet mit Spannung auf die häusliche Unfallstatistik, fast täglich schaut einer oder der andre zu den Mahlzeiten herein. Aber nichts Ungewöhnliches geschieht. Vielmehr — o Wunder — Marianne setzt, ebenso wie andre junge Frauen, ihre Ehre darein, allen Ansprüchen zu genügen, und weiß sich zu helfen. Dazu gesellt ihr das freundliche Geschick ein ostpreußisches Mädchen bei, für welche unterwürfige Dienstbereitschaft eine Gott gewollte

Daseinsform bedeutet, in der sie sich völlig auslebt. Sie schließt sich dem Paar mit hingebender Treue an. Erst ihr Tod löst nach 23 Jahren die Beziehung. Helene, die heimlich ernste Schwierigkeiten und eine Wolke von Unbehagen für die »Lehrjahre« befürchtet hat, bekommt den beruhigenden Eindruck, daß die Schwiegertochter guten Willens ist. Diese aber schreibt ihr: »Sieh, Du meinst, ich habe etwas gelernt im letzten Jahr — von wem denn wohl, unmittelbar und auf Umwegen? Mir fehlen die Worte, um Dir zu sagen, was Du uns bist, aber Du weißt es ja auch selbst.« —

Die Existenz des jungen Paares bleibt noch im Schatten des Charlottenburger Hauses und der Vergangenheit. Sie leben vor allem in engster Gemeinschaft mit Helene und teilen ihre mannigfachen, durch beständige Ueberanstrengung gesteigerten Schwierigkeiten. Weber senior ist aus dem Amt geschieden, und der noch vollkräftige Mann bleibt nun, kaum halbbeschäftigt, einen großen Teil seiner Zeit daheim. — Wie Helene ihr Dasein empfindet, und was ihr die innere Gemeinschaft mit dem jungen Paar bedeutet, drückt sie in einem zarten Gelegenheitsverse aus:

»Frühling ist's worden Kinder auch in Euren Herzen,
Reich setzt der Baum des Lebens Blüt' und Früchte an.
Still glücklich seh' ich's wachsen, denn ich weiß, daß was aus Schmerzen
Geboren ist, kein Sturm des Lebens Euch entblättern kann.
Was Ihr mir seid, nicht wißt Ihr's ganz, Ihr Beiden . . . .
Doch Kraft und Mut zum Leben kommt mir nur aus andrer Glück.«

Gegenwartsfrohe Entspanntheit, Tage, die nur das Eigenglück schwellt, sind den jungen Leute selten vergönnt. Sofern sie bewußt leben, geschieht es wesentlich für »Aufgaben« und »Andere«. Aber sie wünschen sich auch vorerst gar nichts anders — die Last-gewohnten Schiffe bedürfen des Ballasts, um ihre neue Straße sicher zu ziehen. — Das stille und sichere Beruhen in einfacher Daseinsfreude muß erst noch gelernt werden, das wissen beide. Freilich: kräftiger Humor und frohes Behagen, die Lust zum Necken und geneckt zu werden, durchsonnt den Ernst jedes Tages. Mit welch toll-derben Humoren Weber ab und an unbehagliche Situationen meistert, möge ein Brief zeigen, den er ein halbes Jahr nach der Heirat aus Posen an seine Frau schreibt, als er sich dort wieder einmal für zwei Monate in den

bunten Rock zwängen mußte. »Ich entgehe dem Schicksal nicht, heut ‚eingeladen', d. h. von einigen aktiven Kameraden, die dazu durch die Usance verpflichtet sind, einiges von dem unsagbar scheußlichen ‚Sekt', der hier für einen fast unter dem bayrischen Bier stehenden Preis verzapft wird, bezahlt zu erhalten unter der fatalen Bedingung, ihn auch zu trinken. Aus grundsätzlicher Anhänglichkeit gegen einen Fundamentalgrundsatz meines Lebens — den der sogenannten ‚Bierehrlichkeit' —, dessen Bedeutung Du zu würdigen wissen wirst — pflege ich diese strafbare Brühe denn auch vom Erdboden verschwinden zu lassen, und welches die Folgen für meinen Geisteszustand am Nachmittag sein werden, weiß kaum der Himmel, geschweige denn ich.

Jetzt ist die Sache bei mir schon weit wohnlicher, erstens findest Du das Lokal geheizt, zweitens einen Spirituskocher à 1 Mk. und Kakaobüchsen, aus welchen den Kakao morgens mit seinen schmutzigen Pfoten zu klauben, ich meinem Burschen erst untersagen mußte; Du siehst ferner in meinem Schlafzimmer in einem Glasschrank eine Serie Grätzer Bieres und allerlei Herrlichkeiten von Spickgans (!) abwärts bis zur ganz gemeinen Artillerie-Pferdewurst. Mein eigner, heute durch ein russisches Bad wie eine Galathee — oder wie hieß dies Marmorweib? ich verliere hier in der Schweinebucht jede klassische Ader — neu belebter Leichnam steckt sogar in einem Leinenhemd, was nur Sonntags passiert. Ja, ja, das alte verschmierte Kommißzweibein besinnt sich darauf, daß es Mensch und sogar mit einem höchst appetitlichen Frauchen verheiratet ist und also versuchen muß, von einem gewöhnlichen Schwein, wenigstens unter der Lupe, unterscheidbar zu werden. Fatal ist die Sache nur mit den Betten: meinem guten Gewissen wird kein entsprechend sanftes Ruhekissen geboten, ich finde in diesen viel zu kurzen und viel zu schmalen Kästen hier keine ausreichende Stätte, auf welche ich mein müdes Haupt und namentlich mein müdes Hinterteilchen entsprechend betten könnte: mein Vorgänger in der Wohnung, ein aktiver Kamerad, scheint in letzterer Beziehung mit einem höchst kümmerlichen Gewächs begabt gewesen zu sein, und hat im Lauf langjähriger Tätigkeit einen spitzen Winkel in die Matratze hineingelegen, den es mir noch nicht gelungen ist, in einen, meinen Verhältnissen entsprechenden stumpfen zu regenerieren.« (Posen, 11. 3. 94.)

Während Weber sich in Posen plagt, begibt sich daheim in

seiner Familie ein alle beglückendes Ereignis: Seine Schwester, die 18jährige Klara, verlobt sich mit dem Arzt Dr. Ernst Mommsen, Sohn des berühmten Gelehrten. Die Familien sind seit langem durch freundschaftliche Beziehungen verwoben, Theodor Mommsen fühlt sich besonders zu Helene hingezogen und setzt große Hoffnungen auf den jungen Forscher und Politiker Max. Er disputiert gern mit ihm und trägt ihm selbst hitzige Gefechte nicht nach. Einer seiner Söhne, Karl, ist dessen Schulfreund. Die beiden Häuser passen also ihrer geistigen Tradition nach ebenso gut zueinander wie das junge Paar selbst. Und wenn der greise Gelehrte sich bald an der morgenfrischen Anmut und quellenden Lebensfreude seiner neuen Tochter erquickt, so wird Helene durch Ernsts seelische Feinheit und sein einfühlendes Verstehen bereichert. Weber ist von dem Glück der jungen Schwester derart bewegt, als beträfe es ihn unmittelbar selbst — er hält es für die ihr einzig gemäße Bestimmung. Sie ist eine so andre Natur als er, ganz geschaffen zu erdhaftem Glück, und gerade an ihrer kräftigen, zugreifenden Unbefangenheit hat er sich so ergötzt. Nun dankt er dem Geschick, daß diesem Geschöpf eine andre Jugend zu teil wird als ihm selbst, — daß sie ohne seelischen Druck, Kampf und Komplikationen in die Sonne gestellt wird:

»Wenn ich mir nicht das Heulen abgewöhnt hätte, so hätte ich es heute morgen beim Empfang Deines lieben Briefs mit der Nachricht von diesem märchenhaften Glück exerziert. Mir ist nur das Eine schmerzlich, daß ich fort bin und meinen kleinen Liebling nicht als h e i m l i c h verlobte Braut zu sehen bekomme, — denn so weit ist ja die Sache, scheint es, gediehen? — Von Zeit zu Zeit fürchte ich immer wieder, es könnte sich um eine Mystifikation handeln, die Du mit mir vorgenommen hast, oder es könne alles wieder unter den Händen zerrinnen. Es ist schön, einmal zu sehen, daß es in der Welt auch vorkommt, daß solche sonnigen Naturen ungebrochen aus der Mädchenzeit das höchste Glück finden, was das Leben ihnen zu bieten hat — Erfahrungen und Enttäuschungen hält es für später noch reichlich bereit, warum sollte sie in jungen Jahren daran verkümmern? Heute ist es mir nicht möglich, mehr über das alles zu schreiben, ich muß erst noch einmal schwarz auf weiß von Dir s e h e n, daß das Ganze kein verspäteter Fastnachtsschwank ist. Klärchen sich als Schwiegertochter von ‚Onkel Theodor' oder wie man ihn jetzt nennen soll, zu denken, übersteigt vorerst noch meine Fassungsgabe.«

»— — — — Dies ganz fabelhafte und noch immer kaum zu glaubende Glück war doch nach allem, was einem in der letzten Zeit durch den Kopf ging, eine Erlösung, wie sie sonst nicht von dieser Welt ist. Aber diese Kleine! Sie hat mir ein sehr niedliches Kärtchen geschrieben und scheint sich mit der ihr eignen Unbefangenheit in die Situation gefunden zu haben. Manche Naturen bedürfen langen ungetrübten Sonnenscheins, damit sie gegen das Wetter fest werden, und sich wirklich entfalten, und dazu gehört doch auch dies Kind mit seiner noch ungebändigten Lebenskraft. Auf der weiten Welt wüßte ich bei noch so genauer Ueberlegung niemand, der als Mann so für sie paßte wie dieser. Freilich unter den Pantoffel wird er wohl gründlich kommen, etwas bedarf er dessen aber auch.« —

Die an diesen Bund geknüpften Hoffnungen erfüllten sich. Die neu entstehende Familie gedieh und breitete sich zu reichem Dasein aus. Und ganz wie ihr Bruder erwartet hatte: Klara entfaltete sich in der Sonne zu einer warmherzigen und überaus tatkräftigen, klugen Frau, dem Leben in jeder Hinsicht gewachsen und für Mann, Kinder und einen großen Freundeskreis durch ungebrochene kraftvolle Frische immer beglückend. Ihr Lebensbaum breitete sein Gezweig immer weiter aus, trug Früchte und Blüten zugleich.

* * *

Webers Berliner Lebensweise macht den Frauen doch manchmal Sorge. Ist es wirklich unumgänglich, daß er sich dermaßen mit Arbeit überhäuft? Der Lehrberuf — zirka 19 Stunden Kolleg und Uebungen — erfordert ohnehin genug Anspannung, zumal der seinen berühmten Lehrer vertretende, junge Professor sofort an den Prüfungen zu den juristischen Staatsexamina teilnehmen muß. Dazu dies Uebermaß selbstgewählter Aufgaben! Kaum ist die eine erfüllt, so bemächtigt sich der rastlose Geist schon einer neuen. Für gemeinsame Muße bleibt gar so wenig Zeit. Die zwei Monate beim Militär müssen nun auch noch nachgeholt werden. Draußen grünt und quillt der Frühling, aber es gelingt der jungen Frau selten, ihren Mann vom Schreibtisch und aus dem Häusermeer fortzulocken; eigentlich genügt ihm der Balkon, auf dem sich leicht eine Filiale des Schreibtischs einrichten läßt. Hier hat man ja frische Luft und ein Stück Himmel, auch einige bunte

Blumen. Sonst schweift freilich der Blick nur über spärlich begrünte Großstadthöfe, zum Stadtbahndamm, hinter dem weißliche Kalkwerke sichtbar werden. Ein gemeinsamer Spaziergang im Tiergarten ist schon ein Geschenk, so schreibt die junge Frau an Helene: »Denke Dir, der Max ist eine Stunde mit mir im Tiergarten spazieren gegangen, es war ihm ein wirkliches Opfer, und doch hat's ihm nachher auch Freude gemacht. Es ist sonst, wie ich mir dachte; er steckt bis an den Hals in Arbeit, ist furchtbar still, und ich habe das Gefühl, daß ich ihn nicht stören darf. —— Da ich ihn und seine Natur aber so ganz verstehe, wird es mir nicht schwer, in Geduld bessere Tage abzuwarten.«

Als die Frau einige Monate später ihm brieflich die Sorge äußert, daß er sich überanstrenge und seine Lebensweise ungesund sei, beruhigt Weber sie mit Ausführungen, die erkennen lassen, daß er trotz seiner ungewöhnlichen Leistungsfähigkeit nervös zeitweilig sehr belastet ist und sich keineswegs ganz sicher fühlt: »——— Mir geht es im Gesamt befinden so ohne Vergleich besser als in den Jahren vorher, wie ich nicht mehr — außer für ein viel höheres Alter — gehofft hatte, und wie ich auch während unsrer, für mich nach dieser Richtung sorgenvollen Verlobungszeit nicht glaubte. Nachdem ich nach jahrelangen Qualen widerwärtiger Art endlich von Innen heraus zum Gleichmaß gekommen war, fürchtete ich eine schwere Depression. Sie ist nicht eingetreten, wie ich glaube, weil ich das Nervensystem und das Gehirn durch anhaltendes Arbeiten nicht zur Ruhe kommen ließ. Deshalb u. a. auch — ganz abgesehen von dem Naturbedürfnis nach Arbeit — lasse ich so sehr ungern eine wirklich fühlbare Pause in der Arbeit eintreten, ich glaube, daß ich nicht riskieren dürfte, die eintretende Nervenruhe — denn die genieße ich mit dem Gefühl eines wirklich neuen Glücks — in Erschlaffung sich verwandeln zu lassen, solange ich nicht unzweideutig erkenne, daß das Rekonvaleszentenstadium definitiv überwunden ist.«

So überspannt er seinen Bogen weiter. Das Material der Pastorenenquete wartet noch der Verarbeitung, sie soll aber zuvor durch umfängliche Berechnungen der ostelbischen Bevölkerungsbewegung in den einzelnen Landkreisen unterbaut werden. Und schon drängt etwas Neues: das Spezialstudium des Börsenwesens. Er wird auch auf diesem Gebiet Sachverständiger. Der

Reichstag plant »Börsenreform«, eine Erhebung ist veröffentlicht, Weber beginnt eine Reihe von Aufsätzen darüber für Goldschmidts handelsrechtliche Zeitschrift, die sich vor allem mit dem Terminhandel beschäftigen. Gleichzeitig verfaßt er auf Naumanns Bitte für die Göttinger Arbeiterbibliothek »eine Börsen- und Bankfibel für 10 Pfennige«, deren Anschaulichkeit auch dem Laien das Verständnis der volkswirtschaftlichen Zentralorgane nahebringt. Er macht darin u. a. klar, daß selbst der rein spekulative Handel nicht nur privater Gemeinschaft dient, sondern wichtige und nützliche Funktionen des Preisausgleichs und der Güterverteilung erfüllt.

Was ihn daran interessiert, ist, wie bei den Agrarfragen, das politische Problem: Ansammlung von Kapitalien in den Händen der Banken und Großkaufleute darf national nicht unterbunden werden, denn sie bedeutet Aufspeicherung von Kraft für den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf der Nation. Eine moralisierend motivierte Gesetzgebung, die bestimmte Arten von Spekulationsgeschäften, vor allem, auf Drängen der Agrarier, den Terminhandel in Getreide unterdrückt, würde lediglich den Markt für diese Artikel ins Ausland verschieben und dessen Finanzkraft auf Kosten Deutschlands verstärken. »Es ist politisch nicht gleichgültig, ob die Berliner oder Pariser Börse fremden geldbedürftigen Mächten, wie z. B. Italien und Rußland, die besseren Chancen für den Absatz ihrer Schuldverschreibungen bietet. Und es ist für die ökonomischen Interessen des Inlandes nicht gleichgültig, ob inländische oder ausländische Kaufleute die Märkte beherrschen.« »Der Durchführung rein theoretisch-moralischer Forderungen sind eben, solange die Nationen, mögen sie auch militärisch in Frieden leben, ökonomisch den unerbittlichen und unvermeidlichen Kampf um ihr nationales Dasein und die ökonomische Macht führen, enge Grenzen gezogen durch die Erwägung, daß man auch ökonomisch nicht einseitig abrüsten kann. Eine starke Börse kann eben kein Klub für »ethische Kultur« sein, und die Kapitalien der großen Banken sind so wenig »Wohlfahrtseinrichtungen«, wie Flinten und Kanonen es sind. Für eine Volkswirtschaftspolitik, welche diesseitige Ziele erstrebt, können sie nur eins sein: Machtmittel in jenem ökonomischen Kampf. Sie wird es gern begrüßen, wenn auch das »ethische« Bedürfnis diesen Institutionen gegenüber zu seinem Rechte gelangen kann, aber sie hat die Pflicht, in letzter Linie darüber zu wachen,

daß fanatische Interessenten oder weltfremde Apostel des ökonomischen Friedens nicht die eigne Nation entwaffnen«[1]).

Zwei Jahre später, im Herbst 1896, wird Weber mit dem älteren Fachgenossen Lexis zu den Beratungen des Börsenausschusses, der sich über die Wirkungen der neuen Gesetze klar werden soll, zugezogen. Man überträgt ihm die Berichterstattung über die Verhandlungen an den Bundesrat. Hier trafen sich die um Deutschlands Beherrschung konkurrierenden kapitalistischen und politischen Magnaten: die Vertreter der Großindustrie und des Geldhandels mit den Großgrundbesitzern. Es interessiert Weber sehr, Typen gegenüber zu sitzen, deren politisches Uebergewicht und wirtschaftliche Interessenpolitik zu bekämpfen, ihm nun schon einige Jahre auf der Seele brennt.

»— — — Wir tagen im Sitzungszimmer des Bundesrats, die Börsenkerle haben den ganzen Haupttisch, wo Preußen sitzt, okkupiert. Die Agrarier haben die Plätze einiger mittlerer Bundesstaaten besetzt, und, von beiden verschmäht, sitzen Kollege Lexis und ich vor den Schreibmappen von Reuß ältere und jüngere Linie, ganz fern in der Ecke. Die feine Sorte der Agrarier — Graf Kaniz, Graf Schwerin — schweigen, nur die Knoten legen los.« »Die Sache ist jetzt lebhafter und auch interessanter geworden. Zum großen Zorn der Agrarier hat man mich mit in eine Kommission gewählt, in der ich mit dem Grafen Kanitz und einer Anzahl Börsen-Kerls über die Zukunft des deutschen Getreidehandels beraten soll. Einige lebhafte Zusammenstöße mit diesen Herrschaften sind schon erfolgt. Und auch ich habe mich mit diesen desparaten Kunden schon mehrfach gekabbelt, aber der Tonfall ist bisher ein so höflicher, daß nicht zu befürchten ist, man würde sich demnächst paarweise totschießen. Wie es nun aber so geht, habe ich bisher anscheinend das Wohlgefallen der Millionen-Knöpfe erregt, wenigstens drückt mir der Geheime Kommerzienrat X. immer so intensiv die Hand, daß ich mich wundre, nicht einen Scheck über einige 100 000 Mark unter meiner Schreibmappe — die sonst von Reuß ältere Linie benutzt wird — zu finden.« (20. 11. 96.)

* * *

Es mochte in jeder Hinsicht gut sein, daß die philosophische Fakultät der Universität Freiburg, die schon ein Jahr zuvor be-

[1]) Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. S. 256 folg.

gonnenen Unterhandlungen wieder aufnahm, und daß sich die badische Regierung diesmal zu dem ungewöhnlichen Schritt entschloß, dem Rechtsgelehrten einen nationalökonomischen Lehrstuhl anzutragen. An dies Ereignis knüpften sich für Weber eindrucksvolle Erlebnisse mit dem Dezernenten des preußischen Unterrichtswesens, Geheimrat Althoff, der als »aufgeklärter Despot« die preußischen Universitäten beherrschte. Da dieser und andre ähnliche Vorgänge Weber später zu einer öffentlichen Kritik des »Systems Althoff« veranlaßten, möge einiges davon hier angedeutet werden.

Althoff interessierte sich sehr für den begabten Dozenten, wollte ihn in Preußen festhalten, bestimmte ihn zum Nachfolger Goldschmidts, wußte jedoch nicht, ob die Berliner Fakultät bereit sein würde, einen so jungen Gelehrten als Nachfolger eines alten Mannes von hohem wissenschaftlichen Rang vorzuschlagen. So versuchte er denn, in Erwartung menschlicher Schwachheiten, zu jonglieren und Weber durch allerlei Versprechungen an Preußen zu fesseln. Auch teilte er dem badischen Dezernenten mit, Weber erwarte dort eine so großartige juristische Karriere, daß er Freiburg doch nur als »Sprungbrett« benützen würde. Dieser erklärt ihm jedoch, er würde sich niemals der Berliner oder einer andren Fakultät aufnötigen lassen, was Althoff zu dem Ausspruch veranlaßt: »Dieser Weber trägt eine übertriebene Delikatesse in persönlichen Angelegenheiten zur Schau.« Als Althoff eines Tages Webers Vater als einen der Budget-Referenten auf die Sache anredet, erregen sich Vater und Sohn erheblich, offenbar weil sie darin den Versuch eines »Kuhhandels« vermuten. Als der badische Unterrichtsminister von Althoff Auskunft über Weber erbittet und mitteilt, daß der ungewöhnliche Fakultätsvorschlag gewisse Bedenken errege, zeigt jener dem jungen Mann das vertrauliche Schreiben mit der Bemerkung: »Ich würde doch nicht in ein Land gehen, in dem der Unterrichtsminister so deutlich den animus non possidendi an den Tag legt.« Weber will sich indessen die freie Entscheidung vorbehalten, falls Althoff nicht direkt sein Dableiben verlangt. Dieser legt ihm nun ein schriftliches Versprechen vor, ihn der Berliner Fakultät vorzuschlagen, jedoch ohne Bindung für den Dozenten. Weber ist einverstanden. Als er jedoch zu Hause das Kuvert öffnet, bemerkt er einen Zusatz, der ihn zur Ablehnung jedes an ihn etwa ergehenden Rufs verpflichtet. Sein sofortiger Einspruch wird postwendend mit einem Schreiben beantwortet,

das die Klausel als Irrtum zurückzieht, und die Vordatierung des Schriftstücks erweckt den Anschein, als sei es vor Webers Einspruch ausgefertigt. Er blieb immer vom Gegenteil überzeugt. Dieser und andere Vorgänge befestigten in ihm den Eindruck, daß dem bedeutenden Mann, ähnlich wie Bismarck, jedes Mittel recht sei, um zum Ziel zu kommen, daß er sich dafür auch der Abhängigkeit und moralischen Schwäche bediene, um sich dann gründlicher Menschenverachtung hinzugeben. Solches Schachspiel mit Charakteren — mochte es auch sachlich noch so bejahenswerten Zielen dienen — ist in Webers Augen verwerflich, und er kennt dafür keine Verzeihung. —

Dem Bereich dieser autokratischen Persönlichkeit entrückt zu werden, ist ein Grund, der für die Annahme des Rufs nach Freiburg spricht. Dazu lockt der Süden und vor allem das neue Fach. Es wird zwar schärfste Arbeit kosten, bis er darin sich selbst genug tun kann, aber der Wechsel der Disziplin entspricht seinem Wunsch; die Volkswirtschaftslehre ist als Wissenschaft noch elastisch und »jung« im Verhältnis zur Jurisprudenz, außerdem liegt sie auf der Grenze der verschiedensten gelehrten Provinzen: von ihr führen direkte Wege in die Kultur- und Ideengeschichte wie in die philosophischen Probleme; und schließlich ist sie befruchtender für politische und sozialpolitische Orientierung als die mehr formale Problematik des juristischen Denkens. Weber entscheidet sich schnell, wenn auch nicht ohne Kampf. Denn der Abschied entfernt ihn vom Mittelpunkt des politischen Lebens und von der Mutter, und er weiß, daß die Trennung den beiden Frauen sehr schwer wird.

»Alle die verschiedenen Bedenken, die gegen die Uebernahme der Freiburger Stelle zu machen sind, kamen wir wieder, und ich kam mir zeitweise so vor, als ob ich mich mit dem Weggang von Berlin »pensionieren« ließe. Nun, das ist natürlich, wenn man solange in Berlin gelebt hat, und es ist schon gesorgt, daß ich in Freiburg nicht das Gefühl haben werde, außerhalb der Welt zu sein. Ich bin jetzt auch schon wieder »auf Deck« und sage mir erstens, daß das Scheiden uns später noch schwerer geworden wäre, und dann daß die Position in F. eine klarere, meinen Interessen wahrscheinlich entsprechendere ist, und Du also voraussichtlich zwar einen zunächst recht arbeitsamen, aber auch befriedigteren und deshalb behaglicheren und weniger ‚reizbaren' Mann haben wirst. Und ich glaube auch, daß es in Zukunft für

meine Mutter wertvoller sein wird, die unbestreitbare Berechtigung zu einem längeren Aufenthalt bei uns im Süden zu haben als die häufigeren, aber hastigen und selten ungestörten Stunden jetzt.«

Zum Abschied von Berlin am Ende des ersten Ehejahres schenkte Weber seiner Frau fast sämtliche Radierungen Max Klingers, deren Symbolgehalt damals beide stark ergriff. Auf eines der Blätter aus dem Zyklus »vom Tode«, den Tod als Heiland darstellend, schrieb er folgenden Vers:

Ich hoffte einst, es wäre mir beschieden
Ein früher Tod in voller Jugendkraft.
Ich wünsch' ihn nicht mehr, denn ich fand hinieden
Was Menschenherzen ewige Jugend schafft.
Naht einst, mein Kind, das Ende unsrer Tage,
So legen wir die Arbeit aus der Hand
Und wandern froh des Todes dunkle Pfade,
Vereint ins unbekannte Land.

II.

Im Herbst 1894 erfolgt die Uebersiedlung nach Freiburg. Weber freut sich jetzt sehr auf den neuen Wirkungskreis; für ihn hat alles Neue und Unbekannte großen Reiz, und das mit so mancher dunklen Erinnerung belastete Berliner Dasein scheint vorerst ausgelebt. Allerdings, die ihn erwartende Arbeitslast ist noch größer, als er sich vorgestellt hat, und überbietet alles bisherige. Er hört ja nun, wie er in scherzender Uebertreibung sagt, zum erstenmal bei sich selbst die großen nationalökonomischen Vorlesungen. Er liest sogleich 12 Stunden Kolleg und hält zwei Seminare. Als im zweiten Semester der befreundete Fachkollege G. v. Schulze-Gävernitz Urlaub nimmt, fühlt er sich verpflichtet, noch einen Teil von dessen Pensum zu übernehmen. Er nennt sich selbst ein gehetztes Wild. Bald sammelt sich ein Kreis von Schülern, deren sorgfältige Einführung in wissenschaftliche Arbeit ihn am meisten befriedigt. Nebenbei drängt der Verleger auf Fortsetzung der Börsenaufsätze; die Landarbeiterenquete wartet, für die er nun viele Tausende von Exempeln durch Hilfskräfte errechnen läßt. Das Material wird immer umfänglicher und interessiert ihn im Grunde nicht mehr so brennend, denn er ist überzeugt, daß die Ergebnisse seine früheren Einsichten bestätigen werden; vor

allem drängen notwendigere Aufgaben. Das geplante neue Werk ist dann auch liegen geblieben. Das kostbare Zahlenmaterial wurde teils Schülern zur Verfügung gestellt, teils bei späteren agrarpolitischen Aufsätzen verwertet. Einiges ging sogleich als Anschauungsmaterial in die akademische Antrittsvorlesung ein, von der noch die Rede sein wird. Zu allem andren hält er Gelegenheitsvorträge in wissenschaftlichen und politischen Vereinen und redet u. a. über die Polenfrage in der Ortsgruppe des alldeutschen Verbands, dem er als Mitglied angehört. Auch von auswärts bedrängen ihn Vortragsaufforderungen. Seine Begabung zum Reden ist bekannt geworden. Er läßt sich verlocken und übernimmt nicht nur hie und da Einzelvorträge, sondern auch wohl ganze Zyklen, z. B. auf Naumanns Bitte in einem Frankfurter evangelischen Arbeiterverein über »die nationalen Grundlagen der Wirtschaftslehre«. Es kommt vor, daß er im Anschluß an sein Kolleg nach Frankfurt fährt, dort abends redet, nachts heimreist und morgens in der Frühe am Schreibtisch bei der Vorbereitung für die Aufgabe des kommenden Tages die Sonne aufgehen sieht. — Seine Arbeitskraft scheint verdoppelt und ist allem gewachsen. Er arbeitet in der Regel bis eine Stunde nach Mitternacht und versinkt dann sofort in tiefen Schlaf. Mahnt die Gefährtin, so heißt es: »Wenn ich nicht bis 1 Uhr arbeite, kann ich auch nicht Professor sein.« Am Ende des 3. Semesters — Frühjahr 1896 — fühlt er sich als Herr seines neuen Lehrfachs und besonders gesund. In den Osterferien geht er einige Zeit nach Berlin, beteiligt sich dort an den Ausschußsitzungen des Vereins für Sozialpolitik, arbeitet auf der Bibliothek, sieht Freunde. Dieser Strudel ist seine Erholung nach einem Semester mit drei großen Vorlesungen: »Merkwürdig gut bekommt einem doch die Berliner Luft, man ist nervös leistungsfähiger, denn der letzten Tage ‚Last und Müh' war groß' und doch bin ich vollkommen frisch.« (März 1896.).

* * *

Trotz der »Hatz« erfreut sich Weber daheim an den Arabesken des häuslichen Lebens. Ein junges plebejisches Hündchen, für die Gemütsbedürfnisse der Schaffnerin erworben, wird auch für ihn ein ergötzliches Spielzeug. Wenn die Gefährtin verreist ist, werden in die Briefe Nachrichten über das wollige Tier verflochten: »Eben geht Bertha fort und macht mich darauf aufmerksam, daß

sie den kleinen Murcks mitnimmt, offenbar damit ich mir vom Balkon aus den Vorfall ansehen soll. Das ist allerdings äußerst komisch. Sie hat ihn an einer blauen Leine, und er kläfft sie wütend an, legt sich auf die Erde, galoppiert wie besessen, so daß sie hinterher springen muß, bis sie ihn endlich losläßt. Dann schleift er die Leine und setzt laut kläffend hinter ihr her. Aber die Erziehung scheint auch bei ihm schwer. Er sucht sich geflissentlich die Stube aus. Darin ist er wohl erblich belastet. — —«

Das äußere Leben des Paars bewegt sich durchaus in den überlieferten Formen ihres Kreises. Dennoch fallen sie als »anders« auf. Sie haben u. a. soziale Anschauungen und solche vom Verhältnis der Geschlechter, die ihrer Umwelt noch fremd sind. Und an den Wänden hängen Klingersche Radierungen, zum Teil nackte Gestalten. Ist es eigentlich möglich, sich auf das Sofa unter die kleine, an einem dämmernden Waldteich grübelnde Eva zu setzen? oder kann man die sich aus dunklem Grund zum Licht emporreckende nackte Männergestalt, die der Künstler »Und dennoch« genannt hat, unbefangen anschauen? Ueberdies: Die junge Frau gibt sich, wie ihr jeweils zumute ist, und äußert völlig ungewohnte Ansichten. Auch beschäftigt sie sich mit sozialer Arbeit und vor allem — wie absonderlich! — mit Wissenschaft; besucht sogar bald als erste Frau philosophische Vorlesungen und H. Rickerts Seminar. Das ist in der Tat s e h r auffallend und gibt Anlaß zu vielerlei Vermutungen und erregten Auseinandersetzungen über das, was die Frau kann, darf und soll. Kann eine Ehe glücklich sein, wenn die Frau neben Haushalt und Gatten noch andre ernsthafte Interessen hat? Wie soll man sich überhaupt grundsätzlich zu dieser Regelwidrigkeit stellen?

Als Helene ihre Kinder in Freiburg besucht, hört sie mancherlei von dem, was die Leute denken, und obwohl ihre eigne Sorge um deren häusliches Glück schon im Schwinden ist, beunruhigt sie sich nun doch nach andrer Seite aufs neue: Ist es es auch recht, daß das Paar Anstoß erregt? Sollten sie sich nicht lieber im äußeren Lebensstil nach den Anschauungen der andern richten, zum mindesten die Klingers von den Wänden nehmen? Diese Frage erregt sie ernstlich. Aber die Kinder lachen und sind ihrer Sache sicher. Sie wollen durchaus nicht auffallen und niemand brüskieren, aber freilich kleinstädtischer Traditionsgebundenheit keine Zugeständnisse machen. — Die Umwelt gewöhnt

sich denn auch bald an Webers, sie finden nahe Freunde, darunter solche, die ebenfalls jenseits der Konvention leben. Ein traulicher Austausch ergibt sich von vornherein mit der kinderreichen Familie Fritz Baumgartens. Er wirkt hier am Gymnasium als ausgezeichneter Lehrer und ist mit einer tief religiösen, seelenstarken, aber öfter leidenden Frau verheiratet. Ihr Leben ist nicht leicht, und Webers bewundern die Liebeskraft, mit der diese Menschen des Tages Lasten tragen. Baumgartens sind die Brücke zum Vergangenen: Ida lebt öfter bei ihren Kindern in Freiburg und hält auch mit Webers nahe Freundschaft.

Im Hause des Philosophen A. Riehl lernen sie eine durchgeistigte Geselligkeit kennen, welche die seltene Anmut und die Wiener Tradition einer bedeutenden Frau zu hoher Kunst formt. Bei ihren Altersgenossen: Dem jüngeren Philosophen Heinrich Rickert und dessen Gattin Sophie finden sie eine mit starkem geistigen Gehalt gefüllte Freundschaft, die ihnen ein Schatz fürs Leben wird. Schon Rickerts und Webers Eltern pflegten ja nahe politische und gesellschaftliche Beziehungen; die fast gleichaltrigen Söhne kennen sich seit der Knabenzeit, wenn auch nicht nahe. Weber hat schon vor Jahren Rickerts erste erkenntnistheoretische Schriften: »Zur Lehre von der Definition« und »Der Gegenstand der Erkenntnis« studiert und in ihrer gedanklichen Schärfe und Durchsichtigkeit bewundert. Als A. Riehl dem Ruf an eine preußische Universität folgt, überrennt Weber allerlei kleinliche Widerstände in der Fakultät, um Rickert den frei gewordenen Lehrstuhl zu sichern. — Jetzt hat er zwar keine Zeit, um sich weiter in erkenntnistheoretische Probleme zu vertiefen — dafür beginnt nun die Frau ihr Bedürfnis sich über den Sinn, des Daseins und der Welt Gedanken zu machen, systematisch zu befriedigen. Sie wird Rickerts eifrige Schülerin und hält ihren Mann über das, was sie lernt, auf dem Laufenden. »Max, der kleine Murcks und ‚der Gegenstand der Erkenntnis' sind meine Lieblingsdinge.« Nahe Freundschaft verbindet die Frauen. Marianne sieht in der Bildhauerin Sophie zum erstenmal einen neuen weiblichen Typus: ein hingebendes, opferbereites Frauenherz, gebannt an eine glühende Künstlerseele; eine Frau, die mit der nämlichen Gefühlskraft am künstlerischen Schaffen hängt, wie sie Gattin und Mutter ist.

Zu dem weiteren Freundeskreis gehört u. a. der Fachgenosse G. von Schulze-Gävernitz, der Psychologe und Philosoph Hugo

Münsterberg, dann der gelehrte Philologe Gottfried Baist, ein origineller Sonderling, dessen erstaunliches Wissen man im Gespräch herausfragen muß, denn er vermag es nicht selbsttätig, weder in Schriften noch in fließender Rede, herzugeben. — Weber findet die neuen Kollegen »exzeptionell angenehm« und ist in den Mußestunden gern gesellig. Die üblichen Abendgesellschaften sind bedeutsame Anlässe zur Bewährung des jungen Haushalts, auch die Schüler werden öfter gespeist, und Samstag abends sammelt sich ein Kreis unverheirateter Kollegen zu zwanglosem Austausch — eine Form, die allen Beteiligten am meisten zusagt. Auch außerhalb des Hauses sucht er gesellige Entspannung. Bei den wöchentlichen Kegelabenden erregen seine Anekdoten Freude und seine Trinkfestigkeit ebensoviel Staunen, wie die sonstigen Leistungen. Man ergötzt sich an ihm, nur die jungen Ehefrauen klagen, daß ihre Gatten nun viel später als sonst nach Hause kommen. Im Sommer pilgert man regelmäßig einmal die Woche mit einigen Freunden und G. Baist als ständigem Begleiter in ein ländliches Gasthaus und erlabt sich dort an Forellen und Markgräfler. Bei einem Festmahl im »Leimstollen«, zu Ehren des bedeutenden Forschers v. Kries, der einen Ruf nach auswärts abgelehnt hat, wird dem goldenen Wein ordentlich zugesprochen. In später Stunde wettet Weber auf sein Gewicht von 2 Zentnern und verpflichtet sich, für jedes Pfund weniger sein Glas leeren zu wollen. Er wird mit Hallo auf der Ortswage gewogen, hat die Wette verloren und muß es nun ausbaden. Für die Heimkehr verstaut sich die ganze Gesellschaft auf einem Leiterwagen; nur Weber folgt festen Schrittes zu Fuß.

Als er auf dem Festkommers zu Ehren desselben Gelehrten einem Kommilitonen den vierfachen »Bierjungen« abgewinnt, staunt auch die Studentenschaft: Ist das ein wiedererstandener Recke aus den Wäldern Germaniens, dem eine unkriegerische Epoche statt des Speers die Feder in die Hand gedrückt hat? Oder war er einmal ein Herzog gewesen, der an der Spitze seiner Vasallen in die Fehde zog? Jedenfalls entspricht seine ganze Erscheinung nicht dem Professor-Typus. An Alter steht er manchen Schülern noch nahe, und wenn er nach jedem Seminar mit ihnen beim »Schoppen« sitzt, dürfen sie sich nicht nur an seinem Wissen, sondern auch an seiner Fabulierkunst erlaben. Er geht dann auf alle Fragen ein und beansprucht keinerlei Au-

torität, — trotzdem fühlt jeder den Abstand, und niemand denkt daran, sich ihm distanzlos zu nähern.

In den Erholungsstunden ein guter Kamerad, der sich so schlicht und anspruchslos gibt, daß er niemand bedrückt, ist er andrerseits als Fakultätsgenosse öfter unbequem, weil unduldsam gegenüber den »Menschlichkeiten« seines Standes, sobald sie — etwa in Berufungsfragen — rein sachlicher Erledigung entgegenstehen. Muß jemand zu seinem Recht verholfen werden, wie z. B. in Rickerts Fall, so greift er rücksichtslos durch. Dann kennt er keine Schonung. Da er nichts Unangenehmes scheut, bedienen sich die Kollegen seiner gern bei der Lösung peinlicher Aufgaben: »Inzwischen hat man allerhand Aerger. Es ist doch, als ob auf mir die Verwünschung haftete, überall rechtzeitig zu kommen, um Henkerdienste zu verrichten. Hier müssen wir einen Kollegen wegen allgemeiner Unanständigkeit der Gesinnung disziplinieren, und natürlich, da die andren sich ekeln, bleibt an mir die Aufgabe hängen, die Aktion ins Werk zu setzen.«

* * *

Den Hintergrund dieses gefüllten Daseins bilden die ernsten Höhen des Schwarzwalds. An regelmäßige gemeinsame Spaziergänge ist natürlich nicht zu denken, Weber rast nur zwischen der Arbeit den Schloßberg hinan. — Um so dankbarer werden die Geschenke der seltenen Wanderungen genossen. Er liebt das tannenbewaldete Bergland mit den vorgelagerten sonnigen Weinhügeln, überall grüßen die Spuren alter Kultur. Die Großstadt erscheint bald als Steingefängnis, er wünscht sich nicht zurück. Am Ende des zweiten Semesters gönnt Weber sich zum erstenmal seit der Heirat ein längeres Ausruhen. Er reist mit der Frau in die Einsamkeit der schottischen Hochlande und an die irische Westküste. Das ist endlich ein köstliches Aufatmen und Zu-sich-kommen! Nur im Reisen und Schauen entspannt er sich völlig. Dann wird er ganz jung und öffnet sich aller Erdenschönheit. Er kann dann gar nicht genug Welt in sich schlingen. An keinem Ort hält es ihn länger als höchstens 3 Tage. Was immer er sieht und erfährt, bemalt das schon vorhandene Wissen mit Farbe und Gestalt.

Die Gefährten sausen in den zierlichen zweirädrigen »Hackneys« über den Asphalt von London, um die historischen Stätten, die sie auf der ersten gemeinsamen Reise kennen lernten, schnell zu

begrüßen. Dann sinken sie in die bequemen Ledersessel des »flying Scotchman«. Draußen eilen grüne Bilder vorbei. Weber deutet auf alte Kirchen, die einsam in die Gegend verstreut sind; die früher zu ihnen gehörigen Dörfer sind verschwunden, schon seit Jahrhunderten haben sich die Landlords das Bauernland zugeeignet; er denkt an die mögliche Zukunft des deutschen Ostens. Auch in der nordisch grauen Stadt Edinburg geht so viel Geschichte um, besonders das kalte graue Mauergefüge des Schlosses birgt tragische Erinnerungen, und daß die Einöde des Hochlands sich bis dicht an die Stadt herandrängt, scheint auch ihr Gegenwartsdasein noch in eine Hülle von Schwermut zu betten. Die Reisenden verweilen hier nur kurz und finden draußen in dem mit Seen durchwirkten einsamen Bergland, was ihnen gut tut: unberührte, weltentrückte Natur, erhaben und lieblich, schwermutsvoll und heiter zugleich. Fast täglich verleihen ihr Wolkenschleier herben Ernst, aber auch unverbrauchte Frische, und fast jeden Tag durchbricht die Feuchte buntes sonniges Farbenspiel.

Weber hält das Geschaute in frohen Briefen an Helene fest. Diese gewinnt den Eindruck, als seien ihre Kinder nun wirklich miteinander jung. — Einige Schilderungen daraus mögen hier folgen:

Luss am Loch Lomond. 14. 8. 95.

„Gegen Abend machten wir einen Spaziergang an einen der kleinen Lochs. Er fing bei Sonnenschein an — aber wie es hier zu Lande ist: ehe man sich's versieht, jagen ein paar Wolken über die patinagrünen Bergkuppen daher, und dann ist es, als ob jemand einen Schwamm ausdrückte. Indessen es gehört, wenigstens für mich, jetzt schon mit zur Landschaft, man kümmert sich beim Gehen kaum darum, ob es 5 Minuten regnet oder nicht, und erlebt an jedem Tage, ja fast regelmäßig die ganze Witterungsskala. Diese absolute Menschenleere, soweit man geht und steht, von wenigen Hirtenwohnungen abgesehen, und der prachtvolle Ernst dieser Natur wirken beide zusammen fast ergreifend, so einfach die Mittel und namentlich die Farben sind, mit denen die Landschaft sich schmückt. Eigentlich doch nur zwei Grundfarben: grün und stahlgrau, aber doch unendlich gemischt: braungrün, gelbgrün, blaugrün, die Wiesen und die Farnkräuter, welche die ewig feuchten Bergfelsen bis zur Kuppe bekleiden, nur von Heide unterbrochen, bräunlich grau die klei-

nen Flüsse, die durch die Wiesen wie Katzen pfeilschnell dahinschießen, bleigrau die Seen, welche unfähig zu sein scheinen, in starke Wellenbewegungen zu geraten, und dazu der wechselnd starke leise Dunstschleier, durch den die Sonne scheint. Das alles bildet aber nur die Staffage der großen wunderbaren Einsamkeit, welche, in den Vordergrund des Empfindens gedrängt, die Landschaft zu prägen scheint. Schon das Fehlen des Waldes und — mit Ausnahme einiger Teile des Loch Lomond und der Trossachs — beinahe aller nennenswerten Bäume wirkt dahin. — Es scheint mir, daß man diese Einsamkeit des platten Landes, die ja bis vor die Tore der Städte reicht, hier anders empfindet als in England, wo man auf der ganzen Fahrt von London nach Edinburg auch nicht ein einziges Bauerndorf sieht, sondern hie und da nur ein Schloß im Park, in einiger Entfernung Pächterwohnungen und einzelne Wirtschaftsgebäude, von Zeit zu Zeit auch Kirchen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die zwischen einem Dutzend Arbeiterhütten, statt wie einst zwischen 50—60 Bauernhäusern stehen, ihrer Gemeinde zu groß geworden sind, wie der Anzug einem Schwindsüchtigen. Und in England empfindet man, daß hier hunderttausende von Bauern ihren Platz finden könnten — während Schottland nun einmal zur Rind- und noch mehr Schafweide geschaffen ist. — Heute morgen ging es per coach über die Berge nach den Trossachs — dem einzigen nennenswerten Walde — am Loch Katrine. Es ist seltsam, wie bleigrau das Laub der Steineichen, zahmen Kastanien, Lärchen und Stachelblattgewächse aussieht, welche mit einem Gewirr von wunderlich krüppelhaften Zweigen die Mehrzahl dieser buschigen Niederwaldungen bilden. Es regnete natürlich plötzlich wieder für 15 Minuten kolossal, dann aber während der Fahrt nach dem Loch Lomond, und auf diesem kam die Sonne und am Nachmittag sogar das seltene Schauspiel eines fast ganz blauen Himmels mit Sonnenschein bei der hier üblichen, wunderbar behaglich gedämpften, feuchten und doch frischen Wärme. Der See hat sich uns auf der Fahrt und nachher bei einem Spaziergang in seiner ganzen Pracht gezeigt.

Die Welt ist übrigens auch in Großbritannien ein Dorf; sollte man es glauben, daß wir hier Berliner Bekannte trafen? Auf dem Dampfer nach Loch Katrine bemerkte ich plötzlich an einem Peer, unter den sich zum Einsteigen Drängenden mit ihren scharfen englischen Mündern, das germanische Bardengesicht Gierkes.

Wir fuhren dann zusammen bis zum Loch Lomond, wo sich unsere Wege trennten. Die Zusammenkunft mit Landsleuten wirkt doch seltsam: sonst sind wir hier schon so weit akklimatisiert, daß wir uns dem allgemeinen Flüsterton anbequemen, tun, als sähen wir die Menschen zur Rechten und Linken nicht, und nur wenn gefragt, kurz und sehr höflich antworten, immer etwas weniger von allem essen, als wir möchten, und dabei auch den Mund so wenig weit wie nur möglich öffnen, auch selbst bei hörbarem Knurren des Magens mit dem Löffel in der Suppe herumplätschern, als läge uns an dem Fraß nichts. Kaum aber waren Deutsche in der Nähe, so erhob sich schon beim Warten auf die coach ein solches Gelächter unter uns, daß alles Englische heraneilte, die Barbaren zu sehen, und ich hörte, wie jemand auf der coach ‚merry Germany' sagte. Und vor dem Abschied hielten wir einen Lunch, an den die Kellner dort denken werden. G. begann ein Essen wie im Teutoburger Walde, und ich machte mit. Die bestürzten waiters brachten, als stets alles wieder verschwand, schließlich übermenschliche Quantitäten Roast-beaf, Salm usw., vermutlich fürchtend, wir würden sonst nach den Menschen schnappen. Zu dreien umstanden sie unseren Tisch, und entsetzt starrten sie auf die Trümmer ihrer Habe, offenbar erleichtert, als endlich das Dampfschiff schellte und dem Essen ein Ziel setzte. Dazu tranken wir — G., der alle Temperenz-Hotels unsicher macht, aus Ueberzeugung, ich aus Wetteifer, zum Erstaunen der Kellner, ich weiß nicht wie viele Karaffen Wasser.«

Loch Maree. 17. 8. 95.

„Die Fahrt hierher nach Gairloch am Loch Maree zeigte die ganz charakteristische Differenz der nördlichen eigentlichen Highlands von Süd und Mittelschottland. Der Charakter der absoluten Einsamkeit steigert sich hier noch bedeutend. Während im Süden eine Art grünes Plaid über die scharfen Kanten der Basaltberge gebreitet zu sein scheint, sind diese hier vielfach so steil, daß die Schneeschmelze im Frühjahr, wenigstens an den Zacken alles abreißt, was der Sommer vorher an Gras und Heide dort hat wachsen lassen; massenhafte Steine oft in wunderlichen Gruppen, bedecken die Abhänge, dazwischen, statt der großen, in den Farben miteinander abwechselnden, gelbbraun und graugrünen Flächen des Südens hier die bunte Heide, die alle ihr eigenen Farben, von violett bis gelbgrün auf jedem kleinsten

Fleck zusammendrängt, wo sie sich dann zu dem bräunlich strahlenden Gesamtfarben-Eindruck vermischen. Man kann meilenweit in die Glens zwischen den Bergen über solche mit Torfmoor durchzogenen Flächen blicken, die trotz absoluter Einförmigkeit den Eindruck des Wechselvollen ähnlich hervorrufen, wie die See es tut. Nach einer guten Stunde Fahrt mit starkem Anstieg öffnete sich weithin das meilenlange Tal des Loch Maree, und wir erkannten sofort, daß die ernste Einsamkeit dieses Fleckes Erde selbst Mariannes Einsamkeitsbedürfnissen genügen müsse. Auf mehreren Stunden Fahrt bekamen wir ein aus acht kleinen Häusern, die zerstreut umherliegen, bestehendes Dorf und eine Unterkunft für Jäger zu Gesicht. Im übrigen hat man die Empfindung, auf weiten Meilen im Umkreise fast keinen Menschen zu wissen. Die auf dem Basalt am See angelegte schmale Straße dröhnt unter dem Wagen in merkwürdiger Art — vermutlich infolge der Risse, die das Wasser in das Gestein unter ihr gesprengt hat — wie fernes Glockengeläute. Eigentümlich ist der Effekt, den die Nachmittags- und Abendsonne hervorbringt. Durch den Schleier von dünnem Dunst, der die ganze Landschaft von unten bis oben stets mehr oder weniger spürbar einhüllt, erhalten ihre Strahlen etwas Fahles, zuweilen fast Grünliches, nur beim Untergang in Rosa übergehend, und seltsam erbleichen die feuchten Felskanten der Berge da, wo sie von ihnen erreicht werden. In dieser völligen Felseinöde findet sich dann plötzlich in einer Einsenkung am See, mit einer kleinen Parkanlage auf einer grünen Wiesenmatte das reizende Loch Maree-Hotel gelagert. An einen kleinen Mittelbau von Bruchsteinen reiht sich in einem einstöckigen Holzbau eine Serie von höchst behaglichen Kabinetten, die sich alle auf einen grünen Rasenhof öffnen, und in deren einem wir hausen. Diese diskrete Kultur mitten in der fast völligen Wildnis, wie wir sie nun schon zum drittenmal finden, ist eigentlich das Anziehendste in Schottland. Sie erklärt sich offenbar daraus, daß während bei uns die Gasthöfe teils aus Stadt- und Dorfkrügen, teils aus Kaufmannsherbergen hervorwuchsen, und schließlich den üblichen internationalen Kulturanstrich erhielten, hier die Jagdsitze der Landlords dazu wurden. Während sie in Deutschland e m p o r wuchsen, das sie besuchende Publikum sich verfeinerte, war es hier die höchststehende Gesellschaftsschicht zuerst, die darin unterkam, und erst allmählich verbreiterte sich der Kreis der Besucher nach unten. Noch jetzt notieren

die englischen Reisebücher, welchen Earls oder Dukes sie gehören. Die Landlords legen die Hotels an und verpachten sie, ihnen gehören die Dampfschiff-Peers, die sie verpachten, sie verpachten auch die Dampfschiffahrt auf den Lochs in Nordschottland, für sie ist das Jagdgebiet eingehegt — so hier gegenüber für den Earl of Ross ein meilenweiter ‚Deer Forest', dem zum Forst im deutschen Sinn nur die B ä u m e fehlen. Die Gesellschaft — 14 bis 16 Personen — ist, außer einer mit Diamanten bedeckten, Whisky trinkenden Dame, äußerst gewählt, man ist dringend veranlaßt, sich sehr anständig zu benehmen. Dabei ist aber das Diner keineswegs steif, die Unterhaltung lief ganz flott (d. h. nicht mit uns, die man als unbekannte Tiergattung beiseite läßt) und der am Tisch präsidierende alte Hotelpächter ist ein sehr behaglicher Mann von überaus guten Manieren und leidenschaftlicher Jäger."

Stornoway, Hebriden, 22. 8. 95.

„Wie Du siehst, sind wir nun in einer Gegend angelangt, deren Nordwestlichkeit allen billigen Ansprüchen genügt und in der Tat nur durch eine Reise nach Irland noch übertrumpft werden könnte, zu der, glaube ich, Marianne an sich nicht übel Lust haben würde. Von Stornoway an, fuhren wir zwei Stunden lang auf einer Straße quer durch die Insel, welche an Oede alles bisher Gesehene übertraf: soweit man sah, nichts als braunes Moor. Dann, als uns schon einigermaßen beklommen geworden war, kamen einige weiße Punkte in Sicht, zugleich mit dem Ozean, und einer dieser Punkte entpuppte sich als den einstöckigen Temperenz Inn, wo wir in einer Stube unterkamen, in der als größte Merkwürdigkeit das Porträt einer Lokomotive hing. Barvas schien anfangs nur aus den besagten hell gestrichenen Häusern zu bestehen. Sonst sah man nur die Straße entlang Reihen von großen Maulwurfshügeln sich hinziehen. Näher angesehen zeigten sich diese aber als ungefähr hundert Erdhöhlen, in denen eben so viele Familien ihre Unterkunft hatten. Ueberirdisch ist nur eine etwa ein Meter hohe Mauer von Sandstein aufgeschüttet, das Dach aus Torf, gegen den Sturm dadurch geschützt, daß ein mit Steinen beschwertes Stricknetz darüberlag, mit einem Loch für den Rauch. Darin existiert die kein englisch verstehende Gälische Bevölkerung von Torfgräbern. Damit kontrastiert es fast seltsam, daß jede Familie ein Pferd und einen Wagen besitzt, ihr einziges Kapital für das Abfahren des Torfs nach Stornoway. Wir waren

nun also Gott sei Dank wirklich an dem Ende der Kultur zu den »aschgrauen« Pechhütten gekommen. Auf den Marschen nach der See zu weidete zahlloses halbwildes Rindvieh, bei den Hütten die Pferde, auf dem Moore Schafe, dazu wird etwas Hafer um die Hütten herumgebaut. Nachdem wir diesen Zustand der paradiesischen Unkultur mit Befriedigung konstatiert hatten, — d. h. im Hotel kamen wir in einem ganz sauberen Zimmerchen, an dessen Decke ich mit dem Kopf stieß, zu ebener Erde unter, das Menu schrumpfte zu Hammelkotteletten von riesigen Dimensionen und einem seltsamen Pudding aus violettem Kleister zusammen — das hinderte nicht, daß diese Schätze nach Art der großen englischen Hotels mit 5—6 Essigen, Saucen, Tellern und Tellerchen, riesigen Blechdeckeln und dem ganzen pedantischen Klimbim, bei dessem Arrangement einem, wenn man hungrig ist, die Galle überläuft, aufgetragen wurden, daß ferner Institute, wie das hierzulande mit W. C. abgekürzte, sich in full dress befanden, kurz, daß auch in diese Gegend der Erdhöhlenbewohner die Hotelkultur Englands ihre Strahlen geworfen hatte. — Also nachdem wir dies alles gesehen hatten, suchten wir den Strand mit den very strong bathes, von denen man uns gesprochen hatte. Siehe da: nach dreiviertelstündigem Suchen, bei dem ich schimpfte, Marianne kleinlaut neben mir hertrabte — er war nicht da — d. h. er war mit Steinen überhäuft und unzugänglich, es begann zu regnen, wir verirrten uns in den Dünen, quatschnaß ohne trockenen Faden, verstänkert vom Erdhöhlenrauch und mit Moor bespritzt, langten wir wieder »zu Haus« an. Man belehrte uns, der Strand liege nördlicher. Am nächsten Morgen machten wir uns wieder auf die Strümpfe — aber mit noch negativerem Erfolg: Erstens fanden wir nur eine hohe Felsenküste, an der in zahllosen Klüften in wundervoller Brandung der Ozean tobte, die wir aber beinahe gar nicht sahen, weil wir wütend nach einem Stückchen Sand suchten, zweitens konnten wir auch dies Schauspiel nicht in Ruhe genießen, denn zwei ungebärdige junge Bullen stürmten im Galopp auf uns los, rannten uns über den Haufen und warfen uns beinahe die Küste hinab. Glücklicherweise an einer Stelle, wo zuerst ein sandiger Abhang und dann erst die Felsenriffe lagen. Nach diesem Genuß bekamen wir von Barvas genug und fuhren am Abend zu Wagen durch den Nebel und die Heide nach Stornoway zurück, ohne die Druidensteine und die sonstigen Merkwürdigkeiten gesehen zu haben. Und gleich weiter die

Nacht durch nach Stromferry, wo wir uns der menschlichen Kultur wiedergegeben, von allem Dreck dieser Phäakenfahrt reinigten. So sind wir innerhalb von 24 Stunden in zwei Wagen, zwei Schiffen, einer Bahn und 5 Gasthäusern gewesen. — — —«

»— — — In Skye ist durchgebildete Fremden- und Hotelkultur. Wir blieben zunächst den schauerlich öden Sonntag in Portree, uns an den 6 vorhandenen, nacheinander bimmelnden Kirchen ergötzend, — glücklicherweise regnete es. — Montag und Dienstag machten wir dann ein paar Bergtouren. Unsere schönste war die nach dem Süden der Insel zu den Cuchullin Hills, zuerst zu Wagen, dann mehrere Stunden per Pony und schließlich zu Fuß auf steilem Alpenpfad. Zuerst regnete es, wie fast jeden Tag in Skye, und ich war einigermaßen wütend über diese ewigen Duschen, aber man darf sich hier durch den Regen nicht abhalten lassen. Es wurde nachher prachtvolles, d. h. ganz zur Landschaft passendes Wetter: zwischen den Wolken, die um die zackigen Bergkronen sausten, brach immer wieder die Sonne durch, von Zeit zu Zeit senkte sich ein feingewebter weißer Schleier von den schwarzen Klippen herab in das Glen, kam auf uns zu und entpuppte sich als ein kurzer Regenschauer, als ob eine Gießkanne ausgegossen würde. — Der Weg vom Hotel in die Berge, die Cuchullin Hills hinein ist schlechterdings heillos, ich habe einen so rauhen »Pfad« — durch reißende Bäche, fußtiefe Moore, Gerölle, schlüpfrige Wiesen, schneidend scharfe und glatte Felsen auf- und absteigend kaum je gesehen. Man würde ihn für Menschen fast ungangbar nennen: daß aber ‚P f e r d e‘ ihn machen, werde ich nie begreifen können. Ich saß auf einem stämmigen kleinen Pony, mit den Beinen fast auf die Erde reichend wie der Erzvater Jakob, Marianne seelenvergnügt auf einem hochbeinigen Vieh, dazu ein Führer, so ging es fort wie die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten. Die Pferde waren bald fußtief im Wasser, durch mehrere Meter breite Bäche mit felsigem und Geröllboden watend, bald quatschten sie im Moor, bald rutschten die Geröllmassen unter ihnen, bald kletterten sie scheinbar fast senkrecht empor, um dann wieder ebenso abzusteigen, man hielt es zunächst nicht für möglich, daß sie nicht bei jedem Schritt ein Bein zwischen den Steinen ließen, fühlte sich aber bald ganz sicher. Freilich ist von meinen Reitkünsten nicht viel geblieben, und wenn ‚Charlie‘ an ebenen Stellen sich in einen gelinden Zuckeltrapp

setzte, mußte ich öfter vom ‚Majors Zügel' Gebrauch machen. Auch sind mir einige Körpergegenden derart ramponiert, daß ich noch jetzt gern weich sitze. Marianne zeigte sich darin besser ausgestattet. Es ist fabelhaft, wie gut ihr die Reise bekommt: sie schläft wie ein Murmeltier zehn Stunden lang. Das Ganze ist ein unendlicher Unterschied gegen die Hochzeitsreise mit ihrer nervösen Hast, ein solches Gefühl von Entlastung in jeder Hinsicht, haben wir bisher noch niemals gekannt.

Von der Höhe der Berge sieht man durch ein wildes Felsental tief unten einen See, der am entgegengesetzten Ende eine Lücke offen läßt, die in die Felsenbucht des hellbeleuchteten Meeres führt. Ueber den Gipfeln und unseren Köpfen lag eine Wolkenschicht, so daß man die Szenerie darunterher erblickte, wie wenn der Vorhang des Theaters sich nicht ganz gehoben hat. Die Felsformen sind zum Teil schon unglaubliche, und zwischen diesen zerfetzten Zackengipfeln tauchen dann glockenförmige Kuppen auf, die ganz so aussehen, als ob der quellenartig emporsprudelnde Basalt plötzlich erstarrt wäre.«

* * *

Killarney, Irland, 7. September 95.

»Der Punkt, an dem wir uns hier befinden, verdient den Ruf, der schönste der britischen Inseln zu sein, schon nach dem bisherigen kurzen Eindruck. Die kuppenförmigen kahlen Berge Schottlands — nur weicher als z. B. auf Skye — finden hier zum erstenmal eine Ergänzung in einer geradezu wundervollen Vegetation uralter Bäume. Die Südwestspitze von Irland, auf der Killarney liegt, wird zuerst vom Golfstrom getroffen, und so findet man hier alle Gewächse, welche z. B. der Garten der Villa Carlotta am Comersee bietet, üppig im Freien wachsen. Der Hotelgarten, ein Park nach englischer Art, mit einsam verstreut stehenden, prachtvoll geformten Bäumen auf weiten Samtrasenflächen, dazu Teppichbeeten und Spielplätzen, überwiegend ohne Wege — man geht auf dem Rasenteppich — ist das Schönste, das ich je sah.

Irland bietet einen merkwürdigen Gegensatz zu England und Schottland, schon aus dem Fenster der Eisenbahn. In Schottland herrscht die majestätische Einöde, man sieht den Menschen in den Hochlanden kaum. In Irland sieht man seine Hand bei jedem Blick aus dem Fenster: aus Gründen, die in der Vergangenheit der agrarischen Entwicklung liegen, ist das ganze Land fast

ausschließlich mit kleinbäuerlichen Einzelhöfen besiedelt. Dörfer sieht man kaum jemals, aber während sie in England durch die ‚Einhegungen' der Landlords verschwunden sind, als die Bauern ‚gelegt wurden', haben sie in Irland nie bestanden. Jeder Hof liegt auf einem geschlossenen Stück Areal, das er bewirtschaftet. Die Entwicklung seit Anfang des 17. Jahrhunderts, welcher eine Konfiskation des Landes für englische Grundherrn bedeutet, hat die alten Eigentümer des Landes zu Zwergpächtern in typischen, mit einer Tür und 2 Fenstern versehenen, weiß angestrichenen Häuschen mit meist Strohdach gemacht. Das ganze Land ist in eingehegten Parzellen unter sie verteilt. Im Norden bei Belfast und bei Ulster sind es meist lebendige Hecken, im Westen in den Grafschaften Galway und in Connaught ist der Boden entsetzlich steinig. Die jährlich herausgepflügten Steine hat man auf den Grenzen aufgeschüttet, später Grenzmauern davon zyklopisch ohne Mörtel gebaut, und so ist das ganze Land bei stundenweitem Fahren, wie ein schiefwinkliges Schachbrett eingeteilt, bis oben auf seine nicht hohen Berge hinauf. Namentlich die zahllosen Steinmassen geben der Landschaft ein für uns sehr fremdartiges Aussehen. Wald fehlt ganz, außer da, wo wir jetzt sind und an wenigen anderen Punkten.

»— — — Die heutigen Unterhaltungen waren die bisher nettesten, die wir mit Leuten des Landes hatten. Alle bekannten sich als eifrige homeruler, zugestandenermaßen deshalb, weil sie, mit Recht, in dem Landlord die Wurzel alles Uebels sehen, und diesen dann klein zu kriegen hoffen. Nun sind die agrarischen Zustände freilich hier unglaublich. Die detaillierten Ziffern, die über einige kleine Weidepachtungen oben im Gebirge zu erlangen waren, ließen auf einen Pachtwucher schließen, der nur schamlos genannt werden kann. Da, wie die Leute trocken und eigentümlich resigniert bemerkten, das Land jetzt ‚very quiet sei', und ‚Captain Moonshine', welcher im letzten Jahrzehnt die Wiederbesetzung erledigter Pachten mit der Flinte hinderte, vorerst noch schläft, so wurden uns viele ausgetriebene Pächter gezeigt, die teils als Bettler, teils als Verkäufer von Erfrischungen sich durchschlagen. Dabei ist die Jagd in den Bergen des Earl of Kenmere, dem hier herum alles gehört, für 1000 Pfund verpachtet, seine Estates werfen 60 000 Pfund im Jahre ab. Auf allen Straßen, Brücken, Peers usw. hat man Estate-Fees an diese Raubritter zu zahlen, die nur zum Einzug der Rente (zweimal jährlich) und zur Jagd auf einige Wo-

chen in ihren wunderbaren Schlössern erscheinen, im übrigen sie in England verzehren. Nichts bewegt offenbar die Phantasie der Leute hier mehr als dieser Zustand. Der für homerule ungünstige Ausfall der letzten Wahlen treibt offenbar wieder ganze Massen über See, so unseren Pferdetreiber, der nach den Vereinigten Staaten zu gehen im Begriff ist. Er fragte mich, ob ich daran glaube, daß Irland jemals Homerule erhalten werde — er glaube es nicht. Ich sagte, daß auch ich es bezweifle und den Widerstand dagegen begreifen könne, denn das Land würde den katholischen Priestern ausgeliefert werden und die könne nicht jeder Mensch ertragen. Indes unser Ponytreiber war, so sehr er über das Kirchengehen der Leute seine Witze machte, doch ein sozialer Parteigänger des Klerus, der, weil er aus Landleuten hervorgeht, wisse, wo das Land der Schuh drücke. — Trübselig genug — diese Ausnahmen; hübsche Kerls mit melancholisch gewachsenen Gesichtern und einem Zug resigniert lustiger Schelmerei, illustrieren nur um so mehr die Regel des Typus. Die scheußlichen Sittenzustände in den alten für 16 Familien gemeinsamen (!) Clanhäusern, und Jahrhunderte lange Unterdrückung haben eine Bevölkerung herangezüchtet, die sich nicht sobald in ihren wesentlichen Eigenschaften umgestalten wird.

Wundervoll sind die Ruinen hierzulande, wenigstens zum Teil. Namentlich Marianne ist immer hypnotisiert, wenn sie ein zerfallenes Gemäuer sieht, und ich bin trotz einiger Fertigkeit in Verlegenheit, immer neue Geschichtslügen zur leidlichen Befriedigung ihrer Bedürfnisse, die intime Geschichte der Ruineninsassen zu kennen, zu erfinden. Uebrigens ist wohl kein Land so reich an Ruinen wie Irland, nur sind sie zum guten Teil nicht weiter romantisch, es sind die über das ganze Land verstreuten großen Steinhäuser der alten sich zu Landlords auswachsenden Klan-Häuptlinge, ebenso die Landlordssitze des 17. Jahrhunderts. Sie sind jetzt verlassen, die Landlords wohnen zu $^9/_{10}$ in England, und ihre Sitze dienen als Steinbrüche. Ihre keineswegs poetische Vergangenheit hindert den Epheu nicht, sie schön zu garnieren. Eine andere Kategorie Ruinen — die massenhaften Abbeys, wir sahen heute zwei der schönsten — hat Cromwell geschaffen, dessen Name sich hier an alles zerfallene Gemäuer heftet.«

III.

Zu Beginn des zweiten Freiburger Semesters hielt Weber vor großem Hörerkreis, nach damaliger Sitte, seine öffentliche Antrittsvorlesung über Nationalstaat und Volkswirtschaftspolitik [1]). Die Hörer und der Redner selbst wurden tief erregt, denn diese Rede bot zugleich Erkenntnis und Bekenntnis. Die Gedankengänge entfesselten ein heftiges Für und Wider: »Mit meiner Antrittsvorlesung habe ich Entsetzen über die Brutalität meiner Ansichten erregt, fast am zufriedensten waren die Katholiken, weil ich der ‚ethischen Kultur' einen festen Tritt versetzte.« Eine Anzahl junger Menschen wurden entscheidend politisch durch diese Rede geprägt, von den älteren, als sie im Druck erschienen war, vor allem Fr. Naumann und ein Teil seiner Anhänger. — Weber erörtert wiederum die ostelbischen Agrarprobleme und erhebt dieselben Forderungen an den preußischen Staat wie schon früher. An die Darstellung des Konkreten wird dann die Frage geknüpft nach den W e r t m a ß s t ä b e n , an denen die Volkswirtschaftspolitik orientiert werden soll, — ein Problem, das damals die ökonomischen Wissenschaften unter dem Einfluß des »Kathedersozialismus« stark beschäftigte. Die Frage ist, ob es e i g e n g e s e t z l i c h e Wertmaßstäbe zur Beurteilung und Gestaltung der wirtschaftlichen Lebensformen gibt — etwa das Ideal technischer Vervollkommnung für die Güterproduktion? oder sozialer Gerechtigkeit für die Güterverteilung? Weber verneint dies nicht von einer andern Ideologie aus, sondern an der Hand konkreter Erfahrung: Was den ökonomischen Kampf der Deutschen und Polen so erschütternd macht, ist ja gerade die Tatsache, daß vermittelst des technischen Fortschritts ein höherer Menschentypus: der bodenständige deutsche Bauer durch den niederen: den polnischen Saisonarbeiter verdrängt wird. Also: »wir dürfen uns nicht der optimistischen Hoffnung hingeben, daß mit der höchstmöglichen Entfaltung wirtschaftlicher Kultur die Arbeit getan sei und die Auslese im freien und friedlichen ökonomischen Kampf dem höher entwickelten Typus alsdann zum Siege verhelfen werde.« — Oder kann vielleicht die Besserung der »Lustbilanz« des Menschendaseins, die B e g l ü c k u n g der Welt Wertmaßstab sein? Auch das weist Weber ab: »Allein schon der dunkle Ernst des Bevölkerungsproblems hindert uns, Eudä-

[1]) Gesammelte politische Schriften S. 7 f. Drei-Markenverlag, München 1920.

monisten zu sein, Frieden und Menschenglück im Schoße der Zukunft verborgen zu wähnen und zu glauben, daß anders als im harten Kampf des Menschen mit dem Menschen der Ellbogenraum im irdischen Dasein gewonnen werden könne.

Für den Traum von Frieden und Menschenglück steht über der Pforte der unbekannten Zukunft der Menschengeschichte »Lasciate ogni speranza«.

Die politische Oekonomie ist nicht in der Lage, ihrem Material eigne Ideale zu entnehmen, sondern sie ist an die alten allgemeinen Typen menschlicher Ideale gebunden. Sie ist eine Wissenschaft, die vor allem nach der Qualität der Menschen fragt, welche durch jene ökonomischen und sozialen Daseinsbedingungen herangezüchtet werden. Dabei aber ist sie, sobald sie Werturteile fällt, »gebunden an diejenige Ausprägung des Menschentums, die wir in unsrem eignen Wesen finden.« — — — »Vermöchten wir nach Jahrtausenden dem Grab zu entsteigen, so wären es die fernen Spuren unsres eignen Wesens, nach denen wir im Antlitz des Zukunftsgeschlechts forschen würden. — Auch unsre höchsten und letzten irdischen Ideale sind wandelbar und vergänglich. Wir können sie der Zukunft nicht aufzwingen wollen. Aber wir können wollen, daß sie in unsrer Art die Art ihrer eignen Ahnen erkennt. Wir, mit unsrer Arbeit und unsrem Wesen, wollen die Vorfahren des Zukunftsgeschlechts sein. Die Wertmaßstäbe der deutschen Volkswirtschaftspolitik können also nur deutsche sein.« »Die Machtinteressen der Nation sind, wo sie in Frage stehen, die letzten entscheidenden Interessen, in deren Dienst ihre Wirtschaftspolitik sich zu stellen hat.«

Weber bezeichnet sich selbst in diesem Zusammenhang als »ökonomischen Nationalisten«, die Volkswirtschaftspolitik als Dienerin des Nationalstaats. An dessen Interessen mißt er schließlich die Bedeutung der verschiedenen Klassen für die politische Leitung und kommt zu einem pessimistischen Ergebnis: Zur Führung geeignet ist nur eine Schicht, welche die politischen und ökonomischen Interessen der Nation über ihre eignen zu stellen vermag — das ist bei dem preußischen Junkertum, seit es sich zur Unternehmerklasse gewandelt hat, nicht mehr der Fall: Es beansprucht die Stütze des Staats auf Kosten der andern. — Dem Bürgertum hat die Cäsarensonne Bismarcks, die sich langsam entwickelnde politische Urteilsfähigkeit vorerst ausgebrannt. —

Auch die Arbeiterklasse ist noch nicht auf dem Weg zur politischen Reife, »es lebt in ihr kein Funke jener katilinarischen Energie der Tat, aber freilich auch kein Hauch der gewaltigen nationalen Leidenschaft, die in den Räumen des französischen Konvents herrschte«. Also ist in allen Kreisen eine ungeheure politische Erziehungsarbeit zu leisten, wenn Deutschland sich als nationaler Machtstaat behaupten will, wenn die Zukunft eines hochgearteten Deutschtums gesichert sein soll.

»Auch angesichts der gewaltigen Not der Massen der Nation, welche das geschärfte soziale Gewissen der neuen Generation belastet, müssen wir aufrichtig bekennen: schwerer noch lastet auf uns heute das Bewußtsein unsrer Verantwortung vor der Geschichte. Nicht unsrer Generation ist beschieden zu sehen, ob der Kampf, den wir führen, Früchte trug, ob sich die Nachwelt zu uns als ihren Ahnen bekennt. Es wird uns nicht gelingen, den Fluch zu bannen, unter dem wir stehen, Nachgeborene zu sein einer politisch großen Zeit, — es müßte denn sein, daß wir verstünden, etwas andres zu werden: Vorläufer einer größeren.«

* * *

Um diese Zeit sucht Naumann Weber stärker in seinen Interessenkreis hereinzuziehen. Im Frühjahr 1894 ist »Die Hilfe« begründet. Weber wird unter den Mitarbeitern genannt. Der großindustrielle aufgeklärte »Despot« des Saargebiets: Freiherr von Stumm, eröffnet einen Feldzug gegen diese eigenartige Wochenschrift und erklärt in einer großen Reichstagsrede [1]) Naumann und die sozialen Pastoren für gefährlicher als die Sozialdemokraten. Er gewinnt starken Einfluß auf den Monarchen. Die »Zuchthausvorlage« — Zwangsmaßregeln zur Unterdrückung der Lohnkämpfe — wird eingebracht. Dies alles ruft Max Weber auf den Plan. Er zieht seine scharfe Klinge, entwirft eine Erklärung gegen die Zwangsgesetze für die Frankfurter Zeitung und greift Stumm und die Agrarier in der Kreuzzeitung an. Das konservative Blatt nimmt seine Artikel auf oder lehnt sie ab, je nachdem oben gerade der Wind weht:

»Du wirst inzwischen ersehen haben, daß die Kreuzzeitung meinen Artikel nun doch aufgenommen hat — nachdem sie ihn 1½ Wochen liegen ließ. H. ist doch unglaublich. Offenbar

[1]) Vom 9. Januar 1895.

führt er die Wendung in der Stimmung des Kaisers gegen die Agrarier auf Stumm zurück, und während er, solange es schien, als lächle die kaiserliche Gnade auch den Agrariern — daher fand er es ‚polititisch zur Zeit unklug' ihn zu nehmen — den Generalgewaltigen unangetastet ließ, holt er jetzt meinen Artikel aus der Schublade und wirft ihn ihm an den Schädel!« — Ich bitte Dich nun auch die ‚Post' zu observieren, damit ich, tut sie den Mund auf, ihr sofort an die Gurgel springe.« (22. 7. 95.)

Pfingsten 1895 beteiligen sich Webers wieder an der Tagung des ev.-sozialen Kongresses in Erfurt. Diesmal steht die Erörterung der Frauenfrage im Mittelpunkt, und die Rede von Elisabeth Gnauck-Kühne ist die weitaus stärkste und eindrucksvollste Leistung. Die Frauen schöpfen daraus starke Begeisterung für die Verbreitung ihrer Ideale.

Naumann trägt sich schon mit dem Plan einer politischen Organisation. Er hat für diese Versammlung Gedanken zu einem christlich-sozialen Programm zu Papier gebracht, sie sind von antikapitalistischer Stimmung getragen. Nationale und verfassungsrechtliche, also eigentlich politische Postulate fehlen, nur die Bewegtheit vom Schicksal der kleinen Leute spricht daraus [1]). Hans Delbrück und Weber machen ihn auf die Wichtigkeit des nationalpolitischen Gedankens aufmerksam. Bald danach erscheint Webers Antrittsrede. Sie bewirkt eine entscheidende Wandlung in Naumanns Ideenkreis und bei einem Teil seiner Gefolgschaft: Wenck äußert: »Der Eindruck dieser Gedanken auf die jüngeren Christlich-Sozialen, vor allem auf Naumann selbst war groß. Es eröffnete sich ihnen eine ganz neue Perspektive. Bisher war das proletarische Christentum der Ausgangspunkt gewesen. Erbarmen mit den kleinen Leuten und von hier aus Denken mit den kleinen Leuten. — — — — Nationales kam nur in Betracht in seinem ethischen Wert als Vaterlandsliebe, die sich in der Stellung zum Monarchen, dann zum Monarchismus verdichtete. Nun aber trat das Nationale als politischer Machtfaktor in den Gedankenkreis und erfüllte ihn bald ganz und gar«. Naumann selbst schrieb in der Julinummer der Hilfe über Webers Gedanken: »Hat er nicht recht? Was nützt uns die beste Sozialpolitik, wenn die Kosacken kommen? Wer innere Politik treiben will, der muß erst Volk, Vaterland und Grenzen sichern, er muß

[1]) Vgl. dazu Martin Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen. Hilfe-Verlag 1905. S. 32f.

für nationale Macht sorgen. Hier liegt der schwächste Punkt der Sozialdemokratie, wir brauchen einen Sozialismus, der regierungsfähig ist: fähig, bessere Gesamtpolitik zu treiben als bisher. Ein solcher Sozialismus ist bisher nicht vorhanden. Ein solcher Sozialismus muß deutschnational sein.« Dazu bemerkt Wenck: »Und von dieser Stunde an begann der Aufbau des nationalen Sozialismus aus dem christlichen Sozialismus heraus.« Naumann plant nun eine Tageszeitung und eine politische Organisation, die eine nationalsoziale Partei vorbereiten soll.

Weber rät von Anfang an ab. So menschlich nahe er sich Naumann und dessen engerem Kreis: Göhre, Rade, Baumgarten u. a. fühlt, so sehr er sich an ihrer jungen Begeisterung freut — diese politischen Pläne erscheinen ihm von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt: Den meisten dieser Leute fehlen angeborene politische Instinkte, ein großer Teil ihrer Gefolgschaft würde erst recht an ethisch-religiösen Idealen orientiert bleiben, vor allem: dem Kreise fehlt das Schwergewicht einheitlicher wirtschaftlicher Interessen. Und Weber hält es von vornherein für höchst unwahrscheinlich, daß es — wie Naumann hofft — gelingen wird, einen Teil der Arbeiterschaft von der Sozialdemokratie loszulösen. Nach seiner Ansicht wäre es richtiger, auf eine eigne Partei zu verzichten, um desto freier das Bürgertum mit sozialer Gesinnung durchdringen und andrerseits die Arbeiterschaft zu nationalpolitischem Verständnis erziehen zu können. Er rät ab, will sich jedoch dem gemeinsamen Versuch der Freunde nicht entziehen und tritt in den die Zeitung vorbereitenden Ausschuß ein. Im Herbst 1896 kommt Naumann nach Freiburg, um alles zu besprechen. Die Gefährtin erzählt: »Naumann fragte an der Hand von Notizen, Max antwortete ‚aus der Fülle seiner Weisheit'. Ich selbst war Publikum, ließ Haushalt Haushalt sein, saß im Nebenzimmer angenagelt und hörte zu. Bewundert habe ich wieder Naumann's ungeheure Sachlichkeit, Nüchternheit und die innere Bescheidenheit, mit der er sich belehren ließ.« Kurze Zeit danach traten Zeitung und Verein ins Leben. Der letztere wurde (Nov. 1896) in Erfurt gegründet, Weber, der gleichzeitig nach Berlin zu den Beratungen des Börsenausschusses gerufen war, nahm daran teil. Der Eindruck der Konferenz verschärfte seine Bedenken. Diese Mischung von Geistlichen, Professoren, Beamten mit Handwerkern und einigen Arbeitern schien ihm sehr

wenig zu politischer Willensbildung befähigt zu sein. Auch Naumanns Verhalten war ein ärgerlicher Auftakt:

»Montag in Erfurt hatte Naumann die Sache insofern arg verpfuscht, als er an Stelle des (vorbereiteten) einen ganz neuen Programmentwurf vorlegte, in dem er die Frauenfrage und die Stellungnahme gegen die Großgrundbesitzer gestrichen hatte. Die Folge war, daß ich in scharfer Weise ihn und die ganze ‚Partei' angriff, sagte, daß sie auf diese Weise ‚politische Hampelmänner' würden, und bemerkte, daß wenn die jetzige Art der Behandlung der Polenfrage fortdauere, ich die ‚Zeit' weder halten noch unterstützen, sondern auf das Aeußerste bekämpfen würde. — — Das Gerede der Pastoren, aus denen zu ¾ die Versammlung bestand, und das ganze Schauspiel, wie politische Kinder in die Speichen des Rades der deutschen Entwicklung einzugreifen suchten, war über die Maßen kläglich. — Nun, es ist schließlich auf die Gründung der ‚Partei' verzichtet worden, wie ich aus der Zeitung sehe, und man hat einen ‚Verein' gegründet. Was dann daraus weiter werden wird, ist abzuwarten. Ich glaube: wenig.«

Die Geister waren eben — wie Weber gefürchtet hatte — an sehr verschiedenen und zumeist außerpolitischen Idealen orientiert, das Zusammenschmelzen würde schwere Mühe kosten. Man stritt sich tagelang und konnte sich doch nicht einigen, ob der nationale oder der soziale Gedanke das Programm einleiten solle. Noch schwieriger war es, über das Verhältnis von Christentum und Politik zur Klarheit zu kommen. Weber selbst kritisiert Naumanns Programm rücksichtslos [1]):

»Naumann wolle die Mitwirkung der Gebildeten. Aber was er hier biete, sei trotz aller nationalen Gesichtspunkte die Partei der Mühseligen und Beladenen, derer, die irgendwo der Schuh drückt, aller derer, die keinen Besitz haben und welchen haben möchten. Indem das Programm den Unterschied von Arbeit und Besitz konstruiere, mache es sich alle aufsteigenden Schichten des Volks, die schon zu Besitz gekommen sind, auch die aufsteigenden Schichten der Arbeiterklasse, zu natürlichen Gegnern der nationalsozialen Bewegung. Nur der Bodensatz der Bevölkerung gehöre dann wirtschaftlich zu den Nationalsozialen. Diese Partei der Schwachen könne es nie zu etwas bringen. Ein solcher

[5]) M. Wenck a. a. O. S. 63.

Miserabilitätsstandpunkt mache die Nationalsozialen zu politischen Hampelmännern, zu Leuten, die je nachdem ihnen der Anblick irgendeines wirtschaftlichen Elends auf die Nerven fällt, durch unartikulierte Bewegungen bald nach rechts, bald nach links, hier einmal gegen die Agrarier, dort einmal gegen die Börse und die Großindustrie, reagieren. Zu dieser politischen Unklarheit sei man gekommen, weil man die im ersten Programmentwurf enthaltene Stellungnahme gegen den Großgrundbesitz verlassen habe. Es bleibe aber nur die Wahl, entweder die bürgerliche oder die agrarisch-feudale Klasse stützen zu wollen. Die Sozialdemokratie habe durch ihr Vorgehen gegen das Bürgertum nur der Reaktion die Wege geebnet. Derselbe Fehler drohe hier. Man entschließe sich deshalb, eine neue nationale Partei der bürgerlichen Freiheit werden zu wollen, die ihren Standpunkt zugunsten der bürgerlich kapitalistischen Entwicklung nimmt. Denn was uns fehlt, ist eine nationale Demokratie, der wir die Leitung Deutschlands durch unsre Wahlstimmen anvertrauen können, weil wir der Wahrung der nationalen und wirtschaftlichen Machtinteressen in ihrer Hand sicher sind. Die Wahrung der nationalen Machtinteressen muß dabei freilich in aller Schärfe erfolgen und mit aller Konsequenz, z. B. auch in der Polenfrage. Denn auch der nationale Standpunkt verträgt sich nicht mit dem Miserabilitätsstandpunkt. Wer irdische Politik treiben will, muß illusionsfrei sein und die fundamentale Tatsache des ewigen Kampfes der Menschen untereinander kennen.« — Wenck fügt diesem Bericht hinzu: »Der nur sehr vereinzelte Beifall, den diese zweifellos ausgezeichnete Rede fand, zeigte, wie stark damals die überwiegende Mehrheit auf dem »Miserabilitätsstandpunkt« stand.

Trotz dieser grundsätzlichen Differenzen — denn auch für Naumann blieb vorerst der nationale Machtstaat Mittel zur sozialen Reform, während umgekehrt Weber zur Sicherung des Nationalstaats soziale und politische Gerechtigkeit fordert — tritt er dem nationalsozialen Verein bei und unterstützt Naumann dauernd, wo immer er kann, während bald andre Genossen (u. a. Paul Göhre und Maurenbrecher) nach links hin von ihm abfallen. Naumanns erste Kandidatur für den Reichstag wurde durch Helene Weber und Ida Baumgarten, die beide inzwischen verwitwet waren, finanziert. Aber leider bewahrheiteten sich Webers Befürchtungen. Die Tageszeitung ging schon nach Jah-

resfrist aus Geldmangel wieder ein. Der erste Kampf um parlamentarische Vertretung brachte zwar einen »Achtungserfolg«, aber er führte in keinem Wahlkreis zum Ziel. Die neue Organisation, die keine bürgerliche Partei sein wollte und sich ebenso weit abseits von der Sozialdemokratie hielt, zog zwar durch die Person ihres Führers eine Anzahl bedeutender und hochgesinnter Persönlichkeiten aus dem Bürgertum an, aber die Masse blieb fort, und so wurde sie keine politische »Maschine«. Als nach fünfjähriger Weiterarbeit im Wahlkampf wiederum nur ein Kandidat durchgebracht und Naumann zum zweiten Male abgelehnt wurde, war das Schicksal des Nationalsozialismus als Sonderbewegung besiegelt: »Die große Welle hat uns verschlungen.« Auf Naumanns Antrieb verschmolz man sich mit dem linken demokratischen Flügel des Bürgertums, der freisinnigen Vereinigung und bildete mit ihr den liberalen Wahlverein, gesellte sich also dem Bürgertum zu, wie Weber fünf Jahre zuvor gewünscht hatte.

* * *

Webers Lebenslinie bewegt sich in den soeben verfolgten Jahren zweifellos der praktisch-politischen Wirksamkeit entgegen. Sein Nationalgefühl glüht zu stark, um sich dauernd in der Wirksamkeit mit der Feder genug zu tun. Auch seine Kampfinstinkte und Rednergabe drängen zu anderer als bloß literarischer Verwertung. Und wenn er nun auch an seiner Begabung zum Lehren und Forschen nicht mehr zweifeln kann, so doch daran, ob diese Aufgaben für ihn selbst die angemessenste Wirkensform sind. In diesem Sinn äußert er gegen L. Brentano: »Wenn ich persönlich unerstrebte und unbeanspruchte ‚Erfolge' in der akademischen Laufbahn erreicht habe, so lassen mich dieselben ziemlich kalt und geben mir namentlich keine Antwort auf die Frage, ob ich nun grade in d i e s e r Laufbahn an dem für mich passenden Platze bin.«

Allerdings verschiebt er jeden Versuch, in die praktische Politik hineinzukommen, auf später. Die Fäden hätten sich schon jetzt spinnen lassen. Zu Jahresbeginn 1897 folgte er der Vortragsaufforderung eines liberalen politischen Vereins in Saarbrücken, dem Stummschen Herrschaftsbereich. Einige Zeit danach bot man ihm von dort aus eine Reichstagskandidatur an. Weber lehnt für diesmal ab, denn er sieht schon wieder einem neuen Wirkungskreis entgegen. Die philosophische Fakultät der Universität Heidel-

berg hat ihn zum Nachfolger des Altmeisters Knies berufen. Er hält vorerst politische Wirksamkeit nicht für vereinbar mit den neuen Aufgaben.

Es wäre ihm auch nicht leicht gewesen, sich in irgendeine der vorhandenen Parteigruppen einzufügen. Die Nationalsozialen kommen als Plattform vorerst nicht ernsthaft in Frage. Mit dem Linksliberalismus teilt er die demokratischen Ideale, aber er vermißt bei ihnen den Hauch großen nationalpolitischen Pathos — in dieser Hinsicht waren sie für ihn »Spießer«. — Mit den Nationalliberalen teilt er die individualistische Gesinnung, auch bejaht er mit ihnen den industriellen Kapitalismus als für die nationale Volkswirtschaft unentbehrliche organisatorische Macht. Dagegen bildet ihr Mangel an sozialer und demokratischer Gesinnung und an sozialpolitischer Einsicht eine hohe Schranke. Mit den konservativen und alldeutschen Kreisen verbindet ihn das nationale Pathos, aber sie unterstützen die Wirtschaftspolitik der Agrarier auf Kosten des Deutschtums, auf Kosten der übrigen Volksgenossen. — Im April 1899 schied er sich mit folgendem Schreiben vom alldeutschen Verband:

»In Unkenntnis, an wen sonst eine solche Erklärung zu richten ist, beehre ich mich, Ihnen meinen Austritt aus dem ‚Alldeutschen Verband' anzuzeigen. Der Grund liegt in der Haltung des Verbandes in der Frage der polnischen Landarbeiter. Während der Verband sonst Wichtiges und Unwichtiges (oft geradzu Quisquilien) mit gleicher Leidenschaft bespricht und erörtert, hatte er sich in einer Lebensfrage des Deutschtums nicht über hie und da höchst selten und platonisch ausgesprochene Wünsche erhoben, niemals den vollständigen — natürlich nur stufenweise möglichen — Ausschluß der Polen mit annähernd ähnlicher Energie vertreten, wie die nationalpolitisch höchst gleichgültige Ausweisung von Dänen und Tschechen, durch welche die Regierung der öffentlichen Meinung Sand in die Augen streut. Er hat es hingenommen, daß die Königsberger Landwirtschaftskammer so schamlos war, die Ansiedelung der Polen zu fordern, daß die Agrarier im Landtage die Erleichterung der Polenzufuhr forderten und die Regierung sie zusagte, falls sie bei Rußland (!) zu erlangen sei. Die Rücksichtnahme auf die Geldinteressen des agrarischen Kapitalismus, der in den zahlreichen konservativen Mitgliedern

des Verbandes seine Vertretung hat, geht dem Verbande über die Lebensinteressen des Deutschtums.

Um die Freiheit zu gewinnen, dies bei Gelegenheit auch öffentlich zu statuieren, trete ich aus: ich habe diese Sache innerhalb des Verbandes in Vorträgen in Berlin, Freiburg usw. derart bis zum ‚Steckenpferdreiten' vertreten — ohne Erfolg für die Haltung des Verbandes —, daß ich diese zwecklosen Anstrengungen satt habe, zumal Sie wissen, daß m e i n e Stimme in diesen Dingen überhaupt nichts gilt. — Ich gelte als ‚Feind der Junker'. — Dies hindert mich natürlich nicht, lebhafte Sympathien auch für die Bestrebungen des Verbandes zu haben, und schwächt meine aufrichtige persönliche Hochachtung für die Person der leitenden Herren nicht ab.« (22. 4. 99.)

ACHTES KAPITEL.

ABSTURZ.

Als Weber allen Anforderungen des Freiburger Wirkungskreises genug tun konnte und dort festzuwurzeln begann, wurde er nach Heidelberg berufen. Die ihm kurz zuvor angebotene Leitung und Organisation des sozialwissenschaftlichen Instituts (Mertonsche Stiftung) in Frankfurt hatte er abgelehnt, obwohl die freie Verfügung über Millionen zur Förderung der Wissenschaft lockte. Das Scheiden aus Freiburg und dem dortigen Freundeskreis, in welchem er so sommerlich froh geworden war, wurde schwer, trotzdem senkte sich schließlich die Wagschale zu Heidelbergs Gunsten, denn weiche Heimatluft umgab die Neckarstadt, zu ihr zogen die heiteren Erinnerungen der Kindheit und ersten frohen Studentenjahre. Ueberdies wird er sich in ihr politisch weniger »aus der Welt« fühlen als in Freiburg, und der Universität haftet von alters her der Ruhm besonderer geistiger Bewegtheit an. Weber nimmt also dankbaren Abschied. Der nun beschlossene Lebensabschnitt war in jeder Hinsicht gesegnet gewesen. Weber hat dort die Schatten des Vergangenen abgeschüttelt und mit stets wachsendem Kraftbewußtsein eine enorme Arbeitslast bewältigt. Er ist froh und frei geworden. Die Fäden der Freundschaft, vor allem zu dem Rickertschen Hause, sind unzerreißbar. Aber die Gefährten sind seelisch elastischer als 2½ Jahre zuvor beim Scheiden von Berlin, und auch die neuen Aufgaben in der geliebten Mutterstadt locken. Weber verspricht seiner Frau, gesundheitlich vorsichtiger zu leben, und da er keinem Bedürfnis verhaftet ist, führt er diesen Beschluß von heute auf morgen aus, geht sehr selten aus und rechtzeitig schlafen.

Weber wird nun Kollege seiner früheren Lehrer, denn noch wirken in Heidelberg — hochbetagt — die Sterne am Gelehrtenhimmel: Kuno Fischer, Immanuel Bekker, Erdmannsdörffer und andre. Und noch wird die akademische Geselligkeit durch Lebensstil, An-

schauungen und gesellschaftliche Gepflogenheiten dieser Generation geisteskräftiger älterer Geheimräte geprägt. Dazu gehören reichliche Tafelfreuden. Während in Freiburg die älteren Gelehrten, gemäß den bescheidenen Verhältnissen der jüngeren, zu anspruchslosen Abendessen einluden, nimmt umgekehrt hier in dem tonangebenden Kreis noch das »Diner« den Rang eines Kultakts ein: Weber wird mitgeteilt, daß die Annahme einer Einladung zum Senior der juristischen Fakultät J. Bekker zu den »Pflichten« gehöre, um deretwillen selbst die Absage des Seminars geboten sei. Er protestiert jedoch gegen diesen Ritus, und nachdem man einige Male sogar im Frühsommer, als draußen die köstlichste Sonne leuchtet, bei Kerzenschein hinter geschlossenen Läden daran teilgenommen hat, beschließen die Gefährten, jedenfalls für ihre Person diese »Pflicht« außer Kurs zu setzen und mit den Altersgenossen nur die anspruchslose Freiburger Art des Zusammenseins zu pflegen.

Das neue Leben gestaltet sich bald reich und gut. Statt der sich aufgipfelnden Schwarzwaldberge locken nun die weich hingestreckten Höhen des Odenwalds mit ihrem südlich-üppigen Bewuchs zu heiterer Entspannung, und der silbrige Fluß, der hier in die weite lachende Rheinebene strömt, verbindet den traulichen Winkel sinnfällig mit der Weite des größeren Ganzen. Neue bedeutende Freunde finden sich herzu: Georg Jellinek, Paul Hensel, Karl Neumann und vor allem der gleichaltrige Theologe Ernst Troeltsch, der sich dem Ehepaar in naher Freundschaft anschließt. Freiheit und Weite des Geistes, quellende Lebendigkeit, plastisch-anschauliches Denken, breiter Humor und unmittelbare Gefühlswärme machen ihn zu einem Gefährten, mit dem wissenschaftlicher und seelischer Austausch ergötzlich und fruchtbar wird. Allerdings sind die Männer in manchem — vor allem politisch — verschieden orientiert. Troeltsch gehört in seinen damaligen Anschauungen noch zur älteren »nationalliberalen« Generation; seinen stark bürgerlichen Instinkten waren die sozialen und demokratischen Ideale fremd. Er glaubt an so manches nicht, was Webers erstreben: weder an die geistige und politische Entwicklung der Arbeiterklassen noch an die geistige Entwicklung des weiblichen Geschlechts. Auch die Temperamente sind verschieden: Für Troeltsch ist es genug, daß er innerhalb der Theologie für geistige Freiheit und Duldsamkeit kämpfen muß — im übrigen ist er kein Kämpfer, sondern auf Konzilianz,

Ausgleich und Sich-Fügen in menschliche Schwachheiten gestellt.

* * *

Beruflich gab es auch hier in Eile allerlei neue dringende Aufgaben zu bewältigen. Der Vorgänger Knies schied als alter Mann aus dem Amt. Der Lehrbetrieb war unzulänglich, Weber ist zunächst der einzige »ordentliche« Fachvertreter, ein Zustand, den er sofort als ungenügend für eine Universität von Rang kritisiert. Er betreibt deshalb die Errichtung eines zweiten Lehrstuhls. Und da Altmeister Knies die Abhaltung seminaristischer Uebungen, auf die Weber solch entscheidendes Gewicht legt, verschmäht hat, fällt ihm die Neueinrichtung des Seminars und Beschaffung der dazu gehörigen Bibliothek zu. Aber das ist ihm nur recht, denn er beherrscht ja nun seine Disziplin und hat selbst Freude an dem durchsichtigen, streng gegliederten Aufbau seiner großen Vorlesungen über theoretische und praktische Nationalökonomie, Agrarpolitik, Arbeiterfrage. Seine Kollegien sind stets sorgfältig disponiert, im übrigen aber überläßt er sich in freier Rede den Eingebungen des Augenblicks: das strenge Begriffsgerüst wird mit der Fülle historischen Wissens umkleidet, die ungewöhnliche Denkschärfe ergänzt sich durch ebenso ungewöhnliche plastische Kraft. So gestaltet er auch das Abstrakteste verständlich durch Fülle der Beispiele und Unmittelbarkeit des Vortrags. Jedes Kolleg scheint frisch aus der Werkstatt seines Geistes hervorzugehen. Für die große Vorlesung über theoretische Nationalökonomie gibt er den Schülern einen gedruckten Grundriß, den er zum Lehrbuch zu erweitern beabsichtigt. — Seine Gefährtin führt nun auch — wie Weber wünscht — ein voll erfülltes geistiges Eigenleben. Sie hört bei ihm nationalökonomische und sonst philosophische Vorlesungen und vertieft sich in Paul Hensels Seminar in eine Arbeit. Dazu übernimmt sie die Leitung eines neugegründeten Vereins zur Ausbreitung der modernen Frauenideale. Weber freut sich an ihrem Tatendurst, ist bald frauenrechtlerischer als sie selbst, verfolgt eifrig das Für und Wider der öffentlichen Meinung, hilft, wo er kann, und steht mit eingelegter Lanze bereit, wenn es gilt, den Anfeindungen der alten Garde Widerpart zu halten. Nach einer der ersten öffentlichen Disputationen über Frauenrechte mit einer Leuchte der Universität — eine aufregende Angelegenheit für den jungen Verein — erzählt die Frau folgendes.

»Die ganze Stimmung wurde beherrscht durch eine etwa viertelstündige Rede von Max. Er ging sehr diplomatisch zu Werk, kleidete seine Auseinandersetzung so ein, als wolle er nur die Anschauungen des »Herrn Kollegen«, die wir nicht richtig verstanden hätten, näher interpretieren. Dabei setzte er natürlich s e i n e n Standpunkt auseinander, umschrieb in kurzen Zügen die ganze Frauenfrage und sprach den Frauen aus der Seele, was s i e vorläufig nur noch undeutlich zu stammeln verstehen, gab auch den altmodischen Frauen, die viel heftigere Gegner der ganzen Bewegung als die Männer seien, mit ihrer Intoleranz für den neuen Typus einige kräftige Ermahnungen. Er verglich sie mit Hühnern, die mit ihren Schnäbeln unbarmherzig auf ein fremdes Huhn, das sich in ihren Hof verirrt, einhacken — kurz es war herrlich, ich glaube die Frauen hätten ihm am liebsten in Prozession gedankt.«

Nun dringen noch ganz vereinzelt die ersten Studentinnen in die Hörsäle der Universität. Sie wollen nicht nur in ihre weibliche, sondern auch in die allgemein-menschliche Bestimmung hineinwachsen. Jede beschwingt das Bewußtsein Pionierin einer neuen Weltordnung zu sein, jede fühlt sich mitverantwortlich für Ueberwindung der Widerstände. Der neue Typus wird mit Pfeilen des Spotts und schwereren ethischem Geschütz hart bedrängt und gewinnt nur langsam Duldung und Anerkennung. Zu den jungen Mädchen, die ihm durch ihr jedermann anziehendes Wesen Billigung gewinnen, gehört Webers erste Schülerin: Else von Richthofen, die zusammen mit Marianne zu seinen Füßen sitzt. Sie will — zart und jung wie sie ist — Fabrikinspektorin werden; es ist einer der programmatischen Berufe, den die Frauen erobern wollen, in der Ueberzeugung, damit als Anwälte der weiblichen Arbeiterschaft eine notwendige soziale Mission zu erfüllen. — Die gleichstrebenden Frauen verbindet bald nahe Freundschaft, und Weber nimmt lebhaften Anteil am Werdegang seiner Schülerin. Er beeinflußt den weitsichtigen badischen Fabrikinspektor, sie künftig in seinen Beamtenstab einzureihen. Dies geschieht denn auch, wobei die einnehmende Persönlichkeit der jungen Doktorin ebensosehr wie die mit Ehren bestandene Promotion alle Bedenken beiseite räumt. Diese erste weibliche Beamtin, — die ihren schweren Dienst mit Mut und Umsicht erfüllt, ist eine Glaubensstärkung für die Frauenbewegung.

* * *

So treibt das neue Leben schnell reiche Blüten. Man fühlt sich sicherer und elastischer als zuvor. — Da entlädt sich im Frühsommer 1897 ein schweres Unwetter, das im Seelenleben der davon Betroffenen unauslöschliche Spuren zurückläßt. Helene ist es Bedürfnis, bei den ihr so nahestehenden Kindern, seit sie Berlin verlassen haben, alljährlich einige ruhige Wochen zu verbringen. Dieses Ferienglück ist indessen nie ohne Schwierigkeiten zu erreichen, denn ihr Mann kann sich nach wie vor nicht darein finden, daß seine Frau ihm fremde Interessen mit andern teilt und innige Gemütsbeziehungen pflegt, von denen er sich ausgeschlossen fühlt. Er vermag nicht der Vorstellung Herr zu werden, daß die nun alternde Frau immer noch ihm »gehört«, daß seine Interessen und Wünsche den ihrigen und allen Andern vorangehen, und daß er das Recht hat, Zeit und Maß ihres Urlaubs zu bestimmen. Dies wollen die Heidelberger Kinder nicht anerkennen. — In diesem Jahre ist es besonders schwierig, die verschiedenen Wünsche in Einklang zu bringen. Helene hat nicht die Kraft, einfach zu tun, was sie möchte. Verstimmungen ist sie nicht gewachsen, und wenn es sich um ihre Wünsche handelt, weiß sie nie, was sie dem Gatten zumuten darf. Verabredungen werden nicht eingehalten, gereizte briefliche Verhandlungen finden statt — schließlich begleitet der ältere Weber seine Frau nach Heidelberg, so daß ihr ungestörtes Ausruhen bei den Kindern verkürzt oder ganz vereitelt scheint.

Da entlädt sich das lange drohende Unheil. Der Sohn kann den aufgespeicherten Grimm nicht mehr an sich halten. Die Lava bricht aus. Das Ungeheuerliche geschieht: Ein Sohn hält Gerichtstag über den Vater. Im Beisein der Frauen erfolgt die Abrechnung. Keine Stimme hält ihn zurück. Er hat das beste Gewissen, ihm wird wohler bei dieser Entladung, die der bisherigen diplomatischen Behandlung aller Familienschwierigkeiten ein Ende macht. Es geht um die Freiheit der Mutter, sie ist die Schwächere, niemand hat das Recht, sie seelisch zu vergewaltigen. »Wir erheben den Anspruch, daß Mama das Recht haben soll, jährlich in Ruhe zu einer ihr passenden Zeit allein auf 4—5 Wochen zu uns zu kommen; solange das nicht geschehen ist, haben irgendwelche Familienbeziehungen zu Papa für uns keinerlei Gehalt und ist ihre äußerliche Aufrechterhaltung für uns ohne Wert.“

Der ältere Weber ist anders veranlagt und stammt aus einer andern Zeit; er kann und will nicht einsehen und zugeben — in

diesem Augenblick am allerwenigsten — daß sein Verhalten unrichtig gewesen ist. Die heftige Art der Einwirkung ist ja auch nicht dazu angetan. Er beharrt auf seinem Standpunkt, deshalb bleibt auch der Sohn unzugänglich — nur die Einsicht des Vaters hätte ihn weich gemacht. Sie gehen unversöhnt auseinander. — Für Helene folgen qualvolle Tage des Verklagtwerdens und Sichverklagens. Die Schleier der Illusion sinken. Die so lange verhüllte Wahrheit zeigt ihr strenges Antlitz: Eine zerfallene Ehe, ein zusammengebrochenes Piedestal. — Helene trägt schwer an dem Schicksal ihres Mannes, für das sie sich selbst mitverantwortlich macht; aber auch ihr scheint diese lang vorbereitete Krisis unvermeidlich. Aber sie hofft noch, hofft auf die künftige Einsicht des Gatten, auf die Möglichkeit neuen Aufbaus einer Lebensgemeinschaft, die, begonnen unter dem hellen Stern hochbeschwingter jugendlicher Neigung, gesegnet durch blühende, begabte Kinder — nun auf dem nackten Fels der Entsagung und Wahrheit steht. Ach, Frühling und Sommer sind lange vergangen — aber ist es nicht möglich, daß sie sich im Herbst des Lebens, weise geworden, noch einmal zu neuem Bunde in Freiheit und helfender Liebe die Hände reichen? Die Kraft ihres Hoffens und ihrer erbarmenden Liebe spricht sich erschütternd in folgenden Zeilen aus:

»Gott wird und muß ihm und mir die Kraft geben, es zu tragen und — zu bessern. Deshalb habe ich Eure lieben Briefe, die aber nur an mich denken, vernichtet, deshalb bitte ich Euch bei aller Liebe zu mir — laßt mich meinen Weg gehen und versucht b i t t e , versucht die Bitterkeit los zu werden, um mir zu helfen. — Seht, n i c h t u m s o n s t habe ich vor dem Altar die Treue und die Liebe in Freud und L e i d gelobt, daß das nicht so obenhin und daß das auch heißt, wenn das Leid von ihm kommt — auch ich bringe i h m ja Leid — und ich kann nicht, wie . . . . es getan, die Brücken abbrechen, sondern ich muß bauen, und sollt es für dies Leben ein fortwährendes Wieder-Niederreißen sein. Ich baue mit dem Mut des Glaubens und der Hoffnung, die nimmer aufhört. Ich weiß, ich bin oft schwach und mach's verkehrt, aber ich kann nicht leben ohne das. Und seht, Euch Großen hab' ich schon die Entfremdung und das Bitterwerden nicht ersparen können, was er so tief fühlt und mich dafür verantwortlich macht, er k a n n auch dies nicht anders ansehen, aber die Jüngeren — laßt mich versuchen, ihnen den Zwiespalt leichter zu machen. — Aufgeben,

nein, das kann und will ich mich nicht, es wäre erst recht Lüge gegen ihn, und glaubt er mir nur erst wieder, so wird er auch lernen, soviel er kann, Duldung haben für das, was mich innerlich treibt und sich nicht erdrücken läßt. Aber bauen muß ich, auch damit er daran glauben lernt, daß Christentum heißt die Liebe halten, die alles duldet, alles hofft, und daß er das in mir anerkennen muß. Und deshalb laßt mich bauen, und ach bitte, helft in duldender Liebe!«

Aber das Schicksal geht seinen Gang. Es ist dem alternden Manne versagt, das Gehäuse des eignen Wesens noch zu durchbrechen. Als Helene nach einigen Wochen in ihre Häuslichkeit zurückkehrt, verschließt er sich gegen sie. Damit erreicht er das Gegenteil dessen, was er im stillen hoffen mag: Helene, sonst immer bereit, sich selbst schuldig zu sprechen, wenn Schlimmes geschieht, wird nicht weich durch die unerträgliche Lage, sondern sichrer in dem Bewußtsein eines höheren Rechts, das nun endlich durchgekämpft werden muß. — Ihr Mann begibt sich mit einem Freund auf Reisen, sie darf noch hoffen, daß er sie nach einer Frist verwandelten Sinnes begrüßen werde. — Aber nach kurzer Zeit wird ihr seine entseelte Hülle heimgebracht. Eine Magenblutung beendete sein Leben plötzlich. Es ergab sich, ihn entlastend, daß seine kräftige Konstitution schon länger Krankheitskeime barg. Einen zu Freude und Genuß veranlagten Mann, dem nach eignem Gefühl immer viel »Glück« beschieden war, der auch vermochte, zunehmende Unstimmigkeiten aus seinem Bewußtsein zu verdrängen, hatte schließlich eine Wahrheit ereilt, die ihn seelisch zerstören mußte — es sei denn, daß er in Demut Einkehr halten und neue Frucht aus ihr ziehen würde. Dazu war es nun zu spät. Ein »Stirb und Werde« war ihm innerhalb seines Erdenlaufs nicht vergönnt. —

An einem prangenden Augusttag steht der Katafalk auf dem Rasenteppich des Gartens. Helene und alle ihre Kinder sind um ihn versammelt. Die jüngeren erleben dumpf, die älteren mit wacher Helle die grausame Tragik dieses Abschlusses. Aber den ältesten Sohn erschüttert kein Selbstvorwurf. Die sieben Wochen zuvor erfolgte Auseinandersetzung erscheint auch an diesem Sarge als unentrinnbar. Erst viele Jahre danach in affektloser Distanz sprach er sich schuldig — in der Form, nicht in der Sache. Seine Haltung gab auch Helene Sicherheit. — An seinen jüngsten Bruder schrieb er später folgendes:

»— — Es ist damals sicher von allen Seiten sehr viel verkehrt gemacht worden, sicher speziell auch von mir. Aber in der Sache selbst konnte Mama nicht anders handeln, als i h r e r Natur und ihrem Gewissen folgen. Wenn sie einen Fehler machte, so war es der, es nicht einfach zu t u n — dann hätte unser Vater, der ja doch sehr an ihr hing, sich eben an ihre andre Art und ihre besondren Interessen, die er nicht teilte (religiöse und soziale) g e w ö h n t. Aber es war ihr Bedürfnis, seine innere Zustimmung zu haben. Die erlangte sie n i c h t , und da sie nicht die Natur hatte, sich kräftig durchzusetzen, litt sie innerlich schwer und entfremdete sich ihm schließlich vollständig, viel tiefer als er ahnte, bis er es schließlich sah. Er selbst verstand sie und auch seinen eignen Vorteil nicht; er wäre so unendlich glücklicher gefahren, hätte er sich entschlossen, ihr volle Bewegungsfreiheit zu geben nach dem Spruch: ‚Leben und leben lassen'. — — —«

Die abgeklärte Deutung ihres Eheschicksals und der Persönlichkeit des Vaters, die er der Mutter zu ihrem 70. Geburtstag gab, wird ein Dokument im späteren Zusammenhang zeigen.

II.

Einige Zeit nach der Bestattung, gegen Sommers Ende, begeben sich Webers auf eine Reise nach Spanien. Der Mann braucht geistige und seelische Entspannung und findet sie nur im Bann neuer Eindrücke, die er auch diesmal wieder in ausführlichen Briefen an die Mutter festhält. Zunächst gewinnt die Erhabenheit der Pyrenäen und ihr kühler erquickender Atem Herrschaft über die Gemüter — angesichts dieser erdentrückten Konturen, in dieser leichten berauschenden Luft, verliert alles menschliche Wirrsal sein bedrohliches Gewicht. Dann fesselt Nordspaniens neue fremde Welt, die täglich dazu zwingt, sich mit unbequemen Ueberraschungen abzufinden. Weber ist reizbar, ärgert sich viel über den Schlendrian der Verkehrsmittel, öffnet sich aber auch diesmal den neuen Eindrücken mit Begier und hat die Elastizität, der fremdartigen Welt die anziehendsten Seiten abzugewinnen. Nur die Rastlosigkeit, mit der er nach immer neuen Eindrücken hascht, deutet er selbst als Zeichen nervöser Erschöpfung. »Es ist richtig, was Du schreibst, daß unter normalen Verhältnissen die Vielheit der Eindrücke, die wir an uns vorübergehen lassen, vielleicht nicht wohltuend wäre. Aber solange von Arbeiten bei mir keine Rede war, hätte ich es an e i n e m Ort nicht ausgehal-

ten, zum Naturgenießen in der unbefangenen Art wie sonst, wäre ja natürlich auch die Stimmung nicht da, man kann eben nur die ganze Fülle der gewaltigen Eindrücke auf sich wirken lassen, um so zunächst nervös vollständig kräftig und dem objektiven Durcharbeiten alles Erlebten gewachsen zu werden. Das ist jetzt, glaube ich, erreicht. —« Auf der Rückreise reagiert der angespannte Organismus mit einem Unwohlsein. Weber fiebert und fühlt sich bedroht. Auch auf der unaufschiebbaren Heimfahrt ist er noch nicht wohl. Aber darüber muß er nun hinwegleben, denn ein vom Ausschuß des evangelisch-sozialen Kongresses in Karlsruhe veranstalteter Kursus ruft ihn zu Lehrpflichten: »Wir sind zwar zu Hause, aber noch täglich unterwegs, nachmittags um 3 Uhr fahren wir nach Karlsruhe und abends zurück, heute wird es sogar 3 Uhr morgens, da sich an Maxens Vortrag eine Diskussion schließen soll. Ich freue mich für ihn, wenn diese Tage vorbei sind und wir uns dann von unsrer Erholungsreise erholen können.« — Indessen als die Semesterarbeit beginnt, scheint alles in Ordnung: »Max geht es nun wieder besser, er lebt verständig, geht etwas spazieren und ist öfters abends zeitig zu Bett gegangen; er schläft viel.« — Weber genügt jeder Berufspflicht, vervollkommnet seine Vorlesungen und widmet sich mit besonderer Hingabe den Arbeiten seiner Schüler. Stößt er auf sachlichen Eifer, so läßt er sich derart hinnehmen, daß er darüber seine eigne Produktion verschiebt. Auch eine ganze Reihe auswärtiger Vorträge in Mannheim, Frankfurt, Straßburg werden bewältigt. —

Da — an dem mit Arbeit überhäuften Semesterschluß streckt aus den bewußtlosen Untergründen des Lebens ein böses Etwas seine Krallen nach ihm aus. Eines Abends nach der Prüfung eines Schülers, bei der er sich, wie immer, stark verausgabt hat, überfällt ihn völlige Erschöpfung mit Kopfhitze und starken Spannungsgefühlen. Das Semester ist zu Ende, aber die Veränderung läßt nicht nach. Weber fühlt sich bedroht und konsultiert einen Arzt. Der nimmt die Störung des robusten Mannes leicht, erklärt sie durch ständige Ueberarbeitung und Gemütserregung und empfiehlt eine Reise. Die Gefährten verbringen einige Wochen am Genfer See. Dort läßt der Frühling diesmal auf sich warten. Es ist kalt, die Berghänge bleiben tot und braun, sie können sich nicht an die Erde schmiegen. Weber wandert viel in der Meinung, durch körperliche Ermüdung seine Nerven zu ent-

spannen. Als das Semester beginnt, fühlt er sich, nach einem Brief an die Mutter, eher übersteigert als erschöpft:

»Der Aufenthalt war doch sehr rentabel, ich merke seine Folgen jetzt, wo ich wieder kräftig zu arbeiten anfange, und denke in einigen Wochen die letzten Reminiszenzen los zu sein, um so mehr, als es sich offenbar um Rekonvaleszentenerscheinungen handelt, da ich mich außer den Anspannungen ganz bestimmter Kopfnerven und leichter Kongestionen körperlich und geistig ganz besonders wohl fühlte und jetzt erst recht fühle — —«. »Natürlich, nervöse Käuze bleiben wir allesamt, daran ist nichts zu ändern, aber man hat jetzt, nachdem allmählich alles, was einen drücken konnte, verarbeitet ist, den Humor dazu, sich nicht daran zu kümmern.« (Glion 14. 4. 98.)

Aber nach einigen Wochen geistiger Arbeit beginnt der Schlaf — sonst für ihn der Jungbrunnen jedes arbeitsreichen Tages — zu versagen, funktionelle Störungen stellen sich ein; Weber fühlt sich krank. — Als er in der Pfingstwoche, um einem sonst erwünschten Freundesbesuch zu entgehen, allein eine Wanderung in den Odenwald unternimmt, verhüllt sich die Maienpracht mit einem dunklen Schleier. Er ist sehr erschöpft, sein festes Gefüge lockert sich, Tränen quellen. Weber fühlt sich an einer Wende. Die so lange vergewaltigte Natur beginnt ihre Rache. — Der Arzt nimmt die Sache nicht schwer, verordnet Kaltwasserprozeduren; die steigern die Erregung und vertreiben den Schlaf vollends. Für die Sommerferien empfiehlt er einen Sanatoriumsaufenthalt. Weber fügt sich mit der Gläubigkeit eines Kindes allen ärztlichen Ratschlägen, verbringt einige Monate in einer überfüllten unruhigen Anstalt am Bodensee. Man behandelt ihn dort mit den damals üblichen Verfahren und ungewohnten Leibesübungen aller Art. Er läßt gutgelaunt alles über sich ergehen und beobachtet mit sachlicher Neugier, was immer mit ihm aufgestellt wird. Als es aber nicht gelingt, ihm die einzig ersehnte regelmäßige Nachtruhe und Entspannung zu verschaffen, wünscht er sich im stillen statt alles andren längere Ruhe von seinen Amtspflichten. Er sagt indessen nichts davon — denn »ich konnte mir doch nicht selbst Urlaub verschreiben lassen«. Im Herbst scheint der Zustand doch erheblich gebessert, körperlich scheinbar strotzend von Kraft, geistig unverändert kehrt er zur Arbeit zurück. Niemand will ihn für krank halten. Aber nach einigen Wochen versagen die Nerven aufs neue, das Lehren — jede Kollegstunde war

ja freie Schöpfung — wird zur Qual. Er macht sich nun auf einen langwierigen Verlauf gefaßt: »Theoretisch habe ich mich vollständig damit abgefunden, daß ich mit diesen Geschichten (die sich eben jahrelang vorbereitet haben müssen) recht lange zu tun haben werde.« Aber noch besitzt er ein großes Kräftekapital und glaubt wohl schon auf des Kelches Grund zu schauen. Und war nicht diese Krankheit vielleicht nur eine lange zusammengeballte Wolke, deren endliche Entladung fast als Befreiung von einer geheimnisvoll drohenden, feindlichen Macht wirken kann? Würde sie nicht eine künftige größere Harmonie der Lebenskräfte vorbereiten? In diesem Sinn schreibt er an seine Frau, als er sich einige Wochen von ihr trennen muß:

»Eine solche Krankheit hat doch sehr ihr Gutes, — mir z. B. hat sie die rein menschliche Seite des Lebens, die Mama immer etwas an mir vermißte, wieder aufgetan in einem Maß, wie ich sie nicht kannte. Ich könnte mit John Gabriel Borkmann sagen: ‚Eine eisige Hand hat mich losgelassen‘, denn meine krankhafte Anlage äußerte sich in den vergangenen Jahren in einem krampfhaften Anklammern an die wissenschaftliche Arbeit wie an einen Talisman, ohne daß ich doch hätte sagen können, wogegen. Das ist mir jetzt beim Zurückdenken recht klar, und ich weiß, daß ich krank oder gesund, so nicht mehr sein werde. Das Bedürfnis, unter der Arbeitslast sich erliegen zu fühlen, ist erloschen. Ich will in erster Linie mit meinem ‚Kindele‘ mich menschlich ausleben und es so glücklich sehen, als es mir gegeben ist, es zu machen. Daß ich dabei weniger leisten werde als früher in der inneren Tretmühle, glaube ich nicht, natürlich immer im Verhältnis zu meinem jeweiligen Zustand, dessen wirkliche dauernde Besserung jedenfalls gründlich Zeit und Ruhe fordern wird. Du hast aber ganz recht, mein Herz: — so intensiv mit jemand zusammenleben wie in dieser Zeit mit Dir, konnte, ich früher überhaupt noch nicht.« —

Ja, diese Zeit brachte der ehelichen Gemeinschaft besonderen Segen. Die Gefährtin selbst war nervös belastet, und von früh gewohnt, psychisch Kranke zu schonen. So vermochte sie sich völlig in den Zustand ihres Mannes einzufühlen und sich so zu verhalten, wie es ihm wohltat. Hatte Webers souveräne Selbstgenugsamkeit ab und an die Frage in ihr aufsteigen lassen, ob er sie nötig habe — jetzt zweifelt sie nicht daran. Aus dem dunklen Spalt, der sich auftut, erblüht ihr ein hohes Glück: Der

starke Mann ist ihrer ständigen Fürsorge und Gegenwart bedürftig, sie darf ihm dienen. Das Zusammenleben füllt sich mit einer Innigkeit und Nähe, die auch der Erkrankte als neues Glück empfindet: »Du schriebst neulich, die letzte Zeit wäre in manchem doch schön gewesen, so namentlich, weil wir so intensiv zusammengelebt haben — und das ist wirklich wahr, und für mich war dies deshalb trotz allem noch besonders schön und wird mir dauernd so vor der Erinnerung stehen, weil ich noch nie vorher s o hatte kennen lernen können, wie herrlich das Gefühl tiefer Dankbarkeit einem geliebten Menschen gegenüber ist, wie ich es Dir gegenüber hatte.«

* * *

Aber er steht damals erst am Beginn der Höllenfahrt. — Die auf den kräftigen Körper berechnete Stoffwechselkur erzielt einen Aufschwung, Weber beginnt guten Muts seine Vorlesungen. Nach einigen Wochen: erneuter Zusammenbruch, um Weihnachten so tiefe Erschöpfung, daß Rücken und Arme selbst beim Schmücken des Christbaums versagen. — Weber pausiert mit dem Kolleg über die Ferien hinaus, dann quält er sich mühsam bis zum Ende des Semesters durch:

»Max hat auch für diese Woche noch seine Vorlesungen ausgesetzt und hofft, daß er dann die drei noch bevorstehenden Semesterwochen durchhalten wird. Diese n ä c h s t e Zukunft macht uns vorläufig mehr Sorgen als die spätere, denn wir hoffen, daß dieser Rückschlag in den Ferien wieder ganz überwunden wird. Augenblicklich ist es vor allem die Kopfmüdigkeit, die Max jede geistige Strapaze, nicht nur momentan, sondern für den Gesamtzustand als schädlich empfinden läßt. Besonders das S p r e c h e n macht sich sofort unangenehm bemerkbar.«

»Es ist eine sorgenvolle Zeit, aber wir wollen uns nicht unterkriegen lassen. Max trägt es trotz gelegentlicher Wut und Ungeduld im allgemeinen mit stoischer Objektivität oder besser: als vom Schicksal verhängt. Wir haben auch Humor und sind fast immer heiter, wenn wir beieinander sind. Nur andre Menschen müssen einem nicht zu viel fragen oder gute Ratschläge erteilen. I c h habe es ja gut — daß er mich nötig hat, ist eine immer neu beseligende Glücksquelle.«

Mit was soll ein kranker Mann, dem jede geistige Arbeit zum Gift wird, nun seine gelähmten Stunden verbringen? Praktisches

Tun irgendwelcher Art liegt ihm nicht. Künstlerische Fähigkeiten hat er nicht gepflegt; schon seit dem Heranwachsen ist alles auf Denken ausgerichtet. Dies bloße Stillstellen der kostbaren Maschine, die bisher, dem Geist gehorsam, rastlos gearbeitet hat — war es nicht unerträglich?

»Es ist schlimm, daß er so gar keine Liebhabereien hat, oder daß man ihm keine ‚Handarbeit' oder sonst eine mechanische, aber doch interessierende Beschäftigung geben kann. Ich bin schon darauf verfallen, ihn zum Kerbschnitzen zu überreden — er lacht mich aber vorläufig aus. Dies stundenlange Sitzen und ‚Stumpfen', wie er es nennt, nur an seinen Nägeln schnipselnd, macht mich immer ganz traurig. Er aber behauptet, es täte ihm positiv gut. Diese einseitig ausgebildeten Männer sind doch verraten und verkauft, wenn ihr Kopf nicht will — könnte man ihn doch wenigstens in die Küche schicken!« Ja, auf was kommt man nicht alles! Helene schickt Wachs und ein von dem Kinde Max geknetetes Figürchen. Die Frau legt ihm Ton hin und ist glücklich, daß er gutmütig daran bastelt:

»— — — Er hat auch mehrere Male ganz eifrig modelliert, über sein Talent bin ich ganz erstaunt, ich glaube, er hat viele künstlerische Anlagen. Was kann er überhaupt n i c h t? Und gerade deshalb ist es so schwer, seine Kraft brach liegen zu sehen. Auch Modellieren darf er jetzt nur kurze Zeit, es strengt ihn an.«

Helene bekommt zum Geburtstag sein plastisches Erstlingswerk — eine Nachbildung des sterbenden Luzerner Löwen — war es ein unbewußtes Symbol? Er schreibt ihr dazu: »Mit unsren herzlichen Glückwünschen kommt diesmal, entsprechend der Umkehrung der Funktionen in unsrem Haushalt, von mir eine Handarbeit aus ziemlich müden Stunden, die Du vielleicht als Briefbeschwerer verwenden kannst.« — Aber dann wird die Handarbeit beseite gelegt, sie ermüdet. Die Frau macht den letzten Versuch und bringt einen Steinbaukasten — Freunde haben ihr erzählt, wie anregend dies Spielzeug sei — der Kranke baut ihr zuliebe auch ganz brav, aber dann: die Hände zittern, wenn er die Steine aufeinanderlegt, der Rücken schmerzt. Es hilft nichts, man muß völlig darauf verzichten, ihn auf diese Weise zu unterhalten. Er sitzt also einfach am Fenster seiner Wohnung in der »Anlage« und schaut auf die knospenden Kastanienwipfel. »An was denkst Du wohl?« »Möglichst an nichts, wenn es gelingt.«

»‚Manitu ist noch immer in einer Wolke'. Max geht es recht mäßig. Sein ganzes Nervensystem ist sehr reizbar, und jede körperliche oder geistige Anstrengung macht es rebellisch. Selbst das Zeitunglesen fährt ihm in die Glieder, ich lese ihm deshalb die Depeschen vor.« — Die Reizbarkeit ist sehr groß, dem Manne, der früher nach angespanntester Arbeit tiefen Schlaf fand und ganz unempfindlich gegen Geräusche war, wird jetzt nachmittags und abends ein leiser Ton zur Qual: »Mieze war nun auch ein Aergernis, da sie manchmal mittags oder morgens früh miaute und Max dadurch ganz außer sich brachte — wir haben sie deshalb, da Berta ja nun einen Bräutigam hat und keine Quadrupeden mehr braucht, fortgegeben.« — Da der Zustand sich auch in den Ferien nicht ändert, faßt Weber endlich den Entschluß, sich für das Sommersemester (1899) von den Vorlesungen dispensieren zu lassen und nur sein Seminar weiter zu halten: Eine Zeit wie die letzten Semesterwochen kann er einfach nicht nochmal durchmachen!

Die Aussicht auf Entlastung wirkt momentan befreiend, ebenso eine erneute ärztliche Konsultation. Weber schreibt seiner Mutter — freilich auch mit der Absicht, ihr Freude zu machen:

»Ich habe nun, wenn die Regierung mein Dispensgesuch genehmigt, ein ziemlich ruhiges Semester vor mir, und da es mir schon jetzt bedeutend besser geht — ähnlich wie im Herbst — so denke ich eine ganz beträchtliche Stufe in die Höhe zu kommen. Nachdem nun noch einmal — jetzt aber zum letztenmal! — Alles, was ich an mir und in mir habe, geprüft ist mit gleich negativem Resultat, und nachdem ich nachgerade aufs genauste angeben kann, was mir bekommt, was nicht, kann man sich die verfügbare Arbeitszeit einteilen. Ich wünsche nur, daß Ihr nun glaubt, daß es nicht psychische Apathie ist, wenn ich in gewissen Uebermüdungsstadien alle sogenannten ‚Anregungen' ablehne, und wenn ich jetzt Urlaub genommen habe — die Sprechunfähigkeit ist rein physisch, die Nerven versagen, und mir vergehen dann beim Blick auf mein Kollegheft einfach die Sinne. J e t z t , wie immer, sobald es entschieden bergauf geht, bin ich in denkbar bester Stimmung, wie übrigens schon seit einiger Zeit.« —

Einige Zeilen dieses Briefes lassen erkennen, daß es Helene schwer wird, sich in die geheimnisvolle Krankheit hineinzufinden. Ihr eigner heroischer, beständig zu unbarmherziger Selbstvergewaltigung angespannter Wille hat alle seelischen und kör-

perlichen Anstrengungen bewältigt. Kann das nicht auch der Sohn? Freilich, Anspannung zu geistiger Schöpferkraft verlangt ja das Leben von ihr nicht. Aber kann man denn wirklich n i c h t, was man will, wenn die Gliedmaßen heil sind? Oder kann man nicht wenigstens durch Nichtbeachtung der einzelnen Krankheitssymptome zu größerem Gleichgewicht kommen? Weber wirkt ja doch in der Substanz seines Wesens als unverändert, und obwohl er nun schlank und blaß geworden ist, auch körperlich noch wie eine Urkraft. Manchmal kann man alles nur für bösen Spuck halten, der einem machtvollen: »Ich will nicht« ebenso schnell weichen würde, wie er gekommen ist. — Die tatkräftige Frau, der das Abwarten und Zusehen in allen Lebenslagen größte Ueberwindung kostet, leidet schwer darunter, daß sie diesem Kranksein gegenüber dazu verurteilt ist, ja bei ihren Besuchen empfindet, daß sie dem Sohn durch ihre zwar unausgesprochene, aber durchgefühlte Zumutung eher anstrengt als wohltut. Für Webers sensibles Ehrgefühl gehört zu den peinlichsten Stacheln seines Zustands, wenn man ihn — ermutigend — andeutet, daß er gar nicht den Eindruck eines Schwerkranken mache, und wenn die Freunde tröstend sein gutes Aussehen loben. —

Helene und die Geschwister machen ab und an aus der Ferne Vorschläge und Pläne, die indessen nicht annehmbar sind. Die Frau schreibt: »— — Daß ich so gereizt auf Euren so liebevollen Plan reagiert habe, tut mir sehr leid. — Der tiefere Grund mag wohl der sein, daß ich von Zeit zu Zeit durchzufühlen glaube, daß Ihr denkt, Maxens Zustand müsse durch Energie, durch ein Ueber-sich-hinaus-kommen gebessert werden. Und auch nur den Anschein von Willensschwäche kann ich auf ihm nicht sitzen lassen. Sieh, daß er das Seminar seit 5 Wochen ganz aufgegeben und auch jetzt noch jede Woche zwei Vorlesungen ausgesetzt hat, obwohl es ihm den Kollegen und Studenten gegenüber peinlich sein muß, das zeigt mir, als w i e s c h ä d l i c h er jetzt jede geistige Anstrengung empfindet. Und daß dies Empfinden objektiv begründet ist, sieht man ihm jedesmal nachher an. Deshalb waren diese Wochen eine fast unerträgliche psychische und physische Last, weil er sich seinen Berufspflichten momentan einfach nicht gewachsen fühlt. Ihr müßt Euch Max sonst keineswegs apathisch und teilnahmlos für die Außenwelt vorstellen — er legt sich nur, solange das Semester dauert, künstlich Beschränkung auf, weil seine Nerven so sehr erregbar sind. — Ihr müßt Euch

auch die häusliche Atmosphäre nicht grau und trübe vorstellen, nein, wir sind trotz allem fast immer heiter.«

Aber nach einigen weiteren Monaten des Leidens: »Einstweilen sind wir ganz kleine Leute, die nur daran denken dürfen, wie sie den übernommenen Pflichten mit schwachen Kräften gerecht werden, und wie sie sich mit Grazie durch das augenblicklich auferlegte Schicksal schlagen.« — Eine briefliche Aeußerung Webers aus späteren Jahren läßt ahnen, in welcher inneren Haltung er sich mit seinem Leiden abfand:

»Not lehrt beten« — immer? nach persönlicher Erfahrung möchte ich das b e s t r e i t e n, natürlich Ihnen durchaus beistimmend, daß es sehr oft — für die Menschenwürde nur allzu oft — zutrifft«. (5. 4. 08 aus einem Brief an K. Voßler über dessen Dante.)

* * *

Weber ist für den Sommer 1899, also im zweiten Krankheitsjahr, von seinen Vorlesungen befreit, leitet aber noch sein Seminar und die Schülerarbeiten. Die Ferien verbringen die Gefährten am Eibsee und fahren von dort über den Fernpaß nach Venedig. Die Erlösung vom Albdruck der Pflichten und die Schönheit der neuen Eindrücke tun auch jetzt ihre Wirkung. Als aber dann Weber im Herbst einen kleinen Teil seiner Lehrpflichten wieder aufnimmt, erfolgt nach kurzem ein erneuter Zusammenbruch, schwerer als alle zuvor. Der Kranke zweifelt nun nicht mehr, daß für lange Zeit jedes, auch das bescheidenste, Maß von Amtspflichten sein Leiden tiefer eingräbt und seinen Geist gefährdet. Es treibt ihn, dem Bannkreis des Bisherigen zu entweichen. Er reicht Weihnachten das Gesuch um Entlassung aus dem Amt ein. Das war ein schwerer Schritt. Denn wie würde man schon rein äußerlich, ohne Gehalt, nur auf die Zuschüsse der Familie angewiesen, die Krankheitsjahre durchhalten? Die badische Unterrichtsverwaltung (Minister Nokk, Dezernent Arnsberger) findet den Ausweg. Sie will den kranken Mann erleichtern und seine Kraft für künftig festhalten. Auch die Fakultät will ihn nicht ziehen lassen. Das Gesuch wird abgelehnt, statt dessen ein langer Urlaub bewilligt und der Gehalt weitergewährt. Dazu soll der von Weber schon so lange beantragte zweite Lehrstuhl der Nationalökonomie sofort geschaffen werden. Bis zur Ankunft des neuen Kollegen will Weber die Arbeiten seiner Schüler leiten, der eigentliche Urlaub soll vom Herbst 1900 an laufen.

»Eben war Arnsberger persönlich hier — im Ministerium hatten sie die Finessen von Maxens Schreiben gar nicht so verstanden, sondern schließlich geglaubt, er habe etwas andres vor und wolle deshalb entlassen werden!! — Als A. nun erfuhr, davon sei keine Rede, sagte er, man würde ihn selbstverständlich keinenfalls entlassen. Ich stand wie Sara hinter der Tür und die Freundlichkeiten des guten alten Herrn waren mir wie eine Engelsbotschaft. Max verhielt sich natürlich sehr ‚nobel', aber doch Gott sei Dank nicht als Moralprotz! Urlaub soll er solange haben, wie er braucht. Wir sind doch nun nicht ganz entwurzelt, und ich glaube, das ist auch für späteres Wiederanfangen für Max wichtiger, als er jetzt zu ermessen vermag.«

Die großzügige Regelung war momentan eine wunderbare Erleichterung; man konnte sich vorerst der Zukunftssorgen entschlagen. Weber freilich bezweifelt im stillen, daß er je in sein Amt zurückkehren kann. — Er setzt sich nun mit dem Aufgebot aller Willenskraft für eine befriedigende Besetzung des neuen Lehrstuhls ein. »Die letzten 14 Tage waren nicht schön, jedes Wort strengte ihn an. DieVorschläge sind fertig, und Max hat die Fakultät doch zu dem gebracht, was er wollte. Aber es kostete viel Reden, und dafür mußte er dann 8 Tage im Bett liegen — —«.

Die Berufung Werner Sombarts, den Weber schon als Nachfolger in Freiburg vorgeschlagen hatte, wurde von der Regierung abgelehnt, dagegen Karl Rathgen angenommen.

Weber ist nun auch diese Last los, aber sein Zustand bessert sich nicht. Alles und jedes ist zu viel: Er kann ohne Qualen weder lesen noch schreiben, noch reden, noch gehen und schlafen. Alle geistigen und ein Teil der körperlichen Funktionen versagen Gehorsam. Zwingt er sie dennoch zum Dienst, so bedroht ihn das Chaos, ein Gefühl, als könne er in den Wirbel eines den Geist verdunkelnden Erregungszustandes geraten: »Es geht ihm ein klein bischen besser, ob er aber die Schülerarbeiten ohne Schaden beaufsichtigen kann, weiß ich nicht — ich habe mir deshalb vorgenommen, ihn, sobald ich sehe, daß es ihm schlechter geht, zunächst in ein Sanatorium hier in der Nähe zu bringen.«

Das muß denn auch anfangs Juli geschehen. Die Gefährten beschließen für lange Zeit den Ort der Qual zu verlassen und den Haushalt aufzulösen. Weber geht zunächst in eine kleine Nerven-

anstalt nach Urach in der Rauhen Alb und bleibt dort für einige Wochen allein. Der Tiefstand ist erreicht.

»Max ist doch etwas bange vor dem Alleinsein, und der Gedanke, mir schreiben zu müssen, ist ihm so gräßlich, daß ich ihm Kärtchen vorschreiben werde, die er nur mit zwei Worten auszufüllen braucht und sie ihm auch adressieren werde. Seinen Zustand möge Dir folgendes Beispiel illustrieren: Vor einigen Tagen kam ein Brief eines Kollegen, der um Auskunft über Dr. N.N. bat. Dr. N.N. ist Maxens Schüler, er möchte sich habitilieren, hat aber Schwierigkeiten, weil er Jude ist. Max hat sich immer sehr für ihn interessiert, und die Habilitationsangelegenheit, mit der der arme Mensch greulich in der Klemme saß, lag ihm sehr am Herzen. Ich zeigte ihm nachmittags den Brief, und er diktierte mir auch in ¼ Stunde 4 Seiten, war dann aber derartig gereizt und aufgeregt darüber, daß man ihn auch hier keine Ruhe ließe, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Seine Aufregung kehrte sich auch zum erstenmal gegen mich: ich sorgte ja doch nicht dafür, daß er Ruhe bekäme, und jetzt wäre er wieder für Wochen zurückgeworfen, und er müsse Ruhe haben, auch wenn die Leute darüber »krepierten«, bei ihm stände auch was auf dem Spiel — kurz, er war einfach außersich, und ich mußte ihm himmelhoch versprechen, daß ich ihm in den nächsten Wochen keinen einzigen Brief, der ihn an seinen Beruf erinnert, einhändige. Ich solle alles allein abmachen und den Leuten ihre Briefe zurückschicken. ‚Und wenn sie mich für verrückt halten'.«

III.

Nun werden also die Zelte abgebrochen — wer weiß für wie lange? Man steht doch bis an den Hals im Wasser der Trübsal und kann sich nicht immer des Schauers erwehren: Das Ende wäre vielleicht gemeinsamer Untergang. — Meist überwiegt freilich die Zuversicht, alles könne wieder gut und wie vordem werden. Die Frau glaubt und hofft — glaubt an ihres Mannes unzerstörte Schöpferkraft, und für sie bleibt er auch in seiner Ohnmacht derselbe souveräne Mensch, der er immer gewesen war — ein gefesselter Titan, den böse Götter neidisch plagen. —

Sie hat sich in dieser bösen Zeit durch den Eifer für eine Erstlingsschrift oben gehalten. Weber freut sich daran, wie an allen Zeichen ihres Eigenlebens. Immer ermöglicht er ihr die Pflege ihrer Interessen. Selbst in dieser schlimmsten Zeit, als er

ihre Gegenwart schwer entbehren kann, überredet er sie, eine Frauentagung zu besuchen, als er fühlt, es würde ihr Freude machen. Niemals unterjocht ihn Selbstsucht. — Den Aufbruch von Heidelberg überglänzt als wehmütige Freude ein Ausdruck der Liebe und Verehrung seiner Schüler:

»Gestern war ein ereignisreicher Tag, um 12 Uhr erschien im Frack und weißer Weste Leo Wegener und überreichte mir mit feierlicher Rede, die ihn selbst so bewegte, daß er fast weinte, die Adresse Deiner Schüler. Die Menschen sind wirklich ganz rührend. Else sagte, der Eifer, mit dem sie sich alles ausgedacht und jedes Wort überlegt hätten, wäre ganz reizend gewesen. Die Adresse ist ein ziemlich großes Sepiabild in schönem braunen Lederein-band. Sie ist von einer Münchner Künstlerin gemalt — ein Mann wirft von einem steilen Felsen, den er eben erklimmt, Feuer-brände ins Land, sie gleiten zu seinen Füßen an dem mit Dornen bewachsenen Felsen herab, in den die Namen Deiner Schüler eingegraben sind. Der Hintergrund öffnet sich zu einer goldig blitzenden Ferne. Die Widmung lautet: Hochzuverehrender Herr Professor und Lehrer! Viel Glück auf die Reise! Wir — nicht bloß die Unterzeichneten, alle die Sie für's Leben beeinflußt haben — wünschen Ihnen baldige fröhliche Rückkehr zum Stolz und zur Förderung der Wissenschaft und zur herzlichen Freude Ihrer dankbaren Schüler.«

* * *

Weber verbringt nun einige stumpfe stille Monate in dem schwäbischen Waldstädtchen Urach unter guten einfachen Men-schen. Er übt sich ab und an in längeren Spaziergängen auf der Hochebene der Rauhen Alb, empfindet jedoch die lebhaftere Be-wegung immer als Erregungsquelle und liegt dann lieber wieder still im Garten. Sein Leben ist nun in den kleinsten Kreis ge-bannt, jede Problematik muß fern bleiben, selbst lieber Besuch bedeutet Anstrengung. Ab und an spendet ihm die Natur ab-lenkende Freuden, vor allem dann, wenn er ihre wechselnden Bilder auf einer Wagenfahrt mühelos in sich aufnehmen kann. Lange Jahre danach ruft ihm das Wiedersehen dieser Gegend eine Erinnerung wach:

»— — — Als ich die ‚Rauhe Alb' mit dem Neuffen und das Uracher Tal in der Ferne liegen sah, dachte ich an die viele viele Liebe, die mein trautes Mädele in ihren doch wirklich reichlich

seltsamen Kerl von Mann hineingesenkt hat damals; an unsre Fahrt nach dem Neuffen an Deinem Geburtstag, dem ersten etwas fröhlicheren Tag nach einem ¾ Jahr von stumpfer Dunkelheit und an so mancherlei, was man nicht vergißt — am meisten aber an mein Kind, das immer noch so warm und jung ist, wie in dieser Zeit, wo es mein einziges Band mit der Welt war. — —«

* * *

Weber fühlt sich recht krank, und eins ist ihm sicher: Die Qual der letzten Monate, als er unter einem kleinen Rest von Amtspflichten, früher von dem Gesunden spielend zu bewältigen, tödlich erschöpft gekeucht hat, darf sich nicht wiederholen! Unter ihrem Nachgeschmack hätte er gern gleich mit der Vergangenheit gebrochen, um irgendwann ganz von vorn anzufangen:

»— — — Ich habe auch ziemlich eingehend mit dem Doktor über meine Zukunftschancen gesprochen, bezüglich deren sich offenbar nichts bestimmtes sagen läßt. Daß ich in irgend absehbarer Zeit regelmäßige, an feste Stunden gebundene Arbeit ohne die Gefahr alsbaldiger Wiederkehr des Höllenzustandes vom Frühjahr tun könnte, ist wohl fast ausgeschlossen. Deshalb müssen wir unser Herz nicht an die Heidelberger Stelle hängen — ich betrachte es als ein Geschenk des Himmels, daß ich nicht mit Ehrgeiz belastet und ziemlich ‚wurschtig' bin, und für die ‚Welt' ist niemand leichter zu ersetzen als ein Dozent. Psychisch wäre es vielleicht sogar besser, wenn die Verhältnisse gestattet hätten, gleich voll zu verzichten, ich könnte dann mein Schifflein langsam frei aufs Meer hinaussteuern, wenn der Wind wieder günstiger wird, statt mit meinen Hoffnungen in Heidelberg verankert sein zu sollen. — Aber alles kann der Mensch nicht haben, wie gut haben wir es noch im Vergleich mit dem Lose von tausend andern.«

Im Herbst kommt ein junger Vetter Webers schwer psychopatisch in die Anstalt. Den fein organisierten klugen Jüngling hat einer jener rätselhaften »Prozesse« befallen, deren Wesen damals noch nicht völlig erhellt und für den Laien undurchsichtig war. Mit unausgesprochenen Forderungen an seine »Willenskraft« hatte man ihn viel geplagt. Bei voller Klarheit des Denkens knechten schwere Hemmungen sein Tun, und eingeschlossen hinter gläsernen Mauern, die man nicht sieht, die aber undurchdringlich sind, empfindet er sein Dasein als sinnlos. Würde es

gelingen, ihn dem Kerker zu entreißen und einem sinnvollen Leben zurückzugewinnen? Der Arzt spricht nicht jede Hoffnung ab. Die Aufgabe ist lockend. Als graue Novemberschleier die Herbstpracht verhüllen, zieht es Weber nach dem lichten, freudvollen Süden. Den Jüngling für den öden Winter allein zurückzulassen, in einer jeder Anregung baren Umgebung, bringen die Gefährten nicht über sich — vielleicht trägt es sich auch leichter auf zwei Schultern als auf einer. Als sie ihn auffordern, mitzugehen, erhellt zum erstenmal Freudenschein die immer verhängten Züge. So reisen sie zu dritt nach Korsika. Ziel ist das als besonders milde empfohlene Ajaccio. Die erste Zeit läßt sich gut an. Sie finden wirklich südliche Klarheit, leuchtendes Blau eines hohen Himmels, der sich auch das Meer untertan macht; nachts eine Klarheit, daß die großen Wandelsterne hellen Schein in den Golf werfen. Dazu vor dem Hintergrund hoher weißbeschneiter Berge das vornehme Grau-grün der Oliven, Eukalypten, Kakteen. Der die Hänge bedeckende Buschwald hüllt die Insel in einen Duft von Lavendel und Thymian. Das schöne, nach Süden auf die bergumschlossene Bucht schauende Hotel bleibt fast leer, denn der Burenkrieg hält die Engländer fern. So finden sie Stille.

»——An Max tun Landschaft und Klima das ihrige und bringen ihn über sein Mißbehagen fort. Er liegt vormittags fast immer draußen am Berge unter den Oelbäumen, nachmittags machen wir einen gemeinsamen Spaziergang, falls er gehfähig ist, haben auch vorgestern wieder eine hübsche Fahrt am Ufer des Golfs entlang unternommen. Er versucht jetzt ohne Schlafmittel, auch ohne Brom zu existieren, schläft deshalb unruhig, aber trotzdem besser als bei ähnlichen Versuchen in Urach. Er ist sehr viel unterhaltsamer, was auch Otto bemerkt und mich deshalb besonders freut. Nur geistige Nahrung, außer der Frankfurter Zeitung und dem Figaro, verweigert der Kopf immer noch.«

Weber wird des Neuen froh und saugt dankbar die zugleich milde und großartige Schönheit in sich ein — in jeder guten Stunde fähig, sich selbst und seine Bürde zu vergessen. Nicht so der kranke Jüngling, dem ein sinnloses Geschick Wirken und Fruchten versagt. Er kann sich nur mühsam und vorübergehend von sich selbst befreien, ihn bannt hellsichtige Hoffnungslosigkeit, und auch angesichts all des Neuen fällt nach kurzem Aufblitzen immer wieder der Vorhang der Apathie und tiefer Be-

nommenheit über sein Antlitz. Bleibt er von einem Ausflug etwas länger als verabredet fort, so fürchten die Gefährten — im Vorausahnen seines späteren Schicksals —, daß er seinem Leben ein Ende gemacht habe — für ihn hätten sie es nicht beklagt, aber die Eltern! Was derart an Schwermut von dem jungen unheilbaren Mann ausströmt, legt sich nach einiger Zeit als Mehltau auf Webers Lebensgefühl — bedroht etwa auch ihn solch' hoffnungslose Umschleierung? Der Jüngling ist feinfühlig, er darf nichts merken, man hätte ihn damit zerstört, ihn allein fortschicken ist auch unmöglich; der Zustand muß ertragen werden. Nichts andres kann geschehen, als daß die Frau sich ganz dem jungen Kranken widmet, um Weber dessen Gegenwart möglichst zu entziehen. Dieser ist also meist allein. Dazu wird das schöne leerbleibende Hotel geschlossen. Sie beziehen möblierte Zimmer, verlieren das Billard und die Zeitungen; eine lange Regenperiode setzt ein. Man kann kaum draußen sein. Die einsamen Tage schleichen nun unter verhängtem Himmel einförmig und farblos dahin. Es gibt kein hübsches Café, kein Schaufenster, keine Musik, nichts zu sehen, es begibt sich nichts. Sie erleben, wie stark das Dasein des Kulturmenschen sich aus äußeren Anregungen speist. Weber liegt viel auf dem Sofa und dämmert vor sich hin. Aber er ist weder verzagt noch ungeduldig, denn trotz dieser Oede fühlt er sich besser. Die Rebellen scheinen sich zu unterwerfen; Vorboten einer Besserung grüßen ihn. —

Im März gehen sie nach Rom, der Schützling kommt mit, denn er hat all die Monate von der Vorbereitung für diese Zeit gelebt. Weber will Krankheit und Erdenschwere versenken in das Meer der gewaltigen Eindrücke. Hier kann er sich über die Unbill des Tages hinweg dem Ewigen aller Zeiten einen, die dem Wissen vertraute Größe der Vergangenheit durch Anschauung sinnfällig erleben, sein Selbst zum Gefäß der Geschichte erweitern. Jeder alte Stein der großen Stadt spricht zu seiner historischen Phantasie und regt ihn kräftig an; das ist besser als alle Therapie. Aber noch hemmt die Gegenwart des andren Kranken den Flügelschlag der Begeisterung, denn der vermag trotz seines Interesses doch nicht mitzuschwingen. So fühlt Weber dessen Gegenwart als unerträglichen Druck — ganz Rom als Heilmittel verpufft, wenn er nicht endlich befreit wird. — Auf beiden Seiten steht viel auf dem Spiel, der Jüngling darf nichts merken. Endlich läßt sich die Trennung vollziehen, ohne den Kranken zu verstören. Er

scheidet vertrauensvoll und kehrt für eine Zeitlang lebensfähiger zu den Seinigen zurück. Als er nach mannigfachen vergeblichen Bemühungen, seinem Dasein Sinn zu geben, einige Jahre später in äußerster Willensanspannung seinen Kerker zerbricht, vermag Weber sein Schicksal den Eltern durch folgende Zeilen zu verklären:

»Lieber Onkel! Wir sind — Ihr wißt es — tief innerlich bewegt bei dem Abschluß dieses Lebens. Jedesmal in Ajaccio, wenn Otto länger ausblieb, fürchteten wir ihn nicht wieder zu sehen — f ü r c h t e t e n es nicht seinet-, sondern unserer Verantwortung wegen. Ich habe es immer für eine Verirrung unserer lebensunkundigen Alltagsmoral gehalten, daß sie, im Gegensatz zu der so viel freieren und größeren Empfindungsart des Altertums, das irdische Leben zu einem Gut stempeln will, auf welches der Mensch nie, auch nicht wenn seine Fortsetzung jeden geistigen S i n n verliert, verzichten dürfe. — Er war ein Mensch, der, angekettet an einen unheilbar kranken Körper, sich dennoch — vielleicht mit d e s h a l b — zu einer Feinheit des Empfindens, einer Klarheit über sich selbst und einer tief verborgenen, stolzen und vornehmen Höhe der innerlichen Lebensführung entwickelt hatte, wie sehr wenig Gesunde. — Das kann nur wissen und beurteilen, wer ihn so ganz nahe gesehen und lieb gewonnen hat, wie wir, und der zugleich selbst weiß, was Krankheit ist. So arm, und — wie er selbst nur zu genau wußte — z u n e h m e n d ärmer der Inhalt seines Lebens nach dem Gang seines Schicksals sich gestaltete, so reich und zart war seine, in die Kerkerwände seiner überall hemmenden Krankheit verschlossene und doch so eigenartig f r e i e Seele. — Es gehört zu meinen schmerzlichsten Erinnerungen, daß wir s. Zt. das Zusammenleben mit ihm unterbrechen mußten — es war meine täglich zunehmende Angst, daß er, der unendlich Feinfühlige, bemerken könnte, daß meine Fähigkeit, Gesellschaft zu ertragen, ebenso wie Mariannens Kraft zu Ende ging. Gerade in letzter Zeit besprachen wir, ob wir Euch raten könnten, ihn mit uns nach Amerika zu schicken oder hier studieren zu lassen. Vielleicht hätte es sein Leben etwas gefristet, — — aber fast glaube ich, daß für i h n u n d E u c h es besser kam, wie es gekommen ist. Denn: so wie seine Zukunft vor ihm lag, hat er recht getan, jetzt ins unbekannte Land zu gehen, v o r Euch, die Ihr sonst ihn einst ratlos, einsam, einem dunklen Schicksal entgegengehend, hättet auf der Erde zurücklassen müs-

sen. Wahrlich schwer lastet das Leben — und doch nicht schwerer als einst, wo jener griechischen Mutter für ihre blühenden Söhne auf ihr Gebet als einziges Glück der Tod gewährt wurde. Wie vielen Eurer Kinder hat das Leben die reichsten Aufgaben geschenkt — für dieses Kind hättet Ihr selbst kaum etwas anderes als jenes Glück erbeten. Er hat erfüllt, was von ihm gefordert wurde: Verinnerlichung, geistige Verfeinerung seines Selbst, willensstarkes Dulden ohne Klage. A e u ß e r e Aufgaben stellte ihm das Schicksal nicht und nahm ihm die Möglichkeit sie sich selbst zu stellen. Es war keine feige Flucht, als er über sich selbst verfügte und ein Leben, welches seiner nicht mehr würdig geblieben wäre, aufgab. Wir werden ihn niemals vergessen und sein Andenken ehren und lieben ebenso wir Ihr.«

IV.

Als jene Aufgabe gelöst ist, drängt es Weber, Rom sofort für längere Zeit wieder zu verlassen, um die Pein der letzten Wochen durch andere Eindrücke zu überdecken. Die Gefährten reisen nach Süditalien: Neapel und Umgebung: Sorrent, Pompeji. Kapri, Pästum. Weber verbringt eine Reihe von Tagen ganz still in Sorrent auf einer mit bunten Fliesen belegten Felsterrasse über dem Meer, versenkt in den Anblick des blauen Golfes, der Konturen Ischia's, des dampfenden Vesuvs mit seiner von weißen Häuschen bestickten Schleppe.

In der Hingabe an diese strahlende Pracht stellt sich sein Gleichgewicht wieder her: »Für Max ist nichts heilsamer als sich möglichst zu freuen und möglichst viel Schönes zu sehen. Ich denke oft, wenn wir eine solche Reise schon vor zwei Jahren gemacht hätten und er damals Urlaub genommen hätte, wäre er schneller gesund geworden. Das haben die Aerzte versäumt, keiner hat damals dazu geraten.« Als es besser geht, versenkt er sich in Pompeji und Pästum, und auf einer Fahrt nach Salerno durch das frühlingsprießende Kampanien stellt er die Erhaltung der altrömischen Ackerverteilung fest. »— — Wir waren also zwei Tage in Pompeji, Max hat dort für seine Verhältnisse Fabelhaftes geleistet, zweimal am Tage 2½ Stunden geschaut und sich immer sehr interessiert und sehr gefreut.« — In Neapel wohnen sie weit draußen am Posillipp, unmittelbar über dem Meer. Diese prangenden Gelände, diese reinen Linien, dieses durchsichtig blaue Wasser — es ist der

Born des Vergessens seiner Selbst. Und je fremdartiger die Eindrücke, je weniger Erinnerung an die Heimat — um so besser: »Bei Max regt sich noch nicht die leiseste Sehnsucht nach der früheren Existenz oder der Heimat — ein Zeichen, wie ruhebedürftig er immer noch ist. Doch reichen seine Kräfte, um sich an den täglichen Eindrücken freuen zu können.« — Dann kehren sie nach Rom zurück, um sich gemeinsam der Reliquien übereinander geschichteter Jahrtausende zu bemächtigen. Alle Trümmerstätten umflutet nun ein Ueberschwang von sommerlichem Licht, jede Kuppel, jede Fassade ist davon gebadet und verklärt, und selbst nachts blaut noch das Firmament hinter den leuchtenden Gestirnen. Wundervoll ist die leichte Frühsommerhitze. Sie liegen viel auf dem grünen Rasen der »Villa Borghese« und freuen sich, wenn die jungen Kleriker sich ihrer flatternden Soutanen entledigen und wie andre Weltkinder beim Ballspiel ihre Glieder regen. Die Natur und alle Dinge tun gut. Nur die Mitmenschen stören so oft die kostbare Ruhe der Nächte: »Der Kampf um Ruhe und Schlaf ist wirklich manchmal schwieriger als der Kampf um die Weltanschauung; was könnte man leisten, wenn man sieben Stunden ruhigen Schlafs bekäme!«

Im Hochsommer entweichen die Gefährten nach der Schweiz, nach Grindelwald, um auch die Höhenluft zu erproben. Zunächst ist die Wirkung schlimm. Die im Süden gebändigten Dämonen rütteln an ihren Ketten: Schlaflosigkeit, Erregung, Unruhe, alle Plagegeister brechen los. Der kaum gewonnene Boden schwankt aufs neue; der Kranke ist sehr deprimiert durch den Rückfall. Als seine Frau nach einigen Wochen Abwesenheit zu ihm zurückkehrt, findet sie ihn wieder in ähnlicher Verfassung wie ein Jahr zuvor. Ist denn auf gar nichts zu bauen? Kann jeder blöde Zufall alles in Frage stellen? Sein Bruder, der ihn besucht, hat freilich ein günstigeres Bild. »Ob nun Alfreds Eindruck von Maxens Fortschritten richtig ist? Ich möcht's ja gern glauben, aber er sagte gerade heute wieder, er wäre noch so müde, so müde, und es täte ihm nicht wohl, wenn wir ihm Leistungsfähigkeit suggerierten, er fühle eben, daß sie nicht da sei.« Er ist auch noch immer sehr erregbar und kann im Moment recht heftig und subjektiv sein — sobald man jedoch den eignen Standpunkt mit Ruhe entwickelt, findet er seine Objektivität wieder.« Schließlich gewöhnt sich der labile Organismus an das Höhenklima — in Zermatt im Anblick der Eisriesen kann Weber

aufs neue an Besserung glauben. Er erträgt nun ab und an ein wenig Lektüre. — Im Herbst kehren die Gefährten zum drittenmal nach Rom zurück, diesmal für den ganzen Winter. Eine angenehme italienische Familie gewährt ihnen ein ungestörtes Asyl. Sie leben ganz einsam. Als Helene ihre Kinder besucht, findet sie den Sohn doch wesentlich gebessert. Er ist auch ihr wieder zugänglich und beglückt, in der empfänglichen Frau noch einen neuen Spiegel aller großen Gegenstände zu gewinnen. In den letzten Jahren hatte sich die Mutter immer zurückhalten müssen — jetzt bereitet es ihm Freude, ihr alles zu zeigen und zu deuten. Helene ist glücklich, sie sieht Rom zum erstenmal, und obschon sie nun — mit 57 Jahren — äußerlich wie eine alte Frau erscheint — Sinne und Herz sind jung. Sie ist so elastisch, vermag alles, was hinter ihr liegt, abzuschütteln und sich ganz an das große Neue hinzugeben. Alles spricht zu ihr: die selbstgenügsame Vollendung der antiken Kunstwerke so stark wie die stimmungsvolle Innigkeit frühchristlicher Heiligtümer, das heidnische Pantheon wie die Katakomben und die Peterskuppel. Auf dem Forum muß man acht geben, daß sie nicht zu viel Marmorbrocken als »Mitbringsel« in ihren Pompadour steckt — oder wenigstens daß der »Große« es nicht merkt, denn es ist verboten, und Weber übertritt nicht gern Gesetz und Recht. Die Wochen in Rom gehören zu den schönsten, die sie je mit ihren Kindern verlebte, und ihnen ist dies selbstlos liebende Mutterherz das Trautste der Heimat. Nach ihrer Abreise schrieb ihr Marianne:

»Max läßt Dich herzlich grüßen, war aber bös über Deine Bemerkung, daß Du Dich diesmal uns zugehörig gefühlt habest, während Du Dich sonst eher als ‚Eindringling' empfunden hättest. Das wäre ganz ‚dummes Zeug', es betrübe ihn ohnehin, daß er Dir so schwer zeigen könne, wie lieb er Dich habe, und das steigere sich dann bei solchen Empfindungen — ‚so sagt der Patriarch'. Also, trautste Mutter, ich weiß wohl, daß Du die letzten Male jene traurigen Empfindungen hattest, aber das lag doch wohl an Maxens trostlosem Zustand und dem Gefühl Deiner Machtlosigkeit, uns zu helfen, nicht wahr? Und Maxens Verschlossenheit war bei ihm nur der instinktive Schutz gegen jede Erregung.« —

Einige Zeit nach Helenens Ankunft beginnt Weber wieder ein richtiges Buch zu lesen: Kunstgeschichte. Er holt sich aus der Bibliothek des Künstlervereins einen Band nach dem andern.

Die Frauen stoßen sich heimlich an: »Sieh nur, er liest!« Dem Mann gegenüber tun sie so, als bemerken sie's nicht. Erst nach einiger Zeit wagen sie auf den Fortschritt hinzudeuten. Weber meint: »Wer weiß wie lange es geht« — — und »nur keine Fachliteratur«! Aber die Aufnahmefähigkeit hält an, und damit beginnt nach 3½jährigem Kranksein nun wirklich der Aufstieg. Bis dahin war er überzeugt, daß er sein Amt nicht wieder ausfüllen könne, jetzt scheint es ihm in guten Tagen, als sei rechtzeitige Genesung nicht völlig ausgeschlossen. Um jedenfalls nicht voreilig zu handeln, will er für das Sommersemester eine Vorlesung und Seminar anzeigen. Den Frauen wächst die Hoffnung.

»— — Bis heute war Maxens Befinden gleichmäßig gut, er hat sehr viel gelesen, ein dicker Band nach dem andern erscheint, jetzt allerhand Historisches, und erstaunlich schnell wird er immer damit fertig. Wenn ich ihn nicht zum Ausgehen aufforderte, würde er wohl ganz und gar über der Lektüre hängen bleiben, er genießt sie wie ein Verdursteter — — — — mich durchwärmt in all dieser Zeit ein großes Dankgefühl, freilich noch oft unterbrochen von Zaghaftigkeit und Lebensangst — das Herz klopft nachts zwischen Furcht und Hoffen. Manchmal schießt das Hoffen recht lustig ins Kraut, so daß Resignation für die nächste Zukunft immer wieder erkämpft werden muß. Mein Gemüt muß auch erst lernen, ohne den gleichmäßig schweren Druck zu leben. Aber wenn Max allmählich wieder leistungsfähig wird, dann will ich täglich singen: ‚Mir ist das Los aufs Lieblichste gefallen.' — Auch im Rückblick auf vergangnes Leid bleibt dann nur die Dankbarkeit. — Und nun ist noch etwas Unerwartetes geschehen: Max hat brieflich vor einigen Tagen Rathgen gebeten, für ihn vorläufig 2 Stunden Agrarpolitik und Seminar für den Sommer (1902) anzuzeigen, — um das gute Gewissen zu haben, nichts Unbedachtes zu tun und auch um bei der Berufung seines Nachfolgers raten zu können, will er den Abschied erst im März nehmen. Ein nochmaliges Urlaubsgesuch erscheint ihm ganz unmöglich. Auf seine Frage: ‚Was hast Du Dir denn gedacht?' sagte ich: ‚Nichts, denn ich stecke nicht in Deiner Haut, allerdings ist mir in dieser Zeit die Hoffnung gewachsen, daß Du irgendwann wieder leistungsfähig wirst.' Dann schrieben wir zwei lange Briefe an R. und Sch. So ist denn die Entscheidung noch einmal verschoben. — Weil es denn gar so schwer ist, die Hoffnungen im Käfig zu halten, und man

den Schritt immer noch vor sich hat, möchte ich es manchmal bedauern. — Aber ich werde mir jeden Tag vorsagen, daß es töricht ist, wenn ich mein Herz an die Professur hänge, und daß mir — falls es Max nur besser geht — alles andre gleichgültig sein sollte.«

Die Besserung hält an. Auch zu sprechen traut er sich wieder, kann ab und an die Klausur durchbrechen und in geistigen Austausch mit andern treten. Er sieht den Jugendfreund Prof. Schellhaß am Historischen Institut und disputiert mit dem jungen Historiker Haller. »— — Max geht es gut! Ich bin täglich voll stillen Danks. Gestern hat er fast 3 Stunden mit Dr. Haller geplaudert, er ging schon um ½3 Uhr ins Historische Institut und kam erst um ½7 Uhr zurück. Er liest jetzt auch in Conrads Jahrbüchern und dann Simmels Philosophie des Geldes. Bei passender Gelegenheit werde ich ihm vielleicht sagen, daß mir bei seinem jetzigen Gesundheitszustand ein nochmaliger Urlaub nicht unverschämt erschiene. Ich verspreche mir zwar vorläufig keinen Erfolg bei ihm, — immerhin — man kann nicht wissen, wie bei andauernder Besserung sich seine innere Stellung zu dieser Frage verschiebt. Deine und Sch.s Sorgen, daß Max künftig als Privatdozent unter seiner Einflußlosigkeit leiden würde, teile ich nicht. Ich glaube, er hat sich alle Folgen seiner Amtsentlassung überlegt und sich mit ihnen abgefunden. Dabei kommt ihm seine Veranlagung sehr zustatten. Er hat gerade Fachkollegen gegenüber das Bedürfnis weitgehendster Anerkennung und Duldung ihrer Eigenart. In kollegialen Angelegenheiten ist er überhaupt fabelhaft objektiv. Ich b e w u n d r e ihn immer in dieser Beziehung und auch darin, w i e wenig er das Bedürfnis hat, sich zur Geltung zu bringen.«

Die Genesung winkt. Es scheint nur darauf anzukommen, Zeit zu gewinnen, denn — so denkt heimlich die Frau — er gehört wieder aufs Katheder und in einen Schülerkreis. Es ist zu sinnlos, wenn d i e s e Gabe zum Bilden und Führen der Jugend durch das lebendige Wort und die sonstigen unmittelbaren Ausstrahlungen seines Wesens brach liegt! Ja sie dürfen noch hoffen, alles würde gut, denn auch das beginnende neue Jahr schenke Zeichen des Aufstiegs. Er ist freilich mühsam, der Genesende muß häufig am Wege rasten, die Frau ist beständig in heimlicher Spannung: Wird er das Ziel rechtzeitig erreichen oder nicht?

»Vor drei Tagen besuchte ihn der sehr gescheute Dr. H. Da hat Max zwei Stunden über die schwierigsten Dinge gesprochen. Es ging so recht aus dem Vollen und so plastisch und scharf wie nur je früher. Die Nacht darauf gab's dann freilich Unruhe und Trional.« »— — Er geht jetzt öfter aufs Historische Institut, um mit Schellhaß und Haller zu plaudern, das Bedürfnis nach »Leben« nimmt also zu. Nur jedes Muß beelendet ihn nach wie vor, auch eine Schülerarbeit, die noch gründlicher Umgestaltung bedarf, hat ihn wieder davon überzeugt, daß vorläufig jede Pflicht ihm das Gefühl der Ohnmacht gibt und unverhältnismäßig belastet. — Wir leben nun mit allerlei Büchern, zu deren Lektüre man sonst nie kommt, d. h. Max liest ein fabelhaftes Gemisch in sich hinein, allerlei über die Geschichte, Verfassung und Wirtschaft der Klöster, dann Aristophanes, Rousseaus Emil, Voltaire, Montesquieu, Taines sämtliche Bände und englische Schriftsteller.«

Höhepunkt dieses abgeschiedenen römischen Winterdaseins war ein Besuch Friedrich Naumanns, der deutsches Gegenwartsleben und eine Welle von Wärme und Frische mit sich brachte.

»Nun rat' mal, was für eine Freude wir unvermutet haben! Vorgestern erschien in allen Prächten — fast hätte ich ihn umarmt in meiner freudigen Ueberraschung — N a u m a n n in unsrer stillen Klause! Er kam von Palermo, bleibt nur wenige Tage hier, und wir sind sehr ausgiebig zusammen. Vorgestern nachmittag mit ihm auf dem Pincio, gestern vormittag eine dreistündige Rundfahrt. — Max redete wie ein Wasserfall, war dann allerdings mittags erschöpft, so daß ich allein mit Naumann zur Via Appia fuhr. Wir zeigten ihm alles, hatten aber beide den Eindruck, daß die Vergangenheit zu ihm viel weniger als zu uns spricht. Er empfindet jetzt zu ‚modern', zu sozial und zu ökonomisch. Vielleicht fehlte ihm auch nur die innere und äußere Sammlung. Maxens historische Phantasie kann er ja auch nicht haben. Die steinernen Denkmäler der Vergangenheit sind ihm zunächst nur leere und zerbrochene Schneckenhäuser, er braucht mehr den unmittelbaren Zauber der Landschaft und die Eindrücke des lebendigen Volkslebens. Für ihn wäre ein längerer Aufenthalt in Rom viel weniger wirkungsvoll gewesen als für Max. So genossen wir denn auf dem geschichtlichen Hintergrund vor allem die Gegenwart und seine Persönlichkeit. Was für ein liebenswerter Mensch ist er doch. Seine innere Ruhe und Objek-

tivität sind wohltuend, seine natürliche Liebenswürdigkeit, seine persönliche Teilnahme und dabei der Humor bezaubernd und die Milde und Weitherzigkeit seiner Menschenbeurteilung beschämend. Denke Dir, er reiste die Nacht durch nach Genua, um am Sonntag rechtzeitig seiner Frau das versprochene Telegramm schicken zu können!«

Aber nach den schönen gehobenen Tagen stieß die feindliche Hand den kämpfenden Mann aufs neue zurück in den Krankheitszustand: »Unsre Seele mußte letzte Woche einmal wieder im Staube kriechen. Max hatte mehrere sehr schlechte Nächte hintereinander und war dadurch ganz kaput und deprimiert und ich im geheimen außer mir. Das war wohl die Quittung für Naumanns Besuch. In dieser Woche hat er sich wieder erholt. Gewiß müssen wir solche Störungen noch oft erleben, aber ich kann nicht sagen, daß das Oft-Erleben einen daran gewöhnt.«

V.

Um Ostern 1902 scheidet Weber von Rom, um sich der Heimat zu nähern. Denn nun soll nach bald zweijährigem Fortsein und vierjähriger Krankheit das Heidelberger Leben aufs neue begonnen werden. Weber ist nicht genesen — die angekündigte Vorlesung zu halten, fühlt er sich nicht fähig — aber erheblich gebessert, seinem Zustand angepaßt und einer geistigen Existenz zurückgegeben. Vor allem dankt er der Sonne und Herrlichkeit der ewigen Stadt vergangenheitsgesättigte Stunden, die ihm nun fast ein Jahr lang die karge Gegenwart lebenswert gemacht haben. Er scheidet vom Süden wie von einer zweiten Heimat, nach der ihn, wenn jenseits der Alpen der lange Winter lastet, oft unbezwingliches Verlangen packt. — Vorerst verbringt er noch eine Zeitlang in Florenz, von dort beantragt er zum zweitenmal seine Amtsentlassung.

»Max hat nun doch um Entlassung aus dem Ordinariat und Einreihung unter die Titularprofessoren gebeten. Dadurch ist das Ministerium auch der Pensionierung überhoben. Gewiß ist es recht so; ich konnte selbst nicht wünschen, daß er nochmals um Urlaub gebeten und sich dadurch belastet gefühlt hätte. Aber ich finde nicht, daß das Rechttun einen angenehmen Geschmack zurückläßt. Beim Diktat des Entlassungsgesuchs überkam mich nochmals eine recht unphilosophische und unchristliche Wut, es gab Tränen, die dann Max ziemlich wild machten.

Natürlich schämte ich mich, aber nicht mal so sehr. Ich bin in dieser Angelegenheit so garnicht ‚heroisch'.«

Ja, Weber hatte erst die unteren Höllenkreise überwunden. Daß er um diese Zeit der durch die Verlobung ihres jüngsten Sohnes sehr bewegten Mutter wieder einen längeren Geburtstagsbrief schreiben kann, erscheint dieser und ihm selbst schon als bemerkenswerte Leistung: »Es geht alles ganz gut. Ich habe, allerdings mit einiger Mühe, sogar einen acht Seiten langen Brief an die Mama zustande gebracht!« Dieser lautete:

»Es ist, glaube ich, ein paar Jahre her, daß ich zu Deinem Geburtstage nicht selbst geschrieben habe und auch diesmal wird der Rücken dafür sorgen, daß ich nicht zuviel sage. Aber immerhin geht es mir heute, wo hier alles im vollen Frühling steht, doch so anders als die beiden letzten Male, wie die Bäume grün wurden, daß ich mich wieder einigermaßen als Gratulant präsentieren kann. Hoffentlich sind nun die aufregenden Episoden der letzten Zeit einigermaßen überwunden, und Du schaust am Anfang des neuen Lebensjahres zuversichtlicher nach vorne, als das zunächst möglich war. Daß jetzt die inneren Schwierigkeiten, die ein sich Zusammenfinden von zwei Menschen, ganz verschieden im Entwicklungsgrade, mit sich bringt, noch sehr sichtbar im Vordergrund bleiben, ist ja natürlich. Und da namentlich Arthur es ist, an den die Aufgabe herantritt, jetzt einen Sprung um ganze Jahre vorwärts zu tun, so wird für Dich zunächst eine längere Zeit des Zuwartens kommen, die innerlich schwierig ist. Neben allem anderen was den Müttern auferlegt wird, ist es auch noch ihr Schicksal, daß der Selbständigkeitstrieb der Kinder, wenn er erwacht und solange er seiner selbst noch nicht sicher ist, sich zunächst rein negativ gegen sie — die Eltern und die Mutter ganz speziell wendet. So ist es ja mit uns allen gegangen, und ich denke mir, daß es mit Arthur jetzt ähnlich sein wird und daß vielleicht unter dem Einfluß dieser Entwicklung auch die neue Schwiegertochter noch nicht so aufgeschlossen sein kann, wie es ihr auf die Dauer, nachdem was Ihr über ihre Eigenart schreibt, Bedürfnis sein wird.

Für uns sind pekuniäre Arrangements Eurerseits vorerst nicht notwendig, bis Herbst übers Jahr halten wir es jedenfalls erst einmal aus. Bis dahin findet sich vielleicht für mich Gelegenheit und Möglichkeit zu Gelderwerb, wenn es weiter besser wird. Wie? Das weiß ich freilich noch nicht, kümmert mich aber auch z. Z.

nicht. Vielleicht mit Artikelschreiben usw. Deine Aeußerung über D. beweist nur, daß es mit seiner Zeitschrift nicht gut steht; für später könnte ja so etwas einmal in Frage kommen, etwa mit Alfred zusammen. Aber jetzt ist meine Arbeitskraft noch viel zu unstet und die politische Lage nicht verlockend. Man muß eben abwarten, und ich habe noch zuviel nachzuholen, um jetzt selbst wenn es ginge, etwas Politisches zu unternehmen. Von meiner Stelle bin ich bis auf die Seminardirektion zurückgetreten. Um länger zu warten, müßte man doch annehmen dürfen, ich könnte im Winter größere Kollegs lesen. Das geht sicher n i c h t , denn das laute Sprechen ist dasjenige, was ich nicht leisten kann. Ob sie mich nun zum Honorarprofessor oder dgl. machen, ist wirklich recht nebensächlich. —

Ich fahre in ca. drei Wochen nach Bologna, dann nach Mailand und Lugano. Siena usw. verkneife ich mir, da es ein Umweg wäre, der Besonderes kostete und ich für Marianne noch ein kleines Kunstwerk kaufen und herausspären möchte. Man weiß doch nicht, wann wir wieder hierher kommen. — Hier in Florenz sieht man erst, welch ein grundhäßliches Nest eigentlich doch Rom ist, und doch! dort könnte ich lebenslang leben, hier schwerlich. Die historische Phantasie ist die Hauptsache, wer sie nicht hat, soll nicht dorthin gehen. Das ist bei Dir doch ein Verdienst von Gervinus und der alten Heidelberger Luft. — Doch nun will der Rücken — er hat so gut ausgehalten wie seit sehr lange nicht — definitiv nicht mehr. Also auf Wiedersehen im neuen, hoffentlich zunehmend schönen und reichem Lebensjahr.« (Florenz, 14.4.02.)

Weber kehrt zu seinem eignen 38. Geburtstage heim — als Adler mit gebrochner Schwinge. — Kollegen und Freunde finden ihn sehr gebessert und glauben, in einiger Zeit werde er ganz der alte sein. Die Heimatluft umfängt ihn warm: »Der Heini von Steier ist wieder im Land«! Er kam also Sonntagabend von Freiburg, wo er sich Baumgartens, Rickerts und Papa Baist präsentiert hat. Dann zogen wir, da keine Droschke zu haben war, in strömendem Regen zu Fuß bei uns ein. Es war gerade alles fertig, bekränzt und beleuchtet, und dann merkte ich, daß er ganz glücklich all das Behagen und die Sauberkeit des eignen Heims empfand. Er findet auch die Wohnung sehr hübsch, »spielt« mit seinen Sachen und macht's sich am Schreibtisch behaglich. — Die Freunde kommen und gehen und freuen sich seiner Frische.«

Kurze Zeit danach meldet die Frau:

»Soeben war Dietrich Schäfer hier, um mir zu sagen, daß die Regierung Max veranlassen wolle, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen! Man wolle ihn auf alle Fälle behalten.« So beginnt das Schweben zwischen Entsagung und Hoffnung noch einmal. Weber wird so bedrängt, daß er sich, widerstrebend und doch dankbar, auf ein nochmaliges Provisorium einläßt. Er soll Seminar halten und sich an den Promotionen beteiligen. Er lebt ganz zurückgezogen, aber die alten Freunde: vor allem Troeltsch, Hensel, Jellinek, Neumann kommen, und die Frau muß immer aufpassen, daß die lebendigen Unterhaltungen sich nicht zu lange ausdehnen. Dann trifft er sich im Sommer am Samstag nachmittag in der Stiftsmühle, im Winter im Scheffelhaus mit einem größeren und stets wachsenden Kreis und wird unvermerkt wieder Mittelpunkt. Dies Rendezvous am dritten Ort bleibt jahrelang die einzige Form von Geselligkeit, an der er sich beteiligt. — Kann er ganz so leben, wie ihm zu Sinn ist und der gute Tag gestattet, so wird das erreichte Niveau gehalten; dagegen bringt jeder Zwang oder Druck einer Termin-gebundenen Pflicht die Gefahr eines Rückfalls, — als wolle dieser Organismus, der bis zum Ausbruch der Krankheit dem fordernden Geist blindlings gehorcht hatte, sich nun ein für allemal keinem Muß mehr fügen. —

* * *

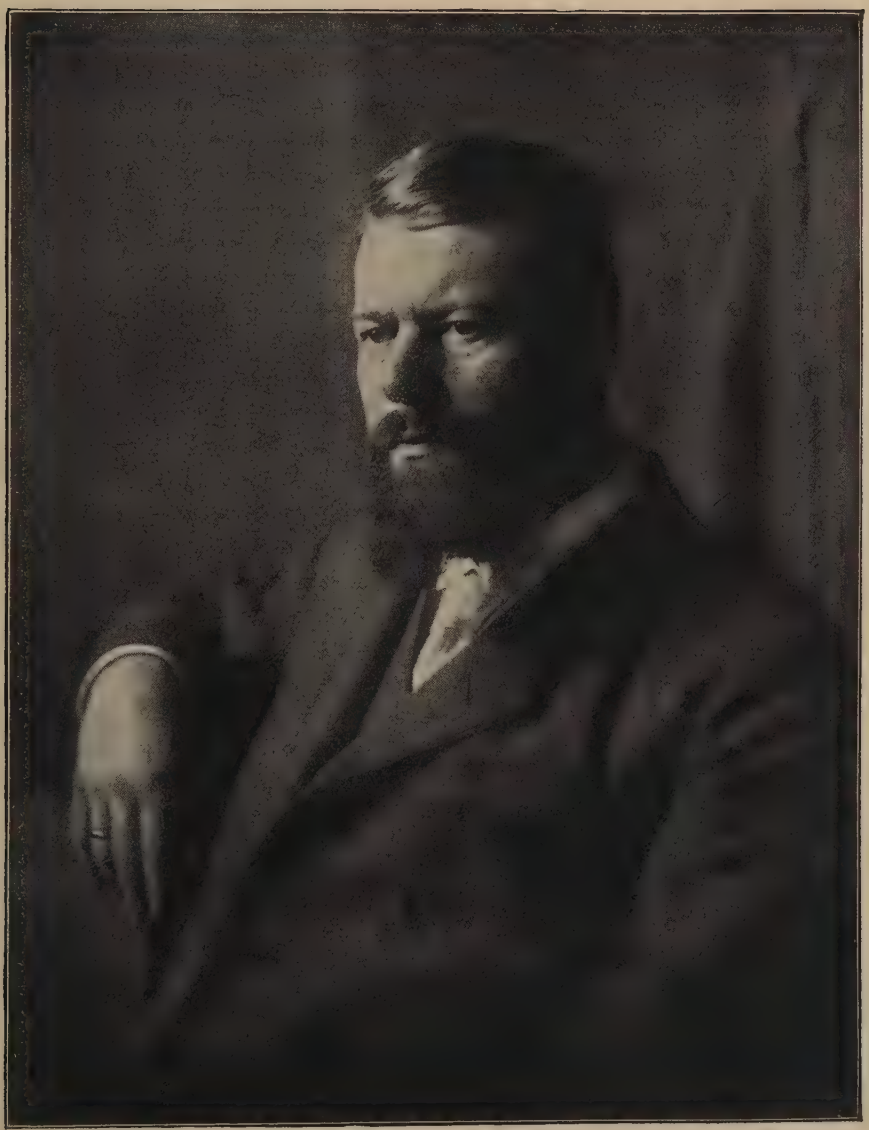
Im Juli dieses Jahres will Webers jüngste Schwester Lili, die sich schön und klug entfaltet hat, Hochzeit halten. Sie ist die Braut des Baumeisters Hermann Schäfer, eines Sohnes des genialen Gothikers Karl Schäfer, der damals mit seinem Plan den Otto Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, ja womöglich das Ganze wieder aufzubauen, die Gemüter in Erregung setzte. — Helenes Herz hängt daran, daß ihr »Großer« an dem Fest teilnimmt. Sie hofft im stillen, er würde es durch eine seiner gemütvollen Tischreden weihen und dadurch der jungen Frau, um deren Seele sie wirbt, noch einmal den Geist der ihrigen einprägen. Aber was Weber sonst bei ähnlichen Anlässen mühelos zuströmte, bedeutet ihm jetzt eine unerträgliche Forderung: »Ich deutete gestern vorsichtig an, ob er nicht doch eine halbe Stunde am Essen teilnehmen könne, darauf wurde er sehr erregt und sagte: ‚unter keiner Bedingung!' Der Gedanke, einen Toast vor ihm noch fremden Menschen halten zu sollen, würde ihm drei Nächte kosten,

er begriffe nicht, wie wir das hoffen könnten. Er käme nur zur Kirche und vielleicht eine halbe Stunde zur Begrüßung am Polterabend, weiter ganz sicher nichts.« — Wie viel lieber bliebe er zu Hause, als daß er sich dort den teilnehmenden und fragenden Augen eines größeren Kreises aussetzt! Aber die Mutter soll seines guten Willens gewiß sein. Für Helene bedeutet dies Fest wieder ein Lebensabschnitt: Abschied von der zarten jüngsten Tochter, die in eine fremde Familie zieht, noch ehe ihre Seele der Mutter ganz erschlossen ist, Abschied auch von dem schönen großen Hause, das nun gegen ein kleineres vertauscht werden soll. — Weber befindet sich so schlecht in Berlin, daß er sich abseits von aller Freude halten muß und sich recht als Kranker fühlt — das waren traurige Tage, deren Spuren noch länger nachwirkten. — Aber einige Monate später meldet die Gefährtin:

»Max geht es recht leidlich bisher, er arbeitet etwa 4 Stunden täglich. Als erstes kleines Frühlingszeichen wiederkehrender Leistungsfähigkeit hat er innerhalb weniger Tage auf Heinrich Brauns Veranlassung ein Buch (Lothmars Arbeitsvertrag) rezensiert. Es lag ihm an sich, wegen seines juristischen Charakters, sehr fern, und er übernahm die Besprechung nur aus Gefälligkeit. Nun aber macht es ihm wohl im geheimen Freude, daß er, wenn auch mit Unlust, die erste literarische Lebensäußerung seit über 4½ Jahren fertig gebracht hat. Er kritzelt auch allerlei auf große Bögen Konzeptpapier, was es wird, will er nicht verraten, wahrscheinlich eine methodologische Abhandlung über Knies, zu der er sich nolens volens für eine Festschrift verptlichten mußte.« (20. 10. 02.)

VI.

Die neue Phase der Produktion beginnt. Sie ist völlig anderen Charakters als die frühere. — Ihre erste wichtige Schrift ist der Aufsatz über »Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie«. Der Anstoß dazu kommt zum Teil von außen: Die Heidelberger philosophische Fakultät plant die Herausgabe einer Festschrift aus Anlaß einer Gedenkfeier der Universität und drängt Weber um einen Beitrag. Gewiß hätte er sich sonst nicht mit seiner wiedererwachenden, aber stark schwankenden Arbeitskraft auf dieses schwierige Gebiet als erstes begeben. Mit den Problemen trägt er sich freilich schon länger. Heinrich Rickerts Werk über die



Marianne Weber, Max Weber.

Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, dessen 2. Band um jene Zeit erschienen war, mag ihn anregend beschäftigt haben. Als er es ein halbes Jahr zuvor in Florenz las, schrieb er darüber an seine Frau: »Rickert habe ich aus. Er ist s e h r gut, zum großen Teil finde ich darin das, was ich selbst, wenn auch in logisch nicht bearbeiteter, Form gedacht habe. Gegen die Terminologie habe ich Bedenken.« —

Aber welches Unheil! Diese schwierige Untersuchung der Denkformen seiner Disziplin und der Historie schwillt ihm unter der Hand an, und soll zu einem bestimmten Termin fertig sein. Dadurch wird sie ihm bald zur lastenden Qual, denn seine Arbeitskraft ist noch unstet, und nur an guten Tagen erträgt das Gehirn die scharfe Anspannung im Dienst logischer Probleme:

»Unser Himmel hat sich wieder bewölkt. Max ist seit fast 14 Tagen recht müde, schläft schlecht und muß mit seiner Arbeit pausieren, obwohl er alle Gedanken fertig im Kopf hat. Er meint, seine Arbeitskraft reiche vorläufig immer nur für 4 Wochen aus, dann müsse er eigentlich wieder 4 Wochen fort, um im völligen Nichtstun und Szenenwechsel neue Kräfte für die nächsten 4 Wochen zu sammeln. Es ist doch jedesmal zum verzweifeln, man meint immer, man müßte endlich Anspruch an ein gewisses Gleichmaß der Leistungsfähigkeit haben oder sie vom Himmel herabzwingen können. Aber immer und immer wieder heißt es: Geduld.«

Alles dreht sich nun wieder um die Frage, ob dem Tag einige Arbeitsstunden abgerungen werden können oder nicht. Er ist so genügsam, gelingt es, so hat auch der trübe Tag seinen Sinn. Auf einem italienisch geschriebenen Kärtchen heißt es: »La pioggia mi fa molto bene — ho dormito, non bene, neanche molto, ma assai, e posso lavorare, non molto, ma un poco. Dunque sta bene. — —« Aber drei Tage danach: »Dieses verfluchte Examen hat mir eine weitere schlechte Nacht gekostet. Und bis Weihnachten sind noch drei andre Prüfungen! Wann werde ich einmal arbeiten können! Das Wetter ist jetzt schön, warm wie an der Riviera, schade, daß ich nicht ausgehen kann. Gestern im Scheffelhaus waren Troeltsch, Landsberg, His und Prof. Voßler mit seiner reizenden Frau. Aber die Unterhaltung tat mir nicht gut.«

Weber kann seine Zusage nicht halten. — Das legt sich erneut schwer auf sein Lebensgefühl; dazu die dunklen Wintertage: eine

neue Baisse. Alles ist wieder Plage. Es treibt ihn fort nach Süden, wo kein Muß ihn erreicht, wo er sich mit niemand vergleicht, auch nicht mit der eignen früheren Kraft, und wo Licht und Wärme auch stumpfe Tage erträglich machen.

»Maxens Befinden schwankt von einem Tag zum andern, Stimmung und Allgemeingefühl sind sehr viel schlechter als seit l a n g e r Zeit. Er arbeitet vormittags immer 1—2 Stunden, aber ohne Freude und muß dann nachmittags auf dem Sofa dämmern und beklagt täglich, daß er nicht vor 5 Wochen, wie diese Periode begann, gleich fort konnte, und dadurch in diesen Zustand geraten ist. Ich zähle nun die Tage, bis er reist und hoffe nur, daß es bis dahin nicht noch tiefer bergab geht. —

Inzwischen hat er dem, was ihn am meisten quält, wieder Ausdruck gegeben, es ist immer dasselbe, der psychische Druck der ‚unwürdigen Situation', Geld zu beziehen und in absehbarer Zeit nichts leisten zu können, dazu das Gefühl, daß uns allen, Dir und mir und allen Menschen nur der B e r u f s mensch für voll gälte. Dazu allerlei unangenehme Erinnerungen aus früheren Jahren, wo wir alle und die Aerzte eben doch immer gemeint hätten, er müsse die Krankheit willensmäßig überwinden, das sei das allerschrecklich belastendste für sein Ehrgefühl. — Was gäbe es sonst zu erzählen? Eigentlich nichts, liebste Mama — — im Scheffelhaus treffe ich die Bekannten, aber wenn Max nicht dabei ist, tut es kaum gut, denn der furchtbare Unterschied zwischen ihrem und Maxens Leben, was er jetzt wieder und überhaupt seit bald 5 Jahren führt, tritt mir dann doppelt deutlich vor Augen. Und dann das teilnehmende Fragen der Leute. — Ich habe sie gebeten, es nicht mehr zu tun.«

So sinkt die Sonne des hoffnungsvoll begonnenen Jahres in einen schwarzen Wolkensack. — Weber entflieht nach Süden. In Nervi auf der Felsenterrasse über dem rauschenden Meere, wo er in linder Luft auch bei verhängtem Himmel die Tage verbringt, löst sich die widrige Qual:

»Es geht mir ganz erträglich, obwohl die Arbeitsfähigkeit nur ganz unbedeutend besser ist als in Heidelberg — d a f ü r war es eben doch zu spät, als ich ging. Aber es ist hier, immer im Freien am Meer, doch ein L e b e n , und das war es die Wochen vorher wirklich nicht. Jetzt tue ich eine Weile gar nichts. Ich hoffe wenigstens die Stoffeinteilung für den Rest dieser verfl . . . . . Arbeit mit nach Hause zu bringen.« (Nervi, 3. 1. 03.)

Manchmal macht er die schwere Abhandlung, deren Ende er nicht absieht, für das Kommende: den unabwendbaren Rücktritt vom Amt verantwortlich — »hätte ich mich diesen Winter, statt der Arbeit, ruhig auf mein Kolleg vorbereitet, so hätte ich es wohl doch im Sommer halten können.«

Anfang März entweicht er schon wieder nach Rom, das aber diesmal seine heilende und aufrichtende Wirkung zu versagen scheint. Weber kennt dort nun alles, findet nichts Neues mehr, das ihn kräftig ablenkt, die Gewalt der Eindrücke ist abgebraucht. Und er ist ärmer um eine Hoffnung. Könnte man doch in eine andre Welt, etwa nach Konstantinopel! Aber dazu fehlen die Mittel. Zwar Helene, die sich in liebevollen Vorschlägen nicht genug tun kann, will helfen; die Gefährten sollen, da es auch in Rom noch märzlich ungetrost ist, nach Afrika auf die Oase Biskra, dort m u ß er ja Sonne finden! Aber Weber fühlt wohl, daß er sich selbst jetzt doch nicht entfliehen kann, auch ist der seelische Druck, seit er nicht arbeiten m u ß, wieder gewichen. Eins steht fest: das »Professor-spielen« muß jetzt ein Ende haben, auch die Frau ist davon durchdrungen. »Jetzt sind wir also da, wohin uns das Schicksal führen wollte. Ich hoffe und glaube, daß dieser Abschluß in einiger Zeit uns beiden Erleichterung und Max gleichmäßigere Kraft bringen wird, aber die tausend Enttäuschungen dieser Jahre, namentlich der letzten Monate sind mir einstweilen noch zu lebendig, als daß ich schon an eine neue Zukunft glauben könnte.«

Freilich die geheimen Wünsche der Frau lassen immer noch ab und an Zweifel an der Notwendigkeit dieses Abschlusses aufsteigen: »Max hat vom Historikerkongreß nur einzelne Vorträge gehört und sich nicht an der Diskussion beteiligt. Dann kamen aber dieser Tage allerlei auswärtige Menschen, um ihn zu besuchen, und er führte die allerintensivsten Gespräche mit einer dialektischen Gewandtheit, die mein beständiges Staunen erregte. Man möchte sich, hört man ihm bei solchen Gelegenheiten zu, an den Kopf greifen und fragen: Ist es möglich, daß dieser Mann nicht mal ein kleines Kolleg halten kann? — Am ersten Morgen unsres Hierseins kam in aller Frühe schon der Ministerialrat Böhm aus Karlsruhe, um in der allerliebenswürdigsten und eindringlichsten Weise ihn nochmals zu veranlassen, den Schritt nicht zu tun, — als aber Max fest blieb, wurde verabredet, daß er zum Oktober zurücktritt, ‚Honorarprofessor'

wird und einen Lehrauftrag für kleinere Vorlesungen bekommt. Max meinte, der Titel und auch der Lehrauftrag hätten für ihn nur Sinn, wenn damit Sitz und Stimme in der Fakultät verbunden seien, doch dürfe dieser Vorschlag nur von der Fakultät, nicht von der Regierung ausgehen. Böhm ließ dann in seinem Vorschlag an die Fakultät einen Passus einfließen, der für denjenigen, der es wollte, dahin zu verstehen war: die Fakultät möge Max Sitz und Stimme anbieten. Der Dekan, der das Schriftstück in Zirkulation setzte, hat aber den betreffenden Passus — absichtlich oder unabsichtlich? — nicht verstanden. So wurde, mit korrekten Formen, die von Max gewünschte Lösung umgangen. Er war darüber doch recht erregt und wollte Titel und Lehrauftrag nun auch ablehnen.«

Dies geschah nicht, aber Weber blieb lange ein bittrer Nachgeschmack, denn er fühlte sich damit stärker von seiner Vergangenheit und der kollegialen Gemeinschaft geschieden, als er gewünscht hatte. »Wir sind äußerlich ruhig und heiter; wie es in Max aussieht, weiß ich nicht ganz genau und frage ihn lieber nicht danach, wir sprechen jetzt so wenig wie möglich über unsre Angelegenheiten. Mir scheint, für ihn kommt der äußere Verzicht im Vergleich zu den Leiden der letzten fünf Jahre kaum groß in Betracht, er ist ja nur das Schlußglied einer langen Kette von Entsagungen. Aber ich glaube, zugleich mit dem fait accompli ist in ihm stärker als zuvor der Wunsch wach geworden, die Möglichkeit zur Wiederanknüpfung mit seinem Beruf nicht zu verlieren, und die leise Hoffnung, irgendwann doch da wieder anfangen zu können, wo er aufgehört hat. Er fragt sich und mich, ob er sich nun auf rein literarische Arbeit beschränken oder Kollegheftе ausarbeiten solle? Ich bin für letzteres, hauptsächlich deswegen, weil es mich gar so sehr schmerzt, daß sonst von all der Riesenarbeit der vergangenen Jahre nichts erhalten wird.«

* * *

Weber ist auf der Höhe der Mannesjahre aus seinem Königreich verstoßen. Seine äußere Zukunft liegt hinter ihm — es ist tiefe Ebbe. — Aber im Grunde seines Wesens steht er ungebrochen über seinem Schicksal. Er nimmt es nicht wichtig: »Ich empfinde meinen Rücktritt nun einmal nicht tragisch, da ich seit Jahren von seiner Notwendigkeit überzeugt und nur dadurch belastet war, daß kein Arzt so aufrichtig war, auch Marianne davon

zu überzeugen. Arbeitskraft ist noch nicht wieder da, sonst geht es aber ganz erträglich.« Er zürnt und trauert nur, wenn ihm, was noch oft geschieht, drängende geistige Arbeit aus der Hand geschlagen wird. Sonst klagt er nicht, sondern tröstet — resigniert: »Was ich nicht mache, machen andre« — oder auch hoffnungsvoll: »Irgendwann finde ich schon ein Loch, aus dem ich wieder in die Höhe sause.«

Ein ihm ganz fremder Berliner Arzt schrieb ihm, als sein Rücktritt bekannt wurde, folgendes: »Hochverehrter Herr Professor! Wie ich aus der heutigen Zeitung ersehe, sind Sie durch Ihren leidenden Gesundheitszustand genötigt worden, der Lehrtätigkeit zu entsagen. Die Kunde davon erfüllt mich mit herzlichem Bedauern. Denn ich bekenne mich mit Stolz zu der sicherlich großen Schar derer, denen es vergönnt gewesen ist, zu Ihren Füßen zu sitzen und andächtig Ihren Worten zu lauschen. Es sind an die zehn Jahre her, daß Sie den Primanern des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums hier, in zwei Vortragsreihen, das eine Mal deutsche Rechtsgeschichte, das andre Mal deutsches Verfassungsleben vorgetragen haben. Einer dieser Primaner war ich, und ich darf wohl sagen, daß soviel Teilnehmer an diesen Vorträgen, soviele Verehrer für die Person des Vortragenden waren, der uns nicht nur durch die ungewohnte Anrede ‚meine Herren' wohltat, sondern auch durch die Fülle des gebotenen Wissens und einer bis dahin nicht gekannten Beredsamkeit uns in Erstaunen setzte und gefangen nahm. Und als wir bald danach von Ihrer Berufung nach Freiburg erfuhren, empfanden wir lebhafte Genugtuung über diese Beförderung unsrers Lehrers, dem wir eine glänzende Laufbahn voraussagten. Es wird daher meinen damaligen Mitschülern sicher ebenso leid tun wie mir, wenn sie erfahren, daß und warum Sie in so jungen Jahren Ihren akademischen Beruf aufgegeben haben. Und wenn ich Ihnen zugleich in deren Namen den Wunsch ausspreche, daß Ihnen die selbstauferlegte Muße die Gesundheit zurückgeben wird, so bitte ich Sie darin den Zoll immerwährender Dankbarkeit zu erblicken für ebenso lehrreiche wie über die Eintönigkeit des Pennälertums hinaushebende Stunden.«

NEUNTES KAPITEL.

DIE NEUE PHASE.

Die Wohltat der Amtsentlassung wird nicht so bald fühlbar. Als Abschluß jahrelangen Wartens und geheimen Hoffens hat das Ausrangiertsein nun doch unterstrichene Bedeutung, und der Antrieb, künftig das frühere Wirken in freier Form wieder aufzunehmen, ist auch geschwunden: »Ich habe doch den Eindruck, daß für Max die Wiederaufnahme einer Lehrtätigkeit h i e r jeden Reiz verloren hat, weil man ihn nicht in der Fakultät behalten und keine Promotionsrechte gegeben hat.« Dazu jene lastende methodologische Zufallsarbeit (»Roscher und Knies«). Sie führt Weber zum erstenmal von konkreter Stoffgestaltung fort in weitschichtige logische Problematik hinein und zwingt zur kritischen Durchdringung schon gesponnener und teilweis veralteter Gedankengewebe. Dies ist an sich nicht anregend, denn es springen dabei keine neuen Einsichten in die Realitäten heraus.

Weber will vorerst weiter nichts vom Leben als die Fähigkeit zu stiller Forscherarbeit, bringt er etwas zu Papier von dem, was sich auch während der schlimmen Jahre in den Kammern seines Geistes angesammelt hat, so sind ihm die Tage voll Sinn. Versagt jedoch das Denkorgan Gehorsam, so wird ihm das Dasein unter dem so oft bewölkten nordischen Himmel lastend. Nervöses Unbehagen, Aerger an der Umwelt und die Sehnsucht nach Wärme und Licht verdichten sich in dieser Zeit noch sehr oft zu dem drängenden Wunsch, Deutschland für immer den Rücken zu kehren.

»— — — Er hat sich in den letzten Wochen über alles und jedes und also selbst über Dich geärgert, ein Zeichen, daß er sich wieder sehr unbehaglich fühlte, und ich habe ihm in bezug auf Dich jedesmal aufs energischste widersprochen, seine Idee, als triebe es Dich nicht mehr zu uns als krankhaft bezeichnet. Die Ver-

stimmung gegen N.N. ist nicht weiter tragisch, obwohl man es meinen sollte, wenn man Max schelten hört, und zum Glück haben N.N.s nichts davon gemerkt. Es ist sehr praktisch, daß er fast nie auf mich böse ist, dagegen allen Grimm gegen andre bei mir abreagiert, ihm tuts wohl, mir nicht weh und auf die Art auch den andern nicht.«

Aber trotz solch gelegentlichen grimmigen Mißmuts: Bei ruhiger Einkehr niemals ein Hadern mit dem Schicksal, niemals ein wirkliches Selbst-Verzagen. Weber mag wohl immer fühlen, daß der die schöpferischen Keime bergende Kern seines Wesens unverändert und unberührbar ist, daß die Krankheit die schützende Hülle nicht durchdrungen hat. Dazu hilft auch die Geborgenheit des persönlichen Daseins, die tiefe Solidarität einer Gefährtin, für die er immer heil und ganz ist, die selbst in den bösesten Tagen sein Charisma fühlt. So schreibt er, als in dieser Zeit ihr Vater stirbt: »Wir müssen beim Rückblick auf die schwere Existenz Deines Vaters doch immer denken, wie gut wir es, selbst wenn es mir schlechter geht als jetzt, in unsrem reichen Leben haben.«

Als sich im Herbst der Kreis seiner Fachgenossen auf einer Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Hamburg zusammenfindet, hat Weber die innere Freiheit, sich wieder zu beteiligen. Der hier so früh geglänzt hat, ist nun freilich nur Zuhörer, aber er spricht die alten Bekannten und genießt das mit Sachlichkeiten gefüllte Zusammensein so sehr, daß er noch mit einigen Freunden: Sombart, Brentano, nach Helgoland geht und dort den anregenden Austausch fortsetzt — ein geistiger Exzeß, der freilich mit neuen Anfällen von Schlaflosigkeit gebüßt wird. Ein einfacher Fischer, der die Gelehrten öfter auf den Wellen wiegte, verstand zwar nichts von dem Inhalt ihrer Gespräche, spürte aber, daß hier etwas vorging. Er sprach seine bewundernde Anerkennung dafür aus.

Viel schwerer als Weber findet sich die Frau mit der Veränderung ab. Sieht sie ihn so als stillen Mann in einem Kreis, den er früher durch die Gewalt seiner Rede mitbeherrscht hat, so kann wilder Schmerz in ihr aufsteigen: »— — Aber nun brennt noch die Sehnsucht in mir, daß auch mein Stern noch einmal wieder leuchten darf — uns zur Freude und andern zur Förderung! O mein Gott, wie schwer ist es doch zu sehen, wie andre wirken und schaffen und er ausgeschaltet ist. Ob er es nicht

auch so empfindet? Ich weiß es nicht, möchte aber glauben, daß ihn die Berührung mit dem alten Kreise in diesen Tagen manches davon nahe legt. Vielleicht ist es auch noch die Krankheit, der Selbsterhaltungstrieb, der ihn vor solchen Gedanken, wie sie mich manchmal durchtoben, bewahrt.«

Ueberhaupt: diese Verkehrtheit! Die Frau muß nun ab und an öffentlich reden, es fällt ihr sehr schwer — ihr Mann darf seine Fülle nicht ausströmen! »Neulich war ich zum erstenmal in einer nationalsozialen Versammlung, die Schulfragen standen auf der Tagesordnung, da mußte ich wohl oder übel die Anschauungen unsrer Bewegung zur Geltung bringen, zum erstenmal vor einer Männermasse. Es war mir doch nachträglich wie eine Ironie des Schicksals, daß ich armseliges Frauchen bis 1 Uhr nachts in einer politischen Versammlung saß, während unser ‚Großer' seit 10 Uhr im Bett liegen mußte!«

Als sich im Herbst dieses Jahres ihr Hochzeitstag zum zehntenmal jährt, zieht das Ehepaar die Summe seiner persönlichen Existenz in folgenden Zeilen:

Weber: »Nun wollen wir hoffen, daß die nächsten 10 Jahre uns ebensoviel inneren Lebensreichtum bringen, wie es in unendlicher Fülle das verflossene Jahrzehnt getan hat. Wir sind uns ja noch heut so neu wie damals, nur daß der eine den Weg zur Seele des andern so viel sichrer gefunden hat. Ich denke heute mit Dankbarkeit zurück an jene komplizierten, gespannten und innerlich nicht ungefährlichen Zeiten von damals, und daß der Zug des Schicksals mich so geführt hat, wie es geschehen ist — alle andern Dinge, Aergernisse und Hemmungen erscheinen daran so unsäglich klein und nebensächlich. — —« (19. 9. 03.)

Die Frau: »Wir blicken zurück auf zehn Jahre voll Liebe, gemeinsamen Wachsens und schweren Menschenschicksals. Wohl wäre unser gemeinsames Leben nicht so tief und reich geworden, wären wir nicht in den letzten fünf Jahren so ausschließlich aufeinander angewiesen gewesen. Kam es mir doch oft vor, als hätte uns das Geschick auf eine einsame Insel verschlagen, wo alle andern Stimmen aus der Welt der Lebendigen übertäubt wurden von seiner unaufhörlichen Brandung. Denn was konnten uns Freunde und selbst unsre Liebsten sein! Wir mußten es doch allein tragen und ihm allein standhalten. Ich denke, dadurch sind wir so unauflöslich miteinander verwachsen, wie doch wohl sonst nicht, wie doch wohl nur wenige

Ehepaare. Und das war einer meiner Lebenswünsche, mein größter — freilich hätte ich nie gedacht und es auch nicht für notwendig gehalten, seine Erfüllung durch Deine Krankheit erkaufen zu müssen. Aber unsre Liebe gab uns Kraft, auch dies Schicksal in unsern Willen aufzunehmen, wir sind daran nicht klein und jämmerlich geworden, und ich hoffe, wir können es weiter tragen, hoffend und wartend und mit unsrer Liebe.«

II.

Der Geist behauptet noch mühsam seine Herrschaft über die rebellischen Untertanen. — Weber vermag vorerst immer nur einige Wochen zu arbeiten und entzieht sich dann der Ungetrostheit der toten Zeit durch kürzere Reisen: im Jahre 1903 nicht weniger als sechsmal. Am Jahresbeginn trafen wir ihn an der Riviera, März und April in Italien, im Juni ging er nach Scheveningen, im August nach Ostende, im September nach Hamburg und Helgoland, im Oktober nochmals nach Holland. Das Neue bringt immer Befreiung und Ablenkung, die das schon Bekannte versagt. Während der Sommeraufenthalte in Holland und Belgien ist Weber weniger erschöpft als wohl sonst — er nimmt nicht nur hingebend auf, sondern hat auch wieder das Bedürfnis, Geschautes und Erlebtes skizzenhaft festzuhalten, und fast alles, was derart in ihn eingeht, hinterläßt Spuren in seinen Werken. Die brausende, sturmgepeitschte oder sonnenflimmernde See, wie der still verträumte Perlmutterglanz des Haag mit den feierlichen Kunstwerken, tauchen die Seele in die Ewigkeit des Schönen. Aber ebenso stark fesselt ihn das wechselvolle Gehabe der Menschen. Ein Aufenthalt in dem sozialistischen Ostender Volkshotel bringt ihn in nahe Berührung mit sonst unerreichbaren Menschentypen: Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten. Er beobachtet ohne akademischen Hochmut, gewinnt mühelos Fühlung und Sympathie und erfährt mancherlei, was ihn interessiert. — Weber schreibt von der Wasserkante aus fast täglich und motiviert dies Bedürfnis folgendermaßen:

»Ich schreibe so viel aus zwei Gründen: Einmal weil ich weiß, daß Du, wenn ich fortgehe, immer noch etwas plümerant wirst. — Später, wenn Du's gewohnt bist und hinter Deinem ‚Ollen' die Zunge herbläkst, wird das etwas sparsamer. — Dann aber weil ein pedantisch gewordener Stubengelehrter das intuitive Genießen verlernt hat und sich der Eindrücke nur dis-

kursiv bemächtigen kann, so daß er das Maß von Genuß an Kunst und Natur, welches sein verknöcherter Zustand ihm noch zugänglich belassen hat, sich nur einverleiben kann, indem er es irgendwie in Worte faßt. Wie ich diejenigen beneide, denen es darin besser geht — zumal mir, mit Ausnahme ganz weniger Menschen, jede Gesellschaft den Genuß verdirbt, so daß ich, wenn ich mein Frauchen nicht da habe, auf Monologe angewiesen bin, wie sie die Figuren der chinesischen und indischen Dramen zu halten pflegen, um sich und den Zuschauern klar zu machen, was eigentlich los ist.«

Einige Briefstellen mögen zeigen, was und wie Weber um diese Zeit in sich aufnahm.

Scheveningen, 6. Juni 1903.

»Ich habe ganz gut geschlafen und befinde mich recht erträglich, nachdem ich den Tee mit worst, kaas, 1 water-broodge, 1 eier-brodge, 1 soete brodge und honig-kock binnen habe. Das Leben ist hier, wenn man in die Strandrestaurants geht, etwa 1⅔ mal so teuer wie in Borkum, der Gulden reicht hier so weit wie dort die Mark — ich fahre aber jetzt, wie schon gestern abend, immer für 10 Cts. nach dem Haag, wo ich ein vortreffliches vegetarisches Restaurant, wie sie der hiesige Propagandaverein in allen Städten geschaffen hat, entdeckt habe: keine Getränke, keine Trinkgelder — man lebt für 50—60 Cts. von Spargeln, Rhabarber und sinasappels (Apfelsinen) und besch .... so die Bande hier um ihren Sündenlohn. — — — — Scheveningen ist in seiner Art grandios, sicher das Erste was es gibt, wenn man auf Pracht der Strandanlagen sieht. Auf dem weit draußen ins Meer geschobenen Vorbau, der ein Varietéetheater trägt und auf dem Tausende Platz haben, sitzt man draußen im scharfen Seewind wunderbar, mit dem Blick auf die endlose Dünenküste, abends auf die Lichtermasse des Strands, dazu die Fischerflotte — hinter den Dünen die Tausende auf Spekulation gebauten, kleinen zweistöckigen Häuser zum Vermieten, dann das dichte schöne Scheveningensche Holz, wohin man mit der Pferdebahn in 10 Minuten kommt — nur aufs Geld ist die Gesellschaft so sehr aus, wie irgendein Neapolitaner. Zum Haag sind es immerhin 20—25 Minuten; man entschlösse sich, wenn man dort wohnte, vielleicht nicht immer herauszufahren, sonst würde ich lieber drinnen wohnen. Die Stadt ist lächerlich still und alles en miniature: Museum, öffentliche Gebäude usw. alles zweistöckig, man glaubt

erst sich vorsehen zu müssen, nichts umzurennen oder zu zertreten wie Gulliver, als er von Brobdignang zurückkam — unser Brobdignang sind eben die Mietskasernen, die hier mit seltenen Ausnahmen fehlen. Schöne stille Wasserweiher mit Schwänen drauf, schöne Linden und Buchen oder Kastanien daran, unendliche Sauberkeit: heut scheuern sie die Häuser von außen, so hoch sie reichen können — das alles wirkt sehr beruhigend. —«

7. Juni.

»Die ganze Pastete hier — der Haag — hat etwas altbürgerliches, alles blitzblank, alles gut situiert, alles überaus ungraziös und wenig geschmackvoll gekleidet — am abscheulichsten die Volkstracht der Frauen, das altholländische weiße Kopftuch, in das das Haar und der ganze Ober- und Hinterkopf hineingewurstelt ist, wie ein Spinnen-Hinterteil — vorn die Sache in das ganz straff gescheitelte Haar festgesteckt mit zwei großen Nadeln, mit gekrümmten Schildchen von vergoldetem Blech, die wie die Schnecken-Fühlhörner aussehen, der Gang entsetzlich latschig; die Kerls Flabse mit Schiffergesichtern, wie wenn sie dreißig Jahre lang gegen steifen Nordost-Seewind angeplinzelt hätten. Der graue Himmel, den wir jetzt konstant haben, gibt der Landschaft und dem Stadtbild etwas Müdes, kommt die Sonne, muß es recht lustig sein.«

8. Juni.

»Die Galerie im Haag hat den Vorzug k l e i n zu sein und man findet leicht, was man mag. Das schönste, was ich bis jetzt fand, ist Rembrandts ‚Saul und David' (auf der Harfe spielend). Daß man zwei Knalljuden, den König obendrein als Sultan in geschmacklosem Kostüm, David als richtigen ‚Schwung' aus dem Delikateßladen, so malen kann, daß man nur die Menschen und die ergreifende Macht der Töne sieht, ist fast unbegreiflich, — aber die Andacht des Spielenden erinnert direkt an den Ausdruck in Giorgiones ‚Konzert', und das eine Auge des Königs, welches man allein sieht — das übrige Gesicht verhüllt er weinend — spricht beinahe schauerlich davon, wie er im Harfenspiel Vergessen dessen, daß es mit ihm bergab geht, erhofft und doch nicht gefunden hat. Die Photographien geben keinen Begriff. Neben diesem Bild sind mir die andern mit den ‚kanalisierten' Lichtstrahlen nichts, und selbst die prachtvolle ‚Anatomie' zeigt mehr, daß er ein virtuoser Porträtist und Techniker als — wie dies Bild es tut — daß er ein seelenvoller Künstler war.«

9. Juni 03.

»Ich habe nicht widerstehen können, einen Kohlendruck des Rembrandtschen Bildes zu kaufen, obschon er wohl nur dem, der das Original kennt, den vollen Begriff gibt. Das A u g e des Königs wirkt im Original mächtiger. — R. malte es, als er nach Verlust seiner Saskia, seines Vermögens und seiner Bilder Bankrott erklärt, aber auf der Höhe seines Könnens, einsam mit seinem Sohn und seiner treuen Hendrikkia in Amsterdam lebend das Alter kommen fühlte. — Gestern war hier starker Nordsturm, der feine Dünensand jagte in Strömen über den Strand und durch alle Straßen, dabei blauer Dunst um Masten und Leuchtturm, weißer Dunst auf dem Meer, durch den die Sonne wie durch Milchglas hindurch grüngelben Glanz auf die eintönige graue Masse legte — es war, von dem Staub abgesehen — sehr schön. Heut ist Landwind, der Himmel so weit blau, als das hier möglich ist — es bleibt außer im Hochsommer immer Dunst, der dem sonnenbeschienenen Wald und den baumbestandenen Plätzen der Stadt etwas abendlich-träumerisches auch am hellen Tage gibt — nur die höchst nüchternen Menschengesichter mit ihrem äußerst diesseitigen Gehabe gleichen die Stimmung wieder aus.«

Ostende, 21. 8. (Volkshotel).

»Essen ganz ordentlich und sehr reichlich, gespart wird nur an Tischtüchern, Servietten, Handtüchern. Sonst ist alles recht sauber und für 4½ Franken Pension (mit Bier) wirklich sehr preiswert. Mit mir sitzen lauter Deutsche aus aller Herren Länder (England, Holland, Belgien, Westfalen, Oesterreich), teils mit etwas Anflug von klassischer Bildung, teils ohne, junge Kaufleute und Redakteure; aus Belgien sind auch vlämische Arbeiter da. M i n d e s t e n s so anständig wie die deutschen Hochgebirgstouristen am Eibsee benehmen sich die Leute durchweg, zumeist wesentlich höflicher und weniger aufgeblasen, Unterhaltung ziemlich stereotyp, aber ganz unbefangen. — — — —«

23. 8. 03.

»Die Genossen sind nette gute Kerle, die keiner Katze, geschweige einem Fürsten, etwas täten. — Dabei freut man sich über die große Manierlichkeit der Leute, die ist weit besser als sonst bei Deutschen im Ausland. Dabei herrscht hier, im Ausland, ein spezifisch nationaler Ton — strenge Absonderung von den Wallonen und Franzosen. In bezug auf F r a u e n

durchaus patriarchalische Anschauungen. Köstlich die Erörterungen über eheliche T r e u e: das Recht der Frau gilt als Recht am Leibe des Mannes, bzw. dessen Funktionen — Differenz der Anschauungen, ob (nach ‚Naturrecht') die Frau ein absolutes Monopol habe oder ob es genüge, daß der Mann sich (auf Reisen) nicht s c h w ä c h e und sie so ‚verkürze' — höchst drastische Witze dabei — die Verheirateten sind für die strengere Ansicht.«

23. 8. 03.

»Von meinen Genossen hatte ich gestern mit dem einen, einem sehr netten Herrenmaßschneider (Zuschneider) aus Paris eine lange Unterhaltung — und bei zwei andern aus London, einem Schneider und einem Schuster, mußte ich immer an des alten Rümelin Klassifikation der Menschen in Schuster und Schneider denken (weißt Du noch, wie wir in Freiburg die Leute danach einteilten?) — hier stimmte die Sache einmal wieder vollständig. Ich zahle jetzt nur 4 Fr. für den ganzen Tag, dabei gibt es mittags Suppe und 3 Gänge, abends warmes Fleisch und Nachspeise, und das Zimmer ist groß und freundlich. Die Leute essen wohl manchmal mit dem Messer — aber im übrigen sind sie, wie gesagt, ä u ß e r s t manierlich, und auf der Promenade sind sie reichlich so elegant wie ich, und weit eleganter als i c h in Papa Sistos Kunstwerk.«

25. 8.

»Gestern wehte vor meinem Fenster eine rote Fahne von riesigen Dimensionen, und es war ein gewaltiger Rabatz mit Arbeitermarseillaise usw. — Der Musikverein der Brüsseler Gewerkschaften füllte das Haus bis aufs letzte. Sie machten übrigens ganz brillante Dilettantenmusik, auch im Kursaal hatte man sie zu spielen gebeten. — Man erfährt bei den Unterhaltungen manches Interessante, so über die Pariser Damen-Maßschneiderei — merkwürdig genug, daß a l l e feinsten Geschäfte in den Händen von Deutschen (Oesterreichern) sind und f a s t alle gelernten Arbeiter, ebenso sind gerade die hochgelernten Schuster (Arbeiter) L o n d o n s in den Maßgeschäften zur Hälfte Deutsche, letzteres, wie die Leute einstimmig meinen, weil die englische Arbeiterfrau teils versoffen, teils unwirtschaftlich sei, zu großen Aufwand treibe und daher die Kinder zu früh mitverdienen müßten und nichts ordentliches lernen könnten, daher in die Fabriken gingen. . . . . Mein Pariser Schneiderchen ist heute mit meinem Bädecker und dem Buch über Brügge dorthin gefahren, sich die

Stadt anzusehen — ich glaube, daß von der Protzenbande, die man hier auf dem Damm sieht, nicht der Zehnte auf die Idee käme, daß das lohnte. Ich werde jetzt mit 4 Fr. Pension als ‚Genosse' behandelt, obwohl die Leute natürlich wissen, daß ich keiner bin und wer ich bin.«

28. 8. 03.

»Gestern lernte ich den einen Führer der belgischen Sozialisten und ihren größten Organisator Anseele kennen. Er kam mit 300 Kindern mit roten Schleifchen, roten Federn am Hut, die von der Partei jährlich ausgerüstet und auf eine Ferienreise nach der Schweiz oder an die See geschickt werden. Sie sangen abends allerliebste Lieder. Es steckt ein gewaltiger Enthusiasmus in den Leuten. Auch F r a u e n, nach denen Du fragst, sind hier, spielen aber keine Rolle, die Franzosen sind höflich, die Deutschen mehr patriarchalisch gegen sie. Von Frauenstimmrecht und dergleichen wollen die Genossen nichts wissen.«

Domburg, 29. 8. 03.

»Die ‚Genossen' sind offenbar gern mit mir zusammen gewesen und nahmen sehr herzlich Abschied, natürlich verkehrt man a b s o l u t auf gleichem Fuß, denn trotz ihres fast abergläubischen Respekts vor der ‚Wissenschaft' ist ihnen der ‚Professor' nur ein Mann, dessen Eltern das Geld hatten, ihn etwas lernen zu lassen. An I n t e l l i g e n z stand übrigens auch der Durchschnitt nicht hinter dem Durchschnitt unsrer Kollegen zurück. Der Winkelkonsulent aus Dortmund, der mit mir bis Middelburg fuhr, früher Metzgergeselle, war sogar ein hervorragend gescheiter Kerl.«

Domburg, 31. 8. 03.

»Heute habe ich einen weiten Spaziergang gemacht, man kann stundenlang durch dichten Eichwald hinter den Dünen laufen. Das Laufen ging ganz gut, aber es macht mir den Kopf doch recht müde. Schön ist es hier, die alten Linden und Eichen schauen in die Zimmer und flüstern, und hinter den Dünen fordert das Meer tobend das ihm von Rechts wegen längst verfallene Land.«

Scheveningen, 13. 10. 1903.

»Das herbstliche Meer ist, wenn die Sonne einmal durch die Wolken bricht, in seiner bleich-braunen Farbe — wie ein alter, alter Mann — auch schön. Die Bäume sind noch wenig herbstlich, die Wiesen stehen jetzt meist unter Wasser, und die

massenhaften großen und kleinen Windmühlen und Windmühlchen, die das Wasser in die Kanäle pumpen, gestikulieren geschwätzig wie Taubstumme in der Luft herum und tun sich wichtig in ihrer Unentbehrlichkeit. Es ist heute fabelhaft schön, warm mit mächtigem Wind und tobendem Meere. Der Strand liegt in einem dichten Sandstaubschleier, der tief in die Straßen hinein einem das Gesicht krebsrot peitscht und förmlich wund macht, — man legt sich auf die sonnenwarmen schwarzen Steine der Basalt-Buhnen und wird dort durch den feinen Wasserstaub ganz eingepökelt.«

Hier mögen auch holländische Bildchen von einem späteren Aufenthalt zugefügt werden.

Scheveningen, 27. 7. 07.

»Nichts neues. Grauer Himmel, etwas Regen, ziemlich lauwarm. Man sitzt im Strandkorb, ißt Kaas, Obst, Bisquits, rekelt sich auf dem Bett und liest etwas Maeterlink, ‚Der Schatz der Armen', ich schicke es Dir dann. — Vorerst muß ich abwarten, ob die Nerven anfangen sich abzuspannen. Der Wind ist etwas zu kräftig dafür vielleicht. Der Nachtschlaf war quantitativ (mit viel Brom) leidlich, qualitativ nicht besonders. Abends schwätzen die Leute draußen und in der Nachbarschaft lang, während meine nur durch eine fast die ganze Stubenbreite einnehmende Glastüre von mir getrennten Wirtsleute sich sehr manierlich benehmen. Morgens piepste ein über meinem Bett hängender Kanari von 7 Uhr an schüchtern um Licht, um dann vergnügt zu jubilieren, als ich die Vorhänge aufmachte. ‚W.C.' ist im Freien zu erreichen, durch die Küche, eine eigentlich angesichts der gewaltigen Statur des alten Fischers rätselhaft winzige Betriebsstätte.«

Egmond am See, 3. 8. 07.

»Deinen Geburtstag habe ich gestern durch eine sehr schöne Dampferfahrt von Amsterdam nach Alkmaar gefeiert, drei Stunden lang auf dem ‚Noord Hollandsche Canaal', zuerst zwischen den zahllosen kleinen Häuschen, eines neben den andern, Meilen lang mit Puppengärten und Blumen in den Puppenfenstern, stillen Wasserkanälchen, Verandas, winzigen Booten, durch Schleusen hindurch in die endlose Weite der nordholländischen Viehweide. Alles gelbgrün bis zum Horizont, nur zahllose Windmühlen, die z. T. das Wasser aus dem unter dem Seespiegel und auch tiefer als der eingedeichte Kanal liegenden Land pumpen, tagaus, tagein, — sonst nur unterbrochen durch die schönen

stimmungsvoll zwischen Bäumen liegenden Einzelhöfe der Bauern — die Bäume bilden den Schutz gegen die furchtbare Gewalt des Windes. Den Tag vorher hatte ich von meinem geliebten Leiden aus, da die Bibliothek zu war, eine Dampferfahrt nach Kadwijk gemacht, um so allmählich alle Bäder der Küste zu kennen, und auf dem Rückweg Schijnsburg mit Spinozas Wohnung besucht: zwei Käfterchen je vom Umfang unsres Closets, die eine etwas größer, eine von ihnen mit Mansardendach, in einem der Miniaturhäuschen, die dort — wie überall — meist an den Kanälen im dichtesten Grün liegen, der Ort ganz reizend. Gestern dann in Amsterdam Rembrandts Haus im Judenviertel. Die Nacht war ich in Leiden im Vegetarierhotel, ganz altväterisch mit großer Badestube, fabelhaft billig.«

Egmond, 10. 8. 07.

»Dieser Tage will ich noch ein paar Ausflüge nach Nordholland machen, um das schöne Ländchen wirklich zu kennen. Es liegt eine eigne Stille darüber, und die Geschichte scheint hier zu schlafen. Vieles ist, wie es Jan van der Neer vor 300 Jahren gemalt hat, Windmühlen, kleine Ziegelsteinhäuschen, Kanäle, Baumgruppen und endlos weite Blicke über dämmrig duftige grüne Wiesen. —«

Nidder-Beemster, 12. 8. 07.

»Heute ging's per Wagen nach Alkmaar — ein ganz reizendes Nest, Kleinstadt mit Kanälen, grünen Grachten, winzigen Häusern, malerischer Kirche und Renaissance-Stadtwage, dann in den Beemster Polder, das Werk Oldenbarnevelts aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, eine fünf Meilen breite und lange, sechs Meter unter dem Meer liegende, früher durch 50 Windmühlen, jetzt durch drei Dampfmaschinen ständig trocken gepumpte, fabelhaft fruchtbare Wiesen-Ebene, wo der Ochse der Herr der Schöpfung ist. Eben fahre ich wieder per Wagen auf die Kirmeß nach dem alten Städtchen Hoorn am Zuidersee, abends zurück.«

Marken, 20. 8. 07.

»Diese Insel schwimmt flach wie ein Teller in der Zuidersee. Die Häuschen auf Hümpel zusammengescheucht auf Sandbänken, überall mit kleinen Kanälen verbunden, innen sauber gestrichen und rundum an den Wänden buntgebrannte Porzellanteller. Die Bettstätten in einer Art Schubfach in der Wand, alles Wasser und Wiese. Bei den Frauen kommt flachsgelbes Haar steif wie Stroh vorn und seitwärts unter der festen Haube her-

vor, bunte Mieder dabei — die Männer in ungeschlachten Pumphosen. —«

III.

Kommt denn aber daheim im normalen Alltagsdasein kein frischer Windhauch zu Hilfe, der dem Manne die Segel zu neuer Fahrt schwellt? Die Angehörigen machen allerlei Pläne. Helene möchte den Kindern so gern das Heidelberger Leben besonnen durch den Besitz einer schönen Wohnung im Grün, draußen am Neckar. Man spielt eine Zeitlang eifrig mit dieser schimmernden Seifenblase, bis sie an der Kostenfrage zerstäubt. Es ist Weber bei seinem Bedürfnis nach Wechsel der Szenerie auch lieber, sich nicht durch Besitz zu binden. — Um diese Zeit (Sommer 1903) erleidet Friedrich Naumann die zweite Niederlage im Wahlkampf und liquidiert nun die national-soziale Partei. Könnten die Freunde nicht gemeinsam ihr Wirken auf eine neue Basis stellen, etwa eine politische Zeitschrift gründen oder sich an der Redaktion einer schon bestehenden beteiligen? Aber Weber antwortet auf dahin gehende Vorschläge seiner Angehörigen:

»— — Eine n e u e politische Zeitschrift n a c h einem solchen Mißerfolg ist, wie mir scheint, innerlich und äußerlich gleich unmöglich — je mehr ich es mir überlege. An mein Eintreten wäre ja nicht zu denken, wie könnte ich es verantworten? Diese politischen Dinge, die mich im Innersten erregen, jetzt konstant zu behandeln, dem ist mein Körper höchstens für einige Monate gewachsen, und was schwerer wiegt: will man eine politische Sache nicht verpfuschen, so gehört dazu absolut kühles Blut, und dafür kann ich jetzt schlechterdings nicht garantieren. Ich habe mich deshalb entschlossen, in die Redaktion des Braunschen Archiv, wenn Jaffé es erwirbt, mit Sombart zusammen einzutreten. Der Verleger wünscht, scheint es, gerade diese Kombination, und ich kann Jaffé, da ich hier am Ort bin, auch bei geringer Arbeitskraft nützlich sein.« (17. 7. 03.)

Also den Erregungen politischen Wirkens fühlt Weber sich nicht gewachsen. Dagegen erwägt er einen Vorschlag des jüngeren Fachgenossen und Freundes Edgar Jaffé, der sich um diese Zeit mit Else von Richthofen vermählt hat. Er beabsichtigt die wissenschaftliche Zeitschrift: Heinrich Brauns Archiv für Sozialwissenschaften zu erwerben und wünscht Sombart und Weber als Mitherausgeber zu gewinnen. Der glückliche Gedanke, auf diese Art Weber eine neue Wirkensform zu schaffen, fällt dabei mit ins

Gewicht. Eine solche Tätigkeit könnte er in der Tat wagen. Zunächst drängen sich allerdings auch hier allerlei Bedenken vor: »Ob ich mitmachen kann, ist doch recht fraglich, es widerstrebt mir, die andern arbeiten zu lassen und mit meinem Namen zu paradieren, ohne kontinuierlich bestimmte Quanta Arbeit in Aussicht zu stellen. Vielleicht, daß sich ein Modus finden ließe, der mir eine auch formelle Beteiligung ermöglicht. Sachlich würde ich eventuell nach Kräften mittun, d. h. nur in die Zeitschrift schreiben. — —« Weber weiß: bei jeder Aufgabe überwältigt ihn sachlicher Eifer, und er kann keine Fassade ertragen, hinter der andre die Arbeit leisten: »auf gelegentliches Beraten lasse ich mich nicht ein«. Auch werden die reizbaren Nerven noch nicht leicht Gelassenheit für die unvermeidlichen Hemmungen des eignen Wollens durch das der andren aufbringen. Die Bedenken werden jedoch von den Freunden besiegt. Die Aufgabe ist ja auch in dieser Zeit wie für ihn geschaffen, denn sie beansprucht nicht den wertenden Politiker, sondern den sich jenseits von Ja und Nein stellenden Denker, sie bindet seine Arbeitskraft nicht an feste Stunden, sondern läßt Spielraum für den Wellengang der noch schwankenden Kräfte.

Er tritt nun erneut in Beziehung zu einem großen Kreis von Gelehrten und Sozialpolitikern, eine ausgebreitete Korrespondenz beginnt, um dem Archiv neue Mitarbeiter zu gewinnen, alte zu erhalten und vielseitige Anregungen für Abhandlungen auszuteilen. Und die Herausgeber beschränken sich nicht darauf, Fachgenossen anzuwerben, sondern wenden sich auch an Gelehrte der angrenzenden Gebiete. Denn in dem von Weber entworfenen Geleitwort des ersten Heftes der neuen Folge wird dargelegt, daß die Zeitschrift in Erweiterung ihres bisherigen Aufgabenkreises (wissenschaftlicher Durchdringung der durch den modernen Kapitalismus geschaffenen Zustände und kritische Verfolgung des Ganges der Gesetzgebung) »die historische und theoretische Erkenntnis der allgemeinen Kulturbedeutung der kapitalistischen Entwicklung als dasjenige Problem ansehen müsse, in dessen Dienst sie stehe und sich deshalb in engem Kontakt mit den Nachbardisziplinen: der allgemeinen Staatslehre, der Rechtsphilosophie, der Sozialethik, den sozialpsychologischen und den, gewöhnlich unter dem Namen der Soziologie zusammengefaßten, Untersuchungen zu halten.«

Dem Hunger nach sozialen Tatsachen, der noch vor einem Men-

schenalter die Besten erfüllte, ist, mit dem Wiedererwachen des philosophischen Interesses überhaupt, auch ein Hunger nach sozialen Theorien gefolgt, den nach Kräften zu befriedigen eine der künftigen Hauptaufgaben des »Archivs« bilden wird: »Wir werden sowohl die Erörterung sozialer Probleme unter philosophischen Gesichtspunkten zu berücksichtigen haben, wie die im engeren Sinn »Theorie« genannte Form der Forschung auf unsrem Spezialgebiet: Die Bildung klarer Begriffe .... Wir werden daher die wissenschaftliche Arbeit der Erkenntniskritik und Methodenlehre ständig verfolgen.«

Damit war der Zeitschrift ein so weiter Rahmen gesteckt, daß neben der sozialen Erfahrungswissenschaft und ihrer Theorie auch die wissenschaftliche Philosophie und die philosophische Sinndeutung der gesellschaftlichen Erscheinungen Platz fand.

Um Weihnachten 1903 schrieb die Frau: »Wir werden dies Jahr das Fest einmal wieder ohne den schweren Angst- und Sorgendruck feiern, freilich auch ohne die leise Hoffnung der letzten Jahre. Alles in allem ist Max jetzt in so erleichterter Stimmung, erträgt auch den bisher allerdings sehr milden Winter so viel besser als letztes Jahr, daß ich seinen Anschauungen und Handeln nur zustimmen kann und dankbar bin, daß wir den Bruch mit der Vergangenheit wenigstens äußerlich überstanden haben.«

Weber fühlt nun Pflicht und Anreiz, für die Zeitschrift zu produzieren, und trotz aller Hemmungen und Schwankungen entsteht bald allerlei. Im Sommer 1903 wird endlich der erste Teil des »Seufzeraufsatzes« (Roscher und Knies) abgeschlossen und noch in Schmollers Jahrbüchern veröffentlicht. Zu Beginn des Jahres 1904 bringt er für das erste Heft der neuen Folge eine als methodologische Programmschrift gedachte Abhandlung fertig über »die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnisse«. »Maxens Arbeit ist beinahe bewältigt, er schläft nun allerdings recht mangelhaft, ißt wieder allnächtlich einen Camembert, braucht Schlafmittel, ist aber ganz vergnügt, daß er die Sache durchgesetzt hat.« (30. 1. 04.) Nach einer toten Pause beginnt Weber für das zweite Archivheft eine andre Schrift, die an den früheren agrarpolitischen Interessenkreis und konkrete Probleme der Gesetzgebung anknüpft: »Agrarstatistische und sozialpolitische Betrachtungen, zur Fideikommißfrage in Preußen«: »Max ist jetzt wieder nach einigen Ruhetagen sehr fleißig, rechnet kolossal allerlei agrarstatistisches Zeugs, ich muß immer

mahnen, daß er nicht zu lange hintereinander arbeitet. Er kann es jetzt wieder länger als ich.« Diese Abhandlung wird im Frühsommer veröffentlicht. Zu gleicher Zeit bereitet sich Größeres vor, nämlich »die protestantische Ethik und der ‚Geist' des Kapitalismus«. Der erste Teil dieser Arbeit erscheint im Herbstheft des Archivs. Weber gelingen also in einer Zeitspanne von neun Monaten des Jahres 1904 drei große Aufsätze aus völlig verschiedenen Gebieten und ein bedeutsamer Vortrag von dem sogleich die Rede sein wird.

So hat sich der dunkle Druck, der das Jahr zuvor noch auf ihm lastete, allmählich gehoben — durch den Zug der Wolken zeigt sich ab und an ein Himmel, an dem das Gestirn des Schaffenden neu aufleuchtet.

IV.

Der Hochsommer 1904 bringt wieder eine längere Arbeitspause, aber diesmal durch ein erfreuliches Ereignis. Der frühere Freiburger Psychologe und Philosoph Hugo Münsterberg, der seit Jahren als Professor in Harward wirkt, nimmt die Weltausstellung in St. Louis zum Anlaß, um dort gleichzeitig einen wissenschaftlichen Weltkongreß zu veranstalten. Dabei liegt ihm vor allem am Hin- und Herspinnen geistiger Fäden zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. An deutsche Gelehrte aller Fakultäten ergehen Einladungen, darunter auch an Weber und seine Heidelberger Freunde Troeltsch, Hensel und andre. Jeder soll gegen erhebliche Vergütung in St. Louis einen Vortrag halten. Diese Aussicht auf die neue Welt ist derart verlockend für Weber, daß er aller Hemmungen und Bedenken Herr wird und sich entschließt, mit seiner Frau für einige Monate in die Weite zu ziehen. Schon das Vorhaben und Planen bringt frischen Wind. Die Gefährten gehen gegen Ende August an Bord, Ernst Troeltschs köstlicher Humor ist auch von der Partie. Die geruhsame Seefahrt gibt die richtige Vorbereitung für die neuen Eindrücke, besonders für Weber. Denn die breiten grün-blauen Wellengänge des Ozeans schaukeln ihn bereitwillig in den sonst mühselig zu erkämpfenden Schlaf. Er genießt mit tiefem Atemzug die entspannende Brache — das Spiel von Wolke, Woge und Wind, und das Beobachten des Menschengewimmels bietet immer neue Bilder. Ja in dieser schwimmenden Stadt, die durch raffinierte Technik alle Komfortbedürfnisse zu befriedigen versteht, in der köstlichen Frische der Salzluft wird ihm wirklich w o h l zu Mut, und angesichts

des Ueberflusses guter Dinge lebt der »fröhliche Esser« in ihm wieder auf; keine Seekrankheit verkümmert ihm den Genuß — höchstens Mariannes Sorge über die Zunahme seines Volumens. Sie berichtet unterwegs an Helene:

»Seekrank sind wir alle drei nicht gewesen, allerdings bei Troeltsch konstatierten wir eine Neigung zur Askese, nur Max hat sich täglich fröhlich durch die ganze Speisekarte hindurchgegessen, und ich habe mich darein ergeben, seine Schönheit wieder schwinden zu sehen. Es geht ihm überhaupt gut, wie mir scheint. Ein Zeichen dafür ist seine unentwegte Anwesenheit bei den entsetzlich langen Diners, auch pflegt er nachher noch gern zu plaudern im Rauchzimmer, wo wir mit dem netten Regierungsrat und einigen Oberingenieuren ein behagliches Eckchen besetzen. Im übrigen ist keine Form der Existenz so geschaffen, um absolut wunsch- und gedankenlos zu vegetieren, wie die Seefahrt, man wird zum bloßen Gedankenstrich oder zur Qualle, die nur aus Verdauungsorganen besteht. Doch pflegt Max auch einige sozialpolitische Grundsätze auszubreiten und den guten Leuten ‚Gesichtspunkte' zu geben, wobei mir immer wieder eindrücklich wird, daß er nicht nur unsinnig viel weiß, sondern auch alles Wissen für andre verständlich von sich geben kann und also der geborene Lehrer ist.«

Wie herrlich war dann in der Morgenfrühe des Septembertages die Einfahrt in den New Yorker Hafen mit dem Blick auf die sich in blaue Luft türmenden Wolkenkratzer — vorbei an der grünbronzenen Freiheitsstatue, die mit großer Gebärde ihr weitstrahlendes Leuchtfeuer schwingt und täglich Tausenden armseliger Ankömmlinge aus den in Europa unterdrückten Kasten und Rassen Hoffnung zuwinkt, auf eine durch Wagemut und Glückschancen gestaltete Zukunft. — Weber konnte die Prozedur des Landens und der Zollrevision kaum abwarten, von Bord schoß er mit weit ausholendem elastischem Schritt voran — die Gefährten hinter sich lassend — gleich dem befreiten Adler, der endlich die Schwingen regen darf. Sie steuern auf ein zwanzigstöckiges Hotel zu inmitten des Geschäftsviertels von Manhattan Eiland, wo sich die vermessenen Wohntürme zusammendrängen, und der »kapitalistische Geist« dieses Landes seine eindrücklichsten Symbole geschaffen hat. Man atmet und schmeckt förmlich den verdorrten Pferdekot dieser von rasendem Verkehr durchtobten Straßen. Ach Gott, war das ein Kontrast gegen Italien:

Rom, Florenz, Neapel! Alles mutet überwältigend fremdartig an: diese lieblose Kaserne für reisende Kaufleute, in der jeder nur eine Nummer ist. Man wird mit dem Elevator auf Kirchturmshöhe befördert in einen Raum, der sich durch Kahlheit, das Zimmertelephon und zwei Riesenspucknäpfe auszeichnet. Ein Blick aus dem Fenster — man schaudert schwindelnd, die Straße liegt tief unten im Abgrund, und gegenüber machen sich die Dreißig-Stock-Häuser noch über den kleinen Gefährten lustig! Ist man hier nicht wie in einem Gefängnisturm von der lieben Erde abgeschnitten? Zweifellos kann man krank werden und sterben, ohne daß irgend jemand sich dafür interessiert! Die meisten deutschen Ankömmlinge, die in ein derartig lieblos unpersönliches Quartier hineingerieten, das aller deutschen Gemütlichkeit Hohn sprach, fühlten sich zunächst höchst unbehaglich. Das rasende Getriebe draußen, das genießende Haltung ausschließt, und dem man doch nicht durch Arbeit verknüpft ist, verschärft das Gefühl der Verlorenheit. Einige Kollegen beginnen mit nervösen Störungen aller Art — nicht so Weber: »Max geht es übrigens bis jetzt so gut wie noch nie seit seiner Krankheit, namentlich in bezug auf das Laufen.« Sein heftiges Interesse an der neuen Welt läßt ihn den Mangel gewohnter Annehmlichkeiten kaum bemerken, es ärgert ihn, wenn davon Wesens gemacht wird, er will alles liebend verstehen, sich möglichst viel einverleiben — nur wenn er sich langweilt und unnütz Zeit verliert, wie auf jener mehrstündigen Trambahnfahrt durch New York unter der Schutzhaft eines gastlichen amerikanischen Kollegen — man sieht schlechthin nichts als die Sockel der Häuser —, da wütet der Löwe heimlich in seinem Käfig, nur mit Mühe kann er vom Ausbrechen zurückgehalten werden.

Sonst lehnt er alle aus der Fremdheit stammende Kritik des Neuen erst einmal ab — er nimmt seine Partei, verwandelt sich gleichsam hinein, um ihm gerecht zu werden. Nach drei Tagen New York schreibt die Gefährtin: »Freilich kommen wir noch zu keinerlei Resultat — wenigstens ich nicht — ob wir dies Stück Welt, auf dem sich fünf Millionen Menschen zusammenhäufen, großartig und gewaltig oder roh, scheußlich und barbarisch finden sollen. Am eindeutigsten begeistert ist, wie immer auf Reisen: Max, er findet dank seines Temperaments und wohl auch seines überschauenden Wissens und wissenschaftlichen Interesses erstmal grundsätzlich alles schön und besser als bei

uns — die Kritik kommt dann erst später.« Weber bemerkt dazu: »Von besonderer ‚Begeisterung' ist bei mir nicht die Rede, ich ärgere mich nur über die deutschen Mitreisenden, die nach 1½ Tagen New York über Amerika stöhnen.« —

Lange Briefe an Helene halten wieder alle wichtigen Eindrücke fest, einiges daraus, was Webers Art des Aufnehmens am besten zeigt, sei hier dargeboten:

»Die weitaus gewaltigsten Eindrücke in New York sind einerseits der Blick von der Mitte der Brooklyn Bridge, andrerseits der große Kirchhof in Brooklyn, zu dem hin man mit der Elevated über die Brücke fährt. Der Kontrast ist fabelhaft. Auf der Brooklyn Bridge ist der Fußsteig in der Mitte erhöht, zu beiden Seiten sausen an einem, wenn man abends gegen 6 Uhr darüber geht, die Dächer der Eisenbahnwagen der Elevatedzüge, in Abständen von ¼ Minute, vorüber, noch weiter nach außen beiderseits die Trams, in wenigen Metern Abstand voneinander, alles gestopft voll Menschen, die halb daran hängen — ein ewiges Sausen und Zischen; — zwischen das Eisenbahngepolter heulen die Dampfpfeifen der großen Fährschiffe tief unten, — dabei der großartige Blick auf die Zwingburgen des Kapitals an der Südspitze der Insel, auf welcher die City von New York liegt, lauter Türme wie auf den alten Bildern von Bologna und Florenz, überall die leichten Dampfwolken der Elevatorenmaschinen um sich — das ist in der Tat ein durchaus einzigartiger Eindruck, zumal verbunden mit dem Ausblick auf den weiten Außenhafen, die Freiheitsstatue und die ferne See. Ich kann auch die ‚Wolkenkratzer' nicht ‚häßlich' finden: Unsere Mietskasernen mit ihrer öden Front zehnmal aufeinander gestellt. Sie ergeben ein Bild wie ein gemaserter Felsen mit einem Räubernest darauf, was gewiß nicht ‚schön' ist, aber auch nicht das Gegenteil, sondern jenseits von beiden liegt und, nicht zu nahe gesehen, ein Symbol dessen ist, was sich hier abspielt, wie ich mir kein passenderes denken könnte.«

Wie groß sind die Werke der Menschen, aber wie klein scheinen sie selbst. Wenn sich gegen Abend der unerhörte Strom aus den Geschäftsvierteln zur Brücke drängt, erschauert man: der unendliche Wert der Einzelseele, der Glaube an Unsterblichkeit wird zur Absurdität. —

Vom Binnenleben des Gewimmels ringsum sehen die Reisenden fürs erste nicht viel, nur die Pforte eines jener kleinen Einfamilien-

häuser in den weitausgedehnten Wohnvierteln öffnet sich, es bildet in seiner bescheidenen Anmut scharfen Kontrast zu den Hochburgen der Geschäftswelt, und was sie dort finden, mutet heimatlich an: die kleine stille Studierstube des amerikanischen Professors — »ein Paff aus meiner langen Pfeife würde den Raum dauernd verfinstern«.

»Was teuer ist, ist bei dieser Massenanhäufung eben jede Regung von Individualismus, sei es im Wohnen, sei es im Essen. So war denn auch die Wohnung von Professor Hervay, einem der Germanisten an der Columbia University, ein wahres Puppenheim. Winzige Zimmerchen, Wasch- und Badegelegenheit und W.C. in einem Raum (wie fast immer), Gesellschaften mit mehr als vier Gästen unmöglich (beneidenswert!), dabei 1 Stunde Fahrt zum Zentrum der Stadt. Die Leute waren von fast übermäßiger Liebenswürdigkeit und er sowohl wie sie leidenschaftlich ‚deutsch' in ihren Gewohnheiten. Von ihr wird Marianne wohl erzählen. Was ihn anlangt, so erzählt er mit Stolz, daß jetzt zweimal jährlich ein ‚deutscher Commers' in der germanistischen Abteilung der Universität gefeiert werde mit Schlägern, Liedern und Bier vom Faß, die acht germanistischen teachers, die graduates und die College-Studenten außer den freshmen (Füchsen). Es sei — hieß es dann ganz im üblichen Stil — das erste Universitätsgebäude, in Amerika, in welches ein Faß Bier gebracht worden sei. So ernst nimmt man es hier mit der Einführung der Studenten in den ‚Geist' der deutschen Kultur. —«

Die Gefährten bleiben diesmal nur einige Tage in New York — längeres Verweilen soll den Abschluß der Reise bilden. Vorerst fahren sie westwärts an den waldigen Ufern des Hudson entlang, zum Wassersturz des Niagara. Es ist wirklich so, überall findet man »the greatest of the world«, die Dimensionen der Menschenwerke sind nur der angemessene Ausdruck einer unerhört weiträumigen und zum Gigantischen strebenden Natur — hier dieser herrliche Strom so breit, daß das Gegenüber als Ferne herüberblaut, dann die noch kaum von Menschenhand geformte, weite Prärie, und dann das Wunder dieses Wassersturzes — kein liebliches buntschimmerndes Stäuben in romantischer Felsenschlucht, sondern so, als ob ein eingefangener Ozean sich durch tollen Sprung in den Abgrund aus Kerkerhaft befreit. Weber genießt das ungeheure Schauspiel, in dessen Tosen Menschenstimmen schweigen, aber er widmet ihm

nur wenige ergriffene Zeilen, denn mehr als die Natur interessiert ihn hier, was Menschenhand schafft, und wie Menschenwesen lebt: »Ich schreibe Dir, während Hensel und Troeltsch zu der grünen Insel zwischen den beiden großen Fällen gegangen sind, wo unzählige stille Plätze in dichtem Grün ein ganz eigenes Gefühl tiefer Ruhe vor dem Sturm geben. So wunderbar die Naturschönheit ist — trotz aller schmählichen Verhunzung —, so war das Interessanteste doch unser vorgestriger Besuch in dem Industriestädtchen Nord-Tonawanda, eine halbe Stunde von hier, bei Pfarrer Haupt, dem Schwiegersohn Professor Konrads in Halle.« Hier fanden die Reisenden nämlich eine durch ihre Kontrastwirkung zu New York erstaunliche Kleinstadt und konnten vor allem von eingebürgerten Landsleuten an einem Tage mehr über die Eigenart amerikanischen Treibens erfahren als sonst vielleicht in Wochen: »Schon der Anblick des Städtchens ist ein Kontrast sondergleichen gegen die Wolkenkratzer in New York. Lauter 1—2stöckige Holzhäuschen an einem aus quer gelegten Brettern bestehenden Trottoir, jedes mit Veranda, Blumen, kleinen Gärtchen, Bäumen an der Straße, unendlich freundlich und bescheiden im Aeußern, winzig im Innern. Die Häuser werden in großen Sägemühlen und Fabriken fertig zugeschnitten wie ein Rock, dann angefahren und aufgezimmert, haben natürlich fast alle dieselbe Raumverteilung je nach der Größe, kosten per Stück 1000—3000 Dollar. Die Räume sind sehr klein, sechs Personen füllen mit Tischen und Stühlen das größte zum Brechen, die Decken kann man mit der Hand erreichen, aber die freundliche Dekoration mit den schönen amerikanischen Hartholzpaneelen und Türeinfassungen und einfarbigen Tapeten machen den Raum sehr freundlich. Die Küche liegt stets neben dem Eßzimmer, Klosett, Waschtisch (einer für alle), Badewanne in einem Raum eng miteinander verschlungen. Die Fenster sind winzig. Nicht wesentlich größer als alle anderen war auch das Pfarrhaus neben der kleinen, sehr freundlich und behaglich (mit Küche und Dining-Room für die häufigen Gemeindefeierlichkeiten) eingerichteten Holzkirche.« — Hier lernen sie auch den Kontrast der Lebenshaltung innerhalb der sozial privilegierten Schichten kennen und sehen zum erstenmal die anspruchslose schwerbelastete Lebensweise geistiger Arbeiter, die ohne staatlichen Rückhalt, mit dem aus freiwilligen Beiträgen einer Arbeitergemeinde zusammenfließenden Einkommen, ein Kulturdasein durchhalten. Vier

Kinder, meist keine häusliche Hilfe, die hochgebildete Frau kocht, putzt, wäscht, näht alle Kleider, der Mann hilft bei schwerer Arbeit — sie bleiben dennoch geistig lebendig. Die Reisenden bestaunen die Riesenleistung, nicht ahnend, daß künftig die eigne Heimat ihren Kulturträgern jahrelang denselben Lebensstil aufnötigen wird.

Die nächste Etappe war Chikago, diese monströse Stadt, noch mehr als New York Kristallisationspunkt amerikanischen Geistes. Hier finden sie alle Gegensätze noch gesteigert: Protzenhafter neuer Reichtum, der sich in Prachtbauten aus Marmor und Goldbronze zur Schau stellt, verwahrloste Armut, die aus blinden Fensterscheiben und schmutzig dunklen Hausgängen endlos öder Straßenzüge starrt, rastloser Umtrieb eines Bevölkerungsgemischs aller Rassen und Erdteile, atemlose Jagd nach Beute, Menschenvergeudung, die täglich das Leben Tausender achtlos aufs Spiel setzt, ewiges Bauen und Einreißen, aufgewühltes Straßenpflaster, unergründlicher Schmutz, betäubendes Sich-Ueberschreien aller Dinge, über all dem dichter Rauch, der jeden Stein, jeden Grashalm schwarz überschleiert und nur selten das blaugoldene Himmelslicht und den Silberglanz der Gestirne durchläßt. Weber schreibt:

»Chikago ist eine der unglaublichsten Städte. Am See liegen einige behagliche und schöne Villenviertel, meist Steinhäuser schwersten und lastendsten Stils, direkt dahinter liegen alte Holzhäuschen, genau wie sie in Helgoland sind. Dann kommen die tenements der Arbeiter und ein wahnwitziger Straßenschmutz, kein Pflaster, oder miserable Chaussierung außerhalb der Villenviertel, in der City zwischen den sky-scrapers vollends ein haarsträubender Straßenzustand. Dabei wird Weichkohle gebrannt. Wenn nun der heiße trockene Wind aus den Wüsten des Südwestens durch die Straßen fegt, dann ist der Anblick der Stadt, zumal wenn die Sonne dunkelgelb untergeht, ein phantastischer. Man sieht am hellen Tage nur drei Straßenblocks weit, — alles ist Dunst, Qualm, der ganze See mit einer violetten Rauchatmosphäre turmhoch bedeckt, aus der die kleinen Dampfer plötzlich auftauchen, und in dem die Segel der auslaufenden Schiffe rasch verschwinden. Dabei eine endlose Menschenwüste. Man fährt aus der City durch die — ich glaube 20 engl. Meilen lange — Halsted-street in endlose Fernen, zwischen Blocks mit griechischen Aufschriften, ‚Xenodochien' usw., dann anderen mit

chinesischen Kneipen, polnischen Reklamen, deutschen Bierhäusern, — bis man an die Stock yards gelangt. Soweit man von dem Uhrturm der Firma Armour u. Co. sehen kann, nichts als Herden von Vieh, Gebrüll, Geblöke, endloser Dreck — am Horizont aber rundum — denn die Stadt geht noch Meilen und Meilen weiter, bis sie sich im Heer der Vorstädte verliert — Kirchen und Kapellen, Elevator-Speicher, rauchende Schlote (jedes große Hôtel hat hier seinen dampfenden Elevator) und Häuser jeden Formats. Meist kleine für höchstens zwei Familien (daher die ungeheuren Dimensionen der Stadt) und je nach den Nationalitäten differenziert in der Sauberkeit. Der Teufel war los gewesen in den Stock yards: ein verlorner Streik, massenhafte Italiener und Neger als Streikbrecher: täglich Schießereien mit Dutzenden von Toten auf beiden Seiten, ein Trambahnwagen umgestürzt und dabei ein Dutzend Frauen zerquetscht, weil ein Non-union-man darauf gesessen hatte, Drohungen mit Dynamit gegen die Elevated Railway, von der richtig ein Waggon entgleiste und in den Fluß herabstürzte. Dicht bei unserm Hotel Mord eines Zigarrenhändlers am hellen Tage, wenige Straßen davon in der Dämmerung ein Raubanfall von drei Negern auf einen Tramwagen usw. — eine eigentümliche Kulturblüte alles in allem. Rasend ist das Durcheinander der Völker: die Griechen putzen, Straße auf Straße ab, den Yankees die Stiefel für 5 Cts. — die Deutschen sind ihre Kellner, die Iren besorgen ihnen die Politik, die Italiener die schmutzigsten Erdarbeiten. Die ganze gewaltige Stadt — ausgedehnter als London! — gleicht, außer in den Villenvierteln, einem Menschen, dem die Haut abgezogen ist, und dessen Eingeweide man arbeiten sieht. Denn man sieht alles — abends z. B. in einer Nebenstraße in der City die Dirnen ins Schaufenster bei elektrischem Licht gesetzt nebst Preisangabe! Charakteristisch ist hier wie in New York die Behauptung einer eigenen jüdisch-deutschen Kultur. Theater spielen in Judendeutsch ‚der Kaufmann von Venedig' (wobei aber Shylok Recht behält) und eigene Judenschauspiele, die wir uns in New York ansehen wollen.«

»Ueberall fällt die gewaltige Intensität der Arbeit auf: Am meisten in den Stock yards mit ihrem ‚Ozean von Blut', wo täglich mehrere tausend Rinder und Schweine geschlachtet werden. Von dem Moment an, wo das Rind ahnungslos den Schlachtraum betritt, vom Hammer getroffen zusammenstürzt, dann als-

bald von einer eisernen Klammer gepackt, in die Höhe gerissen wird und seine Wanderung antritt, geht es unaufhaltsam weiter, an immer neuen Arbeitern vorüber, die es ausweiden, abziehen usw., immer aber, im Tempo der Arbeit, an die Maschine gebunden sind, die es an ihnen vorbeizieht. Man sieht ganz unglaubliche Arbeitsleistungen in dieser Atmosphäre von Qualm, Kot, Blut und Fellen, in der ich mit einem boy, der mich gegen ½ Dollar führte, herumbalanzierte, um nicht im Dreck zu ersaufen — und wo man das Schwein von der Kofe bis zur Wurst und Konservenbüchse verfolgt. Stundenweit haben die Leute vielfach, wenn um 5 Uhr die Arbeit aus ist, nach Hause zu fahren, — die Tram-Gesellschaft ist bankerott, seit Jahren — wie üblich — verwaltet sie ein ‚Receiver', der kein Interesse an der Abkürzung der Liquidation hat und daher keine neuen Wagen anschafft — die alten versagen alle Augenblick. Jährlich gegen 400 Leute werden tot oder zu Krüppeln gefahren, ersteres kostet laut Gesetz die Gesellschaft 5000 Dollar (an die Witwe oder Erben), letzteres 10 000 Dollar (an die Verletzten solange sie nicht bestimmte Vorsichtsmaßregeln trifft). Sie hat nun kalkuliert, daß sie die 400 Entschädigungen weniger kosten, als die verlangten Vorsichtsmaßregeln und bringt diese nicht an.«

Es war den Gefährten so, als würden sie erst hier aus träumerischem Halbschlaf wachgerüttelt: »Sieh, so ist die moderne Wirklichkeit.« — Aber im Antlitz dieses Ungeheuers, das alles Einzelne gleichgültig verschlingt, erschüttert nicht nur die großartige Wildheit, sondern auch milde Züge von Liebeskraft, Güte, Gerechtigkeit, zähen Willen zur Schönheit und Geistigkeit. An den Säulen ruft gerade ein Plakat »Christ in Chikago«. Ist es nicht frecher Hohn? Nein, auch hier weht dieser ewige Geist. Man spürt ihn vor allem in dem Werk einer glaubensmutigen Frau. In den trostlosen Straßenzügen eines Arbeiterviertels hat Jane Adams ihr berühmtes Settlement geschaffen. Dort finden sie die sanfte vornehme Frau, die mit einem großen Stab begeisterter Helfer den aus aller Welt zusammengewirbelten Proletariern all das schafft und zueignet, was sie selbst sich nicht aufbauen können: Im heißen Daseinskampf eine Stätte der Schönheit, Freude, geistigen Erhebung, körperlichen Ausbildung, fürsorglichen Hilfe. Man sieht, staunt und glaubt an diesen »Engel von Chikago«. — Es gibt auch noch andre Oasen: die Colleges, Kolonien reizender Bauten weit außerhalb der Großstadt, draußen auf sorgsam ge-

pflegtem grünen Rasenteppich, im Schatten alter Bäume; Welten für sich, voller Poesie und geistdurchtränkter Jugendfreude. Alles Zarte, Schöne, Tiefe wird hier in die Seelen der amerikanischen Jugend einer breiten Schicht gesenkt. Weber erzählt: »Der ganze Zauber der Jugenderinnerung liegt allein gerade auf dieser Zeit. Massenhafter Sport, hübsche Formen der Geselligkeit, unendliche geistige Anregung, dauernde Freundschaften sind der Ertrag, und vor allem wird weit mehr als bei unsren Studenten die Gewöhnung zur Arbeit erzogen.« Hier findet er sogleich, was ihn so stark interessiert: die deutlichen Spuren der organisatorischen Kräfte religiösen Geistes. Die meisten colleges sind ursprünglich Werke puritanischer Sekten, und etwas von der Ueberlieferung der Pilgrimväter ist immer noch spürbar, noch bindet sie die Jünglinge an das Ideal der Keuschheit, verpönt Zoten und bildet dem jungen Mann ein Maß von Ritterlichkeit gegen die Frau an, wie sie unsre Durchschnittsgesittung nicht kennt. — Religiöser Geist wehte vor allem noch in dem Quäkercollege Haverford bei Philadelphia, freilich auch hier schon vermischt mit sinnfremden Bestandteilen. Dort prüft Weber die Bibliothek für seine Arbeit über den »Geist« des Kapitalismus und empfängt unvergeßliche Eindrücke: »Auch diese Quäker sind nur noch insofern ‚orthodox', als sie nicht Unitarier sind, alle andern alten Gewohnheiten sind geschwunden, ihr Cricket-team gilt als das beste des Landes, die Bengels sind steinreich; in einer Studentenbude fand ich gekreuzte Schläger und den Anschlag: ‚Raucher', offenbar aus einem deutschen Rauchkupee stibitzt. Aber der Gottesdienst ist doch noch eigenartig. Diese Stille: man hörte in dem vollständig schmucklosen Raum — jeder Altar usw. fehlt — nur das Knistern des Kamins und unterdrücktes Husten (es war kalt). Endlich steht jemand auf, den ‚der Geist treibt', und spricht, was er will. Meist ist dies einer von den ‚elders', die, von der Gemeinde dazu bestimmt, — auf einer etwas erhöhten Bank sitzen, gleichviel Männer und Frauen. Leider war es diesmal nicht, wie wir hofften, eine Frau — eine steinalte Quäkerin soll die beste Rednerin sein — sondern der Bibliothekar des College, ein tüchtiger, ziemlich lederner Philologe. Der Geist trieb ihn, eine anfangs recht lederne, dann aber recht hübsche, praktisch gewendete Interpretation der verschiedenen Bezeichnungen, die das Neue Testament den Christen gibt, zu liefern, — sorgsam präpariert. — Dann wieder langes Schweigen, ein

improvisiertes Gebet eines andern elder, — langes Schweigen — Aufbruch. Gesang und Orgel unbekannt.«

Anderwärts, vor allem in den Großstädten, stand freilich nur noch das festgefügte Gehäuse, der schaffende Ursprungsgeist war entwichen, so daß die von uns als cant beurteilten Erscheinungen angloamerikanischen Lebens entstanden: »Unglaublich mutet es an, wenn man in den Statuten der ursprünglich methodistischen University in Chikago liest: der Student muß von den täglichen Gottesdiensten $^3/_5$ besuchen, oder aber statt je drei Stunden Gottesdienst 1 Stunde Kolleg mehr hören. Hat er einen größeren ‚Chapel record' (!!) als verlangt, so wird es ihm auf das nächste Studienjahr gutgeschrieben, und er braucht dann um so viel weniger ‚attendance' zu leisten. Bei ungenügendem ‚Chapel record' wird er nach 2 Jahren relegiert. Der ‚Gottesdienst' ist dabei eigenartig: Vorträge über Harnacks Dogmengeschichte z. B. ersetzen ihn zuweilen. Am Schluß wird die Zeit des nächsten foot-ball, base-ball, cricket etc. verkündet — wie früher in den deutschen Dörfern die Erntearbeit. Das Ganze ist ein wildes Durcheinander — es ist schwer zu sagen, wie stark die Indifferenz zur Zeit ist. Daß sie zugenommen hat — namentlich durch die Deutschen — ist ziemlich sicher. Aber die Macht der kirchlichen Gemeinschaften ist noch immer gewaltig im Vergleich zu unserm Protestantismus.«

* * *

Nun weiter in langer Fahrt durch die glühende Steppe nach St. Louis. Dort erquicken sich die Reisenden an der Gastlichkeit eines deutsch-amerikanischen Hauses. Der Hausherr, einst als armer westfälischer Bauernbub eingewandert, ist nun ein wohlhabender selfmade-man und dennoch so gar nicht Parvenü. Sie bewundern seine vornehme Haltung und Gesinnung und sehen darin ein Beispiel, welche Typen eine Demokratie begünstigt, die weder nach der Kinderstube noch nach Diplomen fragt, sondern grundsätzlich jedem, der Willen und Fähigkeiten dazu hat, auch ermöglicht, in die Schicht der »Kaloikagathoi« aufzusteigen. — In dem glänzenden Riesenpanorama der Ausstellung entzückt doch vor allem »das deutsche Haus«, weithin kenntlich durch den mächtigen Adler mit den weitausgebreiteten Schwingen an der Stirnseite. Hier vereinten sich Leistungen einer Raum- und Möbelkunst, künstlerischer Ausdruckskultur überhaupt, wie die Gefährten noch nie gesehen, und die auch dort, inmitten der Er-

zeugnisse aller Erdteile nicht ihresgleichen fanden. »Alle kunstgewerblichen Arbeiten der Deutschen sind schön und dabei so wundervoll zu einem Gesamtbilde vereint, daß jede andere Nation weit dahinter zurücksteht, was auch bereitwillig von allen Seiten anerkannt wird.« — Wie eigen, diese Deutschen, vielfach bis in die führende Schicht plebejisch in ihrem Sein, von solcher Vollendung gegenständlicher Leistung — Lehrmeister des Okzidents! Vor diesen Werken darf Weber stolz auf die eigne Nation sein, für deren Mängel er den schmerzlichen Scharfblick der Liebe hat. — Für die Frau ist doch das wichtigste von allem ihres Mannes Pflichtvortrag über »deutsche Agrarverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart«. »Ihr könnt denken, was in mir vorging, als ich ihn seit 6½ Jahren zum erstenmal wieder vor einem aufmerksam lauschenden Hörerkreis stehen sah! Er sprach ausgezeichnet, sehr ruhig und doch kraftvoll; der Vortrag war nach Form und Inhalt glänzend mit vielen politischen Pointen, die die Amerikaner interessierten. Der Hörerkreis war leider sehr klein, wie bei allen ausländischen Sprechern, die nicht wie Harnack Weltruf haben, aber alle Fachkollegen waren da, und so hat er doch manche wertvolle Bekanntschaft gemacht. Und Gott sei Dank, dem Vortrag folgten keine besonders schlechten Tage. Er ist sogar am Tag darauf zum Lunch beim hiesigen Regierungsvertreter und zum Diner beim Gouverneur gewesen, hat dann freilich gründlich geflucht.« Wird es nicht vielleicht folgenreiche Wirkung für Webers Genesung haben, daß er den Bann des Schweigens gebrochen hat?

Von St. Louis zieht es ihn weiter in die Südstaaten. Dort will er die von Vaterland und Freundschaft abgesprengten Stiefvettern: Großvater Fallensteins Enkel aus erster Ehe aufsuchen, deren Vater sich einst als halber Knabe despotischem Druck durch heimliche Flucht nach drüben entzogen hat. Aber auch sonst gibt es viel, was ihn brennend interessiert. So vor allem, was Europa nicht bietet: die Eroberung der Wildnis durch die Zivilisation; eine werdende Stadt und der werdende Staat Oklahoma, auf dem bis vor kurzem den Indianern vorbehaltenen Gebiete. Hier kann man noch die waffenlose Unterjochung und Aufsaugung der »niederen« durch die »höhere«, intelligentere Rasse beobachten, die Verwandlung indianischen Stammes- in Privateigentum, die Eroberung des Urwalds durch die Kolonisten. Weber wohnt bei einem Halbblut-Indianer. Er sieht, hört, ver-

wandelt sich in seine Umwelt und dringt so überall zum Kern der Dinge vor:

»Nirgends so wie hier mischt sich die alte Indianerpoesie mit modernster kapitalistischer Kultur. Die neu angelegte Bahn von Tulsa nach Mac Alester führt zuerst am Canadian River eine Stunde lang durch veritablen Urwald — nur darf man sich nicht das ‚Schweigen im Walde' mit Riesenstämmen darunter vorstellen. Undurchdringliches Dickicht, — so dicht, daß man gar nicht merkt, außer an wenigen Durchblicken, daß man nur wenige Meter vom Canadian River entfernt fährt — dunkle Bäume, denn das Klima ist schon ziemlich südlich, (Schnee selten) bis oben hin von Schlinggewächsen umsponnen, dazwischen gelbe stille Waldbäche und kleine Flüsse, vollkommen vom Grün übersponnen. Am meisten Lederstrumpf-Poesie haben die größeren Flüsse wie der Canadian River, die in ihrem gänzlich wilden Zustand, mit riesigen Sandbänken und dichtem dunklem Grün an den Ufern, in Verkrümmungen und Verzweigungen ihre Fluten dahinwälzen und einen eigenen Eindruck von etwas Geheimnisvollem machen; man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sind, ein einziges indianisches Fischerboot abgerechnet, welches ich sah, völlig tot. — Aber die Stunde des Urwalds hat auch hier geschlagen. Man sieht im Walde zwar gelegentlich Gruppen richtiger alter Blockhäuser — die indianischen kenntlich an den buntfarbigen Shawls und der aushängenden Wäsche, — aber doch auch ganz moderne Holzhäuser und -häuschen aus der Fabrik, zum Preise von 500 D. an, auf Steine gelegt, dabei eine große Lichtung mit Mais und Baumwolle bepflanzt: die Bäume hat man unten mit Teer beschmiert und angezündet, sie sterben ab und recken ihre bleichen, angeblakten Finger durcheinander in die Luft, was zusammen mit den frischen Saaten unter ihnen einen wunderlichen, aber keineswegs anheimelnden Eindruck macht. Dann kommen große Prärie-strecken — teils Weiden, teils ebenfalls Baumwolle — und Maisfelder — und plötzlich fängt es an, nach Petroleum zu stinken: Man sieht die hohen eiffelturmartigen Gerüste der Bohrlöcher, selbst mitten im Walde und kommt in eine ‚Stadt'. Eine solche ist nun vollends ein tolles Ding. Zeltlager der Arbeiter, besonders der Streckenarbeiter der zahlreichen im Bau befindlichen Bahnen, Straßen im Naturzustande, meist mit Petroleum zweimal im Sommer getränkt gegen den Staub und entsprechend duftend,

Holzkirchen von mindestens 4—5 Denominationen, auf diesen ‚Straßen' als Verkehrshindernisse Holzhäuser, auf Rollen gesetzt und so fortbewegt: der Eigentümer ist reich geworden, hat sie verkauft und sich ein neues Haus gebaut, das alte wird aufs Feld gefahren, wo ein New-comer, der es gekauft hat, hineinzieht. Dazu das übliche Gewirr von Telegraphen- und Telephondrähten, elektrische Bahnen im Bau — denn die ‚Stadt' erstreckt sich in unermeßliche Fernen. Wir fuhren in einem kleinen Wagen mit einem Riesengaul darum herum, 4 Schulen der verschiedenen Sekten, dazu public schools (gratis) — Schulzwang ist in Sicht —, ein Hotel mit bescheidenen Zimmern, aber — trotz niedriger Preise — Teppiche auf allen Fluren und allen ‚accomodations', Interviewer, die von der Größe ihres Landes hören wollten usw. Ein fabelhaft reizvolles — d. h. nicht ästhetisch reizvolles — Bild des Werdens, welches im nächsten Jahr schon ganz den Charakter von Oklahoma City, d. h. den jeder anderen westlichen Stadt angenommen haben wird. Die Einwanderer kommen aus dem Norden und Osten, sind meist arme Teufel und können tatsächlich in wenigen Jahren reiche Leute sein: der ‚boom' ist daher kolossal, und trotz aller Gesetze blüht die Landspekulation. Zwei Real-estate men, ein Asphaltkerl und zwei Handlungsreisende sprachen mich an.«

»Es ist ein fabelhaftes Getriebe hier, und ich kann mir nicht helfen, ich finde einen gewaltigen Zauber darin trotz Petroleumstank und Qualm, spuckenden Yankees und entsetzlichen Getöses der zahlreichen Bimmelbahnen. Ich kann auch nicht leugnen, daß ich die Kerle — im allgemeinen — angenehm finde. Alle Beamte empfingen natürlich in Hemdsärmeln, und wir streckten gemeinsam die Beine auf die Fensterbank. Die ‚Rechtsanwälte' machen einen etwas verwegenen Eindruck — es herrscht eine fabelhaft burschikose und doch den gegenseitigen Respekt stets im Auge behaltende Ungezwungenheit. Was ich alles gefragt worden bin: — wie wir mit den Negern in Deutschland fertig würden? war noch nicht das tollste — ist unglaublich, aber die Leute erzählen auch ihrerseits, und ich glaube seit meinen ersten Studentensemestern nicht mehr so lustig gewesen zu sein, als hier mit diesem kindlich-naiven und doch jeder Situation gewachsenen Völkchen, trotz des hier herrschenden absoluten — und auch faktisch wirksamen — Verbotes alles Alkohols. ‚Zivilisation' ist hier mehr als in Chikago, es ist ganz falsch zu glauben, man könne

sich benehmen, wie man wolle: die Höflichkeit liegt bei der freilich sehr kurz angebundenen Rede im Tonfall und Haltung, und der Humor ist geradezu köstlich. — Schade: in Jahresfrist sieht es hier aus wie in Oklahoma, d. h. wie in jeder andern Stadt Amerikas. Mit geradezu rasender Hast wird alles, was der kapitalistischen Kultur im Wege steht, zermalmt.«

Ein eigenartiges Erlebnis, das Weber viel Freude machte, war ein Wagenausflug über Stock und Stein durch die Rhodung des Urwalds nach einem Klubhaus in Fort Gibson am Canadian River: »Fort Gibson ist ein reizender Punkt im Walde, ziemlich hoch über dem River. Das Klubhaus, wie alle seinesgleichen, ein Ort, in dem eine Form der Gemütlichkeit herrscht, die wir Deutschen nicht kennen. ‚Aunt Bessie' und ‚Uncle Tom', zwei steinalte Schwarze, sind zur Bedienung angestellt, Betten für Leute, die in der glühenden Sommerhitze für die Nacht kommen, einfache country-dinners: rohe Tomaten, Schinken, Eier, wilder Honig, Milch zu haben, und vor allem fast stets lustige Gesellschaft. Der Klub besteht — ohne Parteiunterschiede — aus ca. 40 Leuten aller möglichen Berufe, ergänzt durch Ballotage und kostet seine Mitglieder pro Mann ca. 75 D. pro Jahr. Dafür ersetzt er die Kneipe, den Dämmerschoppen, die Gesellschaften (für die Herren, die Damen haben ihre receptions) und ist Gegenstand des Stolzes, weil Träger sozialer Exklusivität aller Beteiligten. Er ist das ins Amerikanische übersetzte Symposion, denn es wird nur Unterhaltung und Scherz gepflogen, allenfalls etwas Sport — wozu aber am Grand River keine Gelegenheit ist, auch existieren dafür andere Verbände. Die Sache war sehr nett. Meinem Hinterviertel ist freilich noch nie eine solche Bastonade zugemutet worden, wie auf diesen ‚Straßen', die schnurgerade auf und ablaufenden section lines der Landvermessungsbehörde. ‚Löcher' wäre keine richtige Bezeichnung für diese Talformation, in die der Wagen hineinsaust, um dann wieder herausgerappelt zu werden, Pfützen, Sümpfe, Baumstämme, alles läßt die Pferde kalt und tut den steinharten dünnen Rädern aus Hikoryholz nichts. Man fährt über eine lange Eisenbahnbrücke, — auf die Gefahr hin, daß sich ein Zug den Spaß macht, einen auf seine Cow-catcher zu nehmen, setzt auf einer floßartigen Fähre über eine andere Stelle des Flusses, — dazu die Wildheit der Rodungsgegend: angekohlte Baumstämme, Zeltlager von Ansiedlern, zuweilen hochbepackte Wagen umziehender kleiner Pächter, Blockhäuser älteren Da-

tums, halbaufgeschlagene moderne Fabrikhäuser, dicht mit schwarzem Volk angefüllte Negerhütten, alles in weiter Entfernung über die Prärie und durch den dichten Wald am Fluß zerstreut, dann plötzlich so eine im Entstehen begriffene ‚Stadt' wie Fort Gibson mit vielleicht 100 weit verstreuten Häuschen, aber Elektrizitätswerk, Telephonnetz usw. Dann wieder die absolute Einsamkeit. Zweimal überfuhren wir eine Kuh, einmal eines jener schwarzen scheußlichen Texas-Schweine, dann mußten wir um Mitternacht mehrmals Farmer, die wir bei offener Zelttüre [1]) schnarchen hörten, aus dem Schlaf rufen, um den Weg zu erfragen — ich wunderte mich, wie höflich die Leute blieben, kurz es war in der Finsternis, dann beim Mond eine eigenartige Spazierfahrt. Heut sah ich die Indianer truppweise kommen, ihr Geld zu holen — die Vollblutleute haben einen eigenen müden Zug im Gesicht und sind sicherlich dem Untergang geweiht, unter den anderen sieht man intelligente Köpfe. Die Tracht ist fast regelmäßig europäisch. Ich habe noch sehr viel Interessantes von den verschiedensten Leuten gehört und denke, mein Gastfreund, der Cherokee, wird im Archiv gegen die neuste Indianerpolitik der Vereinigten Staaten losschlagen. Seine Augen funkelten, als er davon sprach. Doch genug von dieser Fahrt ‚ins alte romantische Land' — wenn ich das nächstemal hinkomme, wird der letzte Rest ‚Romantik' dahin gegangen sein.«

* * *

In New Orleans, dem südlichsten Punkt der langen Urwaldreise, wo die Reisenden die Eigenart des ursprünglich französischen Untergrundes suchten, fanden sie noch im Oktober lähmende tropische Glut, die selbst den Schwarzen zu toll war, eine verdorrte, in grauem Staub schmachtende Pflanzenwelt, tödliche Schwermut über allem — »wir waren froh, das verfluchte Loch nach 2½ Tagen hinter uns zu haben«. Gott sei Dank, sie steuern nun wieder gen Norden und landen zunächst in dem Städtchen Tuskegee, um Booker Washingtons berühmte Negererziehungsanstalt zu sehen. Was sie fanden, war wohl der ergreifendste Ein-

[1]) à propos »schnarchen«. In dem Zimmer des Muskogee-Hotel steht auf dem Preiscourant bei der elektrischen Klingel: »frog in your throat? — 10 cts.« Ich habe für Schnarchen weder je einen so guten Ausdruck, noch eine so verdiente Behandlung gefunden.

druck der Reise — das nationale Riesenproblem: die Auseinandersetzung zwischen der weißen Rasse und ihren früheren Sklaven, die in allem amerikanischen Leben mitklingt, kann hier bis zum Kern erfaßt werden. Man fühlt vor allem die Tragödie des Parialoses jenes immer zunehmenden Mischvolkes aller Schattierungen vom dunklen Braun bis zum Elfenbeinweiß, Menschen, die durch Abkunft und Anlagen der Herrenrasse zugehören, aber, als ob sie ein Brandmal der Schande trügen, aus deren Gemeinschaft verstoßen sind. Dem Recht nach gibt es keine Sklaven mehr, aber der weiße Herr der Südstaaten rächt sich durch sozialen Boykott ihrer Kinder und Kindeskinder; er braucht sie zu jeder Arbeit, wer jedoch einen Mischling als Gast empfängt, scheidet sich damit ein für allemal vom Verkehr mit der eignen Rasse. So bleibt den Negerführern nichts als der Gegenschlag: Das Erwecken des Rassestolzes im Paria und der Versuch, ihn zum Kulturmenschen zu machen. Welch' titanische Aufgabe: Es handelt sich um nichts Geringeres als einer Rasse, die im unvermischten Zustand in der Tat erst in die Vorhöfe des Menschenreichs verordnet zu sein scheint, »Kultur« zu lehren, und der mit gesundem Verstand gepaarte Idealismus der Führer versucht dies so gut durch »das Evangelim der Zahnbürste« wie durch Erziehung zu rationaler Arbeit jeglicher Art. Irgendwann — hofft man — m u ß auch der weiße Mann Achtung zollen. Der aber sucht durch Boykott die eigne Rasse vor Entartung zu schützen. Welch' unerhörte unlösbare Spannungen in diesem Erdteil, wie kleinkreisig erscheint von hier aus das nationale Leben der Heimat! Gerade berichten amerikanische Zeitungen mit ironischem Ergötzen von allen Stadien des lippischen Thronfolgestreits.

Weber erzählt: »Niemand darf in Tuskegee nur geistige Arbeit treiben, Zweck ist die Züchtung von Farmern, ‚conquest of the soil' ausgesprochenes Ideal. Ein ungeheures Maß begeisterten Enthusiasmus wird bei Lehrern und Schülern entwickelt, und zumal für die zahlreichen Halb-, Viertels- und Hundertstel-Neger, die ja alle gesetzlich von der Ehe mit Weißen, faktisch von jedem Verkehr ausgeschlossen, auf eigene Waggons, Wartesäle, Hotels, Parks (so in Knoxville) angewiesen sind, und die kein Nicht-Amerikaner von Weißen unterscheiden kann, bildet Tuskegee die einzige Stätte sozial freier Luft. Fürchterlich ist der Kontrast der Halbaffen, denen man in den Plantagen und Negerhütten des Cotton Belt begegnet, aber ebenso der geistige Zustand der Weißen des

Südens, sobald man durch die menschlich anziehende Oberfläche hindurchsieht. Ueber Booker Washington und sein Werk hat jeder von ihnen eine andre Meinung, von tiefstem Abscheu gegen jede Negerbildung, welche den Pflanzern die ‚Hände' nimmt, bis zu der bei südlichen Weißen nicht seltenen Meinung, er sei der größte Amerikaner aller Zeiten außer Washington und Jefferson, — aber ausnahmslos teilen sie die Ansicht, ‚social equality' und ‚social intercourse' sei unmöglich, auch oder vielmehr gerade mit der gebildeten und oft zu neun Zehnteln weißen Oberschicht der Neger. Dabei verbluten sich die Weißen durch diese als ‚Rassenschutz' gedachte Absperrung, und der einzige Enthusiasmus, der im Süden zu finden ist, ist bei jener Oberschicht von Negern, — bei den Weißen nur planloser ohnmächtiger Haß gegen den Yankee. — Ich habe wohl hundert weiße Südstaatler aller Parteien und sozialen Klassen gesprochen, und das Problem, was aus diesen Leuten werden soll, scheint danach absolut hoffnungslos. In der Tat, dieser Onkel Fritz, der nie einen Sklaven besaß, strenger Abolitionist war, dabei aber für die Sklavenhalter ins Feld zog, weil nach seiner Jefferson-Calhounschen Theorie sein Staat, Virginia, das formale Recht der Sezession hatte, der immer zu viel Pferde hielt und die höchsten Kaufangebote abwies, weil dann sein Nachbar ein schöneres Pferd haben würde als er, der Methodist war, weil seine Frau ihn täglich mit der Angst vor den Höllenstrafen plagte, denen er sonst verfallen würde, — zählte zu diesen braven, stolzen, aber kopflosen und im heutigen Daseinskampfe verlorenen Menschen.«

Nun lernen die Gefährten auch Fritz Fallensteins Nachfahren kennen, die ohne das Erbe des Yankeegeistes, vielmehr in Abneigung dagegen erzogen, ihr schlichtes, kulturarmes Dasein führen. Einer davon, zunächst abwechselnd Bergmann und Elementarlehrer, jetzt Inhaber eines Anwaltsbüros und mit einem schlauen Irländer, dem er die Arbeit tut, assoziiert, ist immerhin auf dem Wege zum Honoratioren. Zwei andre Söhne haben es noch nicht weiter gebracht, als zu einigen selbstgerodeten Vorhügeln der Blue Ridge mountains an der Grenze zwischen Nordkarolina und Virginia, und schmucklosen Farmhäusern auf kahl getretener Anhöhe, denen nichts von der breiten Behäbigkeit und Blumenzier deutscher Bauernhäuser eignet. Da plagen sie sich nun mit vielen Kindern und unbewußtem Heimweh nach einer andern

Daseinsform: Weber erzählt: »In der Dunkelheit kamen wir nach Mount Airy, Jim und sein ältestes Söhnchen holten uns ab im Wagen, und dann gings 1½ Stunden in völliger Nacht bei beginnendem Mond durch Buschwerk, über Furten durch den River, talauf, talab, fürchterliche Wege. Einmal glaubten wir ernstlich, alle Rippen gebrochen zu haben, der Wagen krachte in allen Fugen — wir hatten einen dicken Baumstamm, der quer lag, überfahren. Aber die Pferde blieben ruhig und Jim erst recht. Dann Empfang durch Jims Frau. Eisige Kälte — der erste Frost, und wir waren geblendet und gebraten durch den Kamin. Im ganzen Hause kein Fetzen Papier — weder zum Schreiben — James schreibt seine Briefe in Mount Airy, wenn er dort hinkommt — noch zu irgendwelchen sonstigen Zwecken, denen der Kulturmensch es zu widmen pflegt — dagegen ein Brunnen, eisiges Wasser, sehr gute Betten in einem Zimmer oben in dem zweistöckigen Holzhäuschen. — Ueber die Personen mag nun Marianne berichten, ich schildere mehr die Aeußerlichkeiten und äußeren Hergänge. Die Häuser der beiden Brüder Jefferson und James liegen auf zwei nach dem kleinen Bach in der Mitte zu ziemlich steil abfallenden Hügeln einander gegenüber, in Rufweite voneinander. Unten in der Niederung ist der gute Boden, wo sie — jeder auf seinem Anteil — Tabak, Mais und Weizen bauen, auf dem Hügellande grast das Vieh, neben dem Tabak einziges Absatzprodukt. Das Korn essen sie selbst oder verfüttern es. Das Zeremoniell des überreichlichen und sehr guten, aber ganz einförmigen Essens: gekochtes Rindfleisch, Schweinehaché, Obstkonserven, ‚hot rolls' (Maiskuchen, glühend heiß gebacken), eingekochtes Obst, Kaffee und Milch, alles 3mal täglich — war überall dasselbe. Einer der Backfische wedelte mit einem gewaltigen Fliegenwedel um einen herum, James und Jeff packten uns die Teller brechend voll, die Frauen standen und schenkten Kaffee oder Milch ein, — wenn dann die Alten gegessen hatten, kam die zweite Serie, zuweilen noch eine dritte (die Kinder) an den Tisch, der Neger zuletzt allein (er lebt in einer Bude mit etwas Land, was beides er von James erhält). Bei James zu Beginn ein kurzes Tischgebet, bei Jeff, dessen Kinder, außer einer Tochter, zu keiner Kirche gehören, nichts dergleichen. Nachher saß man um den Kamin — draußen sitzen gilt nicht als behaglich — und alles kaute Tabak. Jeff spie wohlgezielte Ströme brauner Soße zwischen und über die Beine der Zwischensitzenden in das Feuer. Wir

waren ganz vergnüglich, nur Jeff, der eine tiefe Abneigung gegen das ‚farming' hat, blieb meist in gedrückter Stimmung.«

Unerwartet bieten sich auch hier Eindrücke, die Webers Arbeit Anschauungsstoff liefern: alte und neue Formen sozialer Gliederung der demokratischen Gesellschaft. In urwüchsiger Gestalt zeigt sich ihm die lebenprägende Wirkung religiöser Sekten und zugleich ihr zunehmender Ersatz durch Orden und Klubs aller Art. Niederschläge seiner Beobachtungen finden sich vor allem in seinem Aufsatz über »Kirchen und Sekten«. »Sonntag früh mit James, Frank und Betty in der Kirche. Der junge Methodistenprediger war den Mittag mit bei James, ebenso der gänzlich unkirchliche Jeff und Familie. Nachmittags ging alles zu einer Baptistentaufe. Acht Leute: drei Frauen, mehrere halb Erwachsene, zwei Männer wurden in der freien Natur in dem eisigen Wasser des Gebirgsbachs untergetaucht — die einzig gültige Form der Taufe nach strenger Baptistenlehre. Der Prediger steht im schwarzen Anzug bis an die Hüften im Wasser, nacheinander steigen die Täuflinge in bestem ‚dress' in den Bach, reichen ihm die Hand und — nachdem die verschiedenen Gelübde gesprochen sind, lehnen sie sich, in den Knien einknickend, in seinem Arm hintenüber, bis das Gesicht unter Wasser ist, kommen prustend heraus, steigen ans Land, werden ‚congratulated' und fahren pladdernaß entweder nach Hause oder ziehen sich, wenn es weit ist, in einer Holzbude um. Sie praktizieren das auch mitten im Winter, hacken das Eis dazu auf — ‚faith' schütze sie vor Erkältung, meinte James. Jeff, der die Sache für Unsinn hält, erzählte, daß er einen gefragt habe: ‚did 'nt you feel pretty cold, Bem?' — Antwort: ‚I thought of some pretty hot place (= Hölle natürlich), Sir, and so I did 'nt care for the cold water.' Betty ist streng kirchlich — ‚almost as fanatic as her mother was', meinte Jeff, den wie die anderen die fürchterliche Härte seiner Mutter aus allem Verband mit der Kirche getrieben hat. — Die Kirchlichkeit ist überhaupt im Rückgang, d. h. die alten methodistischen revivals und class meetings (wöchentliche Beichte aller einzelnen im Kreise der Nachbarn) sind, wie der junge Prediger zugab, verfallen. — Die Predigt war gut, rein praktisch, mit starker Erregung vorgetragen, wer sich ‚erweckt' fühlte, kniete dann vortretend am Altar. Ein alter Bauer betete laut und leidenschaftlich für alle – aber der unsäglich schauderhafte Gesang der schrillen Stimmen brachte einem immer in die Nüchternheit der Scheune, in

der man sich befand, zurück. Natürlich fehlte jeder Talar, der Pfarrer sprach im Jacket und ganz wie ein politischer Redner, auf dem ‚Altar' (Tisch) lag sein Filzhut. Poesie war in der Einsamkeit des bunten Waldes umher und nachher bei jener Taufe, ebenso in dem Ernst der alten Bauern von westfälisch-holsteinischem Typus. Auch die alte soziale Funktion dieser Sekten ist abgeschwächt, zwar wird ein jeder, auch der Pfarrer, als ‚brother' vorgestellt, aber James gehört einem ‚Orden' an — darauf beruht zum großen Teil die Kreditwürdigkeit —, in den man auf Vorschlag von 5 Mitgliedern ballotiert, und aus dem man bei schlechtem Wandel ausgestoßen wird. Dieser ist Kranken-, Sterbe- und Witwenkasse und verpflichtet die Mitglieder zur gegenseitigen Hilfe, im Falle unverschuldeter wirtschaftlicher Not durch Kreditgeben — bei Strafe der Ausstoßung im Fall unmotivierter Weigerung. Das war einst die wichtigste Funktion der amerikanischen Sekten. — Das riesige Anschwellen der Klubs und Orden hier ersetzt die zerfallende Sektenorganisation. Ziemlich jeder Farmer und sehr viele Geschäftsleute mittleren und kleineren Ranges tragen ihr ‚badge' im Knopfloch, wie die Franzosen rote Bändchen. Nicht in erster Linie aus Eitelkeit, sondern weil es alsbald die Legitimation dafür ist, daß er von einer bestimmten Gruppe Menschen, die ihn nach angestellten Recherchen über seinen Charakter und Wandel — man denkt unwillkürlich an unsere Reserveoffiziersrecherchen — durch Ballot als gentleman anerkannt und aufgenommen ist — genau derselbe Dienst, welche dem Mitglied der alten Sekten (Baptisten, Quäker, Methodisten usw.) vor 150 Jahren sein letter of recommendation', den ihm seine Gemeinde an die auswärtigen ‚Brüder' mitgab, leistete.«

Weber saugt all dies mit Begier in sich ein, und indem er — angeregt wie er ist — zugleich mühelos aus Eigenem spendet, was diese einfachen Menschen ergötzen kann, hebt er in ihnen die Schätze ihrer Lebenserfahrung. Auch hier ist er Gleicher unter Gleichen, ‚Bruder'. Jeder fühlt sich von ihm verstanden und gewürdigt. Die Gefährtin erhascht nur Bruchstücke der Gespräche, die da draußen zwischen den Maiskolben geführt werden, »denn ich mußte drinnen bei den Frauen bleiben und konnte nur ab und an mal einer Lachsalve nachlaufen, die Max auf der Männerseite hervorzauberte. Natürlich gewann er schnell ihre Herzen mit seinem schönen Nigger-Englisch und seinen Geschichten.

Sie schlugen ihm mit breiter Hand oft aufs Knie und nannten ihn einen mighty jolly fellow.« — Die guten einfachen Menschen sind betrübt, daß sie ihre Gäste so bald ziehen lassen müssen, man erleichtert sich den Abschied durch das Versprechen baldiger Wiederkehr — es konnte nicht erfüllt werden. —

* * *

Dann reisen die Gefährten zurück in die oststaatlichen Kulturzentren, sehen in schnellem Tempo Philadelphia, Washington, Baltimore, Boston und was an den Rändern dazu gehört. Die Fülle ist fast nicht zu bewältigen. Die Frau fühlt sich oft übersättigt — was gehen sie eigentlich all diese fremden Dinge an, die man nicht handelnd in den Umkreis des eignen Seins ziehen kann? Dagegen bleibt Webers Aufnahmefähigkeit immer von gleicher Intensität, er kann ja auch aus allem durch geistige Umschmelzung etwas machen. — In Washington bietet sich ein stimmungsvoller Ausflug nach Mount Vernon, des großen Volksführers Geburtsstätte. Sie fahren an einem verschleierten Tage auf dem breiten schwärzlichen Potomac, die waldigen Uferhänge färbt nun der Herbst. Sie steigen den Abhang hinauf zu kleinen weißen Holzhäusern, deren biedermeierische Bescheidenheit anheimelt wie die Reliquien aus Goethes Zeit. Tiefe Einsamkeit und Stille über allem — die Stille des Nicht-mehr-Seins, erhabene Schwermut der Vollendung. Das entschwundene, großbewegte Dasein tut sich nur noch denen kund, die es in sich bergen. — Unten braust wieder das Leben, als sei es in jedem Einzelnen von unerhörter Wichtigkeit. Sehr fremdartige Bildungen werden noch mitgenommen: ein Negergottesdienst und zwar in der feinen Negerwelt: »Alles in Seide, hochelegante schwarze ladies, feine kluge Neger und Mulatten-Gesichter; der Prediger war verreist, ein Laie und dann ein Gast von auswärts, vertraten ihn. Unheimlich, wie mit der zunehmenden Eindringlichkeit und schließlichen Leidenschaftlichkeit der Predigt dumpfes Stöhnen anfing, zuerst peinlich an Magenknurren erinnernd, dann eine Art flüsterndes Echo: die letzten Worte jeden Satzes erst leise, dann mit schriller Stimme wiederholend, mit ‚Yes, Yes!‘ oder ‚No, no!‘ auf das Apostrophieren des Predigers — der nicht leidenschaftlicher war, als der junge Methodist in Mount Airy und an Stöcker nicht entfernt heranreichte; es wurde einem doch

eklig unheimlich. Und dabei dann andrerseits hinten, wo wir saßen, lächelnde Quadroons und kichernde Mulattenmädchen — welche Kontraste innerhalb der für unsre Vorstellung uniformen Negerschicht!«

Und welche Verschiedenheit der Triebräder dieses agonalen Lebens überhaupt! Immer noch bieten sich überraschende Bilder: »Der Aufbruch nach Boston hätte fast seine Schwierigkeiten gehabt. Es reiste nämlich der Football-team der Pennsylvania-Universität zum Kampf mit Harvard nach Boston ab, und alle 2000 Studenten gaben ihm das Geleit zum Bahnhof, hunderte fuhren die zehn Stunden hierher mit. Der Bahnhof war infolgedessen den einen Abend stundenlang unzugänglich. Die Bengels ließen niemand durch, alles verpaßte seine Züge, eine Dame wurde übel zertrampelt. Hier sahen wir dann das Ganze vom Wagen aus: die alten Herren haben für eine halbe Million ein gewaltiges steinernes Amphitheater gebaut, so groß wie das Kolosseum mit Platz für 40 000 Menschen. Donnernder Gesang der jeweils siegreichen Partei — denn ganz Boston und ein gut Teil Philadelphia war da — ertönte nach jedem play, die City-Hall und die ganze Stadt war geflaggt, und als dann Harvard unterlag, folgte tiefe Depression — ½ Seite über den ostasiatischen Krieg, 3 über die Präsidentenwahl, 8 über das Spiel in den großen Bostoner Zeitungen, dann endlose Interviews mit jedem einzelnen der 22 mitspielenden Bengels hier — in Philadelphia Illumination und natürlich Einstimmigkeit in der Ansicht, daß die zertrampelte Lady durch diesen Erfolg weit aufgewogen sei. Eine unglaubliche Wirtschaft.«

In dem vornehmen Boston mit den vom Alter überdunkelten Bauten und vor allem in Harvard, fühlen sie sich wieder auf vertrautem Boden. Hier scheint sich all das wilde Abenteuern kolonialen Daseins in der festgefügten altenglischen Tradition zu beruhigen, reif Gewordenes fügt sich zu wohltätiger Ausgeglichenheit. Sie steigert sich in dem herrlichen Bautenkomplex von Harvard college zu monumentaler Schönheit. Ja, in diesem gemeinsamen Rahmen des geistigen Ringens von Lehrern und Schülern, in dem nicht der Staat, sondern privates Mäcenatentum den stolzen Ausdruck seiner Kraftentfaltung sucht, kann wohl auch ein deutscher Gelehrter schnell heimisch werden. Bewundernswert, daß Hugo Münsterberg, dessen bedeutenden Fähigkeiten die Heimat angemessene Verwertung versagte, und der

nun hier allerlei erlauchten deutschen Reisenden der wilhelminischen Aera Ratschläge und Gastlichkeit bietet, sich immer zuerst als Deutscher fühlt! —

Die Reise schließt mit einem längeren Aufenthalt in New York. Weber will u. a. die Bibliothek der Kolumbia-Universität durchmustern und alle Eindrücke vertiefen. Er macht nun gastliche Bekanntschaften und befragt sich in größerer Ruhe über Land und Leute: »Wir haben in diesen Tagen in Saus und Braus gelebt, und so viel neue Leute gesehen, wie in Heidelberg in einem Jahre. Wunderbar, daß Max das alles vertragen hat! Er knurrt manchmal ein bischen, wenn er in seinen Smoking steigen und ein reines Hemd anziehen muß, aber er leistet es wirklich sowohl mittags wie abends auszugehen. Um das zu können, müssen wir uns den halben Nachmittag mit unserer Toilette beschäftigen, vom Stiefel putzen bis zum exakten Schlips, was dann natürlich sehr ausruhlich ist.« — Von den Amerikanern, die man kennen lernte, war wiederum eine Frau: die Gewerbeinspektorin Florence Kelley, die weitaus bedeutendste Gestalt. Von dieser leidenschaftlichen Sozialistin erfuhr man noch viel über das radikal Böse dieser Welt: »Die ganze Hoffnungslosigkeit sozialer Gesetzgebung bei dem System des Staatenpartikularismus, der Korruption vieler Arbeiterführer — die Strikes anrichten und sich dann von den Fabrikanten für die Beilegung bezahlen lassen (ich selbst hatte einen Empfehlungsbrief an so einen Hallunken) — die Zustände in Chikago, wo es trotz leidenschaftlicher Agitation nicht gelang, ein Gesetz zum Schutz von Frauen gegen die Gefahren bestimmter Gewerbe zu schaffen, bis eine Firma entstand, die solche Schutzapparate herstellte und nun durch Bestechung der Abgeordneten verschiedener Staaten durchsetzte, daß ihre Benutzung gesetzlich vorgeschrieben wurde! — usw. — Dennoch ist es ein wunderbares Volk, und nur die Frage der Neger und die entsetzliche Einwanderung bilden die großen schwarzen Wolken.«

»Ein wunderbares Volk« — denn ebenso ungebrochen wie das Böse waltet ja die jugendfrische zuversichtliche Energie zum Guten. — Diesmal bot sich das eindrucksvollste Symbol im Judenviertel, dieser Welt für sich, in der die eingewanderten armseligen Ostjuden zugleich dem Gott ihrer Väter und dem Geschäft dienen. Ein gewaltiges Werk ist hier die aus Privatmitteln errichtete jüdische Erziehungs- und Unterstützungsanstalt für

Einwandrer; ihre in wenigen Jahren ausgehöhlte Steinschwelle bezeugt, daß hier täglich Tausende von Pariakindern aus- und eingehen. — »Sie haben hier alles Denkbare: Bibliothek, Bäder, Turnhalle, Musik- und Zeichenunterricht, Koch- und Nähkunst, Handfertigkeits- und wissenschaftliche Kurse, Tanzstunden und sogar ein kleines Theater, auf dem die Kinder zur Erziehung ihres Geschmacks spielen. Das absolute selfgovernment der Kinder, der Klubs, in das sie niemand hineinreden und Fremde auch nicht hineinsehen lassen, ist doch das wesentlichste Amerikanisierungsmittel. Die Autoritätslosigkeit der Jugend im Kampf ums Dasein trägt hier ihre Früchte. Als Kinder von Schnorrern, die streng an allem Rituellen der Religion festhalten, kommen sie hierher, als ‚gentlemen' verlassen sie diese Trainierungsanstalt und stürzen sich auf die Neger des Südens, die sie fürchterlich auswuchern.«

* * *

Nun ist der Abschied da. Das Jahr neigt sich, die Tage schwinden, die Reisenden wollen Weihnachten zu Hause sein. Sie saugen noch einmal den Blick von der Brooklyn-Brücke in sich ein, im Abendlicht des Frühwintertages ist er noch großartiger als im Sommer: der Himmel dunkelrot und lila verdämmernd und in ihn hineinragend, wie ein Felsgebirge mit seltsamen Konturen, der Haufen von Riesenbauten auf der Spitze Manhattans, von Millionen Lichtern durchstrahlt, als ob sich der Geist, der in diesen Felstürmen lebt, zu glühenden Goldströmen verdichtet hätte. — Der letzte Abend wurde noch im Judenviertel verbracht: »Erst in einem ‚yiddischen' Theater, dann zusammen mit unserm speziellen Freund, Dr. Blaustein, Leiter des Immigrantenempfangshauses, ein Idealist reinsten Wassers, dabei ein ‚Knalljud' tollster Physiognomie und mit dem Dichter des Dramas ‚Die emtje (wahre) Kraft', welches wir gestern abend hörten. Trotzdem die Sprache zu zwei Dritteln unverständlich ist — eine entsetzlich korrumpierte Aussprache des Deutschen mit hebräischen und teilweise russischen Wörtern versetzt: ‚was is des Läben mies' (jammervoll) bekommt man in hochtragischen Momenten zu hören — trotzdem wir also der Sprache nur wenig folgen konnten, war die schauspielerische Leistung so großartig in ihrer Art, daß man die Handlung vollständig verstand, zumal die nicht einwandfreie Dichtung einige Charaktertypen (insbesondere einen ‚Sozialisten' und

einen rabbinischen ‚Gelehrten') aufwies, welche von den jüdischen Schauspielern, den besten, die Amerika kennt, in absolutester Selbstkarrikierung großartig gegeben wurde. — —«

Als Weber dies schrieb, stampfte schon das Schiff seinen gleichförmigen Takt, das brausende Leben verstummte im Nebelschleier des Wintertags. Er sah dankbar zurück auf ein Gestade, an dem ihm eine so glückliche Zeit vergönnt war. Die Gefährtin hat manchmal das Gefühl, als brächte sie einen Genesenen mit nach Hause, der sich des langsam gesammelten Kräftekapitals wieder bewußt geworden ist. Weber selbst zieht folgende Bilanz: »Daß das ‚wissenschaftliche' Resultat der Reise für mich zu den Kosten im Verhältnis stände, läßt sich natürlich nicht behaupten. Ich habe für unsere Zeitschrift eine erhebliche Zahl interessanter Mitarbeiter gewonnen, ich bin ganz anders als früher imstande, die Zahlen der Statistik und die Berichte der Regierungen in den Vereinigten Staaten zu verstehen, werde selbst einige Kritiken über Negerliteratur und dergleichen schreiben, auch sonst einige kleine Sachen vielleicht, — aber für meine kulturgeschichtliche Arbeit habe ich nicht viel mehr gesehen als: wo die Dinge sind, die ich sehen müßte, insbesondere die Bibliotheken, die ich zu benutzen hätte, und die weit über das Land zerstreut in kleinen Sekten und Colleges stecken. — Unter diesen Umständen ist die Reise in unserer jetzigen Lage nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes (u n d dem gesundheitlichen) zu rechtfertigen. Ihre Früchte in dieser Hinsicht können sich natürlich erst nach einiger Zeit zeigen. Immerhin ist es gut, daß ich die Sache so habe leisten können — noch vor Jahresfrist eine bare Unmöglichkeit — — — Anregung und Beschäftigung des Gehirns ohne geistige Anstrengung ist eben überhaupt das einzige Heilmittel.« —

ZEHNTES KAPITEL.

DIE NEUE PHASE DER PRODUKTION.

In diesem Kapitel wird der Versuch unternommen, wissenschaftlichen Laien einiges aus Webers Gedankenwelt darzubieten, was vielleicht eine Vorstellung seines Geistes gibt und vor allem die Kenntnis seiner Persönlichkeit erweitert. Seine gelehrte Arbeit ist unermeßlich, und nur wer sich in den Gedankenprozeß hineinstellt und selbst mit dem spröden Werke ringt, wird sich davon etwas aneignen. — Was hier aus dem Inhalt der Schriften geboten wird, ist im wesentlichen auf dem Grenzrain zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und lebenformender Ueberzeugung gewachsen, dort wo die kontemplativen Wesenskräfte sich so nahe mit den aktiven berühren, daß ihre Gebilde die Persönlichkeit des Denkers, Lehrers, Politikers beleuchten. Aber auch dies ist nur ein aus rauschendem Quell geschöpfter Becher: das Wasser entstammt ihm, aber er enthält nicht das Wesen des Quells.

* * *

Max Webers Erkenntnis- und Gestaltungstrieb richtete sich in der ersten Schaffensepoche hauptsächlich auf bestimmte Seiten der Wirklichkeit selbst, d. h. auf rechts- und wirtschaftsgeschichtliche, sozialökonomisch und politisch bedeutsame Vorgänge. In den ersten Werken wirkt sich im wesentlichen ein junger Historiker aus, dessen Stoffhunger unersättlich ist, und der vom Werden und Vergehen des unter den Horizont des Gegenwärtigen versunkenen Daseins so stark bewegt wird, daß ein Abglanz davon in ihm zu neuem Leben ersteht. Dabei hielten ihn in gleicher Stärke die politischen und sozialen Probleme seiner eignen Zeit in Bann. Wir sahen, daß er folgenreiche Verschiebungen der Herrschafts- und Besitzverhältnisse der deutschen Landbevölkerung entdeckte, die Forschungsergebnisse unter nationalstaatliche

Ideale stellte und die daran orientierte Beurteilung des Seienden zu politischen Zielsetzungen verwendete. Der Forscher und der Politiker hatten sich gegenseitig befruchtet. Die leitenden Gesichtspunkte der Stoffauswahl waren an erster Stelle politisches Pathos, dann Gerechtigkeitsgefühl für die handarbeitenden Volksschichten und ferner die Ueberzeugung, daß es nicht auf Menschenglück ankommt, daß aber Freiheit und Menschenwürde letzte und höchste Werte sind, deren Verwirklichung allen ermöglicht werden sollte. — Früherworbene Tatsachenbeherrschung stellte Weber ein unerschöpfliches Anschauungsmaterial zur Verfügung — mochte es sich nun um Verdeutlichung wissenschaftlich-theoretischer oder praktisch-politischer Zusammenhänge handeln. —

Jetzt, im Jahre 1902, nach einer noch lange nicht überwundenen schweren Krisis, biegt Webers Schaffenstrieb in ganz andre geistige Provinzen ein. Er ist aus dem aktiven Leben als akademischer Lehrer und Politiker in das Kontemplative der stillen Studierstube verbannt. Ist es äußerer Anlaß oder innere Notwendigkeit, daß er nun auch als Denker zunächst hinter die Wirklichkeit zurücktritt und sich dem Denken über das Denken: den logischen und erkenntnistheoretischen Problemen seiner Wissenschaft widmet? Zweifellos wirkt dabei ein Geschobenwerden von außen mit. Die Kollegen von der Heidelberger philosophischen Fakultät baten ihn in nachdrücklich verpflichtender Weise um einen Beitrag zu der für die Feier der Universitätserneuerung geplanten Festschrift. Er beginnt (im Frühjahr 1902) seine erste methodologische Abhandlung über »Roscher und Knies und die Grundlagen der Nationalökonomie«. Die Arbeit schwillt ihm unter der Feder an, sie fordert scharfe Verstandesanspannung und quält deshalb den noch kranken Gelehrten, zumal sich ihr Abschluß für den geplanten Zweck als unmöglich herausstellt. Er bringt sie — wie mehrere logische Abhandlungen — schließlich überhaupt nicht zu Ende, denn neue Aufgaben drängen sich an ihn heran, und der langsam Genesende, dessen Arbeitskraft noch jahrelang schwankt, bedarf nach seiner eignen Meinung immer neuer starker Anregungen, um die tückischen Hemmungen zu bewältigen. Was er macht und wie es sich präsentiert, scheint ihm gleich, wenn ihm nur vergönnt ist, überhaupt zu arbeiten.

Allerdings: Webers Interesse an philosophischen und logischen

Problemen wurde nicht erst durch jenen Anlaß erweckt, wir fanden es schon während seiner ganzen Werdezeit in sein geistiges Leben verwoben. Innerhalb seines Fachs hatte ihn stets die Theorie ebenso interessiert wie das Historische, seine Vorlesungen über theoretische Nationalökonomie waren aufgebaut an einem Gerüst präziser Begriffe. Und die Freiburger Antrittsrede nahm zum erstenmal zu philosophischen Problemen Stellung. Ihr Tatsachenmaterial ist gruppiert um die Frage nach den Wertmaßstäben der Volkswirtschaftspolitik als Lehre. Für diese Disziplin, in der die theoretischen Fragen: was war und was ist? unmittelbar in den Dienst der andern: was sein und geschehen soll? treten, ist Klarheit über die eignen Leitideen besonders wichtig — weil hier der Gelehrte die soziale Daseinsgestaltung weitgehend mitbestimmt. Seine Thesen und Meinungen fließen ein in die Gesetzgebung, die Eigentumsordnung, in die Beurteilung der Lage der handarbeitenden Schichten u. dgl. m. Sein Denken ist mitverantwortlich für die Gestaltung der Welt. — Die damalige Orientierung im Bereich der Sozialwissenschaften war nun folgende: Den Altmeistern, vor allem den englischen Begründern der politischen Oekonomie, galt Steigerung der Lustbilanz durch Vermehrung des Reichtums, also Förderung der wirtschaftlichen Gütererzeugung um jeden Preis, als selbstverständliches Ziel. Als sich dann im Schutz dieser Ideale »das freie Spiel der Kräfte« als rücksichtsloser Erwerbstrieb auswirkte und die Ausnutzung der Besitzlosen offenbar wurde, orientierten sich die meisten jüngeren Gelehrten anders: sie waren, wie wir sahen, »Kathedersozialisten« geworden. Als Ziel der Volkswirtschaftspolitik galt nun gerechte Güterverteilung, also die Verwirklichung eines ethischen Solls.

Weber wollte in seiner Antrittsrede vor allem klar machen, daß es unmöglich sei, dem Stoffgebiet der Nationalökonomie selbständige Ideale zu entnehmen: »in Wahrheit sind es die alten allgemeinen Typen menschlicher Ideale, die wir auch an den Stoff unsrer Wissenschaft herantragen«. Und er selbst bekennt sich zu der Ueberzeugung, daß die politische Oekonomie sich weder an produktionstechnischen, noch eudämonistischen, noch letztlich an ethischen, sondern an »nationalen« Idealen orientieren müsse. — Bei dieser ersten Auseinandersetzung mit den Leitgedanken einer Spezialwissenschaft, drehte es sich allerdings noch nicht um logische Probleme, sondern um Orientierung einer volun-

taristisch (auf Daseinsgestaltung) gerichteten Lehre; — ein das wirtschaftliche und politische Handeln mitbestimmendes Denken soll zur Klarheit gebracht werden. Das waren blutwarme Probleme.

In der ersten Abhandlung der neuen Phase ist Gegenstand der Untersuchung nicht mehr das auf Orientierung wollender Menschen, sondern ein auf wissenschaftliche Wahrheit gerichtetes Denken — eine Aufgabe, die keine unmittelbare Beziehung zur Wirklichkeit hat. Webers Beschäftigung mit logischen Fragen ruht seitdem nie ganz, sie begleitet ihn bis in seine letzte Arbeit. Aber schon nach der Veröffentlichung des ersten Abschnitts über Roscher und Knies, schob er sie wieder ins Nebenamt, denn in der Stille des Studierzimmers ergriff ihn ein universalgeschichtliches Verlangen: Der Trieb, von allem bedeutsamen Weltgeschehen soviel wie möglich zu erfassen und zu gestalten. Davon später. Zunächst soll der Versuch gemacht werden, eine Vorstellung von den Weber beschäftigenden logischen Problemen zu geben und damit die Brücke zu dem Punkt seiner geistigen Persönlichkeit zu finden, wo der erkennende und der wollende Mensch an seinen Wurzeln zu erfassen ist. —

Die von Weber in der Zeit von 1903—1918 veröffentlichten Aufsätze zur Logik der Kulturwissenschaften nehmen zum größeren Teil einen kritisch-polemischen Ausgangspunkt. Weber entwickelt seine eignen Ansichten, indem er Irrtümer durchleuchtet und bekämpft. Dabei kommt ihm auch hier sein plastisches, mit Wirklichkeitsfülle gesättigtes Denken zu gut. Die schwierigen logischen Analysen sind überall durch anschaulich-lebensvolle Beispiele erläutert. Sie bilden den ungewollten persönlichen Reiz dieser sonst spröden Schriften, deren lange Satzperioden das Verstehen nicht leicht machen. So, wenn er z. B. an Goethes Briefen an Frau Stein klar macht, unter wie vielen, außerordentlich verschiedenen Gesichtspunkten ein und dieselbe Kulturerscheinung »historisch bedeutsam« sein kann, oder wenn er an den Vorgängen beim Skatspiel die grundverschiedene Bedeutung des Regelbegriffs erläutert, oder ganz konkrete Vorgänge, wie die einem Kind von seiner Mutter erteilte Ohrfeige und deren nachträgliche Motivierung, heranzieht, um zu zeigen, daß schon die Erkenntnis eignen Erlebens keine einfache Wiederholung des Erlebnisses, sondern durch Denkregeln geformt ist.

An der systematischen Zusammenfassung seiner Denkresultate liegt Weber nichts, denn er will ja kein Fachlogiker sein, und so hoch er methodische Einsichten schätzt, so doch nicht um ihrer selbst willen, sondern als unentbehrliche Werkzeuge zur Klarheit über die Erkenntnismöglichkeiten konkreter Probleme. Und gar kein Gewicht legt er auf die Form, in der sich sein Gedankenreichtum präsentiert. Geraten die Massen in Fluß, so strömt ihm aus den Vorratskammern seines Geistes so viel herzu, daß es sich oft nicht ohne weiteres in ein durchsichtiges Satzgefüge zwingen läßt. Und er will doch schnell fertig werden und sich möglichst kurz fassen, weil ihn aus dem Gebiet der Wirklichkeit immer neue Probleme umdrängen. Welche Schranke des diskursiven Denkens, daß es nicht gestattet, mehrere zusammengehörige Gedankenreihen gleichzeitig auszusprechen! So muß denn vieles hastig in lange Schachtelsätze gepackt und was dort nicht Platz findet, in Fußnoten untergebracht werden. Mag sich doch der Leser »gefälligst« ebenso damit plagen wie er selbst! Manchmal scheint es sogar, als ob dieser Meister der freien Rede, der das Entlegenste so nahe bringt, als sei er soeben dabei gewesen und ungewollt, mit einfachen Mitteln, scheinbar kunstlos, ganz ohne Rhetorik, freilich ausgestattet mit einem wundervollen Organ, große Wirkungen erzielt, als ob er seinen wissenschaftlichen Stil absichtlich vernachlässige — aus Widerspruch gegen eine Zeitströmung, die übermäßiges Gewicht auf Formwerte legt und Zeit verliert mit dem Bemühen, wissenschaftlichen Gebilden Kunstwerkcharakter zu verleihen. Weber sieht in dieser Stilästhetik eine Vermischung von Geistessphären, die unter verschiedenartigem Gesetz stehen, und haßt vor allem die sich leicht dabei einschleichende »Unschlichtheit« der Ausdrucksmittel, ebenso wie das Haschen nach der »persönlichen Note«. Er zitiert öfter aus Faust: »Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.« Die Diktion soll dem Gegenstand angemessen, aber nicht über ihren sachlichen Zweck aufgebauscht werden; die Person des Denkers darf sich im Bereich der Wissenschaft nicht absichtsvoll vordrängen, sondern soll zurücktreten hinter der Sache.

* * *

Das von Weber vorgefundene logisch-erkenntnistheoretische Zentralproblem war die große Auseinandersetzung zwischen den Natur-

und sog. Geisteswissenschaften, die unter der Führung von Dilthey, Windelband, Simmel und Heinrich Rickert die meisten zeitgenössischen Philosophen und Logiker beschäftigte und dessen Diskussion darüber hinaus sich in die Erfahrungswissenschaften fortsetzte. Durch die ungeheuren Erfolge der Naturwissenschaften war die Ueberzeugung entstanden, daß eine, wie von aller Metaphysik, so von allen individuellen Zufälligkeiten befreite »rationale« Erkenntnis der ganzen Wirklichkeit möglich sei. Eine Universalmethode könne und müsse ihren ganzen Umfang beherrschen, einzig den Resultaten dieser Methode stände der Anspruch auf Wahrheitsgeltung zu; was durch sie nicht erfaßbar sei, gehöre nicht in den Rahmen der Wissenschaft, sondern sei» Kunst«. Der »Naturalismus« als Methode und Weltanschauung beanspruchte Alleinherrschaft auf allen Gebieten des Lebens und Denkens. Die Abwehr der »Geisteswissenschaften« konzentrierte sich auf den Nachweis ihrer Eigenart und Selbständigkeit, die man zunächst auf die Verschiedenheit der Stoffgebiete gründete.

Im Bereich der Sozialwissenschaften entbrannte der Methodenstreit besonders heftig, denn ihre Gegenstände: menschliches Handeln, das in deutlich erkennbarer Weise von Naturvorgängen abhängig ist, scheint auf der Grenze des Naturhaften und Geistigen zu liegen und ebenso triftig dem Reich der »Natur« wie dem der »Freiheit« zugesprochen zu werden. So standen die »klassische« und die »historische« Schule der Nationalökonomie in unüberbrückbarer Schroffheit einander gegenüber. Anton Menger, der Führer der »klassischen« Schule, hatte die Einteilung der Erkenntnisgegenstände nach »Geist« und »Natur« als logisch unzulänglich beiseite geschoben und ersetzt durch die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, unter denen derselbe Wirklichkeitsstoff logisch bearbeitet werden kann. Aber eben deshalb rechnete er die Volkswirtschaftslehre zur Naturwissenschaft. Er stellte ihr das Ziel, die Gesetze des Wirtschaftslebens zu entdecken, und war von deren Gleichartigkeit mit den Naturgesetzen überzeugt. Ein System abstrakter Begriffe und Lehrsätze, aus denen sich die Wirklichkeit gedanklich ableiten läßt, scheint zugleich als das einzige Mittel praktischer und geistiger Beherrschung gesellschaftlicher Vorgänge.

Umgekehrt die jüngere, »historische« Schule, die sich unter Gustav Schmollers Führung von der klassischen abspaltete.

Sie sah den Zweck ökonomischer und sozialwissenschaftlicher Forschung — wie den der Geschichte — in der anschaulichen Wiedergabe der Eigenart konkreter Wirklichkeit. — Das Problem wurde noch dadurch kompliziert, daß bedeutende Meister der Nationalökonomie wie Roscher und Knies zwar Anhänger der historischen Schule waren, aber trotzdem glaubten, »Naturgesetze der Volkswirtschaft« auffinden zu können. So nimmt z. B. Roscher gesetzmäßige Abläufe des Geschehens bei den verschiedenen Völkern an, und indem er das »Volk« als ein einheitliches Gattungswesen erfaßt, wie die Biologie den Menschen, ordnet er den Verlauf der Geschichte in die verschiedenen Altersstufen und spricht von Jugend, Reife, Altern und Sterben der Völker. Was durch solche Formeln nicht erklärt wird, nämlich das Handeln konkreter Menschen und sein Einfluß wird der »Willensfreiheit« zugeschrieben, welche die Naturgesetzlichkeit unerklärbar durchbricht, oder aber dem geheimnisvollen Hintergrund göttlichen Waltens in der Geschichte.

Bei dieser Problemlage im eignen Fach setzt Webers logische Arbeit als Prozeß wissenschaftlicher Selbstbesinnung ein. Die dafür erforderlichen geistigen Werkzeuge liefert ihm die zeitgenössische Logik und Erkenntnistheorie, vor allem die Wissenschaftslehre von Heinrich Rickert, in der ihm besonders die Trennung von praktischer Wertung und theoretischer »Wertbeziehung« wichtig ist. Er erklärt in der Schrift über Roscher und Knies, die Anwendbarkeit von Rickerts Begriffsbildung auf die Nationalökonomie erproben zu wollen. Indessen treiben ihn seine eignen methodischen Gedanken bald über dieses Ziel hinaus. Er greift die logischen Probleme überall auf, um Klarheit über den wissenschaftlichen Prozeß zu gewinnen. So zieht er Schriften von Dilthey, Wundt, Simmel, Münsterberg, Gottl, v. Kries, Eduard Meyer, Stammler u. a. in den Bereich seiner Auseinandersetzungen. Aus Rickerts »kulturwissenschaftlicher« Logik übernahm Weber damals die später allerdings durch seine eigne soziologische Methode ergänzte Lehre, daß nicht allein die Verschiedenheit des Erkenntnisstoffes die Wissenschaften scheidet, sondern auch die Verschiedenheit des Interesses am Stoff, der Fragestellung, so daß die Naturwissenschaften »generalisierend« verfahren, weil sie sich für das den Erscheinungen Gemeinsame, Gleichartige interessieren und es mit einem Netz von Allgemeinbegriffen und Gesetzen überspannen, während umgekehrt das Interesse der

»individualisierenden« Geschichte und ihr verwandter Disziplinen auf die Eigenart konkreter Vorgänge und Gegenstände gerichtet ist, und zwar auf solche, die als Kulturvorgänge »mit Sinn und Bedeutung« behaftet sind. Diese, durch menschliches Handeln bestimmten Vorgänge sind Gegenstand der Geschichts- und besonders gearteter Gesetzeswissenschaften, die Rickert gegen die Naturwissenschaften abgrenzt und als Kulturwissenschaften bezeichnet.

Die Sozialwissenschaften gehören dazu; denn sie befassen sich mit bestimmten Seiten kulturbedeutsamen menschlichen Verhaltens, ihr Erkenntnisziel ist nicht — wie das naturwissenschaftliche — ein System von allgemeinen Begriffen und Gesetzen, sondern die Eigenart konkreter Erscheinungen und Zusammenhänge, wobei sie sich allerdings ebenfalls der Begriffe und Regeln des Geschehens als Erkenntnismittel bedienen. Und wenn auch an sich jeder Gegenstand sowohl der generalisierenden wie der individualisierenden Bearbeitung unterzogen werden kann, so eignen sich doch die Vorgänge der äußeren Natur mehr für die erstere, menschliches Verhalten mehr für die andere Betrachtungsweise. Außerdem ist uns menschliches Handeln durch eigenartige, bei Naturvorgängen nicht anwendbare geistige Prozesse zugänglich, nämlich durch nacherlebendes Verstehen, das eine Deutung der Sinnzusammenhänge ermöglicht.

Weber entwickelt für die Sozialwissenschaften eine Lehre vom Verstehen, deren Ansätze sich bei Dilthey und Simmel finden, die Münsterberg beschäftigte, und deren umfassende Verwertung für die Nationalökonomie und Geschichte Webers Fachkollege Gottl versucht hat. Er setzt sich zunächst kritisch mit Münsterberg und Gottl auseinander [1]) und trägt seine dadurch gewonnene eigne Lehre später in einer besonderen Abhandlung [2]) und in der methodologischen Einleitung seines Hauptwerkes [3]) vor. Nach Weber sind »verstehen« und »erklären« nicht Gegensätze, sondern einander ergänzende Erkenntnismittel. Ueber die logische Analyse, durch die er dies feststellt, hier Näheres zu sagen, würde zu weit führen. — Im Zusammenhang mit der Lehre vom Verstehen ergibt sich die Lehre vom »Sinn«, der Sinndeutung menschlichen Verhaltens. Als sinnvoll gilt uns, was durch das vom Gefühl der

[1]) Vgl. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre S. 71 f.

[2]) Dortselbst S. 403 f.

[3]) Dortselbst S. 524 f.

»Evidenz« begleitete Verstehen erfaßbar ist. Aber wohlgemerkt: der Sinn, nach dem die historischen Kulturwissenschaften fragen, liegt im Bereich der Erfahrung. Es ist der vom Handelnden subjektiv gemeinte Sinn. Nicht etwa ein objektiv »richtiger« oder ein metaphysisch ergründeter »wahrer« Sinn. Weber liegt viel daran, daß seine Lehre vom »subjektiv gemeinten Sinn« richtig verstanden und damit die »haarscharfe Linie« zwischen Glauben und Wissen, Beweisbarem und Nichtbeweisbarem klar erkannt wird. Denn das Hineintragen objektiver Sinndeutungen des Geschehens, wie es sich z. B. in Simmels geistvollen Analysen der Kulturerscheinungen hie und da findet, überschreitet den Rahmen der Erfahrungswissenschaften und verdunkelt die rein theoretische Wahrheitsgeltung ihrer Resultate. —

Wer derart scharf die Grenzen zieht zwischen Beweisbarem und Unbeweisbarem, wird sich aufs eindringlichste mit dem Wahrheitsgehalt der Kulturwissenschaften befassen. Denn sie sind ja in letzter Hinsicht an Unbeweisbarem, nämlich an Wertideen verankert, also empirisch gebunden an subjektive und wandelbare Voraussetzungen. An subjektive: denn die Anerkennung tatsächlich geltender Werte, die eine Erscheinung kulturbedeutsam machen, kann nicht durch logische Beweisführung erzwungen werden. An wandelbare: denn Wertideen wandeln sich langsam mit dem Charakter der Kultur, »solange nicht chinesische Erstarrung des Geisteslebens die Menschheit entwöhnt, immer neue Fragen an das immer gleich unerschöpfliche Leben zu stellen.« Weber lehrt: Der Wahrheitsgehalt von empirischen Wissenschaften, deren Ausgangspunkt außerwissenschaftlich ist, wird dadurch geschaffen, daß die zunächst »verstehend« oder »intuitiv« erfaßten Zusammenhänge den Regeln strengen Denkens, vor allem den Regeln »kausaler Zurechnung« unterworfen werden. Logisch zulängliche Erklärung des kausalen Bandes der Vorgänge ist unerläßlich: »Nur was kausal erklärt ist, ist wissenschaftlich bearbeitet.« Gestützt auf die scharfsinnigen Lehren des Physiologen v. Kries, analysiert er die komplizierten logischen Operationen, durch welche gültige historische Erkenntnis konkreter Vorgänge geschaffen wird, und kommt zu dem Ergebnis, daß sich die Naturwissenschaften und die historischen Kulturwissenschaften trotz ihrer verschiedenen Ausgangspunkte und verschiedenen Erkenntnisziele gleichartiger logischer Werkzeuge bedienen. Denn auch die Geschichtswissenschaften suchen nicht nur

konkrete Zusammenhänge zu ergründen, sondern außerdem auch Regeln des Verhältnisses von Ursache und Wirkung. Dazu tritt dann Eigenartiges auf jedem Gebiet: Die Naturwissenschaft wendet sich an unsere Fähigkeit, Vorgänge unter »Gesetze«, Erscheinungen als »Exemplare« unter Gattungsbegriffe zu ordnen — sie erklärt und begreift. Die Kulturwissenschaft begreift, erklärt und versteht. Sie »begreift« allerdings im Unterschied zur Naturwissenschaft nicht als Selbstzweck, sondern nur als Hilfsmittel: Sie sucht Regeln des Geschehens und bildet Allgemeinbegriffe, um damit das Konkrete besser zu verstehen und zu erklären.

Die Lehre von den kulturwissenschaftlichen Allgemeinbegriffen ist der eigenartigste Punkt in Webers Geschichtslogik. Das Klarstellen ihrer Besonderheit, vor allem auf sozialwissenschaftlichem Gebiet, beschäftigt ihn in fast allen logischen Schriften, und er konstituiert durch sie später seine Soziologie. Es kommt ihm darauf an zu zeigen, daß die theoretischen Gedankengebilde dieser Disziplinen nicht — wie die klassische Nationalökonomie glaubte — naturwissenschaftliche Gattungsbegriffe sind, sondern andre Aufgaben haben und durch eigenartige Bearbeitung der Wirklichkeit gewonnen werden. Weber nennt derartige, in jeder Geschichte verwendeten Allgemeinbegriffe »Idealtypen« — ein Ausdruck, den schon Georg Jellinek in seiner allgemeinen Staatslehre in demselben Sinn wie nach ihm Weber verwendet. Nämlich: bestimmte Vorgänge und Beziehungen des historischen Lebens werden zu einem in sich widerspruchslosen Kosmos gedachter Zusammenhänge vereinigt, »der so wie er gedacht wird, nirgends existiert, sondern eine Utopie ist.« Begriffe wie ökonomischer Tausch, homo oeconomicus, Handwerk, Kapitalismus, Kirche, Sekte, Christentum, mittelalterliche Stadtwirtschaft u. dgl. m. sind Konstruktionen, in denen bestimmte Elemente der Wirklichkeit »gedanklich gesteigert« werden, um dadurch konkrete Erscheinungen und Vorgänge, in denen Elemente des zusammengedachten wirksam sind, zu erkennen und zu veranschaulichen. »Der Idealtypus ist keine Darstellung des Wirklichen, aber er will der Darstellung anschauliche Ausdrucksmittel geben.« »Er ist keine Hypothese, aber er will der Hypothesenbildung die Richtung weisen, er ist nicht die historische Wirklichkeit, auch kein Schema, in das sie eingeordnet werden soll, sondern ein Grenzbegriff, an dem die Wirklichkeit zur Verdeutlichung bestimmter bedeutsamer Bestandteile

ihres Gehalts gemessen, mit denen sie verglichen wird.«

Idealtypen sind also im Unterschied von Gattungsbegriffen, Erkenntnis mittel, nicht Erkenntnisziele, und weil »der ewig fortschreitende Fluß der Kultur« den ewig jugendlichen historischen Disziplinen stets neue Problemstellungen zuführt, so müssen immer wieder neue Idealtypen gebildet und die vorhandenen immer aufs neue korrigiert werden. Die historische Erkenntnis bleibt notwendig in stetem Fluß. Deshalb ist ihre endgültige Gliederung in ein geschlossenes System von Begriffen, aus denen die Wirklichkeit abgeleitet werden soll, sinnlos.

Ein neues schwieriges Problem der Geschichtslogik sieht Weber darin, daß nicht nur bestimmte Seiten der Erscheinungen, sondern auch die in einer Epoche zerstreut wirkenden Ideen zu idealtypischen Begriffen zusammengeschlossen werden. Z. B. Begriffe wie Christentum, Liberalismus, Sozialismus, Demokratie, Imperialismus, mit denen die Historie arbeitet, sind Idealtypen, so gut wie etwa die Verbindung der Grundelemente einer Wirtschaftsepoche. Aber ihre Anwendung ist dadurch erschwert, daß häufig nicht nur ein Seiendes in sie hineingedacht wird, sondern auch ein Gesolltes, nämlich das, was an ihnen vom Standpunkt des Darstellers aus dauernd wertvoll ist. Sobald aber dies außerwissenschaftliche Element bei der Anwendung eines Begriffs mitschwingt, verliert er an Erkenntniswert, denn dann vermischen sich unbemerkt theoretische »Wertbeziehung« und praktische »Wertbeurteilung«. Dann werden die Idealtypen aus logischen Hilfsmitteln zu Idealen, an denen die außerwissenschaftliche Bedeutung konkreter Erscheinungen gemessen wird. Es entsteht dann ein logisch unsauberes Ineinanderschieben von Subjektiven und Objektiven, von Glauben und Wissen, was den Erkenntniswert historischer Darstellung trübt.

* * *

Damit stehen wir in einem Problemkreis, der Weber anhaltend beschäftigt: dem Verhältnis von Beweisbarem und Unbeweisbarem in der Wissenschaft, von Erkennen und Werten, praktischem Werturteil und theoretischer Wertbeziehung. Anders ausgedrückt: Es handelt sich um die Frage nach Wesen und Grenzen der beweisbaren Wissenschaft. Kann sie uns lehren, nicht nur wie wir denken, sondern auch wie wir handeln sollen? Und vermag sie den Sinn des Daseins in objektiv gültiger zwingender

Weise festzustellen? Dies Problem ist überall in die methodologischen Untersuchungen versponnen, ferner eingehend erörtert in einer zunächst 1913 für den Verein für Sozialpolitik verfaßten, später erweiterten und im Logos veröffentlichten Abhandlung über »den Sinn der ‚Wertfreiheit' der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften«[1]), und schließlich noch einmal ins Allgemeine erhoben in dem für Studierende gehaltenen Vortrag »Wissenschaft als Beruf«[2]). Webers Stellung zu jenen Fragen sei deshalb hier im Zusammenhang mitgeteilt, denn sie ist nicht nur sachlich, sondern im hohen Maße biographisch bedeutsam, ja sie führt dicht zum Mittelpunkt seiner geistigen Persönlichkeit. Der Wahrheit um jeden Preis suchende Denker und der gewissenhafte Lehrer sind gleichermaßen daran beteiligt, und darüber hinaus auch der höchst besonnene Politiker, der sich bewußt ist, durch außerordentliche Beredsamkeit und demagogische Begabung Menschen in seinen Bannkreis zwingen zu können. Wir erfassen in ihr ferner die ins Ueberpersönliche erhobene Auseinandersetzung zwischen seinen zwei gleich starken Wesensrichtungen: der aktiven und der kontemplativen, zwischen einem auf vorurteilsfreie, universale, denkende Weltbeherrschung gerichteten Intellekt und einer ebenso starken Fähigkeit Ueberzeugungen zu bilden und sich rücksichtslos für sie einzusetzen. Die logischen Untersuchungen hatten ergeben, daß die Kulturwissenschaften auf unbeweisbaren Voraussetzungen beruhen, aber trotzdem gültige Erkenntnis liefern. Nun aber fragt sich, wie eine in ihrer Richtung durch Wertbeziehungen bestimmte Forschung sich zu einem andren, außerwissenschaftlichen Element: dem »praktischen« Werturteil, verhält[3])?

Ein Werturteil entsteht, wenn ich aus »einem höchst individuell gearteten Fühlen oder Wollen oder dem Bewußtsein eines bestimmten Sollens bejahend oder verneinend Stellung nehme«. In andrer Formulierung: Das »praktische« Werturteil ist ein Urteil über eine durch unser Handeln beeinflußbare Erscheinung als billigenswert oder verwerflich, erwünscht oder unerwünscht, gut oder böse. Während also bei der theoretischen Wertbeziehung von Vorgängen und Erscheinungen als »bedeutsam« und deshalb »wissenswert« der Forscher sich betrachtend, erkennend,

[1]) Vgl. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre Tübingen 1922, S. 451 f.

[2]) Dortselbst S. 524 f.

[3]) Webers Theorie bezieht sich nur auf ethisch-politische, nicht auf ästhetische Werturteile.

in Distanz vom Gegenstand hält, so daß er imstande ist, seinen Standpunkt ihm gegenüber zu wechseln, drängt sich im praktischen Wert u r t e i l die aktive, wollende, am Eigeninteresse oder an Idealen orientierte Wesensseite vor, durchbricht das kontemplative Verhältnis zur Wirklichkeit, verengert den Gesichtskreis, trübt unter Umständen den Spiegel des Bewußtseins durch Affekte und vermindert derart den Wahrheitsgehalt des Denkens. So waren ältere Historiker mit der Haltung des Weltenrichters an ihre Gegenstände herangetreten, hatten die Darstellung des Geschehens mit persönlichen Kommentaren begleitet, und bald hatte sich gezeigt, daß ihre Maßstäbe zeitbedingt und von kurzer Geltung waren.

Besonders für die Sozialwissenschaften besteht die Gefahr, daß ein an den gewohnten Zuständen interessiertes Wollen den Forscherblick trübt. Denn der Staat als Herrschaftsorganisation bestimmter Menschengruppen erwartet von ihnen Richtlinien für sein wirtschaftliches und politisches Verhalten und Unterstützung seiner Maßnahmen. Und da die Forscher selbst zur herrschenden Schicht gehören, ja zum großen Teil Staatspfründner sind, haftet naturgemäß ihr Interesse an einer sie privilegierenden Ordnung. Es ist klar, daß für sie ein unbewußtes Ineinanderweben von Tatsachen-Erkenntnis und Werturteilen, die durch bestimmte praktische Interessiertheit eingegeben sind, besonders nahe liegt. Weber beobachtet, wie oft im Bereich seines Faches der Gelehrte, ohne es selbst zu bemerken, nicht nur als Diener der Wahrheit, sondern als Diener des Bestehenden spricht, also »zwischen den Zeilen« eine durch die Interessen der eignen Schicht gefärbte Politik vertritt, so daß Karl Marx' Schlagwort von der »bürgerlichen Wissenschaft« in dieser Hinsicht nicht zu Unrecht geprägt worden ist.

Ist denn aber das Auseinanderhalten jener beiden geistigen Funktionen: theoretische Wertbeziehung und praktisches Werturteil, Erkennen und Wollen überhaupt möglich? Das wird immer aufs neue von vielen bestritten, und auch Weber weiß, daß er damit ein Forscher i d e a l aufstellt, dessen voller Verwirklichung die Einheit der Persönlichkeit widerstrebt, daß sich auch im Akt des Erkennens der kontemplative Mensch schwer vom handelnden trennt. Aber der Forscher soll jenes Ideal anerkennen und sich ihm annähern, s o w e i t w i e i r g e n d m ö g l i c h. Denn wie der Mystiker, der Gott »haben« will, zuvor jede Willensregung still stellt, so muß der Denker, wenn Wahrheit aus ihm reden soll,

sich zunächst vom praktischen Selbstinteresse am Verlauf des Geschehens entleeren. Sofern ihm dies nicht gelingt, mache er sich und andern deutlich, »wo der denkende Forscher aufhört und der wollende Mensch anfängt zu reden, wo die Argumente sich an den Verstand, und wo sie sich an das Gefühl wenden«. Also vor allem darauf kommt es an, daß im Rahmen wissenschaftlicher Arbeit eine uneingestandene Vermischung sachlich und persönlich begründeter Urteile vermieden werde, die den Anschein erweckt, als böte der Denker objektive Wahrheit, während er Ueberzeugungen suggeriert. Keineswegs aber soll er das Eintreten für die eignen Ideale vermeiden. Im Gegenteil: »Gesinnungslosigkeit und wissenschaftliche Objektivität haben keinerlei innere Verwandtschaft.« Zumal der sozialwissenschaftliche Gelehrte, dessen Erkenntnisse in besonderem Maße für die Lebensgestaltung verwertbar sind, und der deshalb mitverantwortlich ist für den Kurs der Politik, hat die doppelte Aufgabe: Förderung der Wahrheit um ihrer selbst willen und »Orientierung seines Handelns an klaren, bewußt gewählten Ueberzeugungen«.

Diese Postulate richten sich so gut an den Forscher wie an den akademischen Lehrer, und insbesondere für den Lehrer der Sozialwissenschaften zieht Weber daraus noch konkretere Folgen. Schon der junge Student hatte — wie früher gezeigt — als unstatthaft empfunden, wenn der mit wissenschaftlicher Autorität und Amtswürde umkleidete Professor von der Höhe des Katheders seinen Hörern Ueberzeugungen und Gesinnungen aufdrängt, deren sie sich nicht erwehren, mit denen sie sich nicht auseinandersetzen können. Vor allem die Benützung dieses Amtes zu politischer Gesinnungsbildung im Hörsaal gilt Weber als durchaus verwerflich. Mit innerem Protest hatte er zu Treitschkes Füßen die Wirkungen demagogischer Beeinflussung auf jugendliche Seelen beobachtet. Schlimmer noch erscheint ihm jetzt freilich die versteckte Suggestion. Er urteilt deshalb: »Von denjenigen Gelehrten, welche sich die praktischen Wertungen bei empirischen Erörterungen nicht versagen zu sollen glauben, waren gerade die leidenschaftlichsten — wie etwa Treitschke, in seiner Art auch Mommsen — am ehesten zu ertragen. Denn gerade durch die Stärke der Affektbetontheit wird der Hörer wenigstens in die Lage versetzt, seinerseits die Subjektivität der Wertung des Lehrers in ihrem Einfluß auf eine etwaige Trübung seiner Feststellungen abzuschätzen, und also für sich

das zu tun, was dem Temperament des Lehrers versagt blieb.« — Vermischung wissenschaftlicher Darstellung mit persönlichen Werturteilen gilt Weber noch aus andern Gründen als bedenklich: Sie gewöhnt den Schüler an Sensationen und verdirbt ihm den Geschmack am Sachlichen. Und das einzige pädagogische Ideal, was sich der akademische Lehrer innerhalb des Hörsaals mit Fug und Recht stellen kann, ist die Erziehung seiner Schüler zu intellektueller Rechtschaffenheit und schlichter Sachlichkeit. Was nicht zur Sache gehört, hat fortzubleiben, »am meisten aber Liebe und Haß«. Der Student lerne im Hörsaal von seinem Lehrer, sich mit der schlichten Erfüllung einer gegebenen Aufgabe zu bescheiden. Der Lehrer verschwinde deshalb hinter der Sache und unterdrücke das Bedürfnis, »seine persönlichen Geschmacks- und sonstigen Empfindungen ungebeten zur Schau zu stellen«.

Daß jeder »Persönlichkeit« sein und bekunden möchte, gilt Weber als eine Zeitkrankheit, ein Sich-wichtig-nehmen, das vor allem bei der Jugend nicht gefördert werden darf: »Die heranwachsende Generation hat sich wieder an den Gedanken zu gewöhnen, daß eine Persönlichkeit zu sein man nicht absichtsvoll wollen kann, und daß es nur einen einzigen Weg gibt, um es (vielleicht) zu werden: die rückhaltlose Hingabe an eine »Sache«, möge diese und die von ihr ausgehende »Forderung des Tages« nun aussehen wie sie wolle.« — Weber selbst handelt demgemäß. Sobald er im Namen der Wissenschaft spricht, bändigt er ein Temperament, das ihn in der Sphäre des Wollens jeden Augenblick zum Wählen und Verwerfen, zum Fordern und Urteilen, zu Liebe und Hass zwingt. Im Amt stellt er seine Person völlig hinter die Sache. Was dennoch davon in Ton und Geberde durchschimmert, hat die Anziehungskraft des Geheimnisses; ja vielleicht wirkte gerade die machtvolle Verhaltenheit seiner Ueberzeugungen und die Verhüllung seiner Gesamtpersönlichkeit am stärksten. —

Mit der Ansicht, daß absichtsvolle Prägung junger Menschen durch politische, ethische oder sonstige »praktische« Kulturideale nicht Aufgabe der Universitäten sei, trat Max Weber einer verbreiteten Zeitströmung entgegen, die aus einer besonderen inneren »Not« der heranreifenden Generation entsprang. Von der einen Seite hatte der Sozialismus durch politische Propaganda, vor allem durch Karl Marx' imposante, die Köpfe revo-

lutionierende Geschichtsdeutung das behagliche Gehäuse des bürgerlichen Daseins ins Schwanken gebracht. Er fordert eine neue Gesellschaftsordnung und unterwühlt die bestehende, indem er die Massen geistig von der Herrschaft der christlichen Kirche emanzipiert. Vom Gegenpol her wirkt Friedrich Nietzsche in auflösender Richtung, indem er im Namen antik-aristokratischer Lebensideale die noch von christlichen Vorstellungskreisen unterbauten Gesetzestafeln der bürgerlichen Gesellschaft zerbricht. Alle überlieferten Wertungen, Ideale, Begriffe, Denkformen, in deren scheinbar unantastbaren Besitz man sich seit Jahrhunderten so sicher orientiert fühlte, werden in Frage gestellt als unverbindliche Vorurteile von Herdenmenschen, die damit letztlich ihre eigne Durchschnittlichkeit bejahen. Und während Marx die Revolutionierung im Namen demokratischer Ideale erstrebt, so fordert umgekehrt Nietzsche die Herrschaft der Wenigen und die Züchtung eines kraftvoll adligen Menschentypus, der zufolge seiner Selbstbejahung volle Genüge am Diesseitsleben finden würde. — So entgegengesetzt die Richtungen sind, in welche die Leitideen jener beiden großen modernen Denker hineinweisen — in Einem stimmen sie doch überein: in dem Bestreben, die aus dem vielfältigen und widerspruchsvollen Gemisch »christlicher Kultur« stammenden Wertungen aufzulösen. Woran soll sich nun der moderne Mensch, vor allem die Jugend halten?

Auch die, in manchem auf Nietzsches Gedankenkreis zurückweisende, neue Verkündung des großen Dichters Stefan George verneint alle Herrschaftsmächte des Maschinenzeitalters, Rationalismus, Kapitalismus, Demokratie, Sozialismus. Sie richtet sich an die Wenigen von seelischem Adel und geht auf die F o r m des Seins, auf die edle Gesamthaltung zum Leben, ohne doch dem Handeln Normen und neue greifbare inhaltliche Ziele zu setzen. Ihre Menschen-prägende Wirkung vollzieht sich in kleinen intellektuellen und künstlerischen Zirkeln. — Weit ausgreifende, gemeinschaftsbildende Ideale, einen neuen Glauben für b r e i t e Schichten besitzt nur der Sozialismus. Wer die alten Götter verlassen hat, ohne sich ihm oder dem Aristokratismus des Künstlertums zuzuwenden, fühlt sich in »einer Freiheit leerem Raum«. Alle seit Jahrhunderten über dem Leben des Einzelnen waltenden Gemeinschaftsideen: die christliche Religion, die aus ihr abgeleitete bürgerliche Ethik, die idealistische Philosophie,

der ethisch erfüllte Berufsgedanke, Wissenschaft, Staat, Nation, Familie, alle Mächte, die den Einzelnen noch bis zur Jahrhundertwende banden und hielten, werden bezweifelt in ihrem Werte — ein Zustand, dem naturgemäß ein großer Teil der um die Form ihres Wesens ringenden Jugend nicht gewachsen ist. Sie fühlt sich verlassen von Gott und erkennt kein Gesetz, dem sie gehorchen möchte. Und wo nicht das Erbgut der Väterweisheit und sicherer Instinkte standhält, sind junge Seelen erschüttert von der ungeheuren Unsicherheit aller das Handeln orientierenden Maßstäbe. In dieser Lage entsteht die Meinung, daß die Universitäten als Mittelpunkte der Geistigkeit und Lehranstalten zugleich, sich nicht begnügen dürfen, der jungen Generation Erkenntnisse zu übermitteln und ihre geistigen Werkzeuge zu schulen, sondern außerdem sei ihre Aufgabe: Prägung der Gesamtpersönlichkeit, Uebermittlung von Ueberzeugung und Gesinnung, praktisch wertende Stellungnahme zu allen großen Lebensproblemen, Wiederaufbau eines einheitlichen Weltbildes, weltanschauliche Verkündung. Und zwar sollten nicht nur Theologie und Philosophie diese Aufgabe übernehmen, auch die übrigen kulturwissenschaftlichen Disziplinen schienen dafür reiche Gelegenheit zu bieten; zu p o l i t i s c h e r Willensbildung vor allem die Sozialwissenschaften und die Historie. Auf dem Hintergrund eines wertenden Bewußtseins und einer Weltanschauung — welcher? stand freilich dahin — würde auch das zerstückelte Fachwissen sich wiederum einheitlich zusammenschließen. Deshalb soll der Studierende — so war die Meinung — im Dozenten nicht nur den Lehrer, sondern auch den F ü h r e r finden, der seinem Wollen die Ziele, seiner persönlichen Entwicklung die Richtung weist.

Weber, der schon als junger Dozent ohne sein Wollen und Wissen von seinen Schülern als »Führer« verehrt wurde, bekämpft jene Tendenzen mit Schärfe, sobald sie auftauchen. Denn: die Eigenschaften, die jemanden zum ausgezeichneten Gelehrten und Lehrer machen, befähigen ihn nicht auch zum Führer auf dem Gebiet praktischer Lebensorientierung, im besonderen der Politik. Ob er es ist oder nicht, dafür bietet die Situation auf dem Katheder schlechterdings keine B e w ä h r u n g. »Der Professor, der sich zum Berater der Jugend berufen fühlt und ihr Vertrauen genießt, möge im persönlichen Verkehr von Mensch zu Mensch mit ihr seinen Mann stehen. Und fühlt er sich zum Ein-

greifen in die Kämpfe der Weltanschauungen und Parteimeinungen berufen, so möge er das draußen auf dem Markt des Lebens tun: in der Presse, in Versammlungen, in Vereinen, wo immer er will. Aber es ist doch allzu bequem, seinen Bekennermut da zu zeigen, wo die Anwesenden und vielleicht Andersdenkenden zum Schweigen verurteilt sind.«

Ebenso unerwünscht wie die absichtsvolle politische Prägung gilt Weber das Suggerieren von Weltanschauungen innerhalb der Hörsäle. Vielleicht ist sie statthaft in einem Zeitalter gemeinsamen Glaubens. Aber das Wesen unsrer Epoche besteht gerade darin, daß ihr der Zusammenhalt durch den Hintergrund einer einheitlichen Orientierung fehlt. Das Aufdrängen subjektiver Weisheiten würde die allgemeine innere Unsicherheit der Jugend nur vergrößern. »Von allen Arten der Prophetie ist die in diesem Sinn persönlich gefärbte Professorenprophetie die einzige ganz und gar unerträgliche.«

All dies gilt in erster Linie für den Fachgelehrten im Bereich der Erfahrungswissenschaften [1]). Werte und Wertungen sind für ihn nicht Gegenstand der Verkündung, aber natürlich Gegenstand der Erkenntnis und Lehre. Er vermag sowohl den Erkennenden wie den Täter bis dicht an den Wert heranzuführen und ihm die Folgen einer Wahl zu zeigen. Aber da ist die Schranke: Die Beurteilung des Werts der Werte, oder gar die Wahl selbst zwischen den verschiedenen Werten zu Leitsternen der Lebensgestaltung, also die Entscheidung darüber, welche Werte man verwirklichen soll, bleibt dem Einzelnen selbst überlassen. »Wissenschaftliche Argumentation zwingt niemand zur Entscheidung in der Wertsphäre.« Sie wird mit anderen Mitteln vollzogen als mit denen des Verstandes, und sie soll niemand abgenommen werden. — Derart umgrenzt Weber die Aufgabe der empirischen Wissenschaften gegenüber den »dogmatischen«. Wie aber faßt er die Aufgabe der Philosophie? Ist sie zur »Verkündung« vom Katheder herab berechtigt? Weber enthält sich des Urteils über diese Frage: »Davon verstehe ich nichts.« — Im Grunde unterscheidet er wohl eine wissenschaftliche von einer außerwissenschaftlichen Philosophie. Logik, Erkenntnistheorie und eine Wertlehre, die den Sinn der verschiedenen Wertungen ermittelt, steht diesseits der Grenze. Metaphysische Spekulation als Versuch, den überempirischen Sinn des Daseins zu deuten und ein einheitliches gegenständliches Welt-

[1]) Nicht in demselben Sinne für den Theologen, Aesthetiker, Ethiker, Juristen,

bild zu bieten jenseits. Auch den Wert der tatsächlich anerkannten Werte, ihre überzeitliche objektive Geltung, können wir nicht wissen, sondern nur glauben. Wer etwa den Wert wissenschaftlicher Wahrheit, oder den Wert der Kunst, oder etwa den des Nationalgefühls, oder den der Religion bestreitet, kann durch kein logisches Mittel eines andern belehrt werden. Und allgemeinverbindliche Anweisungen für praktisches Handeln sind erst recht nicht möglich. Schon deshalb nicht, weil eine Identifikation von Kulturwerten mit ethischen Imperativen unmöglich ist. Spekulative Philosophie ist zwar der Methode nach Wissenschaft, aber sie hat keinen der Wissenschaft erfaßbaren Gegenstand.

Hier stehen wir an einem Punkte, der Webers ethische Weltanschauung, wie durch einen schmalen Spalt, erkennen läßt: Er sieht die möglichen Ideale zu zwei Gegenpolen von ungeheurer Spannung auseinandertreten. Einmal können Kulturwerte aufgegeben sein, auch wenn sie mit jeglicher Ethik in unaustragbarem Konflikt treten. Und umgekehrt ist eine Ethik — wie die Tolstois — ohne inneren Widerspruch möglich, die alle Kulturwerte ablehnt. Es gibt Wertsphären, deren Werte zweifellos nur realisieren kann, wer ethisch »Schuld« auf sich nimmt. Dahin gehört vor allem die Sphäre politischen Handelns. (An andrer Stelle wird davon noch die Rede sein) [1]). Aber nicht sie allein. Jedoch auch in ihrem eignen Bereich steht die normative Ethik vor Fragen, die sie nicht aus sich selbst heraus entscheiden kann, wo die Entscheidung nur möglich wird durch Orientierung an eben jenen außerethischen Werten. So kann sie z. B. nicht die Frage austragen, ob der Eigenwert ethischen Handelns — »der reine Wille« oder die Gesinnung allein zu seiner Rechtfertigung genügen soll, oder ob die Verantwortung für die vorauszusehenden Folgen des Handelns mit in Betracht gezogen werden müssen. Und welcher Mensch wird sich vermessen, die Ethik der Bergpredigt, etwa den Satz: Widerstehe nicht dem Uebel, oder das Gebot vom Hinhalten der einen und der andern Backe »wissenschaftlich« widerlegen zu wollen? Und doch ist klar, es enthält, innerweltlich angesehen, ein Gebot der Würdelosigkeit: Man hat zu wählen zwischen der religiösen Würde, die diese Ethik bringt, und der Mannes würde, die etwas ganz andres predigt: ‚Widerstehe dem Uebel — sonst bist du für seine Ueber-

[1]) Im 20. Kapitel.

gewalt mitverantwortlich'. Je nach den letzten Stellungnahmen ist für den Einzelnen das eine der Teufel und das andre der Gott, und der Einzelne hat sich zu entscheiden, welches für ihn der Gott und welches der Teufel ist. »Es handelt sich nämlich zwischen den Werten letztlich und überall und immer wieder nicht um Alternativen, sondern um unüberbrückbaren tödlichen Kampf, so wie zwischen ‚Gott' und ‚Teufel'.« Woran Weber dabei vor allem denkt, erhellt die »Zwischenbetrachtung«, ein in die religionssoziologischen Schriften eingefügter Abschnitt[1]). Hier wird an der Hand zusammenfassender historischer Ueberschau gezeigt, wie die durch rationales Denken sublimierten, religiösen Weltdeutungen, die bisher sämtlich »Erlösungsreligionen« sind, unausweichlich in zunehmende Spannung treten müssen und tatsächlich getreten sind zu allen sich selbständig entfaltenden innerweltlichen Wertsphären, sofern die sich, einerseits aus der religiösen und andrerseits aus der weltlichen Orientierung ergebenden, verschiedenartigen Ideale und Lebenslehren konsequent zu Ende gedacht und bewußt zur Richtschnur des Lebens gewählt werden. — Beides geschieht freilich nicht oft. Denn die meisten Menschen sind unfähig, auch nur die Einsicht in jenen Sachverhalt zu ertragen, und sie bringen es fertig, dem seinem Sinn nach Widerspruchsvollsten gleichzeitig nachzuleben. Das Verflachende des Alltags besteht gerade darin, daß der in ihm dahinlebende Mensch sich dieser Vermischung todfeindlicher Werte nicht bewußt wird und vor allem nicht bewußt werden will, daß er sich vielmehr der Wahl zwischen »Gott« und »Teufel« und der eignen letzten Entscheidung darüber: welcher der kollidierenden Werte von dem einen und welcher von dem andern regiert werde, entzieht. Mag diese jederzeit zu Kompromissen und Relativierungen bereite Haltung des handelnden Menschen unvermeidlich sein — das den eignen Gebilden bis auf den Grund sehende Denken muß auch die Hüllen durchdringen, mit denen der handelnde Mensch sich vor schwer erträglichen Einsichten schützt.

So rückt Weber unbarmherzig ins Helle, was z. B. die meisten modernen Christen nicht sehen wollen. Das zentrale ethische Postulat jeder Erlösungsreligiosität ist die Brüderlichkeit als die Kraft selbstloser Aufopferungsgemeinschaft und menschlicher Solidarität schlechthin. Sie tritt in zunehmende Spannung zu allen Arten zweckrationalen Handelns, das auf die sich immer reicher

[1]) Ges. Aufsätze z. Religionssoziologie, S. 536 f.

ausbreitenden Kulturgüter gerichtet ist. Und darüber hinaus erst recht zu den irrationalen Lebensmächten: zur Wirtschaft, zu den politischen Ordnungen, zur Kunst, zur Erotik — denn sie alle führen unvermeidlich zu brüderlichkeitsfremdem Verhalten, zu geheimer Lieblosigkeit, zu menschlichen Beziehungen, die auf keine Weise ethisch zu regulieren sind, zur Verleugnung der Gottesknechtschaft. Aber die grundsätzlichste und bewußteste Spannung besteht zwischen den Erlösungsreligionen und dem Reich denkenden Erkennens, obwohl die Religion selbst immer neue Verbindungen mit dem Intellektualismus eingeht. Denn die fortschreitende empirische Erkenntnis widerspricht dem entscheidenden religiösen Anspruch, daß die Welt von Gott geschaffen und deshalb ein ethisch sinnvoll geordneter Kosmos sei. Sie hat die Entzauberung der Welt durch ihre Verwandlung in einen kausalen Mechanismus endgültig vollzogen. — So stehen die letzten Formungen des Weltbildes, durch die Religion einerseits und die empirische Wissenschaft andrerseits, auf Gegenpolen. Die Religion beansprucht nicht ein letztes intellektuelles Wissen über das Seiende oder normativ Geltende, sondern eine letzte Stellungnahme zur Welt, kraft Erfassen ihres Sinns, was sich nicht durch den Verstand vollzieht, sondern durch Erleuchtung. Dagegen wird die Wissenschaft in allen Unternehmungen der Philosophie (und der Theologie) jenen letzten Sinn und die ihn erfassende Stellungnahme demonstrabel — — — — zu machen, nichts sehen als das Bestreben des Intellekts, seiner Eigengesetzlichkeit zu entrinnen.« — Und schließlich tritt die Erlösungsreligiosität nicht nur zu den einzelnen Wertsphären innerweltlicher Kultur in Spannung, sondern sie lehnt die Welt als Ganzes ab. Sie lehnt eine Welt ab, die den sittlichen Anspruch auf gerechten Ausgleich unerfüllt läßt, und in der die Menschen nicht nur zu ungerechtem Leiden und sinnlosem Sterben verurteilt, sondern offenbar auch zum Sündigen geschaffen sind. Die ethische Entwertung der Welt steigert sich aufs äußerste durch die Einsicht, daß alle höchsten Kulturgüter spezifisch schuldbelastet sind, da sie sämtlich mit der Brüderlichkeitsforderung unvereinbare Daseinsformen voraussetzen. Schwere religiöse Schuld erscheint als unlöslicher Bestandteil aller Kultur, alles Handelns in einer Kulturwelt, alles geformten Lebens überhaupt. —

Diese Darlegungen wollen keine Philosophie bieten, wie Weber ausdrücklich erklärt, sondern verhüllte Tatsachen entschleiern

und konsequent zu Ende gedachte Sinnzusammenhänge aufdecken: »Die gedanklich konstruierten Typen von Konflikten der Lebensordnungen besagen lediglich: An diesen Stellen sind diese Konflikte innerlich möglich und ‚adäquat' — nicht aber etwa: es gibt keinerlei Standpunkt, von dem sie als ‚aufgehoben' gelten könnten.« Das kann heißen: Vom Standpunkt empirischer Erkenntnis aus ergibt sich zwar die zunehmende Kollision der Wertsphären, die ein einheitliches Weltbild ausschließt. Aber nichts hindert die Spekulation und den Glauben, die Vielspältigkeit durch andre — freilich unbeweisbare — Deutungen zu überwölben. — Wie Weber selbst zu derartigen Möglichkeiten steht, erhellt vielleicht folgende Briefstelle vom 19. 2. 09: »Ich bin zwar religiös absolut unmusikalisch und habe weder Bedürfnis noch Fähigkeit, irgendwelche seelischen Bauwerke religiösen Charakters in mir zu errichten. Aber ich bin nach genauer Selbstprüfung weder antireligiös noch irreligiös.«

Für Weber bleibt es dabei, daß die nüchterne empirische Betrachtung jener Sachverhalte zur Anerkennung der »Vielgötterei« als der einzigen ihr gemäßen Metaphysik führt: »Es ist wie in der alten noch nicht von ihren Göttern und Dämonen entzauberten Welt, nur in andrem Sinn. Wie der Hellene einmal der Aphrodite opferte und dann dem Apollon und vor allem jeder den Göttern seiner Stadt, so ist es entzaubert und entkleidet der mythischen, aber innerlich wahren Plastik jenes Verhaltens noch heute. Und über diesen Göttern und ihrem Kampf waltet das Schicksal, aber ganz gewiß keine Wissenschaft.«

* * *

Die Deutung dieses Standpunkts als »Relativismus« weist Weber zurück als »gröblichstes Mißverständnis«. Denn so selbstverständlich ihm ist, daß die Unbedingtheit konkreter Ideale nicht beweisbar ist, ebenso selbstverständlich glaubt er daran und verlangt von sich selbst ihre Verwirklichung. Ueber das Was des Sollens können verschiedene Meinungen zu gleichem Recht bestehen, aber daß allein die Wahl und Anerkennung von Idealen, Aufgaben, Pflichten, Sinn und Würde menschlichen Daseins schafft, ist ihm unbezweifelbare innere Gewißheit. Es ist unser Schicksal, zu wissen, daß wir den Sinn des Weltgeschehens nicht aus dem noch so sehr vervollkommneten Ergebnis seiner Erforschung ablesen können, sondern imstande sein müssen, ihn selbst

zu schaffen. Mag auch das Licht der Ratio immer weiter vordringen, das Reich des Erkennbaren bleibt dennoch umfangen von unergründlichem Geheimnis. Deshalb können »Weltanschauungen« niemals das Produkt fortschreitender Erfahrung sein, deshalb können sich die höchsten Ideale, die uns am mächtigsten bewegen, für alle Zeiten nur im Kampf mit andern Idealen auswirken, die andern ebenso heilig sind wie uns die unsrigen. »Wer dieser Einsicht nicht gewachsen ist, der frage nicht die Wissenschaft, die, wenn sie sich selbst treu bleibt, keine Antwort gibt. Sondern er frage einen Propheten oder einen Heiland und glaube und folge ihm. Und er wisse, daß ihm dann das Opfer des Intellekts (‚Credo non quod sed quia absurdum') — dies entscheidende Merkmal jedes positiv religiösen Menschen — nicht erspart bleibt.«

II.

Wie schon gesagt: die Beschäftigung mit kulturlogischer Problematik entfaltete sich nur als Nebenzweig von Webers neuer Produktion. Er begann im Jahre 1903, vermutlich in der zweiten Hälfte, gleich nach Abschluß des ersten Teils der Abhandlung über Roscher und Knies, seine bis dahin berühmteste Schrift über »Die protestantische Ethik und den ‚Geist' des Kapitalismus«. Der erste Teil wurde noch vor der amerikanischen Reise, im Frühsommer 1904 abgeschlossen, der zweite erschien ein Jahr später und zeigt den Niederschlag der neuen Eindrücke. Sie hatten Weber nicht zum wenigsten deshalb so stark bewegt, weil er drüben noch überall die lebendigen Spuren der Ursprünge des modernen kapitalistischen Geistes und diesen selbst in »idealtypischer« Reinheit beobachten konnte. Wahrscheinlich hatte er sich schon länger, jedenfalls seit beginnender Genesung, mit der Idee dieses Werkes getragen. Vorstudie dazu mag u. a. die intensive Versenkung in Geschichte und Verfassung der mittelalterlichen Klöster und Orden während des römischen Aufenthalts gewesen sein. Diese Arbeit ist die erste einer Reihe von weitausgreifenden universalhistorischen Untersuchungen, in denen polar entgegengesetzte Erscheinungen, nämlich religiöse Bewußtseinsinhalte und wirtschaftlicher Alltag zusammengebracht und darüber hinaus: das Verhältnis des Religiösen zu allen wichtigen Strukturformen des gesell-

schaftlichen Lebens durchforscht werden. Sämtliche Aufsätze erscheinen im Archiv für Sozialwissenschaften. Als Mitherausgeber fühlt sich Weber in erster Linie zu dessen ständiger Speisung verpflichtet. Auch eilt es ihm immer, da ist eine derart anspruchslose Publikation das bequemste. Keine dieser Schriften der zweiten Phase erscheint deshalb während seines Lebens in Buchform. So erstrahlt sein neues Licht zunächst nur im engen Bereich der Gelehrten. Allerdings gerade die erste religionssoziologische Abhandlung, die eine ganze Reihe von Kontroversen hervorrief, drang weit über den Kreis der Archivleser hinaus. Die Auflage der betreffenden Hefte war bald vergriffen, und da Weber sich trotzdem nicht damit aufhalten wollte, sie in Buchform herauszugeben, war sie länger als ein Jahrzehnt unzugänglich. Wir kommen darauf zurück. Erst ein Jahr vor seinem Tode entschloß er sich auf vieles Drängen, einen Teil seiner Ernte einzubringen. Es war ihm noch gerade vergönnt, die im ersten Band der religionssoziologischen Sammlung vereinten Abhandlungen zu überarbeiten. Das Erscheinen dieses Bandes erlebte er nicht mehr.

Allerdings bleibt jener Problemkreis nicht der einzige, der ihn beschäftigt. Webers wiedergewonnene Produktivität teilt sich dauernd in mehrere nebeneinander herlaufende Ströme, und zeitweilig läßt sie sich leicht durch die Bedürfnisse andrer und Anregungen von außen in Seitenkanäle drängen. Er interessiert sich ja für alles, sein Erkenntnisdrang kennt keine Grenzen. Von den logischen Schriften war schon die Rede. Aber damit nicht genug. Weber nimmt seine wissenschaftliche Vergangenheit mit. Die alten national- und im besonderen agrarpolitischen Interessen konnten jederzeit aufflammen. Im Herbst 1903, als er sich schon mit zwei andern Arbeiten trägt, erscheint der Entwurf eines Gesetzes, das die Vergrößerung und Neubildung von Fideikommissen erleichtern will. Zur Ideologie gehört: Erhaltung aristokratischer Ueberlieferung und Gesinnung durch Stützung des Grundadels. Das appelliert an den Kämpfer gegen konservative Romantik, hinter der sich materielle und politische Klasseninteressen verbergen. Weber holt sein in der Berliner und Freiburger Zeit erarbeitetes agrarstatistisches Material aus dem Schreibtisch und zerfetzt den Entwurf in einer Abhandlung, die sorgfältige wissenschaftliche Beweisführung mit schneidend scharfer Polemik verbindet. Die Feder wird wieder zum Speer. Er zeigt, daß das geplante Gesetz die Anhäufung von Boden und Kapital in wenigen

Händen befördern, die sozialen Gegensätze auf dem Lande verschärfen, unvermeidlich den freien deutschen Bauern vertreiben und den slawischen Fremdling ins Land ziehen würde. Und er enthüllt als die hinter der Ideologie steckenden wirklichen Motive: das Interesse der Dynastie und der herrschenden Schicht an Verbreiterung einer der Staatsautorität fügsamen Herren- und Höflingskaste. Sie befestigt die eigne Herrschaft, indem sie durch das Gesetz Eitelkeitsinteressen befriedigt, nämlich das Streben bürgerlicher Kapitalbesitzer nach »Nobilitierung« ihrer Gewinne und »seigneurialer« Daseinsform. Webers Darlegungen erregten heftigen Zorn, aber sie hatten Wirkung. Die Beratung des Entwurfs wurde verschoben, schließlich fallen gelassen. Das Gesetz trat nicht in Kraft.

Wiederum wird sein politisches Interesse heftig erregt, als im Jahre 1905 die erste russische Revolution ausbricht. Er bemächtigt sich schleunigst der russischen Sprache, verfolgt gespannt die Tagesereignisse in mehreren russischen Zeitungen und tritt in regen mündlichen Austausch mit dem damals nach Heidelberg geflüchteten russischen Staatsrechtslehrer Th. Kistiakowski, einem der geistigen Führer der »Kadetten«, welche die Revolution mit vorbereitet hatten. Die Mitteilung eines konstitutionell-demokratischen Verfassungsentwurfs des »Befreiungsbundes« regt ihn zu einigen »Bemerkungen« im Archiv darüber an. Diese wachsen sich jedoch schnell zu zwei umfänglichen, eng gedruckten Sonderbänden aus und werden eine chronikartige Tagesgeschichte des russischen Befreiungskampfs.

Weber lebt sich völlig in die Seele und Kultur des russischen Volkes ein und verfolgt monatelang in atemloser Spannung das russische Drama. Vielleicht handelt es sich ja bei dem Einlenken des riesigen Oststaats in die Bahn europäischer Entwicklung um eine der letzten Gelegenheiten für den Aufbau einer von Grund aus freiheitlichen Kultur. Vielleicht ist jetzt, »wo die ökonomische und geistige ‚Revolution', die vielgeschmähte ‚Anarchie' der Produktion und der ebensosehr geschmähte ‚Subjektivismus' noch ungebrochen dastehen«, der Augenblick gekommen, um dem durch sie und n u r d u r c h s i e auf sich selbst gestellten Individuum der breiten Massen »unveräußerliche Persönlichkeitsrechte« zu erobern. Wenn die Welt ökonomisch »voll« und intellektuell »satt« ist, sind sie ihm für immer verschlossen. Was Weber am stärksten bewegt, ist die Frage nach dem mutmaßlichen

Einfluß der russischen Ereignisse auf die deutsche Entwicklung. Wird vielleicht der östliche Koloß, der schon allein durch seine Materie so schwer auf den westlichen Nachbarn drückt, sich durch die westeuropäische liberale Idee derart formen lassen, daß die dynastischen Machtgelüste sich nicht länger auf den Zarismus stützen können? Wird dort durch das Märtyrertum der russischen »Intelligenz« eine Verfassung durchgesetzt, die den freiheitlichen Strömungen des eignen Landes Wasser zuleitet? Weber erkennt bald, daß die der Autokratie abgerungenen Formen nur den Schein der Freiheit bringen, nicht sie selbst. Mit echt asiatischer Hinterlist sabotiert der Polizeistaat die sich selbst gesetzten Schranken. Und politische Führer, welche die ungeheuren Probleme bewältigen könnten, werden nicht ans Ruder gelassen: »Die Lage Rußlands schreit zwar nach einem Staatsmann, — aber die dynastischen Ambitionen des persönlichen Regiments lassen dort so wenig Platz für einen großen Reformer wie anderswo, etwa bei uns.« Die Revolution verläuft im Sande, neues Unheil wird kommen.

Alle ökonomischen Wetterzeichen weisen in die Richtung zunehmender Unfreiheit, überall im industriell organisierten Leben sind die Gehäuse für neue Hörigkeiten fertig. »Möchten doch angesichts dessen diejenigen, welche in steter Angst davor leben, es könnte in der Zukunft in der Welt zu viel »Demokratie« und »Individualismus« geben und zu wenig »Autorität«, »Aristokratie« und Schätzung des Amts sich endlich beruhigen, es ist nur allzusehr dafür gesorgt, daß die Bäume des demokratischen Individualismus nicht in den Himmel wachsen. Die Geschichte gebiert nach aller Erfahrung unerbittlich »Aristokratien« und »Autoritäten« neu, an welche sich klammern kann, wer es für sich — oder das »Volk« für nötig findet.

* * *

Danach schreibt er einige logische Aufsätze. Aber im Herbst 1908 packt ihn eine große historisch-soziologische Arbeit für das Handwörterbuch der Staatswissenschaften: »Agrarverhältnisse des Altertums.« Schon ihr Umfang: — 136 Seiten in zweispaltigem Kleindruck im Folioformat — fällt völlig aus dem Rahmen dieses Sammelwerks, und der anspruchslose Titel benennt nur einen kleinen Teil des Inhalts. Sie bietet in Wahrheit eine Art Soziologie des Altertums, d. h. eine historische Analyse und

begriffliche Durchdringung aller wichtigen Strukturformen des sozialen Lebens der Antike. Ein riesiges historisches Material ist hier in knappste, präziseste Form zusammengepreßt. Die Einleitung bietet eine ökonomische Theorie der antiken Staatenwelt. Ihre verschiedenen Organisationsstadien sind durch Idealtypen in ihrer Eigenart erfaßt, und Weber zeigt, in welchem Maß die Entwicklung durch elementare geographische Bedingungen: die Verteilung von Wasser und Land bestimmt ist; wie sich die Eigenart der antiken Kultur darauf gründet, daß sie Küsten- und Stromuferkultur ist, im Gegensatz zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Binnenkultur. Dem gedrängten Ueberblick über die Strukturformen des alten Orients, Mesopotamien, Aegypten, Altisrael folgt die eingehende Analyse der okzidentalen Antike: Griechenlands, des Hellenismus, Roms, der römischen Kaiserzeit. Alle wichtigen sozialen Erscheinungen werden gegeneinander und gegen mittelalterliche und neuzeitliche gehalten, das eine durch das andre erklärt, das Typische und das Individuelle gesondert, am Gleichbenannten das Verschiedene gezeigt und vermittelst präziser »Idealtypen« veranschaulicht, wo es zu Irrtum führt, wenn der Historiker moderne Erscheinungen in die Vergangenheit hineininterpretiert.

Um dieselbe Zeit, nämlich 1908—09, kehrt Weber auch noch einmal zu sehr intensiven Spezialuntersuchungen seines engeren Fachgebiets zurück. Anlaß dazu gibt eine vom Verein für Sozialpolitik geplante, im wesentlichen von seinem Bruder und Fachgenossen Alfred Weber angeregte Erhebung über »Auslese und Anpassung«, Berufswahl und Berufsschicksal der großindustriellen Arbeiterschaft. Wie bei der Landarbeiterenquete handelt es sich wieder um kollektive Ergründung noch dunkler Gebiete modernen Massendaseins an der Hand mühsam durch Einzelforschungen zu gewinnenden Urmaterials. Pointe der Problemstellung ist: Was für Menschen prägt die moderne Großindustrie, und welches berufliche und sonstige Schicksal bereitet sie ihnen; mit andern Worten: Wie wirken die technischen Apparate, in die ein großer Teil moderner Menschen zwangsläufig eingespannt sind, auf ihre charakterologische Eigenart und ihren Lebensstil, welche psychophysischen Eigenschaften werden durch die verschiedenen industriellen Prozesse begünstigt? Durch die im Thema verwerteten Begriffe: »Auslese«, »Anpassung« ist der von Alfred Weber gehegte Gedanke ausgedrückt, daß die Ver-

wendung »naturwissenschaftlicher« Methoden und Erkenntnisse fruchtbar sei. Max Weber interessiert sich deshalb nicht nur für den Gegenstand, der vielleicht neue Einsichten über den Geist des modernen Kapitalismus liefert, sondern vor allem auch für die Methodenfrage. Der Ertrag von Kollektivarbeiten, die zum Teil wissenschaftlichen Anfängern — Doktoranden der verschiedenen Seminare — zugedacht werden, hängt ja von der Wahl des richtigen Weges und fruchtbarer Gesichtspunkte ab. So verfaßt er ein umfassendes »Exposé« für den Verein, das die großen Ziele des Arbeitsplans zeigt und zugleich detaillierte Anweisungen über das richtige wissenschaftliche Verfahren. Er erwähnt sogar, daß bei Versendung der Fragebögen adressierte und frankierte Rückkuverts beizufügen seien. Man spürt den Eifer des Lehrers, der ein gleichermaßen starkes Interesse daran hat, Andern zurecht zu helfen wie ihre Fähigkeiten im Dienst der Wissenschaft fruchtbar zu machen. Diese Anweisungen sind aber erst Ertrag gleichzeitiger eigner Vertiefung in die Probleme. Weber prüft die naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden auf ihre Anwendbarkeit für die geplanten Arbeiten und gibt selbst das Beispiel einer Spezialstudie. Die Ergebnisse erscheinen in einer Aufsatzreihe im Archiv für Sozialwissenschaften unter dem Titel: »Zur Psychophysik der industriellen Arbeit.« Das Material zu der gegenständlichen Studie liefert ihm die Oerlinghäuser Weberei, auch sonst Quelle mancher Anschaulichkeiten. Er verbringt im Sommer 1908 lange Wochen bei den Verwandten, vertieft sich in die Lohnbücher und Stuhluhrregistraturen der Fabrik und errechnet bienenfleißig Kurven für Stunden-, Tages- und Wochenleistungen der Weber, um die psychophysischen Ursachen von Leistungsschwankungen zu ergründen. Aber diese mühsamen Untersuchungen sind nicht Selbstzweck, sie sollen nur »illustrative« Bedeutung haben für das wissenschaftliche Verfahren. Sein Hauptgesichtspunkt ist also die Klärung des methodischen Problems, vor allem der Fragen, ob einerseits die naturwissenschaftlichen Vererbungslehren, und ferner das psychophysische Experiment der sozialwissenschaftlichen Analyse dienen können. Weber durchforscht deshalb die wichtigste psychophysische Literatur und dringt vor allem in die Arbeiten Kräpelins und seiner Schüler ein, analysiert deren Methoden und Begriffe und kommt zu dem Schluß, daß zwar Zusammenarbeit der Natur- und Sozialwissenschaft »grundsätzlich« möglich

und ihre psychophysischen Begriffe für die geplante Erhebung brauchbar seien, daß indessen für die sozialwissenschaftliche Analyse von Massenerscheinungen weder die Methoden der »exakten« Laboratoriumsexperimente in Frage kommen, noch auch die unsicheren Ergebnisse der Vererbungstheorie. — Nachdem dies alles klar gestellt ist, kehrt Weber zu seinen universalsoziologischen Studien zurück, und zwar unter doppeltem Gesichtspunkt. Er will die religionssoziologischen Abhandlungen fortsetzen und bereitet gleichzeitig auf Veranlassung seines Verlegers Paul Siebeck ein großes Kollektivwerk vor: den Grundriß für Sozialökonomik. Er entwirft den Plan, wirbt die Mitarbeiter und bedenkt sich selbst neben der organisatorischen Arbeit mit den wichtigsten Partien. Die religionssoziologischen Schriften werden zum Teil aus denselben Quellen geschöpft wie die neue Arbeit und Hand in Hand mit ihr gefördert. Wir wenden uns jetzt zu ihnen zurück.

Nach Webers eigner Aeußerung wollen sie Beiträge zur Charakteristik des modernen abendländischen Menschen und zur Erkenntnis seines Werdegangs und seiner Kultur sein. Er plante ursprünglich, sich von der Reformation nach rückwärts zu wenden, um auch das Verhältnis der mittelalterlichen und frühen Christlichkeit zu den sozialen und ökonomischen Daseinsformen zu analysieren. Aber als nun Ernst Troeltsch seine Studien über die Soziallehren der christlichen Kirchen beginnt (der erste Aufsatz wurde zu Beginn des Jahres 1908 im Archiv publiziert), vermutet er, daß die Arbeitsgebiete sich allzu nahe berühren, und wendet sich zunächst andern Aufgaben zu. Als er dann (etwa um 1911) die religionssoziologischen Studien wieder aufnimmt, zieht es ihn in den Orient: nach China, Japan und Indien, dann zum Judentum und Islam. Er will nun das Verhältnis der fünf großen Weltreligionen zur Wirtschaftsethik durchforschen. Mit einer Analyse des Frühchristentums soll sich der Kreis schließen. Und während Weber in der ersten Abhandlung über den »Geist« des Kapitalismus ausdrücklich nur e i n e Kausalreihe: die Beeinflussung des ökonomischen Alltags durch religiöse Bewußtseinsinhalte erhellen wollte, stellt er sich jetzt die erweiterte Aufgabe, auch die andre Reihe, nämlich den Einfluß der materiellen, wirtschaftlichen und geographischen Lebensbedingungen der verschiedenen Kulturkreise auf ihre religiösen und ethischen Vorstellungen hin zu untersuchen. Er nennt diese Aufsatzreihe »Die Wirtschaftsethik der Weltreli-

gionen« und versteht unter Wirtschaftsethik ebenso wie in der ersten Abhandlung, nicht ethische und theologische Theorien, sondern die aus der Religion stammenden praktischen Antriebe zum Handeln.

Diese Schriften über die asiatische Welt wollen keine abschließende Erkenntnis in irgendeiner Richtung bieten, denn Weber war für China, Indien, Japan auf übersetzte Quellen angewiesen und fand über das Judentum eine fast unbeherrschbare Literatur vor. Er, der bisher alle Facharbeit auf sorgfältige Quellenforschung gestützt hat, denkt deshalb sehr bescheiden von diesen Schriften, hofft jedoch, daß durch seine Fragestellung bekannte Tatsachen ein neues Gesicht bekommen, und vor allem, daß die Befreiung der Analyse von denjenigen religiösen und ethischen Werturteilen, die naturgemäß fast alle religionshistorischen Teiluntersuchungen färbt, klarerer Einsicht den Boden bereitet. — Da es unmöglich wäre, die gegenseitigen, vielfältig verschlungenen Abhängigkeiten von Religion und Wirtschaft in allen Einzelheiten zu untersuchen, so werden die jeweils Richtung gebenden Elemente der Lebensführung derjenigen sozialen Schichten herausgearbeitet, welche die praktische Ethik der betreffenden Religion am stärksten beeinflussen und ihr die wirtschaftsethisch wichtigen Züge aufgeprägt haben: z. B. in China der Zusammenhang des Konfuzianismus mit dem Leben und Denken einer literarisch gebildeten Staatspfründnerschicht, in Indien der des älteren Hinduismus mit einer erblichen Kaste literarisch Gebildeter: der Brahmanen, des älteren Buddhismus durch den wandernden Bettelmönch, des älteren Islam durch den welterobernden Krieger, des nachexilischen Judentums durch den bürgerlichen »Paria«, des Christentums durch den wandernden Handwerker und das städtische Bürgertum. Aber Weber verwahrt sich in diesem Zusammenhang ausdrücklich gegen das Mißverständnis, als sei die Eigenart der religiösen Inhalte Widerspiegelung materieller Interessen oder auch »Funktion« der sozialen Lage ihrer Trägerschicht: wie tief auch immer die ökonomisch und politisch bedingten sozialen Einflüsse auf die religiösen Ethiken einwirkten — primär empfingen sie ihr Gepräge doch aus religiösen Quellen, dem Inhalt ihrer Verkündung und Verheißung, den religiösen Bedürfnissen ihrer Anhänger. Die Kausalreihen laufen hin und her: »Interessen (materielle und ideelle), nicht Ideen

beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber die ‚Weltbilder', welche durch Ideen geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte.« In der Vergangenheit waren überall magische und religiöse Mächte und die im Glauben an sie verankerten Pflichtvorstellungen die wichtigsten Formkräfte der Lebensführung. Und überall vollzog sich derselbe Prozeß: die allmähliche Sublimierung eines primitiven Geister- und Dämonenglaubens zur Erlösungsreligiosität, d. h. zu einer Religiosität, welche die Welt, so wie sie nun einmal ist, verneint und nach einer im Diesseits oder Jenseits erreichbaren Befreiung von Leiden und Sünde strebt. Sobald der Mensch über den Tag hinausdenkt, taucht in ihm der Anspruch auf, daß das Weltgefüge ein sinnvoll geordneter Kosmos sei oder werden könne. Er fragt nach dem Verhältnis von Glück und Verdienst, sucht eine die Vernunft befriedigende Rechtfertigung von Leiden, Sünde, Tod, schafft eine »Theodizee«. Mit andern Worten: religiöse Gefühle und Erlebnisse werden denkend bearbeitet, der Rationalisierungsprozeß löst die magischen Vorstellungen auf, »entzaubert« und entgöttert zunehmend die Welt. Religion wandelt sich aus Magie in Lehre. Und nun zeigen sich nach Zerfall des primitiven Weltbildes zwei Tendenzen: Einmal zur rationalen Beherrschung der Welt und andrerseits zum mystischen Erlebnis. Aber nicht nur die Religionen empfangen ihren Stempel durch das sich zunehmend entfaltende Denken — der Rationalisierungsprozeß bewegt sich in mehreren Geleisen, und seine Eigengesetzlichkeit ergreift alle Kulturgebilde: Wirtschaft, Staat, Recht, die Wissenschaft und die Kunst.

Vor allem die abendländische Kultur wird in all' ihren Formen entscheidend bestimmt durch eine zuerst im Griechentum entwickelte methodische Denkart, der sich im Zeitalter der Reformation auch eine an bestimmten Zwecken orientierte methodische Lebensführung zugesellt: Diese Vereinigung von theoretischem und praktischem Rationalismus scheidet die moderne Kultur von der antiken, und die Eigenart beider scheidet die moderne abendländische von der asiatischen Kultur. Freilich vollzogen sich auch im Orient Rationalisierungsprozesse, aber weder der wissenschaftliche, noch der staatliche, noch der wirtschaftliche, noch der künstlerische sind in die dem Okzident eignen Bahnen eingelenkt. —

Für Weber bedeutet diese Erkenntnis der Besonderheit des okzidentalen Rationalismus und der ihm zugefallenen Rolle für die abendländische Kultur eine seiner wichtigsten Entdeckungen. Infolge davon erweitert sich seine ursprüngliche Fragestellung nach dem Verhältnis von Religion und Wirtschaft nun zu der noch umfassenderen, nach der Eigenart der ganzen abendländischen Kultur: Warum gibt es nur im Okzident rationale Wissenschaft, die beweisbare Wahrheiten produziert? Warum nur hier rationale harmonische Musik, eine sich rationaler Konstruktionen bedienende Bau- und Bildkunst? Warum nur hier den Ständestaat, die fachgeschulte Beamtenorganisation, das Fachmenschentum, das Parlament, das politische Parteiwesen, überhaupt den Staat als politische Anstalt mit rational gesatzter Verfassung und ebensolchem Recht? Warum nur hier die schicksalsvollste Macht des modernen Lebens, den modernen Kapitalismus? Warum dies alles nur im Abendland? Diese Fragen beschäftigen ihn nun dauernd in dieser oder jener Form und drängen ihn aus dem Rahmen seines Fachs, ja jeder Fachgelehrsamkeit heraus zu welthaltiger Wirklichkeitserkenntnis.

Er stellt u. a. fest, daß die Geburt des modernen okzidentalen Staats ebenso wie die der okzidentalen Kirchen Juristenwerk gewesen ist: juristischer Rationalismus, eine spezielle Leistung der Römer; daß der moderne bürgerliche »Betriebskapitalismus« in starkem Maß mitbestimmt ist durch die Eigenart abendländischer Wissenschaft, welche die Berechenbarkeit seiner technischen Faktoren, exakte Kalkulation usw., ermöglicht. Und zu den erstaunlichsten Ergebnissen gehört, daß es die Wissenschaft ist, welche auch die Eigenart abendländischer Kunst, jedenfalls der Bau-, Bildkunst und Musik mitgestaltet hat. Die Zeit schmäht den Rationalismus und namentlich viele Künstler beurteilen ihn als Hemmung ihrer Schöpferkraft, deshalb erregt Weber jene Entdeckung ganz besonders. Er plant nun auch eine Soziologie der Kunst, und unternimmt als ersten Versuch dazu inmitten seiner andern Arbeiten die Untersuchung der Musik auf ihre rationalen und soziologischen Grundlagen etwa um 1910. Sie führt ihn in die entlegendsten Gebiete der Völkerkunde und zu den schwierigsten Untersuchungen der Tonarithmetik und Symbolik.

Jedoch, als dieser Teil provisorisch fixiert ist, zwingt er sich zu den begonnenen und zugesagten Schriften zurück. Die Hauptteile der neuen Aufsatzreihe über die Wirtschaftsethik der Welt-

religionen wurden etwa um 1913 fertig. Die Publikation begann jedoch erst im Jahre 1915. Weber wollte noch den wissenschaftlichen Apparat beifügen und einige Partien ergänzen. Daran hinderte ihn der Weltkrieg und seine Einziehung zum Dienst. Schließlich begann er doch die Veröffentlichung mit dem Abschnitt über Konfuzianismus und Taoismus, und schickte ihm eine geschichtsphilosophische Einleitung voran. Als er im Herbst 1915 vom Militär entlassen wurde, setzte er die Forschungen fort. Der Abschnitt über China wurde im Jahre 1919 für den Zweitdruck nochmals durchgearbeitet.

* * *

Wenn im folgenden noch eingehender über die erste religionssoziologische Schrift berichtet wird, so geschieht dies einmal, weil sie die erste war, die Webers Stern neu aufleuchten ließ, als er nach schwerem nervösm Zusammenbruch zu tragischer Entsagung auf das Auswirken seiner aktiven Lebenskräfte gezwungen war, und ferner weil diese Schrift mit den tiefsten Wurzeln seiner Persönlichkeit zusammenhängt und in undefinierbarer Weise deren Gepräge trägt. Auch in methodischer Hinsicht ist sie paradigmatisch. Eins ihrer, durch alle späteren Untersuchungen bestätigten, Resultate ist die positive Ueberwindung der »materialistischen« Geschichtsauffassung. Weber zollte Karl Marx' genialen Konstruktionen hohe Bewunderung und sah in der Frage nach den ökonomischen und technischen Ursachen des Geschehens ein überaus fruchtbares, ja das spezifisch neue heuristische Prinzip, das dem Erkenntnistrieb ganze bisher unbelichtete Provinzen wies. Aber er lehnt nicht nur das Erheben jener Konstruktion zur Weltanschauung ab, sondern auch die Verabsolutierung »materieller« Momente zum Generalnenner kausaler Erklärung. Denn unvoreingenommene Forschung hat ihn schon früh gelehrt, daß jede Erscheinung des Kulturlebens auch, aber daß keine nur ökonomisch bedingt sei. Schon als der junge Gelehrte im Jahre 1892/93 den Gründen der bäuerlichen Landflucht im deutschen Osten nachging, drängte sich ihm die Einsicht auf, daß ideologische Antriebe dafür ebenso entscheidend waren wie »die Messer- und Gabelfrage«, und als er in Gemeinschaft mit dem Theologen Göhre die zweite Landarbeiterenquete unternahm, war es von vornherein die Absicht, neben der wirtschaftlichen Lage des Landvolks auch die sittliche,

religiöse und die Wechselwirkung der verschiedenen Faktoren zu ergründen. Offenbar beschäftigte ihn sehr früh die Frage nach der weltgestaltenden Bedeutung ideeller Mächte. — Vielleicht ist diese Richtung seines Erkenntnistriebs: die dauernde Auseinandersetzung mit dem Religiösen — diejenige Form, in der die genuine Religiosität seiner mütterlichen Familie in ihm fortlebt.

Er will nun allerdings nicht etwa an Stelle der materialistischen eine spiritualistische Geschichtskonstruktion setzen — beide sind gleich möglich, aber »mit beiden wäre der Wahrheit gleich wenig gedient« — sondern bei jeder bedeutsamen Erscheinung das immer wechselnde Ineinandergreifen der verschiedenartigen Gestaltungskräfte des Daseins aufhellen. — Methodisch interessant ist diese Schrift u. a. auch deshalb, weil Weber in ihr zum erstenmal bewußt das gleichzeitig in seinen logischen Arbeiten analysierte Verfahren kulturwissenschaftlich soziologischer Wahrheitssuche anwendet: Man erlebt hier den Aufbau zentraler idealtypischer Begriffe wie »Geist« des Kapitalismus oder seines Gegensatzes, des »Traditionalismus« mit; sie werden nicht definiert, sondern »komponiert«, d. h. ihre nicht deduzierten, sondern der Wirklichkeit entnommenen Merkmale treten allmählich aus der historischen Untersuchung hervor; und was uns zunächst als abstrakter Begriff gegeben wird, füllt sich im Gang der Darstellung mit immer reicherem, bildhaft anschaulichem Inhalt. — Ferner bemüht sich Weber um sorgfältig kausale Zurechnung intuitiv verstandener Zusammenhänge. Er will ja keine geistvolle »Schau« bieten, sondern so weit wie möglich bewiesene Wahrheit — deshalb unterzieht er die geniale Konzeption streng logischer Bearbeitung. Die monströse Form dieser Abhandlung, die durchgehende Zweigliedrigkeit der Gedankenführung — in Haupttext und Anmerkungen — ist wohl im wesentlichen dadurch bestimmt. Zum Teil war sie ein Gebot der Raumersparnis für die Zeitschrift. Der Leser hat gleichzeitig oben die überraschendsten Synthesen in sich aufzunehmen und unter dem Strich die sorgfältigste gelehrte Beweisführung. Jede These ist mit einer Rechenschaft über die Quellen unterkellert, wichtigste Details, darunter eine philologische Abhandlung über die Entstehung des modernen Berufsbegriffs, findet man als Anmerkung im Kleindruck. In der zweiten, sonst unveränderten Fassung vergrößerte sich die »Fußnotengeschwulst« noch erheblich durch Auseinander-

setzungen mit denjenigen seiner Kritiker, wie Brentano und Sombart, denen er nicht schon — wie Rachfahl — besondere Antikritiken gewidmet hatte. Daß es allerdings gerade für diese Schrift notwendig war, den ganzen gelehrten Apparat und alle Quellen aufzudecken, zeigen die Kontroversen, die wesentlich daraus entstanden, daß die Pointen allzu überraschend waren, und daß ihre sorgsamen Relativierungen zunächst nicht völlig mitaufgenommen wurden. — Und schließlich: Wen Webers logische Argumentation nicht überzeugt, daß das Auseinanderhalten von Erkennen und Werten im Rahmen historischer Darstellung möglich ist, der sieht es vielleicht durch Versenkung in diese Schrift ein, die es bewußt vollzieht. Weber enthält sich durchaus der Urteile über den Wert der verschiedenen, von ihm analysierten religiösen und ethischen Gebilde, er stellt auch nirgends, direkt oder indirekt, eine Rangordnung zwischen den »Göttern« her. Und wo, wie am Schluß, künftigen Entwicklungsmöglichkeiten Akzente verliehen werden, weist er sogleich darauf hin, daß nun der Boden der Wissenschaft verlassen sei. Dem Sinngehalt des Katholizismus und des Protestantismus in seinen verschiedenen Ausstrahlungen (ebenso wie später den asiatischen Religionen) widerfährt die gleiche Gerechtigkeit eines von keinem dieser Inhalte voreingenommenen Strebens nach Wahrheit. Man darf wohl sagen: Weber erfaßt grundsätzlich all jene Erscheinungsformen menschlichen Geistes nicht sine ira et studio, sondern mit gleicher Liebe, freilich mit der desinteressierten Liebe des kontemplativen Menschen, der auf den Eigenbesitz einer dieser Inhalte verzichtet hat.

Er bewahrt immer tiefe Ehrfurcht für das Evangelium und echte christliche Religiosität; Jesu Gleichnisreden, die Bergpredigt, dann die paulinischen Briefe und vom alten Testament besonders die Propheten und das Buch Hiob sind ihm unvergleichliche Dokumente religiöser Beseeltheit und Tiefe. Aber er steht seit seiner Reife jenseits inhaltlicher Gebundenheit und kann sich deshalb als Denker jedem Religionssystem gleichermaßen interessiert zuwenden. Trotz dieses »Darüberstehens« — oder vielleicht gerade deswegen — wirkt die schlichte kunstlose Gedankenführung dieses ersten religionssoziologischen Aufsatzes und mancher Teile der späteren erschütternd, und zwar nicht nur vermittelst des sachlichen Gehalts, sondern auch durch die dahinter verschwindende Persönlichkeit des Denkers. Man spürt

seine tiefe Ergriffenheit über den Gang der Menschheitsschicksale, die ihm »an die Brust branden«; vor allem Erschütterung darüber, daß die Idee bei ihrem Erdenlauf schließlich immer und überall ihrem ursprünglichen Sinn entgegengesetzt wirkt und sich dadurch vernichtet. Und man glaubt auch, in den großartigen Gestalten des heroischen Puritanismus, die Weber vor uns hinstellt, gewisse ihm selbst eigene Züge zu spüren. Aus diesem Grunde sei der Versuch gewagt, hier einige Pointen der Abhandlung herauszuheben.

* * *

Habgier, Geldgier, skrupellosen Erwerbstrieb hat es immer und überall gegeben. Die jeder Normgebundenheit spottende Aneignung von mehr Gütern als man zum Leben braucht: Abenteurer-, Spekulanten-, Beute-, Kolonialkapitalismus und ähnliches sind schlechthin in jeder Geld verwertenden Wirtschaftsverfassung heimisch. Aber Bejahung des Gelderwerbs um seiner selbst willen, nicht als Abenteuer, sondern als ständige sittliche Pflicht ist nichts Selbstverständliches, sondern besteht erst von einer bestimmten Epoche an, und zwar nur in bestimmten Schichten und nur im Okzident. Damit dies geschah, mußte der abendländische Mensch, speziell das abendländische Bürgertum zu einer bestimmten Lebensführung erzogen sein und gelernt haben, rationale methodische Arbeit als sittliche Pflicht aufzufassen. Wie entstand sie, und wie hat sie gewirkt? Dies sich erst allmählich enthüllende Ziel der Fragestellung umkreist die Untersuchung mit ebenso kühnen wie besonnenen Gedankenbewegungen, bis schließlich alle dahin führenden Fäden aufgedeckt sind. Wir schreiten hier auf dem kürzesten Wege darauf zu, wobei wir von dem ausgebreiteten Reichtum der Geisteswelt, durch die Weber führt, nur einige Teile überschauen können. Er beleuchtet zunächst das Naheliegende, Gegenwärtige. An Hand der Konfessionsstatistik eines Schülers wird gezeigt, daß die katholische Bevölkerung in Deutschland weit weniger am kapitalistischen Erwerb beteiligt ist als die protestantische, und daß dafür nicht äußere Bedingungen maßgebend sind, sondern innere, psychische: die beiden durch ihre religiöse Umwelt angebildete geistige Eigenart, und zwar vor allem die ihnen anerzogene verschiedene Auffassung des Berufs. Es ist längst bekannt, daß kalvinistisch und täuferisch geprägte Protestanten von jeher eine

eigentümliche Verbindung von intensiver Frömmigkeit mit stark entwickeltem und erfolgreichem Geschäftssinn zeigten. Um das kausale Band zwischen diesen auffälligen Erscheinungen zu entdecken, dringt der Forscher vom Gegenwärtigen und Bekannten Schritt um Schritt in die Vergangenheit vor, bis zu den religiösen Gedankenwelten der Reformationszeit und des Mittelalters.

Als eins der charakteristischen Dokumente kapitalistischen »Geistes« analysiert Weber zuerst Benjamin Franklins Lehren an einen jungen Kaufmann. Hier ist das Ideal des kreditwürdigen Ehrenmanns hingestellt, dem die Vergrößerung seines Besitzes durch rastlose Arbeit, Sparen und Verzicht auf Genuß Pflicht ist, und der selbst erworbenen Reichtum als Zeichen persönlicher Tüchtigkeit schätzt. Diese religiös indifferenten Vorstellungen, die im Altertum und Mittelalter als schlechthin würdelose Gesinnung geächtet worden wären, fanden in Franklins Heimat allgemeinen Beifall, längst ehe es dort Kapitalismus als Produktionsform gab. Sie leben heute noch im modernen Unternehmer fort, dem die Arbeit sittliche Pflicht, das Geschäft Selbstzweck ist.

Hinter diesem rein ethisch und innerweltlich orientierten Typus steigen nun als seine Vorväter auf: die Gott erfüllten, innig frommen, großartig strengen Gestalten des Reformationszeitalters: Luther, Calvin, Bunyan, Baxter, Cromwell, Puritaner und Täufer, lauter Menschen, denen nichts wichtiger ist als ihr Verhältnis zu Gott, ihr Seelenheil, ihr künftiges Schicksal im Jenseits. Und hinter ihnen steht der Deus absconditus Calvins. Er, dessen Namen man nicht kennt, nicht mehr der liebende Vater des Evangeliums, sondern der unbekannte geheimnisvolle Gott, der nichts will als seine eigne Herrlichkeit. Was haben diese zu tun mit dem kapitalistischen Geist, der den Mammonismus erzeugt? Ist es nicht allzu gewagt, den Geist der Weltverneinung, der Verneinung irdischer Herrlichkeit zusammenzubringen mit diesem »Teufel«? Aber Glied wird zu Glied gefügt in der Beweiskette, bis wir die Stelle greifen, wo die nach ihrer Eigengesetzlichkeit ewig feindlichen Mächte ineinander verknotet sind.

Wir sahen, daß die Auffassung einer auf Gewinn zielenden Tätigkeit als verpflichtender »Beruf« noch dem Leben des modernen Unternehmers ethische Würde verleiht. Woher stammt sie? Weder Altertum noch Mittelalter kannte das Wort in diesem Sinn. Webers philologische Analyse erweist es als Schöpfung Luthers. Er hat es bei seiner Bibelübersetzung geschaffen, und

zwar nicht aus dem Geiste des Originals, sondern aus dem eigenen. Der Reformator wollte dadurch die Würde innerweltlicher Pflichterfüllung ausdrücken im Gegensatz zum katholischen Ideal weltflüchtiger Askese. Dies Wort weiht weltliche Alltagsarbeit zum höchsten Inhalt sittlicher Betätigung. Sie ist eine von Luthers folgenschwersten Leistungen, denn alle protestantischen Gemeinschaften übernahmen seinen neu erschaffenen Sinn. Aber trotzdem: nicht das Luthertum schuf den kapitalistischen »Geist«. An seiner Wiege stand das dem Sinn nach allem irdischen Geschäft am stärksten Widerstrebende: Calvins furchtbare Gnadenwahllehre und was aus ihr folgte. Der unerforschliche Gott hat durch geheimen Beschluß einige Menschen zu ewigem Leben verordnet, die andern zu ewigem Tode. Am vorbestimmten Schicksal ändern weder Verdienst noch Schuld, weder Sakrament noch gute Werke, sein Sinn ist dunkles Geheimnis. Jeder einzelne, der daran glaubt, fragt mit Furcht und Zittern, ob er zu den Erwählten gehört oder zu den Verdammten. Gott hat gewählt. Keiner kann etwas dazu tun, man kann nur vermuten, auf welche Seite man gehört, und das einzige Mittel, um des eignen Gnadenstandes gewiß zu werden, ist Bewährung, und zwar Bewährung im Beruf, rastlose erfolgreiche Arbeit zu Gottes Ruhm.

Dies ist der Grundgedanke, der die völlig neuen religiösen Typen, den des »Puritaners«, des Quäkers, Mennoniten, Baptisten usw. prägte. Dieser neue Mensch sieht sich ganz auf sich selbst gestellt, in furchtbarer Einsamkeit, und aller magischen Heilskräfte beraubt. Keine Kirche, kein Prediger, kein Sakrament kann ihm in der entscheidenden Angelegenheit seines Lebens helfen. Er unterwirft sich deshalb keiner irdischen Autorität und verschließt sich auch mißtrauisch und zurückhaltend vor den Menschen. In tiefer innerer Isoliertheit verkehrt er mit einem Gott, den er nicht kennt, von dem er sich in ungeheurem Abstand fühlt. Er ist Gottes Werkzeug, nicht sein Gefäß, und Gott fordert von ihm Handeln, nicht Gefühle und Stimmungen. Er fordert die rationale Gestaltung der Welt seinen Geboten gemäß. Der Puritaner meidet alle Sinnenkultur und Sinnenfreude. Mit dem Blick auf das Jenseits, voll Angst für sein Seelenheil treibt er seine irdischen Geschäfte als Gottesdienst. Und da ihm jede starke Gefühlsbeziehung von Mensch zu Mensch als Kreaturvergötterung verdächtig ist, wird seine gemeinschaftsbildende

Kraft um so mehr auf die Sache gedrängt: er organisiert mit Eifer und Erfolg das Weltleben. Diese disziplinierte, dem naiven Genuß abgewendete Lebensführung: der nicht nur Gott gewollte, sondern Gott gewirkte Wandel muß die Heiligung des Erwählten zeigen. Die Unvollkommenheiten des katholischen Durchschnittsmenschen können die Gnadenmittel der Kirche ausgleichen. Auch Luther ließ die Unbefangenheit triebmäßigen Handelns und naiven Gefühlslebens bestehen, nicht so der Calvinist. Für ihn gibt es nur ein Entweder-Oder: Gottes Willen oder kreatürliche Eitelkeit. Er verschafft sich die Gewißheit künftiger Seligkeit nur durch systematische Selbstkontrolle zur Ueberwindung irrationaler Triebe, durch methodische Lebensführung, durch »innerweltliche Askese«. Dies ist das entscheidende Ideal des puritanischen »Heiligen«. Im Gegensatz zum Mönch lebt er in der Welt, aber er ist dennoch — wie jener — nicht von ihr. Luther hatte die weltflüchtige Askese als unbiblisch und werkheilig verneint. — Deshalb sahen sich die leidenschaftlich ernsten, gotterfüllten Naturen jenes Zeitalters darauf angewiesen, ihre asketischen Ideale innerhalb der Welt zu erfüllen. Und positiver Antrieb zur Askese wurde der Gedanke notwendiger Bewährung. Er verknüpft Glauben und Sittlichkeit und wird dadurch für das Alltagsleben von entscheidender Bedeutung. Er prägt einen völlig neuen Menschen, der nur ein Entweder-Oder: Gottes Willen oder kreatürliche Eitelkeit kennt, der sich im Irdischen nur auswirken kann durch rastlose Arbeit.

Aber wir sehen immer noch nicht, was Ideen wie Berufsarbeit als sittliche Pflicht, Bewährung des Gnadenstandes durch innerweltliche Askese mit modernem Kapitalismus zu tun haben. An dieser Stelle erreicht die Spannung der Paradoxie ihren Höhepunkt. — Für puritanische Religiosität ist Reichtum Gefahr, das Streben danach sinnlos. Aber Reichtum ist unausweichlicher Erfolg methodischen Erwerbs und der Enthaltung von Genuß, und als solcher ist er Zeichen der Bewährung, ja des Gnadenstandes. Verwerflich ist nur das Ausruhen im Besitz. Nur Handeln dient Gottes Ruhm, die schwerste Sünde ist Zeitvergeudung, auch untätige Kontemplation ist wertlos, wenn sie auf Kosten des Berufs erfolgt. »Arbeite hart in deinem Beruf«, befiehlt Baxter den Frommen. Und »nicht für Zwecke der Fleischeslust, wohl aber für Gottes Ruhm dürft ihr arbeiten, um reich zu sein«. — Damit schließt sich endlich alles zum

Kreis: Wem als wichtigster Lebensinhalt rastlose methodische Arbeit geboten ist, dagegen genießendes Ausruhen im Erfolg verboten, dem bleibt gar nichts übrig, als einen großen Teil seines Gewinns für immer neuen Erwerb zu verwerten. Er m u ß kapitalistischer Unternehmer werden. Der nüchterne bürgerliche self-made-man, der Gott dankt für seine durch ihn gewirkte Tadellosigkeit, ist fertig. Die Fesseln des Gewinnstrebens sind gelöst, der Gütererwerb ist von den Hemmungen des Traditionalismus befreit, der Effekt kann nur Kapitalbildung durch Sparzwang, Aufhäufung von Reichtum sein. Gott selbst segnet sichtbar das Tun seiner Heiligen. Aber er verlangt Rechenschaft von jedem anvertrauten Pfennig. »Mit erkältender Schwere legte sich der Gedanke der Verpflichtung des Menschen gegenüber seinem Besitz über das Leben.« Und damit beginnt die Tragödie der Idee. Den Versuchungen des e r w o r b e n e n Reichtums hält auch der Puritanismus nicht stand, ebensowenig wie die mittelalterlichen Mönchsgemeinschaften. Die großartige religiöse Lebensstilisierung wird durch ihre eignen Folgen vernichtet. Und erst als ihre religiösen Wurzeln absterben, entfalten Berufsgedanke und asketische Erziehung ihre volle Wirkung. Der von Franklin postulierte moderne Wirtschaftsmensch, »geschnitzt aus dem harten Holz bürgerlicher Rechtschaffenheit«, steht am Ende der Gestaltenreihe: Statt des religiösen Enthusiasmus erfüllt ihn nüchterne Berufstugend, statt des Suchens nach dem Gottesreich Diesseitigkeit. Als Erbe der religiösen Vergangenheit besitzt er das spezifisch bürgerliche Berufsethos und beim Geldverdienen das gute Gewissen. Die Erziehung zur Arbeitsaskese stellt ihm nüchterne, gewissenhafte Arbeiter zur Verfügung und legalisiert die Ausbeutung ihrer Willigkeit.

Dieser Kosmos der modernen Wirtschaftsordnung, miterbaut vom Geist christlicher Askese, bestimmt heute unentrinnbar den Lebensstil aller Einzelnen. »Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, wir m ü s s e n es sein.« »Nur wie ein dünner Mantel, den man jederzeit abwerfen könne, sollte die Sorge um die irdischen Güter auf den Schultern seiner Heiligen liegen. Aber aus dem Mantel ließ das Verhängnis ein stahlhartes Gehäuse werden.« Heute ist der religiöse Geist aus dem Gehäuse entwichen. Ob endgültig? Wer weiß es? — Am Schluß greift Weber einen Augenblick nach dem Schleier, der die Zukunft dieser ungeheuren Entwicklung verhüllt, aber er vermißt sich nicht, ihn zu lüften.

ELFTES KAPITEL.

AUSWEITUNG.

Wir waren bei Webers Heimkehr aus Amerika stehen geblieben und verfolgen nun seinen Lebensweg aufs neue. Volle Genesung war nicht der Preis der großen Reise: »Wir haben offenbar beide unser nervöses Gleichgewicht noch nicht ganz wiedergefunden, vielleicht macht es sich doch auch fühlbar, daß Amerika keine eigentliche Erholung brachte. Jedenfalls schläft Max wieder unregelmäßig und schilt über seinen Mangel an Arbeitsfähigkeit. Es wäre doch kurios, wenn er das gleichmäßigere Leben hier weniger vertragen könnte als das amerikanische Tosen.« Indessen trotz neuer Schwankungen bleibt Weber die Gewöhnung an normalere Lebensweise erhalten. Ausnahmsweise verläßt nun der kranke Löwe auch abends seine Höhle. Als die Heidelberger National-Sozialen unter A. Deißmanns Leitung einen »Amerikaabend« veranstalten, auf dem neben Ernst Troeltsch auch seine Frau berichtet, läßt er sich mitlocken und improvisiert dann in der Diskussion länger als die Hauptredner zusammen. Die aufgespeicherten Eindrücke strömen mitreißend hervor. —

Auch für das durch Deißmann neugegründete religionswissenschaftliche Kränzchen, das einen kleinen Kreis bedeutender Gelehrter wie Windelband, Jellinek, Gothein, Troeltsch, Neumann, Domaszewski, A. Dieterich, Rathgen, v. Duhn und andre vereint, übernimmt er einen Vortrag, denn er genießt diese Gelegenheit zu geistigem Austausch, bei dem man sich an Andern entzünden und dadurch das eigne Wissen zu stets Neuem umschmelzen kann. Aber freilich, auch derartige gesellige Bindungen erregen noch Unruhe: »Morgen, Sonntag steht uns der ‚Eranos', das wissenschaftliche Kränzchen mit zehn Herren bevor. Max sorgt für ‚die protestantische Askese', ich für ‚Schinken in Burgunder'. Für Max möchte ich, daß die Sache erst vorbei wäre. Es ging ihm nämlich letzthin nicht gut.«

Die Abhandlung über den »Geist« des Kapitalismus reift nun schnell zur Vollendung. Ende März, nach kaum dreimonatlicher Arbeit, ist der zweite Teil fertig. — Weber schreibt an Rickert: »Ich arbeite, freilich unter greulichen Qualen, aber es geht doch täglich einige Stunden. Im Juni oder Juli erhalten Sie einen Sie vielleicht interessierenden kulturgeschichtlichen Aufsatz: Askese des Protestantismus als Grundlage der modernen Berufskultur — eine Art ‚spiritualistischer' Konstruktion der modernen Wirtschaft«. (2. 4. 05.)

Dieser Geburt folgt keine Erschöpfung. Verhaltenes Glück über den großen Wurf eint sich mit dankbarer Freude an einem holden Frühling. Weber vermag ohne Pause weiter zu arbeiten und berichtet der Mutter zum Geburtstag: »Ich gehe nun wieder an einige liegen gebliebene Schriften mehr philosophischer Art, nach dem vielen puritanischen Oel der letzten Monate. Aber der Kopf will das noch nicht so recht wieder. Hier ist voller warmer Frühling in aller Pracht. Hoffentlich auch bei Euch äußerlich und innerlich.« Ja, der Sonnenzauber spendet einmal wieder Erdsegen, die Zuversicht warmen starken Lebensgefühls. Die mit Mühe aneinandergefügten Scherben früherer Reichtümer scheinen zusammenzuwachsen. »Von uns darf ich nur Gutes sagen. Der Frühling mit seinem Sonnenschein und dem himmlischen Knospengrün, das jetzt namentlich in der ‚Anlage' an den Kastanien wie kleine grüne Sterne schwimmt, macht unser Herz weit und dankbar. Max geht wieder mehr hinaus, er fährt mit seiner geliebten Bergbahn, und wir sitzen am Spätnachmittag oben im Stückgarten auf unsrer Bank. Ich könnte dann auch tanzen und mit den Vögeln jubilieren, daß das Leben immer wieder jung wird, und über alles, was wir haben, namentlich, daß ich i h n habe.« Wie gut, daß sie gelernt haben, sich jeder schönen Stunde dankbar zu freuen, denn solchen Zeiten aufquellender Kraft folgen alsbald unerklärliche Rückschläge — im steilen Auf und Ab hebt und senkt sich die Welle.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrs zieht die russische Revolution Weber in ihren Bann. Er unterbricht die gelehrte Arbeit, lernt in kurzer Zeit — schon früh morgens im Bett — so viel russisch, daß er Zeitungen entziffern kann, und verfolgt die Ereignisse in höchster Spannung. Er jagt ihnen dann mit seiner Feder nach und hält sie in einer Tagesgeschichte fest. Was ihn

dabei im innersten bewegt, ist die Frage nach den etwaigen Folgen des russischen Befreiungskampfs für das eigne Volk (im vorigen Kapitel war davon die Rede). Das erste Buch »Zur Lage der bürgerlichen Demokratie in Rußland« wurde noch Ende 1905 fertig, denn das letzte Vierteljahr war von besonderer Gunst: »Max ist sehr arbeitsfähig und arbeitsam. Mich wundert nur, daß er sich derart verschenkt und verschwendet, d. h. einen Aufsatz nach dem andern schreibt, der dann im Archiv vergraben und nur von Wenigen gelesen wird. Ferner wundert mich, daß es ihn noch gar nicht wieder zu öffentlicher Betätigung treibt — weder zu aktuellen politischen Artikeln, noch zu Vorträgen irgendwelcher Art. Ich glaube, er könnte sie halten, wenn es ihn dazu drängte, aber er lehnt alle Anfragen ab.« Weber lebt — trotz seiner für andre erstaunlichen Produktivität nach wie vor in beständiger Unsicherheit und scheut deshalb jede termingebundene Verpflichtung. Die älteren Meister seines Fachs suchen ihn zu erneuter Habilitation an einer der großen Universitäten anzuregen, vergeblich. Auf einen derartigen Vorschlag des besonders verehrten L. Brentano antwortet er:

»— — — — Sie sprechen wieder in so überaus freundlicher Weise von einer Uebersiedlung nach M ü n c h e n. Ich kann das jetzt nicht tun, habe auch eine ähnliche Anregung Schmollers bezüglich Berlins abgelehnt, da ich noch gar nicht regulär arbeiten könnte. Ich vertrage ziemlich schwere Geistesarbeit ganz gut, die p h y s i s c h e Leistung des Sprechens aber macht mich schlaflos und damit nach kurzer Zeit leistungsunfähig. Ich werde sicher noch anderthalb Jahre etwa brauchen, ehe ich dem Gedanken an eine Habilitation auswärts ernstlich näher treten kann. Daß ich es als ein Glück ersten Ranges schätzen würde, mit Ihnen zusammenzuwirken, wissen Sie. Sachlich wäre ja zu fragen, ob nicht in Berlin jemand mit meinen Ansichten zur Zeit wichtiger wäre, als Gegengewicht gegen diese absolute Gesinnungslosigkeit, welche dort das Wort führt.« (28. 2. 06.)

Trotz dieser erzwungenen Abkehr bleibt Webers Interesse an der Universität so lebendig wie je. Kollegen und Fakultäten ersuchen ihn nun häufig um Rat, wenn es sich um die Besetzung der Lehrstühle handelt, und jüngere Dozenten machen ihn zum Anwalt ihrer Berufsinteressen. Er scheut dann keine Mühe und Zeit, macht andrer Sache zur eignen, prüft aufs gewissenhafteste, was sachlich erwünscht und gerecht sein kann, setzt dabei durch-

dringende Sach- und Menschenkenntnis ein und pflegt seine Ansicht fest, aber zunächst rücksichtsvoll und mit großem diplomatischem Takt zu vertreten. Stößt er jedoch auf kleinliche Enge, Eitelkeiten und sonstiges »Menschliche«, was die sachliche Erledigung erschwert, so wird er allerdings den Kollegen unbequem, legt seine Lanze ein und sucht die Widerstände durch starken moralischen Druck zu bezwingen, ein Vorgehen, das manchmal erfolglos bleibt. Was Weber bei solchen Gelegenheiten öfter erregt, ist die bekannte Neigung mancher Zunftgenossen, bei Berufungen mittelmäßigen, aber angenehmen Kollegen den Vorzug zu geben, statt bedeutenden und prononzierten Persönlichkeiten. Er sieht darin den Ausfluß einer spezifischen Berufskrankheit: der Professoreneitelkeit. Ebenso verhaßt wie diese ist ihm ein Antisemitismus, der erlesenen Geistern, wie u. a. Georg Simmel, den ihnen gebührenden Wirkungskreis vorenthält. Daß es nicht gelang, diesen Philosophen zur Ergänzung Wilhelm Windelbands nach Heidelberg zu bringen, verargte er dauernd den Beteiligten. — Und schließlich haßt er die politische Unfreiheit und Aengstlichkeit, die sich der Eingliederung von Gelehrten sozialdemokratischer Richtung entgegenstemmt.

Ein charakteristischer Fall, der ihn lange beschäftigte, war z. B., daß sich aus diesem Grund dem vielversprechenden jungen Soziologen Robert Michels die deutschen Universitäten verschlossen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich im Ausland zu habilitieren. Weber erklärt diesen Zustand — »wenn ich etwa italienische, französische, ja im Augenblick sogar russische Verhältnisse damit vergleiche, als Schande für eine Kulturnation, und ich bin übrigens sicher, darin den Beifall der Mehrzahl der besten deutschen Gelehrten ohne Unterschied der Parteistellung des Einzelnen zu finden.« Als auf der ersten Hochschullehrertagung Alfred Weber diesen Fall zur Sprache bringt, wird aus dem Kollegenkreis behauptet, außer den politischen seien auch persönliche Gründe, nämlich die Tatsache, daß Michels seine Kinder nicht habe taufen lassen, für Ablehnung der Habilitation maßgebend gewesen. Darauf publiziert Max Weber in der Frankfurter Zeitung einen Artikel über »die sogenannte Lehrfreiheit«, in dem es u. a. heißt: »Solange solche Anschauungen herrschen, besteht für mich nicht die Möglichkeit, mich so zu gebärden, als besäßen wir so etwas wie eine ‚Lehrfreiheit' — — — — und solange religiöse Gemeinschaften wissentlich und offenkundig ihre

Sakramente dazu gebrauchen lassen, auf gleicher Linie mit Corpsbändern und Reserveoffizierspatenten als Mittel zum Karriere machen zu dienen, verdienen sie jene Mißachtung, über welche sie sich zu beklagen pflegen.« (Sept. 1908.)

Zu Webers Grundsätzen gehört, daß in allen auf »Werte« bezogenen Disziplinen, also vor allem in den philosophischen, historischen und staatswissenschaftlichen, wenn irgend möglich, Vertreter verschiedener Richtungen nebeneinander wirken sollten. Die Universität, wie er sie sich denkt, darf weder »Kirche«, noch »Sekte«, noch staatserhaltende Anstalt sein, sondern die Stätte geistiger Freiheit und geistigen Kampfes.

* * *

Das Frühjahr 1906 bringt eine lange erwünschte Veränderung: Umzug aus der engen häßlichen Hauptstraße an die Südseite des Neckars, die Riviera von Heidelberg. Für diesen wichtigen Akt werden die Klingerschen Originalradierungen verkauft; man liebt sie noch, hat sie nun aber völlig in sich aufgenommen. Daß das Kaiser Friedrich-Museum in Posen sie bekommt und sie dadurch der deutschen Kulturpropaganda dienen, erfüllt Weber mit Genugtuung. Nun wird auch die klotzige moderne Eichenrenaissance mit den Säulengalerien und wulstigen Kröpfen gegen schlichte alte Möbel vertauscht. Helene hilft, denn sie ist immer bereit, ihren Kindern einen Freudenstrahl zuzuwenden. Mariannes lange gehegter Wunsch nach einem ästhetisch einwandsfreien Lebensrahmen wird erfüllt — sie freut sich wie ein Kind: »Ich bin gräßlich fidel und tanze dankbar um das goldne Kälbchen, in diesem Fall sicher kein Unrecht.« Weber, ganz unabhängig von äußerem Schmuck, ist es an sich gleichgültig, in welcher Umgebung sein Schreibtisch und seine Bücherregale stehen, und kann er arbeiten, so schaut er derweil nicht in die Landschaft. Er bedarf nicht des Tages gerundeter Harmonie. So ist ihm auch die Stadtwohnung recht gewesen. Ja, um den Reiz des Wechsels zu haben, scheidet er sogar ganz gern den Rahmen von Arbeitsaskese und Muße und will sein Schönheitsbedürfnis vor allem auf Reisen befriedigen. Aber er freut sich, daß die Frau nun ihr »Schmuckkästchen« hat. Und dann spendet auch ihm die sich gerade in zartes Grün kleidende Bergwand und der fröhlich glitzernde Fluß neue Freude. Zum erstenmal schaut die knospende Welt zu jeder Tagesstunde ins eigne Heim.

Am Hause öffnen sich Pfirsich- und Pflaumenblüten. Weber schreibt an Helene: »Endlich ist Fühling, und nun genießen wir die neue Wohnung mit allen Herrlichkeiten ihrer Aussicht auf Schloß und Berge und das ländlichere Milieu: Hühnergegacker, Obstgärten, Gartenwirtschaft und denken, ob es wohl bei Euch schon ähnlich ist, und Dein Geburtstag Dir so freundlich ins Zimmer scheinen wird, wie uns hier. — — — — Ich sitze täglich von 12—1 wie mich Gott erschuf, mit langer Pfeife auf dem Balkon (‚Sonnenbäder'), mit welchem Erfolg, ist abzuwarten.« —

Aber er wird diesmal im Hochsommer, den er so liebt, wieder heftig von den Dämonen geplagt. Er müßte eigentlich fort, doch das hindert die Arbeit über die russische Revolution, die ihm nun täglich schweren Aerger bereitet. Dieser zweite umfangreiche Teil wird nämlich langsamer gedruckt als geschrieben und verfehlt dadurch nach Webers Meinung seinen Zweck. Er tut die außergewöhnlichen Frondienste lediglich um der Sache und des Archivs willen und zahlt den durch seine Handschrift und die vielen Einschiebungen erschwerten Druck aus seiner Tasche. Daß dennoch der »Apparat« nicht Schritt hält und scheinbar passiven Widerstand leistet, macht ihn rasend, wie aller Widerstand der »Objekte«. Er ist entschlossen, die Herausgeberschaft am Archiv zu kündigen: »Ich habe nun 9 Monate, die ich nicht noch einmal lebe, l e d i g l i c h im Dienst des Archivs gearbeitet, an Dingen, die weder ich noch sonst jemand als wissenschaftliche Leistungen nehmen wird. Der »Apparat« hat dergestalt funktioniert, daß ich 2½ Monate allein mit Druckkorrekturen beschäftigt, d. h. tagaus tagein auf solche wartend, ohne sie zu bekommen, nichts andres tun konnte. Bisheriges Ergebnis: eine Rechnung von 857 Mark für das Januarbeilageheft, woraus auf die entsprechende Rechnung für das doppelt so dicke Augustheft zu schließen ist. Das Geld ist mir ‚wurst', nicht weil es mir gleichgültig sein könnte, sondern weil ich es so gewollt habe. Aber die Art der Behandlung durch den ‚Apparat' ist mir ganz und gar n i c h t gleichgültig. Weder Jaffé noch Siebeck können etwas dafür, folglich ist diese Situation unabänderlich. Folglich passe ich nicht ins Archiv. Ich bin vor Aerger halb krank. Natürlich scheide ich erst aus, wenn Sie und Jaffé einen andern Kompagnon gesucht haben.« (20. 8. 06 an Sombart.)

Wie stets in Konflikten setzt Weber alles aufs Spiel, immer bereit, sich ohne Rücksicht auf äußere Interessen von jeder Ge-

meinschaft zu lösen. Dies jedoch nicht nur, wenn es sich um seine Sachen handelt, sondern vor allem auch dann, wenn andre ihren Aerger bei ihm abladen oder an seine Ritterlichkeit appellieren. Auch in solchen Fällen riskiert er — wenn nötig, seine eignen Beziehungen Es kann dann passieren, daß er sich mit der einen Partei identifiziert, ohne zuvor die andre gehört zu haben, und dadurch Fehler macht. Andrerseits läßt er sich bei solchen Gelegenheiten gern begütigen, wenn er überzeugt wird, daß die Sache Schaden nimmt, falls er sie im Stich läßt. So zieht sich auch der obige Streit mit dem »Archiv« wieder zurecht.

* * *

Nun aber ist es hohe Zeit zur Wanderschaft. Im Herbst 1906 reist Weber mit Mutter und Frau nach Sizilien, wieder eine fremde, herrliche Welt, neu auch gegenüber Italien. Den mit duftenden Zitronen und Weingärten gekränzten Küstensaum entlang, fahren die Reisenden zuerst nach Taormina. Breite tote Flußbetten, die statt Wasser nur Steine führen, verraten die Wüste im Inneren. Aber zur Seite der verbrannten Berghänge leuchtet das Meer tiefblau, violett und grün, ein funkelndes Geschmeide. Jauchzend umtanzt der Wellenschaum die von geheimnisvollen Rauchwolken umschwebten, liparischen Inseln. Dann erhebt sich der Aetna aus dem Meer, immer majestätischer, je höher die Straße an den Oliven- und Mandelhängen hinansteigt. Den breit gelagerten Fuß mit Weinreben und glänzendem Immergrün kränzend, der Aufstieg schlichter in Laubwald und Kiefern gekleidet. Schließlich — die Stätten der Menschen hinter sich lassend — wird er ein aller Erdenschöne abgewendeter Einsiedler, der sein Haupt in die entkörperte All-Einheit des ewigen Schnees hüllt. Dort oben scheint er mehr dem Unendlichen als der Erde eigen. Wunderbar umspielt das wechselnde Licht seine Unzugänglichkeit. Ein Gewitter hüllte ihn in schwarzes, dann purpurn aufleuchtendes Gewölk; aber rosenfarben schimmerte das weiße Haupt in der verheißenden Frühe, rosa vor dem zarten Grün des erwachenden Aethers. Doch seht die Rauchwolke über dem kühlen Haupt! — nein, nicht dem Himmel gehört dieses Wundergebilde, die Gewalt irdischer Glut wogt in der festgefügten Form, und jeden Tag kann aus der Höhe ungebändigte Urkraft hervorbrechen, die das an ihn geschmiegte Leben erbarmungslos zerstört.

Im Halbrund des Theaters, das die heroische Landschaft mit dem griechischen Geist vermählt, liest Weber aus der Odyssee vor — ihn umwittert Hellas. Er sieht mit Homer das Weinrot des Meeres. — Dann Syrakus, einst Mittelpunkt großen geschäftigen Lebens und bedeutendste Zweigstätte griechischer Kultur, jetzt ein baumloses, silbrig graues Steinplateau, in dessen Höhlen wieder der Hirte mit seinen Ziegen haust. In der Frühe packt er zum Melken ein Tier nach dem andern beim schmalen Ausgang der dunklen Grotte wie Polyphem. Unendliche Schwermut des Vergangenen unter diesem gleißenden Himmel, dessen Strahlenflut nordische Augen unbarmherzig blendet. Kein Waldschatten ladet zu erquickender Ruhe. Aber das Meer brandet so fröhlich wie je an die Felsen und wäscht sich dort immer neue bunte Grotten. Die Gefährten wiegen sich im Kahn auf dem bewegten Kristall, seine Klarheit enthüllt die Wunder des Grundes. Ermüdet vom Sonnenglast sitzen sie dann still in den Latomien [1]), deren weites Labyrinth einst ein ganzes Heer gefangener Athener in die Erde grub. Hier haben Tausende ihr Dasein glücklos zu Ende gefrohndet. Nun ist ihr Leiden in Schönheit verwandelt: ein versenkter Zaubergarten mit Blumenbeeten und Baumgruppen. Die hohen Steinwände verkleidet üppiges Schlinggewächs; weltferne Stille flüstert; Bienenvölker umbrausen die herbduftenden Efeublüten, hoch auf dem Rande der Oberwelt zirkeln sich steile Zypressenguirlanden am blauen Himmel ab, wölbt der Brotfruchtbaum sein Schattendach. — Und die Quelle Cyane. Sie steuern auf kleinem Nachen die Windungen der eilig dahin schießenden Ader aufwärts. Das Wasser wird immer blauer und schmaler, Papyrusstauden vom Uferrand neigen sich dicht zueinander und verstecken die Welt. Dann erweitert sich plötzlich der strömende Spalt zu tiefblauem Rund — so unmittelbar bricht hier die klarste Wasserflut aus dem Erdinnern.

Die Fahrt nach Girgenti führt durch baumloses Bergland. Im Herbst verhüllt keine Grasnarbe die gelben schwefeligen Lehmhügel, in die Gewitterbäche tiefe Furchen gerissen haben. Wo einst Getreide wogte und Wälder schatteten, lauert jetzt erschreckende tödliche Oede. Oben auf den unwirtlichen Gipfeln kleben ärmliche Menschenwohnungen, gelb und grau wie der Lehm der Berge. Verschmachten dort nicht die Menschen unter dem mitleidlos brennenden Firmament? Auch Girgenti ist auf eine steile Bergkuppe

[1]) Antike Steinbrüche.

gehäuft, aber die alte römische Anlage sorgt ihm noch immer für Wasser und riesenfingrige Kaktushecken schützen die Gärten. Unten gegen das Meer zu, wo die ungeheuren Tempelreste lagern, erheben sich uralte Oliven-, Mandeln-, Brotfruchtbäume wie aus leichtem weißen Schnee. Den ganzen Grund schmückt gerade ein weiß blühendes Pflänzchen. — Aus diesem Traumreich versunkener Größe führt das geschäftige Palermo wieder zur Gegenwart. Da öffnet sich die Weite der herrlichen Bucht mit den Eckpfeilern durchsichtig geformter Berge. Ihre klaren Konturen entlocken Himmel und Meer vielfältige Töne: am leuchtenden Mittag opalisierendes Blau. Sattes dunkelblau und düsteres Violett, wenn der Scirokko zum Gewitter drängt — dann stehen sie dunkel über dem ergrünenden Meer — abends malvenfarbene Röte. Manchmal sinkt abends die Sonne klarrot ins Meer, dann überglüht ihr Scheidekuß den ganzen Himmel. Noch lange hält er das Glück dieser Stunde im zarteren Spiel aller Farben fest. — Hier finden die Reisenden die normannisch-byzantinischen Kunstwerke. Wie entzücken sie sich an den Kreuzgängen der Klosterhöfe mit den zierlich gewundenen Marmorsäulen, deren Spiralen und Kapitäle geschmückt sind mit dem unvergänglichen Gold und Bunt der Mosaike! Und dann die morgenländische Pracht der Goldgrundkapellen, wo die schlichten Gestalten der Legende umrankt sind von dem zarten Gespinst der Ornamente. In diesem flimmernden Schrein treiben Priester in weißem Brokat uralte Magie. Helene lehnt ab, dies Knixen und Litaneien nur als Schauspiel zu nehmen, ihre protestantische Seele schüttelt sich. Aber als aus dem Goldgrund der Apsis von Mon Reale das stille sinnende Auge des übermenschlichen Christusbildes sie anblickt, durchschauert sie Gottes-Nähe. Dieser erhabene Herrscherblick begehrt die Welt nicht und bannt sie dennoch für immer in seinen Besitz.

Jedoch sie schauen nicht nur ewige Bilder, sondern auch das Wellenspiel des Zeitlichen zu ihren Füßen. Sie können sich nicht satt sehen am Treiben der kleinen Leute, das sich durch die stets weit geöffneten Türen der fensterlosen Wohnungen darbietet und auf die Straße quillt. Ganz »antik« spielen sich hier die Verrichtungen des Alltags im engen Schacht der Straßen ab, uralt mutet auch der unerhörte Schmutz an. Man freut sich der Zärtlichkeit, die das Gewimmel proletarischer Eltern und Kinder verbindet, und Helene fällt auf, daß schon die Buben von den

Vätern als Kameraden behandelt werden. Ueberall sieht sie das Bild, was die nordische Großstadt nicht bietet: die in aller Aermlichkeit kindlich glückliche Familie. — Freilich, heimisch werden könnten die Reisenden wohl nicht inmitten dieses gegenwartsfrohen Völkchens, das sich des kurzen Tages gedankenlos freut, und scheinbar nichts will als glücklich sein. Sie lassen's halt gehen wie's geht, »sie wollen nicht über sich hinaus«, sie scheinen nicht zu kämpfen und zu streben. Nein, die nordischen Menschen, die fast immer w o l l e n und sollen, fänden hier keine Heimat.

* * *

Was w o l l e n denn diese Menschen, sofern sie nicht aus verborgenem Grund des Unbewußten leben? Ihre Werke? die sind letztlich wohl keine Frucht des Wollens, sondern des Müssens, das Auswirken naturverliehener Anlagen. Nein, sofern sie darüber nachdenken, erscheint ihnen vor allem die Verwirklichung des »Sittengesetzes« im eignen Tun und draußen in der Welt wichtig — die Orientierung des Lebens zwar nicht an formulierbaren Geboten, aber an der Idee einer sittlichen Weltordnung, an »Aufgaben«. Vor allen anderen haben e t h i s c h e Ideale absolute Dignität, und das ethische I d e a l ist auch Norm, der man gehorchen soll, selbst auf Kosten des Daseinsglücks. Die Würde des Menschen verlangt Formung des Seins durch ein Soll und Opferbereitschaft dafür. Und über gewissen Bezirken des Lebens steht die sittliche Forderung nicht nur als allgemeine Form, die jeder mit beliebigem Inhalt füllen könnte, — sondern in der endlosen Kasuistik konkreter ethischer Handelnsmöglichkeiten lassen sich immerhin gewisse Verhaltungsweisen denken, die unter allen Umständen, also unabhängig von ihren Motiven, normgemäß oder vor allem: normwidrig sind. Mag auch ein Teil ethischer wie aller andern Kulturideale sich wandeln im Lauf der Geschichte, mag im lebendigen Ablauf des Handelns der einzelne Schritt seinen Sinn nur durch den vorangegangenen oder den folgenden empfangen, so wie im musikalischen Gebilde ein Akkord sein Recht durch den vorangegangenen und folgenden Ton erhält — über diesem Prozeß leuchten ewige Sterne, die allen die Richtung weisen.

Solche Anschauungen als selbstverständlichen Einschlag bewußten Daseins spüren die Gefährten nur in der durch den kategorischen Imperativ mitgeprägten Heimat. Im Vergleich zu dieser

nordischen Welt erscheint die sonnenumflossene Daseinsfreude des Südens als Kinderparadies. Reifes Leben können sie sich nicht denken ohne Anspannung im Dienst immer neuer Aufgaben, ohne Bewältigung von Widerständen.

* * *

Weber schließt die Reise bei dem jungen Freund und Fachgenossen R. Michels in Turin und schreibt von dort an seine Mutter: »Wie gut mir die Reise getan hat, bemerke ich jetzt eben an dem, was mein Körper und Gehirn an Gesellschaften, Theater (!), Diskussionen, Lauferei usw. hier in Turin alles aushält. Ich hätte es nicht für möglich gehalten. . . . . Ich hoffe nun herzlich, daß Du nicht, wie wir fürchten mußten, einen Knacks abbekommen hast, und daß es Dich nicht seelisch zu sehr angegriffen hat in dieser doch ziemlich großen Reiseunruhe mit einem so leicht verstimmbaren Menschen, wie ich es bin, zusammen zu sein. In einem unbekannten Lande wie Sizilien mußte man das Schöne erst suchen, und das nimmt Kraft, Zeit und Geld und war für Dich eine arge Strapaze. Aber hoffentlich hast Du doch von den Eindrücken etwas gehabt, an das Du gern denkst. Mir haften einige der Bilder aus Sizilien unauslöschlich und — wie meist — werde ich die Reise erst in der Erinnerung wirklich ganz genießen. Während man die großen Eindrücke hat, machen sie einem stumm. Nochmals liebe Mutter, für uns war die große äußere und innere Strapaze, die Du Dir auferlegt hast, eine größere Wohltat, als Du vermutest, und als man während der Reise zum Ausdruck bringen kann.«

* * *

Aber trotz der langen Entspannung stehen Winter und Frühjahr 1907 wieder unter dunklem Wolkendruck. Zu größerer Arbeit fehlt die Kraft, Weber fühlt sich steril und glaubt seit Jahren keine so böse Zeit gehabt zu haben: O dieser lange lange Winter! Er hat dann das Leben manchmal so satt — »entsetzlicher Gedanke, noch so viele traurige Winter in Deutschland verbringen zu müssen«, wenigstens den Lebensherbst sollte man künftig im Süden übersonnen.

Dazu um diese Zeit unerquickliche und bedrohliche politische

Ereignisse, von denen noch die Rede sein wird. Sie erregen ihn furchtbar. — Da sich die Muse versagt, durchprüft Weber das endlich zum Schluß kommende Ehe-Buch seiner Frau, mit dem sie sich jahrelang geplagt hat.

Im März flüchten die Gefährten schon wieder nach Italien, diesmal an den Comer See. Auf einem Waldhügel über Bellagio, der sich zwischen die drei Seezipfel drängt, liegt ein alter zum Hotel verwandelter Herrensitz, die Villa Serbelloni. Dort wohnt sich's wundervoll. Deutscher Waldfrühling verwebt sich in südliche Pracht; umkreist man den Hügel, so bieten sich immer andre Bilder vom Schönsten der Erde. Gen Norden dämmern die Schneehäupter der Alpen, die nach Süden den See umrahmenden Berge schweben in entkörperndem Blau, dennoch sind sie scharf in die Luft gezeichnet — jede Felskante ist deutlich. An den nahen Hängen schmücken rosa Pfirsichblüten den graugrünen Olivengrund. In den kostbaren Paradiesgärten am Uferrand schwelgen Kamelien, Granaten, Azalien; aus jeder Bucht leuchtet eine weiße Stadt. Aber der böse Feind will nicht weichen, noch im Mai geht es Weber so schlecht, daß die Frau — außer sich über die lange Plage — wieder mal einen neuen Arzt konsultiert. Erst im Sommer kann er wieder produzieren und zwar Schwieriges: Die logische Auseinandersetzung mit Stammler, deren erster Teil noch im Juliheft des Archivs erscheint. »Rickert findet den Aufsatz sehr schwer und sagt, es sei ein Jammer, daß Du Deine ganze Philosophie im Archiv ablagertest und es dem Leser stilistisch so schwer machst, etwas davon zu haben. Siehst Du, alle sagen dasselbe.«

Der Sommer bringt allerlei bedeutsame Veränderungen. Webers Bruder und Fachgenosse Alfred, bis dahin Professor in Prag, wird nach Heidelberg berufen. Er trennt sich schwer von Oesterreich und entschließt sich zögernd. Weber freut sich; die Brüder waren sich einst sehr nahe und stehen politisch im selben Lager.

Ein andres Ereignis: Der Patriarch Karl Weber in Oerlinghausen, Begründer der Leinenfirma, schließt seine Augen hochbetagt. Weisheit des Alters haben den herrschgewohnten Mann längst so milde und gütig gemacht, daß sich alle Scheu vor ihm in Liebe wandelte. Er hat die Kinder großzügig an seinem Wohlstand teilnehmen lassen. Eine ganze blühende Dynastie: Sohn, Schwiegersohn und drei Enkel stehen schon mit ihm am Steuer des Geschäfts. Die Jungen haben nicht ohne Widerstand von seiten des Patriarchen, der zunächst die neuen Betriebs-

formen scheute, die hausindustrielle Weberei in den Fabrikbetrieb überführt, das Geschäft dehnte sich aus, aber die Harmonie der Arbeitsgemeinschaft blieb erhalten. Helene und ihre Kinder bestaunen immer aufs neue dies Wunder: daß drei Generationen sich derart ineinander zu fügen vermögen, daß Söhne, die zufolge ihrer umfassenderen Ausbildung über die Väter hinausgewachsen sind, so viel Spielraum finden und sich dennoch mit solcher Pietät der Väter-Herrschaft unterwerfen. Wie anders war das als einst in der eignen komplizierten Familie. — Hier bricht nun der Tod mit sanfter Hand die überreife Frucht, im Abschiedsschmerz ist Segen: wenn ein alter Baum fällt, so können sich die jungen ins Licht recken.

Auch der ausrangierte Professor ist nun von Geldsorgen befreit. Als der Patriarch zur Ruhe gebettet ist, reist Weber einige Wochen nach Holland und kehrt dann noch für eine Zeitlang nach Oerlinghausen zurück. Dort überlegt er den zwischen den Brüdern schon mündlich erwogenen Plan einer Kollektivarbeit des Vereins für Sozialpolitik und schreibt darüber an Alfred Weber: »— — Ich beabsichtigte vorzuschlagen, der Verein für Sozialpolitik möge eine Serie von Untersuchungen beginnen lassen, die man um ein populäres Etikett zu haben, vielleicht als ‚Lage der geistigen Arbeit in der modernen Großindustrie' titulieren könnte. Ich dachte die innere Struktur der einzelnen Industrien in bezug auf Maß und Art der Gelerntheit der Arbeit, Stetigkeit der Arbeiterschaft, Berufschancen, Berufswechsel usw. heranzuziehen und von dieser ‚morphologischen' Seite aus dann der Frage der psycho-physischen Auslese, die die Industrie vollzieht, ihrer Richtung in den einzelnen Industrien, und umgekehrt ihrer Bedingtheit durch die, sei es hereditären, sei es anerzogenen psycho-physischen Qualitäten der Bevölkerung näher zu kommen[1]«.

Wie schon gesagt, handelt es sich bei diesem Plan um die andere Seite derjenigen Probleme, die im Mittelpunkt der Abhandlung über den »Geist des Kapitalismus« stehen. Dort war der Prägung jener dem modernen Kapitalismus dienstbaren Typen durch spirituelle Momente nachgegangen, jetzt sollte ihre Abhängigkeit von der technischen Arbeitsform untersucht werden. Weber sucht Mitarbeiter zu gewinnen und verfaßt für sie eine methodologische Anleitung. Diese und die ersten Teile seiner eignen Studie erscheinen 1908. —

[1]) Vgl. S. 344 f.

In diesem Jahre hat sich starke Produktivität angesammelt, selbst der Winter kann ihr nichts anhaben. Angeregt durch den Verlag, beginnt Weber im Herbst (1908) neben den Spezialuntersuchungen eine soziologisch-historische Abhandlung für das Handwörterbuch der Staatswissenschaften: »Die Agrarverhältnisse des Altertums«[1]). In drei Monaten wird ein Werk großen Formats geschaffen, ein historisches Riesenmaterial von den verschiedensten Gesichtspunkten aus: rechtlichen, wirtschaftlichen, soziologischen, durchkonstruiert. Auch diese Abhandlung, die schon durch ihren Umfang fast den Rahmen des Sammelwerks sprengt, bleibt wiederum breiteren Kreisen unzugänglich. — Weber macht es ähnlich wie die mittelalterlichen Maler, die ihre Werke auf hohen Wänden und Wölbungen dunkler Kirchen verbergen, gleichgültig dagegen, ob Menschenblick sie erreicht — Gottesdienst.

III.

Nun steht also wieder Gewichtiges da. Weber darf zufrieden sein und eine Atempause machen. Die Gefährten haben schon länger das Bedürfnis, die Buntheit des unmittelbaren Daseins auf sich wirken zu lassen: »Alle Fäden des persönlichen Lebens werden stärker angesponnen, und ich habe das Gefühl, als sei es einmal wieder so merkwürdig neu — vor allem durch das intensive Mitleben mit Andern. Aeußerlich geht freilich alles seinen geregelten Gang. Max feilt noch an seinem großen Aufsatz und hat sich mit einer Wagenburg von Büchern umstellt.« Weber selbst läßt sich sehr selten aus dem Hause locken, aber er freut sich stets über anregenden Besuch: »Fast täglich ist irgend jemand da, von den Gelehrten vor allem Troeltsch, Jellinek, Gothein, Voßler und Lask. Aus dem Zwischenreich von Wissenschaft und Kunst die Ehepaare Jaffé und A. F. Schmid, dann Gruhle, M. Tobler u. a. Die Freunde kommen meist nachmittags, ab und an auch abends, wo Max sich dann um 9 Uhr zurückzieht, aber vorher ungeheuer viel redet.« Mit den älteren Gelehrten ergeben sich jedesmal bedeutsame wissenschaftliche Gespräche. Von der Zigarre umwölkt, entzündet sich Geist an Geist — ein anziehendes Schauspiel, wenn die in langer Zucht erarbeiteten Erkenntnisse als lebenswarme Ströme, persönlichkeitsgefärbt, hervorbrechen und in ihrer Vermählung neue Einsichten zeugen. Aber auch die Stunden anmutigen Plauderns oder gemütvollen

[1]) Vgl. voriges Kapitel S. 343 f.

Austauschs beim Tee mit den Freundinnen sind sehr geschätzt. Weber interessiert persönliches Erleben und das Detail des Daseins so stark wie Sachwissen, und er sagt öfter: »Wie langweilig wäre das Leben ohne Euch Frauchen, aber mit Euch passiert ja immer was.« Ein großer Verlust ist es, als aus dem engeren Freundeskreis der ersten Heidelberger Zeit Edgar und Else Jaffé durch Uebersiedlung nach München ausscheiden. Indessen verbindet Weber mit dem Mann auch weiterhin die Arbeitsgemeinschaft am Archiv, und seine ehemalige Schülerin Frau Else, jetzt in der Blüte ihres Frauendaseins und durch Anmut und Geist Mittelpunkt ihres Kreises, bleibt in naher innerer Gemeinschaft mit ihren Heidelberger Freunden.

Zu dem jüngeren Nachwuchs, der allmählich einen neuen Kreis bildet, gehört schon länger der Philosoph Emil Lask, Rickerts Schüler und naher Freund; er hat sich dem Ehepaar mit großer Treue angeschlossen. Sein scharfer Verstand paart sich mit geistreichem Witz, der häufig den schwermütigen Ernst seines Wesens befreiend durchbricht. Als einer derer, die vor Weber aus dem Leben geschieden sind, wird sein Bild später festgehalten. Er führt die Musikerin Mina Tobler ins Haus, die den Gefährten sowohl durch die künstlerische Eigenart ihres Welterlebens wie durch ihre edle Kunst einen neuen Klang zuträgt und sie in langjähriger Freundschaft menschlich und musikalisch bereichert. Originelle ästhetische Anregungen schenken auch die vielseitig begabten Ehegefährten A. F. Schmid-Noerr und Kläre Schmid-Romberg, die, als frühere Schauspielerin und in jeder Kunstübung beheimatet, den Hauch einer außerakademischen Welt ausströmt. Mit dem Dichter-Philosophen und feinen Kunstkenner A. F. Schmid versenken sich die Gefährten vor allem in die stimmungsvolle religiöse Plastik des frühen Mittelalters, während der Psychiater H. Gruhle, ebenfalls Kunstverständiger im Nebenamt, ihnen die Seltsamkeiten des jeweils Modernsten nahe bringt. Einige Zeit später knüpft sich das Band mit Friedrich Gundolf, Arthur Salz und vor allem mit Karl und Gertrud Jaspers. Die jungen Leute bringen Weber scheue, nie die Distanz durchbrechende Verehrung entgegen; er erfährt davon nur durch seine Frau, wehrt lächelnd ab und freut sich doch. Nach Semesterschluß sprechen oft auch die auswärtigen Freunde vor: die Fachgenossen Werner Sombart und Robert Michels, Paul Hensel, der nun in Erlangen eine philosophische Professur

bekleidet, und vor allem Georg Simmel, der sich nicht nur durch seine erlesene geistvolle Gesprächskunst, sondern auch durch Güte, Wärme und echte Humanitas die Seelen öffnet. Zu den bedeutenden Frauen, die durch kurzes oder längeres Verweilen das Haus bereichern, gehören Marie Baum, Gertrud Bäumer, Gertrud Simmel. Unter den Jüngeren — angehenden Gelehrten — die Webers Anregung suchen, befinden sich öfter P. Honigsheim und K. Löwenstein. Dazu fügt sich oft wochenlanger Familienbesuch, vor allem Helene in das Leben ein. Nun, wo Weber seine Scheuern wieder öffnet, wird die Fülle der Gesichte manchmal bedrängend. Aber der Austausch in den verschiedenen Stockwerken der Alters- und Interessengruppen spendet neuen Reichtum. —

Um diese Zeit schießen dem zünftlerischen Kern des Heidelberger Geisteslebens allerlei neue Strahlen zu: Junge Leute ohne Amt in allen Stadien der Entwicklung, die irgendwann in den inneren akademischen Bezirk eintreten oder auch nur in einer Luft leben wollen, die geistiger Arbeit Eigenwert verleiht. Moderne Strömungen fluten von draußen an das gastliche Ufer der kleinen Stadt. Neben die festgefügten Gehäuse der älteren Generation stellen junge Leute einen andern Lebensstil jenseits der Konvention. Gesellschaftliche Freiheit beginnt sich zu entwickeln, wie sie bisher nur in Münchner Künstlerkreisen zuhause war. Neue Typen, in ihren geistigen Impulsen mit den Romantikern verwandt, stellen einmal wieder »bürgerliche« Denk- und Lebensordnungen in Frage. Sie kämpfen im Namen persönlicher Freiheit um alte und neue Ideale der Lebensgestaltung. Die Geltung allgemeinverbindlicher Normen des Handelns wird bezweifelt, man sucht entweder ein »individuelles Gesetz« oder verneint jedes »Gesetz«, um über dem sich immer verändernden Strom des Lebens nur das G e f ü h l walten zu lassen. Dieser Ansturm auf die überkommenen Werttafeln will vor allem den beschwingenden Eros befreien. Denn von ihm verlangt ja »Gesetz« und »Pflicht« die fühlbarsten Opfer. Welchen Wert können Normen haben, die so oft die Herrlichkeit blutwarmen Lebens ersticken, Naturtriebe verdrängen und vor allem so vielen Frauen das Blühen und Fruchten versagen? Gesetz, Pflicht, Askese, alle diese Vorstellungen stammen ja doch aus der Verteufelung des Geschlechtlichen durch ein Christentum, dem man entwachsen ist. Besser ist sein Schicksal ganz aus der eignen Natur gestalten, sich von heißen Lebensströmen durchbrausen lassen und dann die

Folgen tragen, als am Geländer der Moral dürre Pfade der Vorsicht schleichen!

Webers haben festgefügte Ueberzeugungen und fühlen sich mitverantwortlich für die allgemeine Gesittung. Aber sie sind noch jung genug, um sich dem Kampf der Jugend mit brennender Teilnahme zuzuwenden und von ihr den eignen Bestand an Idealen und Wertungen in Frage stellen zu lassen. Gerade vom sicheren Port aus wollen sie sich nicht verschließen. — Zu denjenigen »absoluten« Idealen, die neu zu verteidigen sind, gehört für sie die Ehe, sofern sie in Liebeskraft und Glauben an ihren eignen Ewigkeitswert gegründet ist. Das hohe Daseinsglück, was Eros schenkt, soll entgolten werden durch die Bereitschaft zu ernsten Aufgaben: Lebensgemeinschaft, Verantwortung der Gatten füreinander und die Kinder. Man hat einander zu gewähren, was dem inneren Wachstum frommt: geistige Freiheit und Selbständigkeit, auch das Eingehen in die Fülle des Daseins. Gegenseitige Besitzansprüche sind nicht gerechtfertigt, aber selbstverständlich ist Treue und Ausschließlichkeit in der geschlechtlich-erotischen Sphäre. Und eine solche Ehe ist nicht nur »Ideal«, von dessen Verwirklichung sich der Einzelne nicht beliebig lossprechen kann, sondern e t h i s c h e N o r m der Geschlechtsgemeinschaft. Die Opfer, die sie heischt, müssen gebracht werden. Wer ihr nicht zustrebt oder von ihr abfällt, wird s c h u l d i g , schuldig gegen konkrete Menschen, oder aber gegen eine Idee höchster Ordnung, die aller sozialen Gesittung vorsteht. Denn der Naturtrieb — an sich wertneutral — kann zugleich Mittel und Hemmnis kostbarer seelischer Werte sein. Entzieht er sich grundsätzlich ethischer Formung, so wird er zum Hemmnis! Sinnliches Genießen darf deshalb nicht Selbstzweck sein, auch nicht in der Form ästhetisch sublimierter Erotik. »Adiaphora« auf diesem Gebiet gibt es nicht, denn keine menschliche Beziehung ist derart folgenschwer wie die geschlechtliche. Der »schöne Augenblick« verpflichtet. Und nichts prägt den Menschen entscheidender als sein Verhalten in dieser Sphäre. Wer sich hier frei spricht von »Pflicht«, ist in Gefahr, frivol zu werden oder brutal. Freilich, entscheidend formt nicht der »Sündenfall« selbst, sondern die Art wie man sich dazu stellt. Der Mensch kann größer werden als seine Schuld, wenn er sie als solche empfindet und sie groß und ernst nimmt. Und wichtig für die Kultur ist nicht, ob alle die Norm erfüllen, aber daß alle sie a n e r k e n n e n und sich nach ihr richten. Denn nur

wer im Unterliegen die ethische Unterschiedsempfindlichkeit verliert, nähert sich den Tiefen des Untermenschlichen, wo ihm das Licht ewiger Leitsterne verlischt.

Diese Ideale — für Weber schon in der Straßburger Zeit bewußt erwähltes Erbgut — werden seit der Jahrhundertwende auch in der Oeffentlichkeit heftig umstritten. Auf der einen Seite neu vertieft und verfestigt, auf der andern verneint. Sozialistische Ehe-Theorien, Nietzsche, Ellen Key, der Psychiater S. Freud und andre liefern der auflösenden Richtung die geistigen Waffen. Gegen bestimmte grobe Uebel kämpfen beide. Volkserzieher, Gelehrte, Geistliche, Aerzte, Idealisten und Naturalisten bemühen sich, den schwarzen Schatten der Ehe: die Prostitution und ihre verheerenden Wirkungen zu bezwingen. Vor allem heroische Frauen beginnen unter viel Anfeindung den Krieg gegen das staatlich sanktionierte Laster und die einseitige Belastung der Frau mit seinen entehrenden Folgen: die doppelte Moral. — Die ethischen »Idealisten« verlangen auch vom Mann größere Strenge gegen sich selbst, neue Heiligung der Ehe, voreheliche Keuschheit, Frühheirat und Erleichterung der Scheidung. Dazu Ehereform überhaupt, Gleichstellung der Geschlechter, Schutz der unehelichen Mütter. Die meisten praktischen Forderungen vertreten auch die »Naturalisten«, unter denen Aerzte in der Mehrzahl sind. Aber sie lehnen den ethischen Rigorismus als unerfüllbar und naturwidrig ab. Das Leben ist so kurz, wozu die Qualen der Entbehrung naturgewollten Jugendglücks? Besser das schlimmste Uebel (die Prostitution) durch ein geringeres: die gesellschaftliche Anerkennung freier Verhältnisse »auf Zeit« eindämmen und dieser notwendigen Ergänzung der Ehe positiven Wertakzent verleihen. Ueberhaupt: Erst das »Gesetz« hat die Uebertretung in die Welt gebracht — läßt man Naturtriebe ungehemmt auswirken, so werden sie keine Teufel. Nur ethische Genügsamkeit: Anpassung der Normen an das Maß des Erfüllbaren für Durchschnittsmenschen kann den Abgrund zwischen Ideal und Wirklichkeit ausebnen. Darf erst das gesunde ehrbare junge Mädchen sich ohne Ring am Finger verschenken, so werden die verderblichen Folgen der Spätheirat ausgeglichen. Dann braucht der junge Mann seine Lebenskraft nicht im Bordell zu vergeuden, die weibliche Jugendblüte nicht unfruchtbar zu verkümmern. Die pflichtenbelastete Ehe ist billig Abschluß der freien Werdezeit.

Jüngerinnen dieser »neuen Ethik« karikieren in Vorträgen an die studentische Jugend beiderlei Geschlechts Keuschheit als Mönchsmoral, die Ehe als staatliche Zwangseinrichtung zum Schutz des Privateigentums. Sie fordern das Recht auf »freie Liebe« und das uneheliche Kind. Die gerade vom Familienbann befreite weibliche Jugend ringt mit der neuen Botschaft. Viele öffnen sich ihr dankbar. Weber bemerkt über diese Bewegung: »Diese spezifische Mutterschutzbande ist ein ganz konfuses Gesindel. Ich trat nach dem Geschwätz der N. N. wieder aus. Grober Hedonismus und eine Ethik, die nur dem Mann zugute käme als Ziel der Frau — — das ist einfach Quatsch.«

Aber der Kampf für und gegen die neue Glücksmoral bewegt alle Welt; die Gefährten müssen in unzähligen vertraulichen Unterhaltungen Stellung dazu nehmen, und wenn es auch nicht allzu schwierig ist, mit der Theorie fertig zu werden — die Kasuistik konkreter Schicksale greift ans Herz. Auch öffentlich in Schrift und Wort werden diese Probleme nun erörtert. Marianne scheut und bangt davor, aber sie steht in den Reihen der Frauenbewegung und hat ein Buch geschrieben, in dem u. a. die sozialistischen Theorien über die Entwicklung der Ehe widerlegt sind. Auf Adolf Harnacks Drängen hält sie inmitten des alten Freundeskreises auf dem evangelisch-sozialen Kongreß (Pfingsten 1907 in Straßburg) einen Vortrag über »sexualethische Prinzipienfragen.« Weber stand ihr bei. Was sie vertrat, waren die gemeinsamen ethischen Ueberzeugungen, in der Kasuistik verfeinert durch den Niederschlag vieler Auseinandersetzungen mit dem Neuen und allerlei persönlichen Eindrücken. »Wir werden nicht mehr wie der Puritanismus und die ‚bürgerliche Moral' den ethischen Gesamtwert einer Persönlichkeit identifizieren mit ihrem Verhalten gegenüber den sexualethischen Idealen und den, der sie nicht erreicht, als ‚unsittlich' bezeichnen. Wir haben erkennen gelernt, daß eine Vielheit von Eigenschaften und Handlungsweisen den Adel des Menschentums ausmacht, und daß er nicht notwendig vernichtet wird, wenn ein Mensch trotz ernsten Strebens unter der Höhe des Ideals zurückbleibt.«

Diese Sätze des Vortrags bargen eine neue Erfahrung, die Frucht schicksalsvoller Ereignisse und unzähliger Auseinandersetzungen mit jungen suchenden Menschen. Ein junger Psychiater, Jünger S. Freuds, umkleidet vom Zauber der Genialität des Geistes und Gemüts, hatte bedeutsamen Einfluß gewonnen. Er

deutete die neuen Einsichten des Meisters auf seine Weise, zog radikale Folgerungen daraus und verkündete einen sexuellen Kommunismus, neben dem die sogenannte »neue Ethik« sehr harmlos erschien. Der Lehre Sinn war etwa folgender: Der lebenssteigernde Wert der Erotik ist so groß, daß sie frei bleiben muß von jeder fremden Rücksicht und Gesetzlichkeit, und vor allem von der Verflechtung in den Alltag. Wenn vorerst die Ehe als Frauen- und Kinderversorgung bestehen bleibt, so feiere die Liebe ihre Ekstasen außerhalb ihres Bereichs. Eheleute sollen einander neidlos gönnen, was sich jedem an erotischem Aufschwung bietet. Eifersucht ist gemein. So gut man mit mehreren Menschen befreundet ist, kann man auch mit mehreren gleichzeitig geschlechtlich verbunden und jedem »treu« sein. Aber der Glaube an die Dauer des Gefühls für ein einziges Wesen ist Illusion, deshalb Ausschließlichkeit der Geschlechtsgemeinschaft Lüge. Die Liebeskraft erschlafft notwendig durch die Beziehung auf immer dasselbe Du. Die sie unterbauende Sexualität heischt vielseitige Befriedigung. Ihre monogame Beschränkung »verdrängt« die natürlichen Triebe und gefährdet die psychische Gesundheit. Deshalb fort mit den Fesseln, die den Menschen hindern immer neue Aufschwünge zu erleben; freie Liebesbünde werden die Welt erlösen.

Der Freudschüler hatte Erfolg und seine Botschaft fand Gläubige. Unter seinem Einfluß wagten nicht nur Männer, sondern auch Frauen die eigne Seele und die ihrer Gefährten aufs Spiel zu setzen. Daß dies geschah inmitten des Kampfs um höhere geschlechtliche Gesittung unter hochgearteten vergeistigten Menschen, war für Webers erschütternd und weit erregender als der überpersönliche öffentliche Kampf. Von dem, was sich allmählich auswirkte, wurden sie leidenschaftlich mitergriffen — innerlich zerrissen von Entsetzen, Abscheu gegen die Theorie und tiefer verstehender Teilnahme für die Tragik der Schicksale, die solcher Verführung den Boden bereitet. Mochte es »lässige Sünde« sein, wenn einsame Menschen, denen die Gnade glücklichen Bundes versagt ist, sich Surrogate schufen — was nun geschah — die Entweihung der Monogamie — war umgeben von den Schauern schwerer zerstörender Schuld: »Totschlag an etwas Göttlichem«! Aber dennoch: sie suchen das Handeln der Beteiligten aus deren Lage heraus zu verstehen. Sie begreifen, daß in einigen Fällen jene gefährliche Theorie bejaht wird, um

den »fruchtbarsten« Ausweg zu finden aus schwerstem Konflikt, daß zerfallene Ehen sich fortspinnen, nicht nur um der Kinder willen, sondern auch aus Freundestreue gegen die Gefährten. Sie sehen das Aufblühen von Schönheit und Seelenkraft, die wenigstens eine Zeitlang auch die natürliche Feindschaft erotischer Konkurrenten bändigt. Ja, sie müssen den Mut derer bewundern, die sich durch Sünde aufs Spiel setzen und sie bewältigen.

Bedeutet nicht schließlich: alles verstehen auch alles verzeihen? Es ist gefährlich, sich so tief in abenteuerliche Vorgänge einzufühlen — leicht können dabei die eignen Ideale entgleiten. Wo ist eigentlich das letzte Kriterium ihrer Wahrheit? Doch nicht in ihrer Ableitbarkeit aus einem logisch beweisbaren »Gesetz«? Die Gefährten glauben nicht einen Augenblick an die veredelnde Wirkung geschlechtlicher Freiheit. Aber muß man nicht doch neue Erfahrungen über ihren Einfluß auf hoch geartete Menschen machen? Endlose Auseinandersetzungen mit den Anhängern der psychiatrischen »Ethik« finden statt. Hinter der Verhaltenheit wissenschaftlicher Dispute verbirgt sich das Ringen um Ideale und um Seelen. Weber vertieft sich in die Lehren Freuds. Er erkennt ihre Bedeutung, aber über ihre Auslegung durch deren Apostel ist Verständigung unmöglich. Sie gefährdet höchste Lebenswerte. Und in dieser Sphäre gibt es ja keine logisch zwingenden Argumente, nur die innere Evidenz des Richtigen und dann die persönliche Wahl. Ein Niederschlag dieser Auseinandersetzungen zwischen Idee und Idee, Ideal und Schicksal, Erkenntnis und Phantastik ist brieflich festgehalten. Weber wird eine auf Freudsche Theorien gestützte Abhandlung zur Aufnahme im »Archiv« unterbreitet. Er lehnt sie mit folgender Begründung ab:

»Beifolgend sende ich die Kopie des Aufsatzes von Dr. X zurück mit dem Antrage, daß wir ihn nicht in das ‚Archiv' aufnehmen, — wobei ich bemerke, daß ich bereit bin, mich überstimmen zu lassen. Ich selbst kann nicht — keinenfalls! dafür stimmen. Das Nächstliegende wäre, daß ich dies Dr. X selbst nebst Gründen mitteile. Allein cui bono? Ich weiß genau, daß, wie ich mich auch explizieren mag, ich in diesem wie in allen andern Fällen von Meinungsdifferenz ihm notwendig, schon infolge der Art meiner — allerdings ‚geflissentlich' — festgehaltenen Terminologie als konventionell

gebunden, meine ‚Ethik' ihm mit der ‚konventionellen' Ethik oder bestimmten Sätzen derselben identisch erscheinen muß. Ich kann daran, auch bei jemand, dessen Wert als Mensch ich so hoch einschätze, wie ich dies bei Herrn Dr. X tue, nichts ändern, denn es würde umfassende mündliche oder schriftliche Auseinandersetzungen erfordern, die ich leider nicht zu erschwingen imstande bin. Und dabei müßte ich überdies darauf gefaßt sein, zu verletzen, — uns allen ist es heute gemeinsam, daß wir uns sehr viel lieber sagen lassen: ‚wir seien in unseren Theorien ein ethisches Scheusal', als: ‚wir seien ein ganz einfacher Konfusionsrat'. Dies letztere trifft nun aber auf Herrn Dr. X zu — und zwar, so viel ich sehe, überall, wo er sich außerhalb der Grenze seines Fachgebietes äußert, ‚Weltanschauung' treibt, also: ‚Moralist' und nicht ‚Naturforscher' ist. Und auf die Gefahr, nicht nur als ethischer, sondern auch als intellektueller Pharisäer dazustehen, muß ich dies ehrlichkeitshalber sagen. Natürlich werde ich es, wenigstens in Kürze, begründen.

Die Theorien von S. Freud, die ich jetzt auch aus seinen größeren Schriften kenne, haben sich im Lauf der Jahre zugestandenermaßen stark gewandelt und sind nach meinem laienhaften Eindruck noch jetzt keineswegs in ihre endgültige Fassung gebracht — wichtige Begriffe, wie z. B. der des Abreagierens, sind gerade neuestens leider bis zur völligen Verschwommenheit verstümmelt und verwässert worden (in der ‚Zeitschrift für Religionspsychologie' — vorerst, NB.! ein Brechmittel, aus dem ‚heiligen Gott' und diversen erotischen Unappetitlichkeiten zusammengerührt, wie ich beiläufig bemerken möchte). Gleichwohl unterliegt es keinem Zweifel, daß Freuds Gedankenreihen für ganze Serien von kultur-, speziell religionshistorischen und sittengeschichtlichen Erscheinungen zu einer Interpretationsquelle von sehr großer Bedeutung werden können, — wenn auch freilich von der Warte des Kulturhistorikers aus abgeschätzt, ganz entfernt nicht von so universeller, wie der sehr begreifliche Eifer und die Entdeckerfreude von Freud und seinen Jüngern dies annimmt. Vorbedingung wäre die Schaffung einer exakten Kasuistik von einem Umfang und einer Sicherheit, wie sie heute, trotz aller Behauptungen — eben nicht, sondern vielleicht in 2—3 Jahrzehnten bestehen wird: man muß nur verfolgen, was Freud alles in einem Jahrzehnt wieder ge-

ändert hat, und wie erschreckend klein, trotz allem, noch immer sein Material ist, was sehr begreiflich und gar kein Vorwurf ist. Statt dieser notgedrungen spezifisch fach mäßigen Arbeit sehen wir nun aber Freuds Anhänger, insbesondere Herrn Dr. X, sich teils metaphysischen Spekulationen, teils, und das ist schlimmer, der vom Standpunkt strenger Wissenschaft aus kindlichen Frage zuwenden: ‚Kann man das essen?', d. h. kann man nicht eine ‚Weltanschauung' praktischer Art daraus fabrizieren? Das ist nun gewiß kein Verbrechen: jede neue wissenschaftliche oder technische Entdeckung hat noch zur Konsequenz gehabt, daß der Entdecker, handle es sich um Fleischextrakt oder um höchste Abstraktionen der Naturwissenschaft, sich zum Entdecker neuer Werte, zum Reformator der ‚Ethik, berufen glaubte, ähnlich wie z. B. die Erfinder der heutigen Photographie zu Reformatoren der Malerei. Aber daß diese anscheinend unumgänglichen Kinderwindeln in unserm ‚Archiv' gewaschen werden müßten, dafür besteht m. E. kein Bedürfnis.

‚Kinderwindeln' aber sind es. Denn was soll man von einer ‚Ethik' anders sagen, die in der Terminologie des Herrn Dr. X zu ‚feige' ist, sich selbst zu gestehen, daß ihr ‚Ideal': — der ganz banale gesunde Nervenprotz sein müßte? Welche glaubt, irgendwelche ‚Normen' dadurch diskreditieren zu können, indem sie nachweist, daß ihre Befolgung für die lieben Nerven nicht ‚bekömmlich' sei? Und allen leidenschaftlichen Protesten zum Trotz, welche diese Interpretation naturgemäß hervorrufen würde, ist doch der ethische Gehalt der ‚neuen' Lehre nur dieser, es steckt nichts, gar nichts sonst an Greifbarem dahinter, als diese Spießbürgerei: Wenn jede Unterdrückung von affektbetonten Wünschen und Trieben zur ‚Verdrängung' führt — und die Wortfassung wenigstens enthält diese törichte Behauptung — und wenn die ‚Verdrängung' als solche das absolute Uebel ist, angeblich, weil sie zu innerer Unwahrheit, zu ‚Irrtum und Feigheit' führe — in Wirklichkeit, weil sie vom fachmenschlich nervenhygienischen Standpunkt aus die Gefahr der Hysterisierung oder der Zwangsneurose, der Phobie usw. mit sich bringt, dann müßte diese Nerven-Ethik z. B. dem Buren, der für seine Freiheit ficht, zurufen: Ergreife das Hasenpanier, sonst ‚verdrängst' du deine Angstaffekte und bekommst womöglich das ‚rote Lachen' L. Andrejews. ‚Technisch' ausgedrückt: ‚werde feige' im konventionellen Sinn, laß

deine Feigheitsaffekte, indem du auskneifst, ‚abreagieren', damit du nicht ‚feige' im hochmodern-nervenärztlichen Sinn des Herrn Dr. X werdest, d. h. jene Affekte ‚verdrängst' und so ‚bewußtseinsunfähig' machst — was dir unbedingt schlecht bekommt und daher unsittlich ist. Sie muß dem Ehemann oder Liebhaber resp. der Frau oder Geliebten, der oder die bei allzu schnellem Wechsel Eifersuchtsanwandlungen verspürt, zurufen: ‚Laß sie abreagieren, à la Othello, oder durch Zweikampf oder auch in welcher noch so philiströsen Form du willst, — besser du bist ‚schäbig' (vom Standpunkt der ‚neuen' Sexualethik aus), als daß du sie bekämpfst und so eine ‚Wahn'bildung existiert. Sie muß überhaupt den Mut haben, mir zu empfehlen, jeder noch so hündisch gemeinen Regung meiner Begierden und meines Trieblebens zum ‚Abreagieren' — und das heißt: zu einer ihr irgendwie adäquaten Form der Befriedigung, — freie Bahn zu geben, weil andernfalls meine lieben Nerven Schaden nehmen könnten: Das ist der echte uns wohlbekannte Standpunkt des medizinischen Banausen!

Tue ich der ‚Theorie' des Herrn Dr. X etwa Unrecht? — Aber auf S. 9 des Aufsatzes finde ich ja expressis verbis den Satz, von den Opfern, welche die ‚Anpassung' (d. h. die Unterdrückung von ‚Wünschen' um des Innehaltens der ‚Normen' willen) kostet — und diese ‚Opfer' sind eben Gesundheitsopfer. Mir wird m. a. W. doch eben die Schäbigkeit zugemutet, ehe ich so handle, wie ich es meiner Menschenwürde schuldig zu sein glaube, zu berechnen: ‚was kostet's?' Und den Nervenarzt als Autorität dafür zu akzeptieren, obwohl der ethische Wert meines Handelns die ‚Kosten' lohnt? Dabei findet sich freilich die lächerliche Behauptung: diese ‚Kosten' (mögliche ‚Verdrängungen' mit ihren hygienischen Folgen) stellten sich nur als Folge des Glaubens an absolute Werte ein. Nun bezweifle ich auf das Bestimmteste, daß Dr. X eine Vorstellung davon hat, was es denn eigentlich heißt: ‚an absolute Werte glauben', das läßt sich auch bekanntlich nicht in 1—2 Briefen oder 1—2 Unterhaltungen scharf genug explizieren — aber das nur nebenbei. Entscheidend ist ja doch, daß eine relativistische und dabei ‚idealistisch' sein wollende Ethik, sobald sie dem konkreten Menschen zumutet, einen für ihn, in concreto meinetwegen nur für ihn, nur jetzt in dieser Situation geltenden, also ‚relativen' und ‚subjektiven' Wert zu wollen, aufs Haar zu denselben ‚hy-

gienischen' Konsequenzen führt. Es sei denn, daß der ‚Relativismus' d a r i n bestehen sollte, daß der Einzelne überall d a sein ‚relatives' ‚Ideal' im Stich lassen sollte, wo das Streben nach ihm etwas kostet, d. h. ihm vielleicht ‚auf die Nerven fällt'. D a s wäre dann allerdings eine Sorte von schäbigem Krämer-Idealismus, die ich wenigstens ebensowenig akzeptieren könnte, wie — zweifellos in praxi — Herr Dr. X tun würde.

Man kann alle ‚Ethiken', gleichviel, welches ihr materieller Gehalt ist, danach in zwei große Gruppen scheiden, ob sie an den Menschen prinzipielle Anforderungen stellen, denen er, außer in großen Höhepunkten seines Daseins, generell n i c h t gewachsen zu werden vermag, die, als Richtpunkte seines S t r e b e n s im Unendlichen, wegweisend liegen: ‚Helden-Ethik'. Oder ob sie genügsam genug sind, seine Alltags-‚Natur' als Maximum der Anforderung hinzunehmen: ‚Durchschnittsethik'. Mir scheint: nur die erstere Kategorie, die ‚Heldenethik' kann sich ‚Idealismus' nennen, und unter diese Kategorie gehört sowohl die Ethik des a l t e n, ungebrochenen Christentums wie die kantische, welche beide von einer — an ihren Idealen gemessen — derart pessimistischen Beurteilung der ‚Natur' des Durchschnittsindividuums ausgehen, daß die Freudschen Enthüllungen aus dem Reich des Unbewußten dem, weiß Gott, n i c h t s ‚Furchtbares' mehr hinzuzufügen haben. — Sofern aber die ‚psychiatrische Ethik' nur die Anforderung stellt: ‚gestehe dir ein, wie du ‚bist', was du gewollt hast, — insoweit stellt sie wahrhaftig keine neuen Anforderungen ethischer Art. Der Beichtvater und die Seelsorge alten Schlages hatten ja keinerlei andere Aufgabe nach dieser Richtung als eben diese, und um eine Reprästination der B e i c h t e — mit etwas anderer Technik — handelt es sich ja bei dem Freudschen Kurverfahren. Nur ist der Zweck hier n o c h weniger ein ‚ethischer', als es bei dem alten Ablaß Tetzels der Fall war. Wer sich selbst über sich betrügt und betrügen will und verlernt hat, sich der Dinge zu erinnern, deren er sich in seinem Leben zu schämen hat, und deren er sich zum recht erheblichen Teil sehr gut, wenn er will, erinnern k a n n, dem wird e t h i s c h auch dadurch nicht geholfen werden, daß er sich Monate lang auf Freuds Kanapee legt und sich von ihm ‚infantile' oder andere Erlebnisse beschämender Art, die er ‚verdrängt' hat, ins Bewußtsein zurückrufen läßt. Freuds Kuren mögen für ihn h y g i e n i s c h e n Wert haben — was ich z. B. aber dabei ethisch

gewinnen sollte, wenn mir etwa irgendein sexueller Unfug, den meinetwegen ein Dienstmädchen mit mir getrieben hätte (Freudsche Beispiele!) oder eine schmutzige Regung, die ich ‚verdrängt' und ‚vergessen' habe, reprästiniert würde — das weiß ich nicht; denn ich gebe ja en bloc zu — und habe dabei gar nicht das Gefühl von etwas ‚Furchtbarem', daß schlechthin gar nichts, Menschliches' mir fremd ist und war, — im Prinzip erfahre ich also keinesfalls etwas Neues.

Doch dies gehört nicht zur Sache, und ich sage es nur, um zu bemerken, daß der kategorische Imperativ: Geh zu Freud oder zu uns, seinen Schülern, um die historische W a h r h e i t über dich und dein Tun zu erfahren — sonst bist du ein Feigling — nicht nur einen etwas kindlichen ‚Ressort-Patriotismus' des Psychiaters und berufsmäßigen ‚directeur de l'âme' modernen Prinzips verrät, sondern auch sich selbst, vermöge der fatalen Verquickung mit rein ‚hygienischen' Motiven ethisch total entwertet. Etwas anderes als diese ‚Pflicht zur Selbsterkenntnis' mit psychiatrischer Hilfe aber kann ich, wie gesagt, als praktisches Postulat aus diesem von A bis Z moralisierenden Aufsatz nicht herauslesen. W o ist denn auch nur die leiseste Spur von Andeutung über den I n h a l t jener neuen, relativistischen u n d doch i d e a l e n (NB.!) Werte, welche der Kritik der ‚alten' ‚zweifelhaften' zugrunde gelegt werden sollen? Man greift in die Luft, wenn man sie sucht. Aus guten Gründen: jeder Versuch, sie zu zeichnen, würde sie der Kritik aussetzen und zeigen, daß das Problem nur verschoben, nicht gelöst ist. Eine idealistische Ethik, welche ‚O p f e r' fordert, welche die V e r a n t w o r t u n g nicht ausschaltet, kann nie und nimmer andere Ergebnisse zeitigen. — Es geht aber nicht an, eine Ethik von einem a n d e r n Fundament aus zu kritisieren, als von e i g n e n Idealen aus, — sonst kommt man auf das ‚Gebiet der schäbigsten ‚Kostenrechnung', und das ‚Ideal' wird dann, unvermeidlich, wie ich schon sagte: — der normale Gesundheitsprotz und ärztlich kontrollierte Philister der Makrobiotik.

Würde Dr. X vorstehende Zeilen zu Gesicht bekommen (was ich nicht hoffe, aber Ihnen ganz anheimstelle — die Frage ist: hat er Humor? — mir sehr fraglich! Kein Moralist hat ihn) — so würde er sicherlich seine Ansichten entsetzlich trivialisiert finden. Gewiß! ich habe sie geflissentlich in unser geliebtes, ‚vulgäres' Deutsch übertragen. Daß sie dann ‚trivial' wirken,

daran ist er schuld, denn das ist die Folge der Verquickung seiner medizinischen Forschungsarbeit mit ganz konfusem Reform-Eifer. Der ganze Aufsatz platzt förmlich von lauter Werturteilen, und ich habe nun einmal keinerlei Respekt vor angeblich naturwissenschaftlichen Leistungen, welche der Anforderung der Nüchternheit und Sachlichkeit nicht genügen, nicht ‚wertfrei' sind. . . . . .

Denn Fach wissenschaft ist Technik, lehrt technische Mittel. Wo aber um Werte gestritten wird, da wird das Problem in eine ganz andere, jeder ‚Wissenschaft' entzogene Ebene des Geistes projiziert; präziser: eine gänzlich heterogene Fragestellung vorgenommen. Keine Fachwissenschaft und keine noch so wichtige wissenschaftliche Erkenntnis, und die Freudschen Entdeckungen, wenn sie sich endgültig bewähren, rechne ich ganz gewiß zu den wissenschaftlich wichtigen — gibt ‚Weltanschauung'. Und umgekehrt: in eine fachwissenschaftliche Zeitschrift gehört kein Aufsatz, der eine Predigt sein will — und eine schlechte Predigt ist.« (13. 9. 07.)

* * *

Aber mochte auch das Aufbauschen gewisser psychiatrischer Einsichten zur welterlösenden Prophetie bald als Wahn erkannt werden — was kann das helfen, wenn im Schatten der Entsagung verkümmernde Menschenblumen ungestüm zur Sonne drängen, und der durch die Fron unglücklicher Ehen mißhandelte Eros seine Fesseln sprengt! Die Dinge gehen dann doch ihren Lauf. Und um nicht durch Selbstqual zerrieben zu werden, übernehmen die in ihr Schicksal Verstrickten vorerst auch bestimmte Gedanken des Freudjüngers, die alle bisherigen Anschauungen auf den Kopf stellen. So verblendet dies alles den Gefährten erscheint — sie vermögen nicht sich entrüstet abzuwenden. Die beteiligten Menschen sind zu adligen Wesens und zu liebenswert. Sie wollen ihnen soweit wie möglich zurecht helfen. Dann lockt es auch, diese seltsame unbürgerliche Abenteurerwelt verstehen zu lernen und sich geistig mit ihr auseinanderzusetzen.

Einiges von dem, was die Berührung mit diesen Strömungen bei Weber an ethischer Kasuistik auslöste, spiegelt sich in folgenden Bruchstücken aus Briefen:

»Ich habe eigens nochmal Schlafmittel gebraucht, um dies schreiben zu können. Ich finde nämlich, daß es mit N. Ns.

nicht so weiter geht. . . . . Diese Leute, die ihre Beziehungen auf Unaufrichtigkeit bauen, wollen gegen die Heuchelei der Konvention zu Felde ziehen! Du aber darfst, meine ich, nicht schweigend dabei stehen. M. E. mußt Du Dein Verhältnis zu N. E.s riskieren, um ihnen zu sagen, wie Du stehst, und Du kannst ja nicht anders stehen als ebenso wie ich, wenn auch in der Form milder . . . .«

»Die Vertiefung durch erotische Abenteuer ist recht problematisch. Eine Frau, die eine starke geheime Neigung in sich trägt, erscheint stets ‚vertieft', ist es aber nicht immer. Es ist doch ein mächtiges Netz ganz gröblicher Selbsttäuschungen, in welches all diese Leute eingesponnen sind, und die ästhetische Sublimierung führt nur dazu, ihnen den Tatbestand zu verhüllen. Dr. X. habe keine sinnlichen Bedürfnisse und lebe nur aus ‚Menschenliebe' polygam? Das ist Unsinn. Jeder auf diesem Gebiet psychologisch Erfahrene braucht nur die Aeußerung von der Schmutzigkeit unausgelebter Erotik zu hören, um zu wissen, woran er ist. Darüber darf das Gegengewicht, welches der Fanatismus bietet, nicht täuschen. Zwei Gifte halten sich hier die Wage. . . . . Daran ändern auch die angeblichen ‚Opfer' nichts, die vielmehr nur den Verlust der Unterschiedsempfindlichkeit dartun, und, wie jeder Psychiater bestätigen muß, ein wichtiges Symptom psychischer Erkrankung sind. Noch nie hat ‚Theorie' oder ‚Wille' wirkliche physische Antipathie erotisch überwunden.«

». . . . Es gibt ‚Todsünden' von denen selten ein Mensch sich wieder erholt. Aber so liegt es doch bei K.s Freundin nicht. Losgerissen von den Wurzeln sittlich klaren Handelns braucht sie alle ihre Kraft damit auf, um sich nun wurzellos über Wasser zu halten, ‚fein' zu bleiben, sich zu behaupten gegen die Folgen ihrer Schuld. Das adelt sie unzweifelhaft — wie überhaupt jeder Mensch, der daran arbeitet, stärker zu werden als seine Sünde, reiner ist, als ein korrekter ‚Gerechter'. Aber letzten Endes ist ihr Handeln doch ein Akt der Behauptung ihrer Selbstachtung, angesichts der Freiheit, die sich ihr Mann nahm, mag sie sich dies auch nicht eingestehen. Sie konnte nicht anders, das ist klar. Und wenn sie für sich und ihren Mann in Anspruch nimmt, selbst kein erotisches Bedürfnis zu haben — ist etwa Hingabe ohne den Zwang der Liebe nicht ‚schmutzig'? — Die Theorie kommt eben überall in die Bruchrechnung hinein . . «

Ein bisher rigoristisch orientierter jüngerer Freund wird durch eine freie erotische Beziehung zeitweilig von seiner Lebensschwere erlöst und bekehrt sich infolgedessen zu der Ansicht, das Verhalten in der sexuellen Sphäre sei an sich gleichgültig und nur dann einer Schranke bedürftig, wenn es, sich vordrängend, andere Werte gefährde — »mönchische« Auffassung sei Ueberbetonung. Weber bemerkt dazu: »Gern ginge ich näher auf B.s Dikta ein. Nur dies: Er ficht da gegen imaginäre Gegner. W e r soll denn der ‚Mönch' sein? Und war e r das bisher? Es fragt sich ja gerade, wann jenes »Vordrängen« auf Kosten anderer Werte stattfindet? Doch i m m e r dann, wenn man nicht unbedingt Herr seines Tuns bleibt. Und doch zweifellos auch dann, wenn man ‚nicht ausgelebte' Beziehungen nur als ‚schmutzig' empfinden kann. Vor allem aber ist jede Betrachtung des Triebes ‚an sich' eine A b s t r a k t i o n. Er findet sich ja doch nie ‚an sich', sondern stets verknüpft mit der Beziehung zu einem konkreten M e n s c h e n, und von dieser Beziehung her empfängt er Würde oder Unwürde.«

In jener Zeit treiben die jungen, von der Eheproblematik erfüllten Menschen immerfort Fragen um, wie die: Ob das ethische »Ideal« auch »Norm« des Handelns sei? Ob und warum ethische Normen »unbedingt« gelten, ob inhaltlich bestimmte Normen oder nur formale allgemeinverbindlich und auf konkretes Handeln anwendbar seien? Ob man ihnen Gehorsam schulde, auch wenn sie das blutwarme Leben verkümmern? Ob nicht den »Göttern« erlaubt, was Durchschnittsmenschen verboten sei? Was kann man diesem Ansturm nicht nur auf die sexual-ethischen Normen, sondern auf die Würde des »Sittengesetzes« überhaupt, entgegenstemmen? Anhänger der »alten Ethik« suchen sie in logische Axiome zu stützen. Die Gefährtin berichtet über derartige Auseinandersetzungen: »E ist jetzt so fanatisch vom ‚Sittengesetz' besessen, daß er nichts andres reden mag. Er hält überhaupt nur das logisch Deduzierbare für objektiv zwingend, und er glaubt die Gültigkeit ethischer Normen, sowohl der formalen wie der inhaltlichen, ebenso wie die der logischen, aus dem Satz der Identität: der Einheit des Vernunftwesens mit sich selbst, ableiten zu können. Das Gefühl, z. B. auch das Gefühl der Liebe, müsse als sittlich konstitutives Element für die Ehe ganz außer Betracht gelassen werden, weil sie irrational und deshalb als ethisches Motiv belanglos sei. Er versuchte auch

aus dem Begriff des Sittengesetzes die Monogamie und die Unauflöslichkeit der Ehe zu deduzieren, was ihm m. E. völlig mißlang. Wir andern vertraten den Standpunkt, daß ethische Normen und Wertungen nicht logisch beweisbar seien und ihre Dignität nicht aus logischen Deduktionen herleiten, sondern im lebendigen Vollzug gleichsam »entdeckt« werden wie die Sterne und dann die Gültigkeit der inneren Evidenz gewinnen. Darauf erklärte B sehr befriedigt: dann habe er ja recht: wenn sie unbeweisbar seien, brauche man auch nicht an ihre Allgemeingültigkeit glauben und sich nicht länger mit ihnen zu quälen! Weber antwortet darauf indirekt durch eine scherzhafte Analogie. Auf mehreren Ansichtskarten aus Monte Carlo hat erfolgendes gekritzelt:

»Wahrlich, auch ich glaube, das ‚Sittengesetz', über das Ihr so viel diskutiert, ist doch nur relativen Gehalts. Wie konnt' ich sonst so wacker schmälen — — — — wenn jemand in Monte Carlo G e l d g e w a n n — nun habe ich selbst gegen 1000 Franken (in 15 Minuten!) gewonnen! Mir ist etwas verlegen zu Mut — aber wenn B. das Gebiet des ‚Alogischen' betritt, warum ich nicht das Gebiet des absolut ‚Irrationalen'? Schließlich: v e r d i e n t hätte ich 1000 Franken für die Schufterei dieses Winters. Und abgeknöpft habe ich sie nur dieser infamen Spielbank. Es ist ja auch eigentlich nicht einzusehen, w a r u m nicht? Gewiß: die Gesellschaft in der man sich befindet, ist g e m e i n. Um 10 Uhr wird das Kasino geöffnet, die Professionsspieler stehen Queue und stürzen in Galopp nach ihren Tischen, um Sitzplätze zu erhaschen. Sehr verschiedene Menschen: kalte ruhige Rechner, die sich ihre ‚Statistik' machen, nach bestimmtem Plan jedesmal, wenn es heißt ‚faites le jeu' eine Serie Nummern belegen, dann mit festgekniffenem Munde den Gewinn ruhig einstecken oder den Verlust eingerafft werden sehen — nur die Röte um die Augen und die eckige Hast der Bewegungen verraten die innere Spannung. Daneben stille Fanatiker, arme Teufel beiderlei Geschlechts mit wachsgelbem Gesicht und schlechter Toilette, das Notizbuch in der leise vibrierenden Hand mit verhaltener Desparation das Schicksal ihrer 5 Frankstücke verfolgend; — endlich feiste Roués mit Doppelkinn, Nackenwulst, großem Schnurrbart und vorgestrecktem Kinn, aus den dicken Säcken um die Augen lungernd, was aus ihrem Einsatz wird, — das sind die Haupttypen der S i t z e n d e n. Dahinter steht das n i c h t ständige

Publikum, welches auch mal sein Glück probiert und auf die Dauer fast jedesmal verliert. — So ist es auch mir gegangen. Ich konnte es nicht lassen, versuchte es noch ein paarmal — die 1000 Frank sind wieder fort! — Aergerlich! — nein, ganz gut! Man hätte sich doch vielleicht geniert. Allerdings nun diese zwecklose Aufregung, — aber es ist doch besser so. Vielleicht hätte ich es besser ganz gelassen? Aber das tun nur Philister und Leute ohne Schwung! Der Germane hat von jeher gespielt! Ein Kerl der Schwung hat, kann gar nicht passiv bleiben. — Auf der letzten Postkarte: »Aber ich habe eben keinen Schwung, und so ist das ‚Sittengesetz' intakt geblieben, mein Portemonnaie auch, das der Bank auch, und mein Geld blieb ruhig beim Wirt im Depot, als ich mit der Trambahn hierherfuhr.«

Die Frau tut so, als habe sie die letzte Karte nicht gelesen und erteilt ihm für seinen »Abfall vom Sittengesetz« Absolution. Er versteht den Scherz nicht gleich und ist doch ein wenig erschrocken: »Was hast Du aber aus meinen Karten gelesen? Ich hätte fremdes Geld verspielt?? Pfui Teufel! Dann doch lieber eignes! Gar nichts habe ich doch natürlich verspielt oder gewonnen. — Du traust mir ja schöne Dinge zu nach nun bald 15jähriger ‚näherer Bekanntschaft', mein Herz, wie gut daß ich doch einmal dahinter komme. Sieh, sieh! Ich werde Dich doch nochmal mit anderen Sachen auf die Probe stellen. Ausflüge ins ‚Alogische' glaubst Du mir ja leider nicht, damit darf ich es also nicht versuchen — —.«

* * *

Anlaß zu jenen brieflichen Aeußerungen war eine längere Trennung des Ehepaars im Frühjahr 1908. Nach der hastigen Bewältigung der antiken Agrargeschichte muß Weber sich wieder lange Wochen der Entspannung im Süden gönnen. Er findet sie diesmal vor allem an der warmen ländlichen Lavendelküste der Provence. Dann verbringt er eine Zeit intensiven Schauens mit Helene in Florenz. Auch seine Frau ist sehr erschöpft und sucht anderswo neue Kraft. So weit waren die Gefährten noch nie getrennt, aber fast täglich überspannen Briefe den Raum, in denen die Auseinandersetzung mit der die Jugend umtreibenden Problematik nachklingt. Weber sorgt sich um die Frau und umhüllt sie aus der Ferne mit zarter Fürsorge. In diese Trennungszeit fallen auch allerlei Gedenktage. Aus solchem

Anlaß öffnen sich wohl die Schatzkammern der Seele und verborgene Kleinodien leuchten auf. Den Alltag durchdringt sieghaft Ewigkeitsgehalt der Liebesgemeinschaft.

Lavandou im April 1908.

»Der Frühling ist hier etwas anderes als bei uns, das empfindet man, wenn man durch diese Macchien und Kiefernwälder geht. Die vielen dunkelgrünen, graugrünen, olivengrünen und grauen Töne, die allem untermalt sind und alles wachsfarbenartig dämpfen, tragen die Töne des Spätherbsts mit ihrer leisen Schwermut auch in den Frühling hinein, der nur wie ein Brautkranz zur silbernen Hochzeit auf der Stirn reifer Schönheit sitzt. Eine junge Seele und ein fröhliches Herz in einem nicht mehr jungen, gebundenen und gehemmten Körper ist aber auch etwas wert, vielleicht mehr als das gedankenlose Brausen der Jugend, die nichts ist als eben jung . . . . . Wir werden nie unglücklich werden, nur gelegentlich geplagt. Du auch recht sehr, mein Kind, das weiß ich und sehe es jetzt erst recht. Das Schicksal hat, weiß Gott, wunderliche Launen, aber es hat Grenzen seiner Macht, und es wird über die Jugend unserer Herzen nichts vermögen und sie nicht mit seinem Rost überziehen können, wenn wir nicht wollen.«

Die Gefährtin antwortet: »Dank für das wundervolle Bild von der südlichen Frühlingslandschaft! W i e reich ist Deine Seele und wie darfst Du Dich Deiner geistigen Kräfte auch in ihrer Gebundenheit freuen! Wir andern gehen ja doch fast alle nur in erborgtem Licht, Du hast es in Dir selbst. — Hier beginnt es kaum zu knospen und unter den dunklen Fichten weiß man nicht: Ist es Frühling oder leise beginnender Herbst? Aber was liegt daran ob es das Eine oder das Andre ist, wenn wir uns nur in Dankbarkeit und starkem Lebensgefühl jedes Sonnentages, den uns das Schicksal schenkt, freuen können!«

An Helene zu deren Geburtstag:

»Wie froh bin ich Euch gerade an dem festlichen Tage vereint zu wissen, und wie gerne wäre ich dabei. Aber da es nicht sein kann, küsse ich dich in Gedanken, liebste Mutter und sende dir meine immer neue Liebe und Dankbarkeit und dazu die tiefe ehrfürchtige Bewunderung für alles, was Du mit deiner großen Lebens-, Seelen- und Liebeskraft immer neu uns und so vielen vielen schenkst und bist! Möchten wir, Deine Kinder, doch auch

lernen uns durch ein langes und oft schweres Leben wie das Deine hindurch, eine Jugend wie die Deine zu bewahren.«

Weber aus Pisa:

»Weißt Du noch, wie wir von Korsika, halbverschmachtet nach »Kultur«, hier ankamen und an der Marmorherrlichkeit dieses einzigen Fleckchens in der Mauerecke auf dem stillen grünen Rasen uns berauschten? Wir haben uns gut Zeit genommen und über zwei Stunden im und um den Dom gesessen und dann die ganze Stimmung des weltabgeschiedenen Camposanto mit seinem friedlichen wilden Krautgarten zwischen dem schönen Maßwerk der Fenster des Rundgangs auf uns wirken lassen. Allerdings gibt es das nirgends in Italien wieder, und daß dies das Erste war, was überhaupt an Kunst des Mittelalters geschaffen wurde und so ausfiel, bleibt ein ewiges Wunder und ein Glücksfall der Weltgeschichte, für den man heute noch danken muß. Wie kindlich-freudig ist das alles und wie unreflektiert und unaffektiert in all' seiner künstlerischen Abgewogenheit.«

Florenz 19. 4. 08.

»Leider regnet's in Strömen. Trotzdem haben wir gestern zuerst das Volk bei dem Geknatter des »schioppo del carro« (weißt Du noch?) vor dem Dom mit Amüsement betrachtet, dann nachmittags die Medizäergräber, deren abgrundtiefe Schwermut und Sehnsucht aus dem Leben fort zum ewigen Schlaf bei etwas grauem Himmel noch gewaltiger wirkte . . .«

Florenz 21. 4. 08. —— »Diese großen Geschäftspapierbogen sind eigentlich nicht die geeignete Unterlage, um Dir zu sagen, w i e sehr mich Dein liebes Geburtstagsbriefchen erfreut hat. T r o t z dem »Turmbau zu Babel«, den Du darin mit mir aufführst, mein gutes Mädele. Denn ich sagte ja wohl schon, ich sehe daraus nur immer wieder, wie groß Deine Liebe ist, und nehme die Beschämung mit in den Kauf, und die ‚Kritiklosigkeit' meines Kerlchens erst recht. Ich bin nicht sicher, ob meine eigene stets vorhandene Kritik einem schwächeren Herzen ihr Dasein verdankt. Aber ich weiß, daß ich i n aller Kritik mich immer nach der wärmenden Sonne sehne, die höher ist als alle Kritik. Das Leben mit Dir ist ja wie das milde Licht und die Wärme der Frühlingssonne, die — wie Tolstoi es von der Macht der abstrakten M e n s c h e n l i e b e nur allzu utopistisch erhofft — ruhig und sicher, ‚patiens quia aeterna' alle Eisblöcke des Lebens auflöst und alle Schneedecken hinwegschmilzt, während der

wilde Sturm meiner Leidenschaftlichkeit nur die Flocken und Zapfen von den Bäumen zu schütteln vermag. Der heutige Tag ohne Dich ist wirklich ein arg seltsames Ereignis, ich rechnete gestern auch Mama vor, daß es seit Jahren das erstemal sei, daß wir getrennt sind. — Nächstes Jahr müssen wir etwas Aehnliches gemeinsam haben.«

* * *

Daheim werden die Gefährten noch lange Zeit von den modernen Strömungen umgetrieben. Weber ist stark interessiert an den Wirkungen der Norm-entbundenen Erotik auf die Gesamtpersönlichkeit. Denn diese erscheint ihm nun als das letztlich Wichtige. Und durch das einfühlende Anschauen der konkreten Schicksale ringender Menschen, verschiebt sich seine eigne innere Stellung zum Handeln des Einzelnen. Die oben mitgeteilten Briefstellen verraten die Haltung eines Mannes, dem zwar moralistische Enge und Starrheit fremd sind, der sich jedoch das Recht nimmt, das Verhalten Anderer — distanziert — an allgemeinen Maßstäben zu messen und danach zu beurteilen. Bei Erörterungen über das Recht darauf pflegte er zu betonen, daß wer das Böse nicht hassen, auch das Gute und Große nicht recht lieben könne, und daß die üblichen Geschmacksurteile über andere weit »unbrüderlicher« als die ethischen seien, »denn jene sind inappellabel, und man schließt sich selbst davon aus, während man sich dem ethischen stets mitunterstellt und dadurch in innerer Gemeinschaft mit dem Beurteilten bleibt«. — Die Anschauung des Wesens der im Erotischen jenseits von gut und böse lebenden Menschen hat nun zwar nicht seine eigene Normgebundenheit geändert — sein Glauben an deren unersetzliche Bedeutung ist unerschüttert —, wohl aber die Haltung gegenüber den davon abgefallenen Menschen. Es sieht jetzt weniger auf ihr leidenschaftbedingtes Tun als auf ihr Gesamtsein, und wo immer er dies zu bejahen vermag, interessiert ihn jetzt mehr dessen Schutz und Entfaltung als die Frage, wie weit der Abstand ihres H a n d e l n s von der »sittlichen Forderung« bleibt: » . . . . . Die ethischen Werte sind nicht a l l e i n in der Welt. Sie können Menschen, die in Schuld geraten sind, k l e i n machen, wenn sie Entsagung fordern. Und sie können dort in unlösliche Konflikte führen, wo ein schuldloses Handeln u n m ö g l i c h ist. Dann muß (ethischerweise) so gehandelt werden, daß die beteilig-

ten Menschen die möglichst geringsten Verluste an Menschenwürde, an Fähigkeit zur Güte und Liebe, zur Pflichterfüllung und an Persönlichkeitswert erleiden, und das ist oft eine schwere Rechnung.«

Auch zu gesprächsweisen Aeußerungen wie etwa folgenden kristallisiert sich die neue Einsicht: Es gibt eine Stufenreihe des Ethischen. Wenn das ethisch höchste im konkreten Fall unerfüllbar ist, so muß versucht werden das Zweit- oder Drittbeste zu erreichen. Was das ist, läßt sich von keiner Theorie her, sondern nur aus der konkreten Situation entscheiden. Es kann geschehen, daß von außen — durch die Konvention — aufgedrungene Verzichte, Menschen, über welche die starke Hand des Lebens kommt, seelisch verstümmeln, daß sie daran klein, pharisäisch und bitter werden. In solchen Fällen ist es besser sie sündigen.

Allerdings, sobald nicht nur die in der neuen Freiheit aufblühenden Starken im Blickfeld stehen, sondern auch das tiefe Leiden der im erotischen Kampf Unterlegenen, verschiebt sich der Standpunkt wieder, und dann bleibt mancherlei zu fordern und zu verneinen. In gewissen Fällen scheint Weber »der holde Leichtsinn« wechselnder Abenteuer allenfalls mit einem Weiterbestehen der Ehe um der Kinder willen vereinbar. Wenn aber dem Spiel der Todesernst großer Leidenschaft folgt und neben der Ehe ihr Recht fordert, dann sieht er mit Entsetzen die moralische Zerstörung der Schwächeren voraus. — Als Resultat der inneren Auseinandersetzungen mit neuen Ansichten und fremden Schicksalen ergibt sich schließlich etwa folgendes: Das ethische Ideal der Einehe, wie sie sein soll, als höchster Form erotischer Gemeinschaft bleibt bestehen — aber es läßt sich nicht allen menschlichen Wesensarten und Schicksalen aufnötigen. Und formulierbare Grundsätze für die ethische Gestaltung der vielfältigen konkreten Situationen, in welche Menschen außerhalb und neben der Ehe hineingleiten, lassen sich nicht aufstellen. Allgemeinverbindlich bleibt aber die Anerkennung der V e r a n t w o r t l i c h k e i t in allen menschlichen Beziehungen und der Ernst der sittlichen Bemühung. Und dann daß diejenigen, die im Bann gewaltiger Lebensmächte schuldig werden, sich keine »Theorie« und kein »Recht« daraus machen.

Diese Kernforderung: Auch wenn Natur und Schicksal zur Uebertretung zwingen, sich dennoch der überindividuellen Norm

demutsvoll zu beugen und den Abstand des eigenen Handelns davon als Schuld anzuerkennen, die Weber sehr wichtig ist, drückt er in folgenden Zeilen aus: »Was mir nicht gefällt, ist, daß wenn das Schicksal einer starken Leidenschaft über einem kommt, man sich ein »Recht« daraus macht so und so zu handeln, statt es einfach »menschlich« zu nehmen — eben als »Schicksal« mit dem man fertig werden muß und oft, weil man eben nur ein Mensch ist, nicht fertig werden kann. Daher dann das Bedürfnis immer »Recht« zu haben — wo doch kein »Recht« ist. Dies kann ich nicht gut haben, alles andere muß man »verstehen«.

Für seine Frau war oftmals ergreifend, wie nachdrücklich Weber ablehnte, sich von den Kämpfenden und Irrenden in den Stand der Sündlosigkeit erhöhen zu lassen. Seine gelegentlichen Schroffheiten und Zorne, die ihn Fernerstehenden furchterregend machen, rechnet er sich freilich nicht groß zu — aber er vergißt nicht, daß er einst einem zarten Mädchen ungewollt Leiden zugefügt hat. Auch den feindseligen Ausbruch gegen den eigenen Vater empfindet er nun als nicht wieder gut zu machende Schuld. Und vor allem: er will den Anderen nahe sein — ein Mensch unter Menschen. In dieser Gesinnung schreibt er einem jüngeren Freunde, der sich selbst bei ihm verklagt und erschüttert ist von seiner Milde:

»... Glauben Sie, es hat schon seine Gründe, wenn ich Jemandem, der weiß was ‚Schuld' ist, nicht moralistisch zusetze! Es muß ja doch nicht alles was ‚Frevel' ist, auf dem speziellen Gebiet liegen, was hier in Rede steht. Ich habe Aeußerstes an ‚Frevel' auf mir gehabt — gewiß nicht ohne tiefe und dauernde Nachwirkung. Aber nicht wie Sie da schreiben: als moralischen Bruch, der nie wieder verheilen kann. So etwas gibt es nur für ganz schwache Menschen. Was geschehen ist, ist geschehen, und es handelt sich darum, allmählich allen Beteiligten zu einem menschlich abschließenden Verstehen: wie das Leben mit uns spielt — zu helfen. Das wird schon kommen und gelingen. Im übrigen aber kann Schuld eine Kraftquelle werden, oder nicht, je nachdem man sie nimmt. Es wäre schlimm, wenn nur das ‚Integer vitae' uns zu Vollmenschen machte — und nicht auch das, richtig genommene, Gegenteil. Dann hätte jedenfalls ich auf volles Menschentum verzichten müssen.«

Die Gefährtin faßte die Erfahrungen dieser Zeit in folgenden Zeilen an Helene zusammen: »Mit all den Geschehnissen der letzten Jahre waren auch für uns seelische Kämpfe und innere Auseinandersetzungen verbunden, die zeitweilig viel Kraft kosteten. Denn das Erschütternde ist, daß Menschen von seelischem Adel, dem Willen zum Gutsein und von starker gewissenhafter Mütterlichkeit unseren Glauben an die Allgemeingültigkeit unserer Ideale in Tat und Theorie verneinen. Aber ich glaube: aus diesem Verstehen-wollen, weil Liebenmüssen, ist uns auch innerer Gewinn zuteil geworden: ein Zuwachs an Freiheit, Menschlichkeit und Bescheidenheit. Ich bin dem Schicksal grenzenlos dankbar, daß es mir durch überreiches Beschenken und Befriedigen der tiefsten seelischen Bedürfnisse durch ein über alles geliebtes, über jedes Durchschnittsmaß großes Menschenwesen die Verstrickung in Schuld erspart hat. — Wir glauben noch an unsere Ideale, allerdings der Mut und die Freudigkeit für sie nach außen zu wirken, sind mir genommen.«

ZWÖLFTES KAPITEL.

WELTWIRKEN UND KÄMPFE.

Im Sommer und Herbst 1908, als es Weber so gut geht, daß er mehrere große Arbeiten aus sehr verschiedenen Gebieten fördern kann, wird auch das Streitroß wieder bestiegen. Er veröffentlicht in der Frankfurter Zeitung einen hochschulpolitischen Artikel über den »Fall X.« und die Abfertigung einer Erwiderung darauf von dem bekannten Herausgeber einer politischen Zeitschrift.

Folgendes war der Anlaß: Das preußische Ministerium versetzte einen begabten jungen Nationalökonomen über den Kopf der Fakultät nach Berlin, weil sie von ihm eine politisch erwünschte Arbeit erwartete. Weber knüpft daran Tadel in verschiedener Richtung: Gegen die Regierung, die durch Nichtachtung der Fakultäten unter dem akademischen Nachwuchs einen Typus von »Geschäftsleuten« züchte, d. h. junge Leute in Versuchung bringe, sich durch Leistungen für den Staat ihre akademische Laufbahn zu erleichtern. Gegen den, dieser Versuchung unterlegenen, sonst von ihm geschätzten Dozenten: »Zu der Zeit als der Schreiber dieser Zeilen so jung war, wie es Herr X. heute ist, galt es als elementarste Pflicht des akademischen Anstands, daß jemand, dem vom Ministerium eine Professur angeboten wurde, sich vor allen anderen Dingen, ehe er sich entschied, vergewisserte, ob er das wissenschaftliche Vertrauen der Fakultät oder mindestens derjenigen hervorragenden Fachgenossen, die mit ihm zusammenarbeiten sollen, besitze.« Daran schließt er außerdem eine Kritik des Verhaltens der Berliner staatswissenschaftlichen Fakultät bei anderem Anlaß. Sie hatte sich gerade ein Statut gegeben, welches die Umhabilitation von Dozenten einschränkte, und das selbstgeschaffene Hindernis be-

nützt, um einen so anerkannt hervorragenden Gelehrten und Lehrer wie Werner Sombart von der Zulassung auszuschließen. Weber erblickt darin eine Konzession an unsachliche Gesichtspunkte und »ein Abweichen von dem Grundsatz, so viele bedeutende Kräfte wie möglich zu gewinnen — eine Haltung, die sich letztlich rächt durch Schwächung der moralischen Autorität der Fakultäten ———«. Die eindringliche, aber sehr ruhige Kritik blieb nicht ohne Wirkung. Der junge Gelehrte unterstellte sich der Fakultätsentscheidung, reichte sein Entlassungsgesuch ein und ließ Weber mitteilen, daß er seinen Fehler einsehe.

Dagegen reizt Webers Kritik am Verhalten der staatswissenschaftlichen Fakultät eins ihrer Mitglieder zu Auslassungen, die ihn zu schärfster Abwehr treiben. Der Gelehrte behauptet, Webers Kritik an der Fakultät sei durch persönliche Interessen, nämlich die Rücksicht auf seinen Freund Sombart eingegeben. Darin sieht Weber nicht nur eine unstatthafte Verletzung strenger Sachlichkeit öffentlicher Polemik, sondern auch die Unterstellung, als habe er selbst eine Norm übertreten, die für ihn zu den wichtigsten gehört. Seine Reaktion darauf ist weißglühende, jedoch in den Mantel der Ironie gehüllte Entrüstung: »Die Deutung, welche Herr ... seinem Publikum allen Ernstes vorträgt, meine sachlichen Ausführungen seien durch persönliche Motive bestimmt, würde ich, rührte sie von einem anderen her, natürlich einfach als eine Niederträchtigkeit beurteilen und bezeichnen. Allein: so ernsthaft darf man — ich würde allerdings sagen: leider! — diese Dinge bei ihm nicht nehmen. Es handelt sich schwerlich um bewußte und beabsichtigte Unanständigkeiten gegenüber dem Gegner, sondern um Erscheinungen einer gewissen Unkultur seines Empfindens ..... ihm fehlt das Verantwortungsgefühl des Berufsjournalisten, und man darf sich deshalb über Dinge, die man einem solchen nie verzeihen würde, bei ihm nicht aufregen.«

* * *

Sommers Ende 1908 brachte ein interessantes geistiges Schauspiel: den internationalen Philosophenkongreß. Weber sieht auswärtige Gelehrte verschiedenster Art, der tiefsinnige und schwerflüssige Soziologe F. Tönnies wohnt während der Tagung bei ihm.

Es geht hoch her in Heidelberg. Zwar die bedeutendsten auswärtigen Philosophen fehlen, aber unter den jüngeren, die sich in die Arena begeben, leuchtet doch auch manch heller Stern: Troeltsch, Lask, Driesch, Voßler u. a. Das Gewicht der älteren Generation vertreten Wilhelm Windelband und der Nestor der Hegelianer: Lasson. Der Laie fühlt sich mehr auf einem großen öffentlichen Fest als in einer »Akademie«. Wie spannend ist es, die verschiedenen Persönlichkeiten sich darstellen zu sehen! Aber Förderung der Wahrheit auf diesem Wege scheint unmöglich. Ja man gewinnt den Eindruck, daß gerade die Philosophie zwar wichtige Erkenntnisse, aber keine einheitliche, umfassende, zwingende Wahrheit zu bieten hat. Diese Geister liegen ja fast alle im Streit miteinander! Und jeder hat seine eigene Sprache. Mit wie verschiedenem Sinngehalt sind doch dieselben Worte gefüllt: Natur, Geist, Wahrheit, Idee, Freiheit, Gott — nichts ist eindeutig, selbst der Begriff der Philosophie ein vielfältiger. Sie hätten sich gegenseitig zuvor terminologische Wörterbücher in die Hand drücken müssen. So reden sie in den Diskussionen meist aneinander vorbei und können sich kaum befruchten, denn keiner will im Grunde vom anderen lernen, jeder glaubt seinerseits schon am Thron der einen absoluten Wahrheit zu stehen. Für den Laien kann von zwingenden Ergebnissen nicht die Rede sein. War man beim Turmbau zu Babel? Wurde hier nicht mit völlig unzureichenden Werkzeugen nach Enthüllung des Weltgeheimnisses gestrebt? Aber dies angespannte Suchen und Ringen, diese Vergeistigung der Erscheinungen, diese unaufhörliche Bewegtheit — das war doch groß, groß wie das Fluten des Meeres, das niemals zum Ziel kommt, weil es immer am Ziel ist.

* * *

Dann wieder Bilder aus andren Regionen: Die Probleme h a n d e l n d e r Menschen, die eingestellt sind in die unmittelbare praktische Bewältigung der Welt.

Die Gefährten verbringen im Herbst 1908 wieder längere Zeit in der Daseinsschöne des harmonisch gemütvollen Familienlebens in Oerlinghausen. Weber setzt dort seine Untersuchungen zur Psychophysik der industriellen Arbeit fort. Er hat inzwischen die Fachliteratur, vor allem die Werke Kräpelins und seiner Schüler auf die Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Methoden und

Ergebnisse für diese Studien durchforscht, jetzt schürft er auf's neue nach Urmaterial in der Familien-Weberei. Die mühselige Rechenarbeit geht ihm gut von der Hand, er ist heiter. Milder Sonnenzauber und der Duft des reifenden Jahres umwebt das herrliche deutsche Land. Spazierfahrten in die Senne, deren Ernst hie und da noch das rote Heidekleid schmückt, oder ein Gang auf dem langgestreckten Rücken des Tönsbergs bringt den emsigen Tagen Erquickung. Er besucht auch gern den benachbarten Kupferhammer, jenen in der kargen Heide geschaffenen patrizischen Landsitz des großindustriellen Unternehmers Karl Möller, seine Gattin: Hertha ist ein Oerlinghäuser Kind, Karl Webers Tochter. Ein Riesenschornstein des schon von den Vätern begründeten großen Werks schaut in die Stille des herrlichen Parks — so als wäre er der regierende Fürst. Aber hier gebietet nicht nur die rastlose Maschine — das großbürgerliche Dasein ist durch hohe Gesittung geformt, und eine bedeutende Frau füllt den schönen Rahmen mit geistigem und künstlerischem Gehalt und rastlosem Streben. Der Hausherr, im Grunde mehr eine Gelehrten- als eine Unternehmernatur, widmet einen Teil seines arbeitsamen Lebens der Wohlfahrt und Bildung seiner Arbeiterschaft. Er ist ein wahrhaft Gerechter, puritanische Ethik hat ihn geprägt. In den Augen schimmert Güte, aber seine auf Distanz gestellte, zurückhaltende, immer beherrschte, feierlich-gehaltene Art, die auch seiner Umgebung stets Haltung auferlegt, veranschaulicht Weber, ebenso wie der Oerlinghäuser Patriarch, den Typus der Nachfahren jener ernsten Gestalten, die er an der Wiege des modernen Kapitalismus entdeckt hat.

Der Gelehrte fühlt sich gern eine Zeitlang der erweiterten Familie zugehörig. Er nimmt so warmen Anteil an allem, was dort das Leben füllt, und vertieft sich mit den Frauen, die seelischer Mittelpunkt der sich mühenden Männer sind, in das Schicksal all ihrer Kinder. Er nimmt und gibt und tritt ganz aus seiner Intellektualität heraus zum Wesenskern der anders gearteten Menschen. Seine Bildkraft vermag auch gelehrtes Wissen für Ungelehrte fruchtbar zu machen. »Das Schönste an dieser Zeit ist, daß Max fast das Leben eines normalen Menschen führt. Er ist unerschöpflich im Geschichtenerzählen, wie auch im Austeilen stärkerer Geistesspeisen, bleibt abends bis gegen 10 Uhr dabei, und die ganze Familie sitzt immer um ihn herum, wie um einen Weisen, Heiligen und Paijatz (Bajazzo) in einer Person. Was sie am

meisten freut, ist schwer zu sagen. Es wird abends, wo auch Georg auspackt, gradezu homerisch gelacht — alle die alten Militär- und Studentenschnäcke erstehen neu und haben von ihrem Glanz nichts verloren; manchmal kommt sogar noch was Neues, mir Unbekanntes zutage. Maxens Erzählkunst ergießt sich wie ein zurückgestautes Wasser. Dabei arbeitet er vormittags und diktiert nachmittags, kurz ‚lebt', als wäre die Krankheit von ihm abgefallen. Und man freut sich der guten Tage, obwohl wissend, daß Wolken Regen und Kälte doch wieder kommen. — Es ist wie immer, reizend hier bei den guten und glücklichen Menschen, die Herbstsonne durchleuchtet den schönen Garten und blitzt morgens in dem betauten Rasen.«

Als einige Jahre später diesem Kreise eines der männlichen Häupter: Winas Gatte, Bruno Müller, entrissen wird, zeichnet Weber das Bild seiner edlen Gestalt in einer Art, die auch ihn selbst beleuchtet. Denn er hält mit dem individuellen Wesen jenes Mannes zugleich typische Züge eines reinen vornehmen Bürgertums fest, das er, sofern er dessen politische Unreife vergißt — als ein hohes Gut seiner Nation wertet, und dem er sich selbst mit Stolz zurechnet.

»Meine teure Wina! Gleichzeitig kommt ein von Bruno gestern an mich geschriebener Geschäftsbrief und diese erschütternde, so absolut unerwartete Nachricht. Daß man die schlichte Sicherheit und die noble Güte dieses, in dem feinen Stolz seiner Bescheidenheit so unendlich liebenswerten Seniors nicht mehr antrifft, wenn man Euer Haus betritt, ist noch unausdenkbar. Schön ist so ein Tod ohne Alter, Krankheit, Rückgang und Vereinsamung für den, dem er gegeben wird, auf der Höhe des Erfolgs und im Bewußtsein, daß es immer weiter aufwärts geht, die junge Generation auf den Schultern der alten steht und daher wieder weiter neues Leben schafft. Schön ist ein Leben, welches so abschließt, ohne Unglück, Mißverständnis, Enttäuschung, Kummer, Härte und Zwiespalt mit sich selbst jemals zu schwer haben kosten zu müssen, weil die eigene treue Natur und die unermeßliche Liebe, die ihm zur Seite stand und um ihn aufwuchs, alle solche Geister weit von ihm bannte. Und schön ist es zu denken, daß es hier einen Menschen gab, der sich sagen durfte, daß er sein Leben lang, im großen und im kleinen niemals den Geist der echtesten, einer echt bürgerlichen Ritterlichkeit verleugnet habe, der ihm schon, als er zuerst

vor mehr als 35 Jahren, ein junger Mann, in mein Elternhaus kam, die Herzen gewonnen — und wohl auch Dich ihm gewonnen hat. Er war einer jener Männer, von denen man wußte: niemand, er sei wer er wolle, hätte je gewagt, mit ihm oder in seiner Gegenwart, auch in dem flüchtigsten Gespräch, unreine und zweideutige Dinge — in welchem Sinn immer — auch nur zu berühren, oder selbst in seinen Gedanken dahin abzuirren. Eine solche Luft voll Reinheit des Herzens, des Körpers und des Geistes ging von ihm aus. Es war unmöglich — so sehr er sich immer, ganz absichtsvoll, viel zu sehr in den Hintergrund zu stellen bemüht war — es war unmöglich, ihm durch unechte Mittel, durch Pose und Phrase, falsches Pathos und eitle Selbstinszenierung jemals zu imponieren. Das alles zerstob in den Wind vor seinem reservierten und ruhigem, aber darin äußerst sicheren Blick. Es ist nicht nachzurechnen natürlich — aber es ist sicher ganz unermeßlich viel, was er dadurch den Menschen um ihn, was er vor allem Euren Kindern dadurch gegeben hat. Denn wodurch erzwang er sich jenen bedingungslosen Respekt und jene — in ihrer Freiheit und Ungezwungenheit — mir immer so eindrucksvolle Pietät bei ihnen allen, die ihnen zu ihrem Heil und zu jedermanns Freude, so leicht und selbstverständlich war gegen ihn zu üben? Nicht durch »Worte«, nein, in seiner schlichten Art hatte er gerade seine Ausdrucksfähigkeit in Worten und Reden überhaupt nicht gepflegt — er hatte das vielleicht fast zu sehr verschmäht und lebte still nur seiner Sache und seinen Pflichten. Nicht durch Worte wirkte er, verständigte man sich mit ihm, kam sein Wesen zur Geltung. Sondern durch jenes Gefühl der völligen Geborgenheit und Sicherheit war man ihm nahe, welches man so unendlich selten bei einem Menschen hat, und welches eben doch das letzte und höchste ist, was man finden kann — denn wohin können Worte, auch die besten und feinsten schließlich führen als eben dahin? Mit ihm bedurfte man ihrer nicht — denn er war der Mensch, dem man *vertraute*, bedingungslos vertraute, schon ehe er das erste Wort gesprochen hatte, und ohne daß irgendein Wort dies Vertrauen hätte steigern können. Was er durch diese Eigenschaft, die ja unersetzlich ist, wie irgendeine Gnadengabe des Himmels, für Euch, auch für das stolze Unternehmen (welches man sich ohne ihn so gar nicht denken kann) gewesen ist, im äußerlichsten wie im innerlichsten Sinne, ist gar nicht abzuschätzen. Wenn mir Georg einmal erzählte,

daß ein alter Geschäftsfreund als Resümé vieler Freundlichkeiten ihm den Wunsch ausgedrückt habe: »Alles in allem — werden Sie wie Ihr Vater, das ist alles was ich Ihnen wünsche« — so beneidet man gewiß diesen Vater, ganz ebenso aber auch den Sohn, zu dem so etwas gesagt worden ist und mit Fug und Recht gesagt werden konnte. Zu Deines Vaters wundervoller alles erwägender und alles umfassender »Größe« — denn man muß dies Wort brauchen, und zu seines Sohnes Karl prachtvoller unwiderstehlicher Tatkraft war Brunos unerschütterliche Sicherheit die unentbehrliche Ergänzung. In der ungebrochenen Reinheit seines Wesens ragte er aus einer Generation des deutschen Bürgertums, die viel mehr in sich barg an Charakter und Wert, als die Außenstehenden ahnen, in eine Gegenwart und eine Generation hinein, die nun ihr eigenes Leben nach eigener Art führen und in vielen einzelnen unvermeidlich anders sein muß — da gibt es keine Wahl — als ihre Väter waren. Das geht uns allen so. Aber wenn wir alle das feste Vertrauen haben, daß sie in ihrer Art etwas ganz ebenso Wertvolles werden, unter äußerlich schwierigeren und innerlich zerrisseneren Lebensbedingungen sich auch mit Ehren behaupten und am Abend ihrer Tage auch so klaren und frohen Auges auf die Arbeit ihres Lebens zurückblicken können, wie er und Du es tun dürfen, so wollen wir nicht vergessen, daß neben der bezwingenden Macht deiner Liebe und des zarten Verständnisses, die von Dir, liebe Wina, beglückend ausgehen, auch die tiefe Echtheit und Wahrhaftigkeit, die dieser Mann in seiner reinen Seele trug, ihren ebenbürtigen Anteil daran hatte, und uns an dem Segen freuen, der für immer auf seinem Andenken ruhen wird. Ich drücke Euch allen, Dir, Wilhelm, den Kindern, in herzlicher Treue die Hand im Geist und denke es bald persönlich zu tun, sei es in diesen nächsten Tagen, sei es bald nachher, wenn der erste Sturm des schweren Vermissens vorübergegangen ist.«

II.

Die Erzählung greift auf andere Ereignisse dieser Jahre zurück.

Seit 1905 haben sich bedrohliche Wolken am politischen Himmel gesammelt: die Marokkofrage. Gefahren umwittern das Land. Im Interesse der »offenen Tür« für seinen Handel durchkreuzt Deutschland dort die französische Politik. Die Kaiserreise nach Tanger, die Kaiserrede an den Sultan beschwören die

Kriegsgefahr. Sie wird gebannt durch die Konferenz von Algeciras. Deutschland hat Erfolg und behauptet seinen Standpunkt, aber um welchen Preis! Frankreich trägt ihm die Einmischung nach und zieht Italien zu sich heran. England sieht vor allem in der steten Flottenverstärkung eine gegen die britische Seeherrschaft gerichtete Maßnahme. Deutschland gilt seitdem für imperialistisch und kriegslustig und verstärkt diesen Anschein, als es ablehnt, sich an der Beratung der Abrüstungsfrage auf der Haager Konferenz zu beteiligen. Die Einkreisungspolitik König Eduards hat Erfolg. England, Frankreich und Rußland verständigen sich, Italien und Oesterreich geraten in Spannung. Ende 1906 kommen im Reichstag die Gefahren des »persönlichen Regiments« und die drohende Lage zur Sprache. Seitdem hat der Kaiser, wiederum in einer öffentlichen Rede, die politischen Warner zurückgewiesen mit dem aufreizenden Diktum: »Schwarzseher dulde ich nicht, wer sich zur Arbeit nicht eignet, scheide aus und suche sich ein besseres Land.« Der Kanzler deckt das Hervortreten des Monarchen als dessen verfassungsmäßiges Recht. Deutschland habe kein parlamentarisches Regime — und das deutsche Volk wolle keinen Schattenkaiser. Als 1907 neue Unruhen in Marokko entstehen, durchkreuzt Deutschland wiederum die französische Politik. Aber Frankreich verständigt sich mit England und Italien — die diplomatische Niederlage Deutschlands wird deutlich. Trotzdem tritt vorübergehende Entspannung ein, Eduard und Wilhelm tauschen Besuche, Kaiser und Zar geben sich ein Stelldichein. Jedoch verständigen sich gleichzeitig England und Rußland über asiatische Interessen. Und als dann das Balkandrama beginnt, geraten Deutschland und England aufs neue in Gegensatz. Die Mittelmächte suchen die Selbständigkeit der Türkei gegen Rußland und England zu stützen. Wiederum droht der Krieg, diesmal entspannt die türkische Revolution die Lage. Aber alsbald schaffen die österreichischen Ansprüche auf dem Balkan einen neuen schweren Konfliktstoff. Serbien sucht Anschluß bei Rußland und appelliert an das slavische Solidaritätsgefühl. Deutschland und Oesterreich stehen allein. So wird das deutsche Staatsschiff auf hoher See hin- und hergeworfen. Man lebt von Augenblickserfolgen, — aber den verantwortlichen Leitern fehlt der sichere Weitblick, um aus dem gefährlichen Element herauszusteuern oder mächtige Helfer zu finden. Seit Ende 1906 stand auch die Innenpolitik in schwerer Krisis. Das Zentrum

lehnte eine Nachforderung zur Bekämpfung des Eingeborenenaufstandes in Südwestafrika ab und wurde dabei von der Sozialdemokratie unterstützt, ein willkommener Anlaß zur Auflösung des Reichstags. Webers Standpunkt zu diesen Vorgängen spiegelt sich in folgenden, von schwerer Erregung zeugenden Briefen an Friedrich Naumann:

»Lieber Freund! Ich habe weder die Legitimation, noch für gewöhnlich, den geringsten Wunsch, mich in Ihre politischen Entschließungen einzumischen, — und Sie würden sich das ja auch nicht gefallen lassen. Gestatten Sie mir aber immerhin eine Meinung auszusprechen. Sie werden ja genug andere und anderweitige zu hören bekommen und dann selbst entscheiden. — Gesetzt den Fall, ich hätte innerhalb Ihrer Redaktion ‚Sitz und Stimme' und sollte nun ein Votum abgeben über die Formulierung der ‚Parole', die seitens der Hilfe ausgegeben werden muß, die nach dieser im tiefsten Grunde frivolen, rein ‚machtpolitisch' im Interesse der Krone (welche die furchtbare Blamage der äußeren Politik durch einen ‚inneren Sieg' unter einer ‚Hurrah'-Parole vortäuschen möchte) erfolgten Auflösung, — gesetzt diesen Fall, ich hätte mizusprechen also, so würde ich sagen: um keinen Preis die so bedenklich naheliegende Formulierung: Für den Kaiser gegen das ‚machtlüsterne Zentrum'. Das müßte sich furchtbar rächen. Das Maß von Verachtung, welches uns, als Nation im Ausland (Italien, Amerika, überall!) nachgerade — mit Recht! — das ist das Entscheidende — entgegengebracht wird, weil wir uns dieses Regime dieses Mannes gefallen lassen, ist ein Machtfaktor von erstklassiger ‚weltpolitischer' Bedeutung für uns geworden. Jeder, der einige Monate lang die fremde Presse liest, muß das bemerken. Wir werden ‚isoliert', weil dieser Mann uns in dieser Weise regiert und wir es dulden und beschönigen. — Kein Mann und keine Partei, die in irgendeinem Sinn demokratische und zugleich nationalpolitische Ideale pflegt, darf die Verantwortung für dieses Regime, dessen Fortdauer unsere ganze Weltstellung mehr bedroht als alle Kolonialprobleme irgendwelcher Art, auf sich nehmen. Nicht, daß das Zentrum die ‚Kommandogewalt des Kaisers' in Frage stellt oder dergleichen, noch weniger, daß es seiner Deputiertenzahl entsprechend, nach Macht, nach Kontrolle der Kolonialverwaltung, nach parlamentarischer ‚Nebenregierung' usw. gestrebt hat,

gereicht ihm zum Vorwurf und darf ihm entgegengehalten werden. Sondern, daß es, als parlamentarisch herrschende Partei das System des Scheinkonstitutionalismus gefördert und gestützt hat, daß es, ganz konkret bezeichnet, z. B. in diesem Fall nicht die Kontrolle der Kolonialverwaltung durch den Reichstag zur Bedingung der Annahme des Kolonialetats machte, sondern die Aufrechterhaltung der hinter den Kulissen herlaufenden, ‚parlamentarischen Patronage' — das Zuckerbrot, durch welches seit einem Jahrzehnt die herrschenden Parteien: Zentrum, ebenso wie Konservative und Nationalliberale, an das System des scheinkonstitutionellen ‚persönlichen Regiments angegliedert worden sind. — Die Parole darf also nur lauten: gegen das Zentrum als die Partei des Scheinkonstitutionalismus, als die Partei, welche nicht reale Macht der Volksvertretung gegenüber der Krone, sondern persönliche Bonbons aus den Händen der Krone erstrebt hat und erstrebt, und für eine starke offene parlamentarische Verwaltungskontrolle, welche dann auch den Schmutz der ‚Nebenregierungen' aus seinen geheimen Winkeln fegt. Aber um Gottes willen jedes ‚Vertrauensvotum' für den Kaiser und seine Art Politik zu machen aus dem Spiel! und zwar nicht stillschweigend, sondern ausdrücklich ein solches Vertrauensvotum abgelehnt! Stützung der oppositionellen (‚jungliberalen') Elemente im Nationalliberalismus, Stützung der gewerkschaftlichen Elemente in der Sozialdemokratie — mit ihnen gegen das scheinkonstitutionelle Zentrum, aber auch gegen den dynastischen innerpolitischen Machtkitzel und gegen die außenpolitische dynastische Prestigepolitik der großen Worte anstatt nüchterner Interessenpolitik! So würde, wie gesagt, ich votieren, wenn ich mitzureden legitimiert wäre. — Ich verstehe ganz gut, aus welchen Gründen Sie das persönliche Prestige des Kaisers decken möchten. Das ist aber heute keine Politik mehr, die mit Realitäten rechnet, weder nach innen noch nach außen. Denn dieses Prestige ist dahin, es ist — für mich wie für zahllose andere — aufrichtigerweise nicht mehr möglich und vor allem ganz zwecklos und vergeblich, seinen Schein noch einige Jahre zu fristen. Ist es Ihnen möglich, dann lassen Sie diese Note draußen. Verzeihen Sie die Belästigung. Wie immer in herzlicher Freundschaft. Ihr Max Weber.« (14. 12. 1906.)

Der Erfolg des unter der Kolonial-Parole geführten Wahlkampfs war vor allem eine schwere Niederlage der Sozialdemokraten. Das Bürgertum triumphiert, aber Weber bemerkt darüber gegen L. Brentano: »Elendes Ergebnis der Reichstagswahlen! Stärkung der agrarischen Rechten, Majoritätsmöglichkeit der Reaktion mit dem Zentrum gegen die Nationalliberalen und die ganze Linke! Einziger Lichtblick: Naumann und die Möglichkeit, daß künftig die Sozialdemokratie ihr Maulheldentum ablegt und praktische Politik treibt. Aber ob?« (6. 2. 07.)

Nun schließt Bülow die bürgerliche Linke mit den Rechtsparteien zum nationalen Block zusammen. Die linksliberalen Fraktionen einigen sich, und zum erstenmal unterstützt auch der alte »Freisinn« die Weltmachtpolitik. Eine neue »national-soziale« Aera des demokratischen Liberalismus scheint zu beginnen. Aber als Naumann und sein damaliger Kreis erweiterte politische Freiheiten verlangen: freies Vereins- und Versammlungsrecht, energische Sozialpolitik und vor allem Reform des preußischen Wahlrechts, zeigt sich sogleich die Unnatur der Paarung: die Rechte stemmt sich mit aller Macht gegen den Verzicht auf traditionelle Privilegien. Aber auch in den Reihen des Liberalismus hemmen die bourgeoisen und kapitalistisch interessierten Führer des alten Freisinns die Verwirklichung der demokratischen Ideale. Die freisinnigen Parteihonoratioren machen Naumann das Leben schwer. Es ist klar: Er paßt nicht in ihre Gesellschaft und wird ihnen gegenüber seine eigne Politik nicht durchsetzen. Das ist eine schwere Enttäuschung für den Mann, dem sich nun endlich nach jahrelangem Warten die Pforte politischen Wirkens geöffnet hat. Und als sich gar im Frühjahr 1908 ein Teil seines Kreises, vor allem die Führer des linken Flügels, wieder von der »Freisinnigen Volkspartei« trennen, gerät Naumann in schweren Konflikt. Um die mühsam zustande gebrachte Einigung des Linksliberalismus nicht zu zersprengen, folgt er den Freunden nicht.

In dieser Lage schreibt ihm Weber: »Die letzten Tage können für Sie nicht leicht gewesen sein, und diese Zeilen haben nur den Zweck, Sie der herzlichsten Sympathie zu versichern. Sachlich konnten Sie keine andere Politik machen, nachdem Sie den Entschluß im vorigen Jahr (mit Recht) gefaßt hatten. Das muß jeder Unbefangene einsehen, auch wenn er, wie ich, gewünscht hätte, es wäre eine andere möglich gewesen. Sie

hatten — ganz abgesehen von allen rein realpolitischen Erwägungen — ferner auch darin recht, daß Sie so minderwertigen Bundesgenossen, wie der ‚Freisinnigen Volkspartei' loyal die Treue hielten. Auch solche Dinge existieren schließlich im politischen Leben und haben ihre Konsequenzen, mögen die Durchgänger wie Barth und Gerlach das auch nicht sehen. Das ‚Mandat' — denn das kann Sie die Sache vielleicht kosten — ist schließlich nicht das Höchste auf Erden, und das Bewußtsein, das was an liberalen (Vereinsgesetz) und nationalen (Börsengesetz im Interesse unsrer Machtstellung in der Welt) Fortschritten möglich war, erzwungen zu haben, sei es selbst auf Kosten des Mandats, fällt Ihnen allein zu. Um so freier sind Sie jetzt gestellt. Sich noch an die Fraktion zu binden, wenn Bülow so bleibt, und dann noch alles an den Block zu hängen, das wird doch kaum Ihre Absicht sein. Wahlreform in Preußen gegen Finanzreform im Reich. Das scheint mir die gegebene Parole, und ich wundre mich, daß sie nicht ausgesprochen wurde in Frankfurt. Und wollen Sie nicht den ‚Toleranzantrag' des Zentrums benutzen, um 1. Beseitigung jedes Zwanges zum Religionsunterricht, 2. Beseitigung jeder Privilegierung einer Kirche (vereinsrechtliche Behandlung!) zu verlangen? Mindestens das erstere als ‚Grundrecht'? Das Zentrum muß auf diesem Gebiet demokratisch übertrumpft werden. — In der Polenfrage stehe ich ja etwas anders als Sie, der Sprachenzwang scheint mir das sittlich und politisch Unmögliche und Sinnlose. Aber an die Enteignung hätte m. E. sofort die Parole geknüpft werden sollen: Alljährliche Expropriation von Großgütern überall zum Zweck der Bauernsiedlung! ‚das Land der Masse' nach Schulzes altem Schlagwort, aber wohl besser ohne diese Formulierung. Den Polen gegenüber ist das jetzige Gesetz sinnlos, nur das unbeschränkte Enteignungsrecht hätte da Sinn gehabt, und zwar den: daß man nun den Polen mit dieser Waffe in der Hand einen nationalen Vergleich unter Anerkennung ihrer ‚Kulturselbständigkeit' hätte anbieten können. Doch verzeihen Sie dies ‚schätzbare Material' von einem Outsider, der Zweck dieser Zeilen war nicht Sie zu schulmeistern, sondern Sie herzlich zu begrüßen als Ihr getreuer Max Weber.« (26. 4. 08.)

Nach den preußischen Landtagswahlen am 5. 11. 1908: »Lieber Freund! Die Wahlen sind nun gewesen, und die Zukunft der

Blockpolitik liegt leidlich klar. Es ist, so unbedingt auch an dem ehrlichen Versuch, ob eine Reform des Wahlrechtes in Preußen zu erringen ist, festgehalten werden muß, doch offenbar, daß gar nichts zu erwarten steht. Damit hat die Blockpolitik ihre Ratio zweifellos auch für Sie verloren, denn alles andere ist kleinliches Stückwerk, ohne allen Wert, wenn das Wahlrecht dem Wesen nach bleibt, was es ist. Was nun? Sie konnten im Winter keine andere Politik machen, als die der Sie gefolgt sind. Immer wieder muß betont werden, daß die reichsgesetzliche Regelung des Vereinsrechtes nur die Bedeutung hatte, den preußischen Landtag in die Unmöglichkeit zu setzen, noch Schlimmeres zu machen. Aber das ist nun Vergangenheit. Wo liegt die Zukunft? Wenn Sie die Organisation [1]) mit der Freisinnigen Volkspartei verschmelzen, geht — soviel ich urteilen kann und auch wünschen muß — Baden seine eigenen Wege. — — Es geht hier nicht anders, und es herrscht die Ueberzeugung, daß es Ihnen nicht gelingen werde, die Freisinnige Volkspartei in dem Maß wie die Freisinnige Vereinigung zu beeinflussen. (Unterschied: diese ist Intellektuellengruppe, jene Banausen- und Interessentengruppe.) Halten Sie sich, wenn möglich, den Sprung nach links aus dem Verband heraus offen, d. h. richten Sie sich auf ihn ein, so daß Sie ihn mit Anstand machen können, er wird nötig werden. Die Freisinnige Volkspartei gleitet unaufhaltsam nach rechts. Aber in vier Jahren haben wir überall in fast allen Einzelstaaten, auch Baden und im Reich klerikales Regime. Das steht jetzt fest. Dann beginnt die schwere Arbeit ‚der Freiheit eine Gasse' zu bereiten. Und Sie dürfen dann politisch kein toter Mann sein! Antworten Sie nicht. Sie haben jetzt keine Zeit. Ein andermal mehr. Herzliche Grüße — die Zeiten sind schwer für Sie!«

Im Herbst 1908, als gerade die Balkankrisis bedrohlich wird, begeht Kaiser Wilhelm eine neue politische Taktlosigkeit, die alles bisherige in den Schatten stellt: Die Veröffentlichung eines Interviews in einer englischen Zeitung. Seine wohlmeinende Absicht war, Englands Mißtrauen gegen ihn zu zerstreuen. Er erklärt, daß zwar die öffentliche Meinung in Deutschland antienglisch, die seinige dagegen freundschaftlich sei — so habe er

[1]) Wohl der Nationalverein für das liberale Deutschland.

ein ihm bei Beginn des Burenkriegs von Frankreich angebotenes Bündnis gegen England abgelehnt, ja seiner Großmutter, der Königin Viktoria, einen von ihm selbst entworfenen Feldzugsplan gegen die Buren übermittelt, mit dessen Grundlinien der von dem englischen Heerführer befolgte Plan übereingestimmt habe u. dgl. mehr. Es war wirklich, als habe der Teufel seine Hand im Spiel! Die verantwortlichen Kontrollinstanzen befanden sich gerade auf Urlaub. Jede einzelne Aeußerung erwies sich als Unheil. Im Ausland und Inland entstand ein Sturm der Entrüstung. Das Ausland gedachte des Krügertelegramms und bezichtigte die deutsche Politik der Verlogenheit. England beurteilte die Enthüllungen als würdelose Bemühungen um seine Gunst. — Das Inland rief nach Schutzmitteln gegen die Entgleisungen des persönlichen Regiments«. Im Reichstag erfolgte eine beispiellos erregte Erörterung — man sprach vom Trauerspiel der deutschen Politik, stellte Anträge auf Verfassungsänderungen in der Richtung des parlamentarischen Regimes: Ministerverantwortlichkeit, Mitwirkung des Reichstags bei der Ernennung des Reichskanzlers. Aber der Reichstag war nicht einheitlich und vor allem das preußische Junkertum stemmte sich gegen derartige Konsequenzen. Lieber ein Monarch von Gottes Gnaden, der Dummheiten macht und sich dann auf seine Palladine stützen muß, als Beschränkung der eignen Privilegien durch erweiterte Volksrechte. Und als der Kaiser Bülow privatim größere Zurückhaltung versprach, flaute auch im Bürgertum der Impetus zu durchgreifenden Aenderungen ab. — Weber ist nicht nur empört über den alle früheren Befürchtungen bestätigenden Vorgang, sondern auch über die schlaffe Haltung seiner eignen Kreise — »ein Volk, das sich niemals entschließt, einem Monarchen den Stuhl vor die Tür zu stellen oder ihn wenigstens ernstlich zu beschränken, verurteilt sich selbst zu politischer Unmündigkeit«. Er ist mehr als je überzeugt, daß nur Erweiterung der Parlamentsbefugnisse größerem Unheil wehren kann, aber er sieht voraus, daß die preußischen Konservativen auch für das Reich alles verhindern werden. In diesem Sinn schreibt er Naumann am 12. 11. 08:

»— — — — Alles kommt ja jetzt darauf an, in größter Fraktur vor dem Lande festzunageln, daß die Konservative Partei die Verantwortung für die Fortdauer des ‚persönlichen Regiments' trägt. Es wird viel zu viel von der

‚Impulsivität' und sonst von der Person des Kaisers geredet. Die politische Struktur ist daran schuld. Nichts, g a r n i c h t s ist gebessert: Bülow konnte nichts versprechen, weil er die Vollmacht nicht hatte, auf die es ankam, und jeder Kaiser, in die Lage gesetzt, wird in denselben Eitelkeitskitzel verfallen. Wilhelm I. und Friedrich III. haben, bzw. hätten ganz ebenso gehandelt (in den entscheidenden Punkten), nur vielleicht in der Form anders. Nur daß Wilhelm I. vor Bismarck Angst hatte und vor allem nicht e r f u h r, was vorging, bzw. erst die ‚faits accomplis', so 1879 den Bund mit Oesterreich, als er nichts mehr dagegen machen konnte. Was jetzt erreicht ist, ist nur dies, daß man künftig nicht mehr erfahren wird, was der Mensch alles anrichtet. Entscheidend ist: ein D i l e t t a n t hat die Fäden der Politik in der Hand. Jeder legitime Herrscher, der nicht Friedrich II. ist, i s t ein Dilettant, und d a s w i l l d i e k o n s e r v a t i v e P a r t e i. Das gilt für den Oberbefehl des Krieges wie für die Leitung der Politik im Frieden. Konsequenz: solange das dauert, Unmöglichkeit einer ‚Weltpolitik'.

Die ‚Romantiker' der Politik, besonders das vor allem ‚Konservativen' anbetend liegende Bürgerpack, bewundert natürlich den infamen Coup der konservativen Erklärung als eine ‚Mannestat' und einen ‚geschichtlichen Wendepunkt'! — Als ob d i e s e Gesellschaft das geringste dabei riskierte! D i e s e Romantik muß gegenüber dieser Reklameleistung — Reklame nach o b e n und nach u n t e n, — von Anfang an zerstört werden, denn sie ist recht gefährlich, wie ich gerade jetzt sehen konnte. Es ist ein Elend, daß man nicht, wie der ‚Vorwärts' im Bierboykott, täglich das bekannte ‚trinkt kein Ringbier' — so in j e d e r Nummer j e d e s unabhängigen Blattes oben drucken kann: ‚die Konservativen wollen keine Beseitigung des persönlichen Regiments — a l s o: k ö n n e n wir keine Weltpolitik, keine Flottenpolitik, überhaupt keine Politik treiben, die nicht auch die Schweiz oder Dänemark treiben könnten.' Der König von England hat Ehrgeiz und Macht, der deutsche Kaiser hat Eitelkeit und begnügt sich mit dem S c h e i n der Macht: Folge des S y s t e m s, nicht: der Person. (Kingdom of influence — Kingdom of prerogative, wie man den Gegensatz s. Z. in England formuliert hat.) Der d e u t s c h e Kaiser ist der ‚Schattenkaiser', n i c h t der englische König, — von historischer Warte aus gesehen. . . . . .

Die Hohenzollerndynastie kennt nur die Korporalsform der Macht: Kommando, Parieren, Strammstehen, Rennomage. Das will die Konservative Partei. Warum sie es will, weiß jeder.« (12. 11. 08.)

* * *

Am Ende des Jahres 1908 erschüttert eine neue schwere Krisis die innere Politik. Konservative und Zentrum vereinigen sich über der Reichsfinanzreform und der preußischen Wahlrechtsfrage, der konservativ-liberale Block zerfällt; an Bülows Stelle tritt Bethmann-Hollweg, »der Kanzler im Philosophenmantel«. Die Ansätze zu liberal-demokratischen Reformen scheitern. Der streitbare Führer der Konservativen und Landwirte wagt sogar eine Kampfansage gegen das allgemeine Wahlrecht. Die Erregung darüber ist ungeheuer. Der Linksliberalismus vollzieht seine Einigung zur Fortschrittlichen Volkspartei. Naumann prägt die Parole: von Bassermann bis Bebel. Aber die Sozialdemokratie versagt sich. Die preußische Verfassung bleibt wie sie ist: Schild der agrar-konservativen Herrschaft nicht nur in Preußen, sondern auch im Reich. Und schon hat der Kaiser den Schock über den Erfolg seiner Rhetorik überwunden, — er beruft sich in einer öffentlichen Rede auf sein Gottesgnadentum. Weber ist längst von der Unbelehrbarkeit des Monarchen überzeugt und erwartet nur noch von der rechtzeitigen Beschränkung seiner Befugnisse durch Erweiterung der Parlamentsrechte die Verhinderung weiteren Unheils. Daß selbst Naumann in diesem Augenblick die Bedeutung der politischen Institutionen für die Zukunft der Nation nicht völlig zu ermessen scheint, veranlaßt ihn zu folgenden Aeußerungen:

»Nach Ihren beiden ganz ausgezeichneten Artikeln und manchem anderen Guten, was gesagt worden ist, hätte ich über den Kaiser nur weniges nachzutragen. Was meinerseits zu sagen wäre, würde jetzt immer nur den Tenor haben: Ueberschätzt nicht die Bedeutung der Qualität der Person, die Institutionen (nicht nur die formal juristisch festgelegten natürlich!) und Eure eigne Temperamentlosigkeit ist es, die die Schuld tragen: beides das Werk der Bismärckerei und der politischen Unreife, die dadurch gesteigert wurde. Praktisch wird die Sache wohl so laufen, daß der Bundesrat gestärkt wird und nicht der Reichstag. Daher kann ich nur immer wiederholen:

Parlamentarisierung des Bundesrates ist das praktische Problem — vielleicht erst einer fernen Zukunft zur Lösung vorbehalten.

Ziemlich allen Mut nahm mir Ihr Brief. Auf den Augenblick, wo Herr v. H. u. d. L. sich ausdrücklich als Gegner der Volksvertretung in dieser Sache ‚aufspielt', können Sie bis in Ewigkeit warten. Getan haben die Herren es und auch gesagt: ‚Dies gehört nicht vor die Volksvertretung'. Und das genügt nicht? Und Sie trauen sich nicht zu, zu zeigen und jedem glaubhaft zu machen, was das bedeutet hat und für die ‚Weltpolitik' bedeutet? Sie sind als ‚Realpolitiker' mutlos und resigniert geworden und lassen sich von der D.... schen Art, Politik zu treiben, imponieren — das ist die Sache, und das ist für uns andre so tief entmutigend. Denn es gibt nichts, was der politischen Erziehung der Nation abträglicher wäre als diese, ihm durch das stets selbstsichere suffisante Lächeln imponierende, systematische und so billige! Diskreditierung aller Hoffnungen auf die Bedeutung organisatorischer Aenderungen, die wir brauchen wie das liebe Brot. Auf Wiedersehen bei der nächsten ‚Leistung' des Kaisers!« (18. 11. 08.)

* * *

In dieser Zeit höchster Erregung läßt Weber sich einmal wieder in eine politische Versammlung locken, seine Frau schreibt (am 9. 12. 08): »Vor acht Tagen einte uns mit Alfred ein großes politisches Erlebnis. Jellinek hielt hier eine geistvolle Rede über Kaiser und Reich: Vorschläge zur Förderung des parlamentarischen Regimes, in Anknüpfung an die letzten aufregenden Kaiseräußerungen. Max ging aus Gefälligkeit mit in den Vortrag, versicherte uns jedoch seiner Schweigsamkeit. Als aber dann Gothein nationalliberal, nein sogar beinahe konservativ gefärbt sprach, brachte er die Gebrüder Weber in Harnisch. Max redete zweimal mit beherrschter Leidenschaft und Wucht; die Leute wurden, obschon sie fast alle viel weiter rechts als er standen, gepackt, das merkte man. Hernach ist noch ein niedliches Geschichtchen passiert, das jetzt halb Heidelberg ergötzt. Ein Kleinbürger fragte beim Verlassen des Saals einen andern: ‚Wer isch denn eigentlich seller Max Weber? Antwort: Ha das isch halt der Marianne ihrer.' — Ist das nicht lustig und zugleich grotesk und traurig? Triebe es doch den Mann, sich öfter zu zeigen,

gesundheitlich könnte ers jetzt, wenn es ihm Freude machte. Aber es lohnt ihm offenbar nicht im Verhältnis zur wissenschaftlichen Arbeit.«

Nein, Selbstdarstellung und persönlicher Erfolg waren Weber zu gleichgültig, als daß ihn gelockt hätte, seine schwankenden Kräfte in eindrucksvollen Gelegenheitsreden zu vergeuden, die am Verlauf der praktischen Politik doch nichts ändern konnten. Und den ständigen Anforderungen des Parlaments und des Parteigetriebes waren seine Nerven zweifellos nicht gewachsen. So konnte er in dieser so erregenden Zeit der gefährdeten Nation nur als Naumanns ständiger Ratgeber und durch politische Urteilsbeeinflussung seiner eignen Kreise dienen. Aber das letztere erwies sich immer wieder als aussichtslos. Deutschland war ein mächtiges Reich mit starker Rüstung und stand wirtschaftlich in Flor. Die geistig führenden Schichten hatten zwar keinen politischen Einfluß, aber ihre Kulturbedeutung wurde gebührend betont, und es ging ihnen gut. Sie liebten ihre Ruhe, und solange sie selbst sich nicht in ihrer Vorzugsstellung bedroht fühlten, balanzierte die Besorgnis vor dem Sozialismus die Kritik an dem bestehenden Regime. Daß schwere Fehler gemacht wurden sah man wohl, aber mehr als vorübergehender Unmut schien nicht berechtigt. War nicht Webers ständige scharfe Kritik an dem politischen Kurs ein Produkt seiner Krankheit? So fühlte er mit Erbitterung, daß auch die gefährlichsten Entgleisungen des Monarchen und die schweren Krisen nicht vermochten, die geistigen Führer der Nation aus ihrer Zuschauerrolle zu rütteln. Was er damals wünschte, war der Zusammenschluß namhafter Universitätslehrer zum gemeinsamen öffentlichen Protest — aber daran war kein Gedanke. —

Als charakteristisches Dokument für die politische Unbelehrbarkeit der Kollegen geht ihm gerade durch Rickert der Aufsatz eines Freiburger Staatsrechtslehrers zu, der sich gegen die parlamentarische Regierung äußert. Er schreibt dem Uebersender: »Vielen Dank für die Zusendung von Sch.s politischer Musik auf der Kindertrompete. Ein übles kötzeriges Getöne! Sie hatten vermutlich gehört, daß ich aus hygienischen Gründen meinen Appetit einschränken soll, und wollen mir freundlichst dazu helfen! — So sind die Deutschen und das nennen sie ‚Politik': Schmollen mit ‚ihrem' Kaiser, dann ein Kanossa des letzteren (am Vorabend des preußischen Buß- und Bettags, damit alles

stimmungsvoll zusammenklingt), und dann blickt man wieder mit Stolz auf ihn, und um Gottes willen keine parlamentarische Regierung! — Für den Blödsinn mit der Anarchie und Planlosigkeit, siehe unsre Politik einerseits — Frankreich, England, Holland, Belgien usw. andrerseits. Das nennt man dann ‚politisches' Denken.« (21. 11. 1908.)

Wie er über die politische Haltung der Kollegen dachte, und wie er darunter litt, wurde einige Jahre später noch durch einen andern Anlaß fixiert. Auf dem Festkommers zur Einweihung der neuen Freiburger Universität (Herbst 1911) hatte der dortige Prorektor einige kräftige Werturteile gegenpazifistische »Einfaltspinsel« und »Friedensduselei« gefällt und dadurch eine schon mehrfach rhetorisch hervorgetretenen General zu einigen drastischen Redewendungen begeistert, wie die, daß die Pazifisten Männer seien, die zwar Hosen trügen, aber nichts darin hätten und deshalb das Volk zu politischen Eunuchen machen wollten. Dieser Vorfall war in der Frankfurter Zeitung respektlos kommentiert worden. Und da sich die Bemerkungen auch gegen den Prorektor richteten, veröffentlichte eine Reihe der angesehensten Freiburger Professoren eine entrüstete Kollektiverklärung, in welcher der Zeitung Untergrabung nationaler und ethischer Gesinnung vorgeworfen und als »das gute Recht und die schöne Pflicht des akademischen Lehrers« beansprucht wurde, »bei festlicher Gemeinschaft mit unsren Schülern vaterländische Ideale mit dem stolzen und unbedingten Freimut zu bekennen, den die Jugend von uns verlangen muß«. Ein Mitherausgeber der Zeitung: Dr. H. S., erbat sich von Weber ein privates Gutachten über die Berechtigung dieses schweren Vorwurfs. Aus dessen Antwort, die auch den Freiburger Kollegen zugestellt wurde, haben folgende Sätze politisches und menschliches Interesse: »— — — — Die Berufung auf den ‚stolzen Freimut' des akademischen Lehrers bei einem Anlaß, wo es nichts ernsthaftes zu riskieren gegeben hat, macht keinen guten Eindruck. Und geradezu penetrant ‚kleinstädtisch' wirkt die Prophezeihung, durch Kritiken an Kommersreden würden die ‚moralischen Kräfte' lahmgelegt werden. Die Frankfurter Zeitung, zu deren Traditionen immer ein guter Humor gehört hat, wird m. E. solche Redewendungen aus solchem Anlaß nicht tragisch nehmen.

Wenn nun zahlreiche akademische Lehrer solche Mißgriffe des Redaktors dieser Erklärung mit in den Kauf genommen

haben, um vor dem Forum ihres eigenen Empfindens nicht unkollegial zu erscheinen, so erklärt sich dies schließlich wohl wesentlich aus der Siedehitze, in welche die gewiß nicht glänzende Liquidation unserer theatralischen Marokkopolitik große Teile gerade der geistig höchststehenden Schichten der Nation versetzt hat. Auch ich wünsche in stärkerem Maße, als dies in der Frankfurter Zeitung betont wird, eine verstärkte Rüstung, verbunden mit einer zugleich nüchternen und rücksichtslos entschlossenen auswärtigen Politik. Aber ich bin der Ansicht, daß wir auch bei den stärksten Rüstungen einen europäischen Krieg gewissenhafter Weise solange nicht riskieren können, als wir nach Lage der Dinge gewärtigen müßten, daß in die Führung unseres Heeres ein gekrönter Dilettant sich einmischt, der, wie in der Diplomatie, so auf dem blutigen Felde der Ehre, alles verpfuschen würde. Allerhand, auf einer längst politisch schädlich gewordenen Tradition beruhende, Gefühlsmomente hindern es nun, daß der an sich berechtigte Zorn sich an die richtige Adresse wendet. Die Folge ist, daß er unerwartet bei gänzlich deplazierten Gelegenheiten und nach verkehrten Richtungen hin explodiert, — in diesem Fall gegen die Frankfurter Zeitung. Insofern ist diese Erklärung auch eines der vielen Symptome dafür, wie die äußere Ohnmacht der Nation mit ihrer innerpolitischen Ohnmacht zusammenhängt, und weil sie dies ist, erlaubte ich mir hier näher auf sie einzugehen.«

Als daraufhin einige Freiburger Kollegen Weber von der Unbilligkeit des Zeitungsangriffs auf den Prorektor zu überzeugen suchen und die Motive ihrer »Erklärung« rechtfertigen, antwortet er ihnen: »— — — — Daß in der Sache selbst den Motiven der beteiligten Herren sehr Unrecht geschehen ist, kommt ja wohl in dem beiliegenden Briefe genügend zum Ausdruck, ebenso das Urteil über den in der Tat unqualifizierbaren Korrespondenten des Blattes. Aber man war es nachgerade gewohnt, daß von Freiburg aus die berechtigte Entrüstung über unsere politischen Mißerfolge von der Richtung gegen die allein zutreffende Adresse abgelenkt wurden, so in den bekannten ‚Novembertagen' 1908, als die Fortentwicklung der Reichsverfassung zur Diskussion gestellt wurde, wo man sich in Freiburg nichts mehr angelegen sein ließ, als, aus Besorgnis vor irgendwelcher Stärkung der Macht und damit des Verantwortungsgefühls der Parlamente, allen solchen Anregungen in den Rücken zu

fallen. Mir liegt daran, daß die Schlußäußerung in meinem Ihnen s. Zt. überschickten Briefe nicht als leichthin geworfene Bemerkung angesehen wird. Es weiß jeder, namentlich jeder General, der es wissen will, daß jener Zustand tatsächlich besteht. Und was unsere führende Militärs privatim und vertraulich gegenüber der Aeußerung solcher Besorgnisse zu antworten pflegen: ‚Seien Sie vor solchen Einmischungen im Ernstfalle unbesorgt: S. M. kann das Pulver nicht riechen und überläßt uns die Sache', — so glaube ich das gerne für den Fall von Niederlagen unserer Waffen, nicht aber, wo Erfolge in Aussicht stehen und Geduld verlangt wird. Da, in der politisch gefährlichen Ueberspannung des Monarchismus, und nicht bei den paar pazifistischen Utopisten, liegen unsere ernstesten Gefahren, gerade für unsere äußere Stellung. Es wird schließlich wohl nötig werden, dies auf alle Gefahr hin auch öffentlich rücksichtslos zu sagen, — wo aber werden ie Mehrzahl der Herren Mitunterzeichner dann zu finden sein?

Ich möchte aber noch folgendes zu dem objektiven Sachverhalt als solchen sagen. Es liegt auf der Hand, daß die Aeußerung von Prof. F. allein schwerlich zu einer Presseerörterung geführt hätte, wenn ihr nicht die Rede des schon mehrfach drastisch hervorgetretenen Generals gefolgt wäre. Gegen diese richtete sich die Pressekritik, in welche Professor F. nun freilich mit hineingezogen wurde. Ich halte nun redselige Generale schon an sich für eine ebenso unerfreuliche Erscheinung wie redselige Monarchen. Was mir aber im gegenwärtigen Moment speziell auf die Nerven fiel, war der Umstand, daß gerade eben jetzt die Militärbehörden ihre Praxis, Reserveoffiziere aus dem Heere zu jagen, wenn sie ihrer politischen Ueberzeugung rückhaltlos Ausdruck geben, nach längerer Pause wieder aufgenommen haben. Unter diesen Umständen ist es eine Frechheit, wenn ein General sich so äußert, wie geschehen. In den mir zugegangenen Briefen findet sich die Bemerkung: Man habe eben auch für seine ‚Gäste' (also jenen General) eintreten müssen. Und in der Tat deckte die Erklärung, obwohl sie nur den Prorektor nannte, ihn tatsächlich mit. Nun erlaube ich mir den Herren Kollegen folgende Frage vorzulegen: Wäre ich der freundlichen Einladung der Universität gefolgt, so hätte ich mir nach der Rede des Generals unter allen Umständen und mit allen Mitteln das Wort verschafft, lediglich um zu sagen: daß, solange die Militärbehörde die ihr unterstellten

Offiziere, welche, wie ich, alljährlich ihre Mobilmachungsorder empfangen, in politischer Hinsicht zu Eunuchen zu stempeln versuche, könne ich keinem General das Recht zugestehen, diesen Ausdruck auf andere Leute anzuwenden. — Was wäre nach Ihrer Ansicht die Folge gewesen? Etwa daß auch ich das Gastrecht genossen hätte? Vielleicht glauben Sie dies jetzt, allein nach meiner langjährigen Erfahrung wäre davon keine Rede gewesen. Ein allgemeines Wutgeschrei über eine solche höchst taktlose und anmaßende Störung des schönen Festes und eine Verletzung heiliger nationaler Empfindungen, verbunden mit der vertraulichen Mitteilung guter Freunde: ich hätte ja vielleicht recht, aber warum denn ich immer diesen öffentlichen Spektakel machen müsse? Worauf ich antworten würde: Weil diejenigen, welche es in erster Linie angeht, deren Stimme gewichtiger wäre als die meinige, es nicht — niemals — tun, weil sie nur dann in Bewegung zu setzen sind, wenn es sich um sog. nationale Erklärungen handelt, welche, so ernst sie den Beteiligten unzweifelhaft sind, keinen Andersdenkenden überzeugen, sondern auf ihn ganz ebenso als Phrasen wirken können, wie die mit diesem Wort bezeichneten alten Aufklärungsideale. Und ich möchte auch weiter zu bedenken geben, daß die Kennzeichnung einer Kritik bestimmter, noch so hoher politischer Ideale als einer Untergrabung moralischer Kräfte auf jeden Fall berechtigten Protest hervorrufen muß. In der ‚Ethik' sind uns die Pazifisten nun einmal zweifellos ‚über'. Ich habe schon in meiner Freiburger Antrittsrede, so unreif sie in vielem gewesen sein mag, die Souveränität nationaler Ideale auf dem Gebiete aller praktischen Politik, auch der sog. Sozialpolitik, in der rücksichtslosesten Weise vertreten, als die große Mehrzahl meiner Fachgenossen dem Schwindel des sogenannten sozialen Königtums nachlief. Aber ich habe auch damals sehr absichtlich hervorgehoben, daß Politik kein moralisch fundamentiertes Gewerbe ist, noch jemals sein kann.

Ich halte den Erlaß dieser Erklärung der Herren Kollegen, so wie sie vorliegt, nach wie vor für kein Glück. Notorisch pflegt bei studentischen Kommersen das Element des Couleur- und Verbindungsstudententums stark vorzuherrschen, auch wo es ziffernmäßig in der Minderheit ist. Jene an die Gartenlaube erinnernde Sorte von vaterländischer Politik, welche in den offiziellen Organen aller dieser Verbindungen heute betrieben wird, ein schlecht-

hin hohler und leerer, rein zoologischer Nationalismus, führt m. E. mit Notwendigkeit zu einer Gesinnungslosigkeit allen großen Kulturproblemen gegenüber, die soweit wie irgend etwas in der Welt entfernt ist von jener Auffassung des Sinnes nationaler Ideale, wie wir sie an Herrn Kollegen M. kennen und zu schätzen wissen. Das völlige Fehlen jeglicher Kulturideale und die erbärmliche Verengerung des geistigen Horizonts in dieser Hinsicht führt dann dazu, daß diese Kreise ihre Schuld gegenüber der nationalen Kultur in außerordentlich billiger Art durch stürmischen Beifall bei solchen Aeußerungen, wie sie jener General auf dem Kommerse getan hat, abtragen zu können vermeinen. Durch solche Reden und durch die ausschließliche Abstellung einer Kollektiväußerung, welche innerhalb der Professorenschaft, wie jedermann weiß, zu den größten Seltenheiten gehört, allein auf die Inschutznahme desselben wird m. E. die Kluft zwischen der Leere des sog. nationalen Empfindens großer Teile unserer Studentenschaft und der Fülle unserer nationalen Kulturbedürfnisse nur erweitert. Ganz sicher sehr entgegen der Absicht, sowohl der Urheber wie der Mitunterzeichner dieser Erklärung.« (15. 11. 1911.)

Aus einem zweiten Schreiben an Dr. S. sind noch folgende Sätze bedeutsam: ». . . . . Damit über meine persönlichen Ansichten keine Zweideutigkeit herrscht: Die Nichts-als-Pazifisten beurteile ich persönlich nicht anders und eher noch schärfer als Professor F. es tat, — es sei denn, daß sie die Konsequenzen, welche Leo Tolstoi zog, auch ihrerseits nicht nur als literarisches Dessert genießen, sondern nach jeder Richtung hin, zum mindesten aber auch in der inneren Politik durchführen. Wer in der äußeren Politik den Krieg für das schlimmste aller Uebel hält, darf sich unter keinen Umständen für Revolutionäre begeistern und muß auch in seinem persönlichen Leben die andre Backe hinzuhalten entschlossen sein. Nur dies könnte imponieren, alles andre halte auch ich für inkonsequent und sentimentalen Schwindel. . . . . «

III.

Die Erzählung greift nun wieder zurück auf das Jahr 1909. Webers sich neu aufschließendes Leben wird immer bunter und mannigfaltiger, sowohl im Sachlichen wie im Persönlichen. Ein

neues, von Otto Klebs und Alfred Weber begründetes, naturwissenschaftlich-philosophisches Kränzchen — der Janus — vereint jüngere Gelehrte mit ihren Frauen zu geist- und anmuterfüllten Feierstunden. — Darbietungen aus den verschiedensten Wissenssphären folgt eine angeregte Diskussion. Auf Resultate kommt es nicht an, auch nicht darauf, ob dieser oder jener Recht behält, man beschenkt sich gegenseitig durch Austausch und Anregung, welche durch die Gegenwart der Frauen ihre besondere persönliche Note erhalten. »Max ist sehr leistungsfähig, letzthin war er zwei Abende hintereinander aus, Samstag im ‚Janus' bei Onckens. Dieser, der lange in den Vereinigten Staaten war, sprach sehr hübsch und lebendig über Karl Schurz, und hernach redete natürlich unser Amerikafahrer noch eine halbe Stunde. Am Montag war dann sein besonderes gelehrtes Kränzchen: der ‚Eranos' bei Gothein, der über die Möglichkeit einer historischen Psychologie im Anschluß an Simmel sprach. Da hatte Max wieder s e h r viel zu sagen, denn er kam erst um ½1 Uhr nach Hause.«

Aber diese intensive Regsamkeit fordert die Dämonen heraus; gegen das Frühjahr nach Abschluß der soziologisch-historischen Arbeit schlagen die unberechenbaren nervösen Störungen den Mann einmal wieder unvermutet in Fesseln, die er jetzt um so unmutiger erträgt, je länger die guten Zeiten geworden sind. Der vulkanische Boden schwankt, monatelang scheint seine ganze geistige Existenz aufs Spiel gesetzt. Auch ein Frühjahrsaufenthalt im Süden vermag diesmal den bösen Spuk nicht zu bannen. Dabei hat er so viel um die Hände, was nun ins Stocken gerät. Noch im Sommer muß er die geistige Maschine still stellen und die Nervenerregung im rieselnden Landregen des hohen Schwarzwalds abdämpfen. »Hier ständiger Regen und Hundekälte, trotz angedrehter Zentralheizung glaube ich nicht, daß ich mein unentbehrliches Wärmequantum dies Jahr noch in den Leib bekomme. Ein einstündiger bequemer Spaziergang in den Regenwald war schön, kostete aber ¾ der Nacht. Und nur im Wald, wo die Tannen ihre Röcke hochgeschürzt haben und ihrer dunklen Würde unten das helle Leben der Farren- und Heidelbeeren antwortet, ist dieser Wald schön. Sonst ist die Tanne doch die alte Jungfer unter den Bäumen, die Röcke schleppend oder etwas aufgenommen, eine hinter der andren die Berge hinauf auf den Zehen stehend. Und die jungen

grünen Schößlinge sehen wie lauter kleine Klavierfingerchen aus, die dem Frühjahr was vorgeklimpert haben. Im Winter, wenn sie den Schleier genommen haben, ist es was andres. Aber jetzt zumal bei ewigem Regen ohne Harzduft ist nicht viel los. Ich sitze, wenn es mir in meinem Zimmer zu kalt wird, meist in der Fuhrmannsstube, da kommt ja allerhand Volk durch, gestern ein ganz netter gelernter Müller, stellenlos, mit dem es sich hübsch plaudern ließ. Oder bei der alten Wirtsfrau und ihren Töchtern, die grad eine Aussteuer nähen. 16 Kinder!« (Ruhstein, 25. 6. 09.)

* * *

Im Hochsommer ist die beunruhigende nervöse Krisis einmal wieder bestanden, gesteigerte Fruchtbarkeit lohnt die Brache. Und hoch her geht es im Herbst. Der Verein für Sozialpolitik hält seine Tagung in Wien. Er will die Kulturgemeinschaft mit der Donaumonarchie und die gemeinsamen Bemühungen mit den österreichischen Gelehrten zur Anschauung bringen. Im Rahmen der herrlichen gastlichen Stadt ist das Zusammensein diesmal besonders festlich. Webers nehmen teil daran. Ein Kreis bedeutender Gelehrter trifft sich täglich: Knapp, Brentano, v. Schulze-Gävernitz, Sombart, Alfred Weber, Eulenburg, v. Gottl u. a., Naumann ist auch dabei. Die Geister entzünden sich aneinander. Weber leuchtet und flammt. »Er war wie ein aufgestauter Strom von Geist, der nicht aufhören kann, zu rauschen und mit sich fortzureißen. Wir saßen immerfort zwischen lauter Reichen am Geist, und die Männer diskutierten von morgens bis abends. Während der Verhandlungen sah man Max beständig in irgendeiner Ecke auf ein Einzelwesen einreden — es handelte sich um die Vorbereitung einer großen neuen Kollektivarbeit. Dann sprach er eine Stunde lang in der Diskussion. Der innerlich ewig junge Knapp, neben dem ich saß, war ganz bewegt und flüsterte mir zu: ‚Wie schön er aussieht! Wir ergötzen uns an seiner Flamme, aber er verzehrt sich daran!‘ — Leider habe ich Alfreds Rede versäumt. Die Alten waren entsetzt, aber die Jungen begeistert. Sie erquicken sich an dem Temperament und Pathos, in dem sich ja die Brüder so ähnlich sind. — Wir sahen mit Naumann zusammen im Burgtheater Faust, nahmen am Festessen teil, wo Sombart Wien in einem anmutigen Toast feierte, und waren bei Ludo Moritz Hartmann bis tief in die Nacht.«

Auch das sachliche Ringen um die denkende und handelnde

Bewältigung moderner Gesellschaftsprobleme war ein Drama von höchster Spannung. Drei Gelehrtengenerationen trafen sich nun schon auf diesen Tagungen. Da waren noch die Altmeister des Kathedersozialismus: Wagner, Schmoller, Knapp, Brentano. Dann ihre einstigen Schüler: Herkner, Rathgen, Philippovich, Sombart, Schulze-Gävernitz, Eulenburg, Max und Alfred Weber, und schon erschien eine dritte Generation auf dem Plan. Die Jüngeren sehen naturgemäß vieles mit andren Augen als die Alten, und sie drängen vor allem gegenüber dem staatsmetaphysischen Historismus Gustav v. Schmollers auf einen schärferen sozialpolitischen und demokratischen Kurs. Die Spannung ist manchmal stark. Aber das gemeinsame Suchen nach Ausgleich zwischen partikularen wirtschaftlichen Forderungen, und der Wille, idealen Interessen den Primat über die materiellen zu gewinnen, hält alle zusammen. Diesmal handelt es sich sozialpolitisch um die Frage, ob Verstärkung der Staatsgewalt, Ausdehnung der wirtschaftlichen Tätigkeit von Staat und Gemeinden der richtige Weg zu sozialem Ausgleich, zur Begrenzung privatkapitalistischen Herrschertums sei, oder aber: Demokratisierung aller Institutionen, der Betriebe so gut wie der Parlamente. Der feurige alte Kämpfer Adolf Wagner weist in die Richtung des Staatssozialismus, während andre, vor allem die Gebrüder Weber, darin nur eine neue Art der Verknechtung des Einzelnen an »Apparate« sehen. Für sie ist nämlich der letzte Maßstab gesellschaftlicher Neubildung die Frage: welcher Persönlichkeitstypus dadurch gefördert wird. Der freie, selbstverantwortliche oder aber der politisch und seelisch abhängige Mensch, der sich um äußerer Geborgenheit willen unter Autoritäten und Vorgesetzte duckt. Alfred Weber arbeitet in geistvoller Art den Gedanken heraus, daß zunehmende wirtschaftliche Betätigung des Staats Wachstum der bürokratischen Apparate bewirkt und eine zunehmende Menschenzahl zu Beamten und Dienern macht, die zugunsten ihres Pöstchens auf selbständiges politisches Urteil verzichten müssen. Der bürokratische Apparat ist notwendig zur technischen Bewältigung bestimmter Aufgaben, aber seine staatsmetaphysische Verherrlichung schafft Knechtsseelen.

Max Weber stellt sich auf denselben Standpunkt und fügt eine politische Pointe hinzu, in der die tiefe Erregung über die unheilvollen Schwankungen des deutschen Staatsschiffs durchschimmert.

Einige Sätze der Improvisation, die ein wenig von dem Atem seiner freien Rede spüren lassen, mögen hier folgen: »Keine Maschinerie der Welt arbeitet so präzis wie diese Menschenmaschine. (Die Bürokratie.) Unter technisch-sachlichen Gesichtspunkten ist sie unüberbietbar. Aber es gibt andre als technische Maßstäbe. Was ist ihre Folge auf dem Gebiet der Verwaltung und Politik? Jeder der sich einfügt, wird zu einem Rädchen in der Maschine, genau wie im industriellen Großbetrieb und innerlich zunehmend darauf gestimmt, sich als ein solches zu fühlen und sich zu fragen, ob er nicht von diesem kleinen Rädchen zu einem größeren werden kann. Und so fürchterlich der Gedanke erscheint, daß die Welt etwa einmal von nichts als Professoren voll wäre — man müßte ja in die Wüste entlaufen, wenn derartiges einträte — noch fürchterlicher ist der Gedanke, daß die Welt mit nichts als jenen Rädchen, also mit lauter Menschen angefüllt wäre, die an einem kleinen Pöstchen kleben und nach einem größeren streben. Diese Leidenschaft für die Bürokratisierung, wie wir sie hier äußern hörten, ist zum verzweifeln! Es ist, als wenn in der Politik der Scheuerteufel, mit dessen Horizont der Deutsche ohnehin schon am besten auszukommen versteht, ganz allein das Ruder führen dürfte, als ob wir mit Wissen und Willen Menschen werden s o l l t e n, die Ordnung brauchen und nichts als Ordnung, die nervös und feige werden, wenn diese Ordnung einen Augenblick wankt, und hilflos, wenn sie aus ihrer ausschließlichen Angepaßtheit an diese Ordnung herausgerissen werden. — Es fragt sich, was wir dieser Maschinerie e n t g e g e n z u s e t z e n haben, um einen Rest des Menschentums frei zu halten von dieser Parzellierung der Seele, von dieser Alleinherrschaft bürokratischer Lebensideale... Und wenn der Staat selbst mehr und mehr Unternehmer wird, sich z. B. beim Kohlenbergbau beteiligt, indem er Zechen übernimmt und ins Kohlensyndikat hineingeht, so wird er bei dieser Umarmung der Großindustrie nicht die Rolle Siegfrieds, sondern diejenige König Gunthers mit Brunhilde spielen. Er wird von Arbeitgebergesichtspunkten erfüllt, statt umgekehrt die Betriebe von sozialpolitischen... Ich trete nur der kritiklosen Verherrlichung der Bürokratie entgegen. Ihr wesentliches Agens ist ein rein moralistisches Empfinden: der Glaube an die Allmacht des hohen moralischen Standards gerade des deutschen Beamtentums. Aber ich persönlich betrachte solche Fragen a u c h unter dem Gesichtspunkt der internationa-

len Machtstellung und Kulturentwicklung eines Landes, und da spielt die »ethische« Qualität der Maschine heute entschieden eine abnehmende Rolle. Gewiß, so weit sie die Präzision des Funktionierens der Maschine fördert, ist die Ethik wertvoll für den Mechanismus . . . . . Aber diese »korrupte« Beamtenschaft Frankreichs, diese korrupte Beamtenschaft Amerikas, die so viel geschmähte Nachtwächterregierung Englands — ja wie fahren denn eigentlich diese Länder dabei? Wie fahren sie auf dem Gebiet der auswärtigen Politik? Sind w i r es denn, die vorwärts gekommen sind auf diesem Gebiet, oder wer ist es? Demokratisch regierte Länder mit einem zum Teil zweifellos korrupten Beamtentum haben sehr viel mehr Erfolge in der Welt erzielt als unsre hochmoralische Bürokratie, und wenn es sich ferner letztlich um die Machtgeltung der N a t i o n e n in der Welt handelt — und viele von uns stehen doch auf dem Standpunkt, daß das der letzte endgültige Wert sei — d a n n frage ich: Welche Art der Organisation: privatkapitalistische Expansion mit einem reinen Business-Beamtentum, welches der Korruption leichter ausgesetzt ist, oder staatliche Lenkung durch das hochmoralische, autoritär verklärte deutsche Beamtentum — welche Art hat heute die größte »efficiency«? Und dann kann ich vorläufig nicht anerkennen, bei aller tiefen Verbeugung vor dem ethisch korrekten Mechanismus der deutschen Bürokratie, daß sie sich heute noch fähig zeigt, auch nur so viel zu leisten für die Größe unsrer Nation, wie das moralisch vielleicht tief unter ihr stehende, seines göttlichen Nimbus entkleidete ausländische Beamtentum, verbunden mit dem nach Ansicht vieler von uns so höchst verwerflichen Gewinnstreben des privaten Kapitals.«

Außer dem sozialpolitischen Thema, das so viel Anlaß zum Werten und zur Selbstbesinnung auf letzte praktische Postulate gab — wurde zum erstenmal in diesem Kreis auch ein rein theoretisches Problem erörtert: die Frage nach dem Wesen der volkswirtschaftlichen Produktivität. Die Behandlung des Themas durch Philippovich veranlaßt Sombart und Weber auf klare Scheidung fachwissenschaftlicher Seinserkenntnis und ethisch-politischer Beurteilung der erkannten Zusammenhänge zu drängen. Sombart sucht zu zeigen, daß der von dem Hauptredner konstituierte Begriff volkswirtschaftlicher Produktivität von subjektiven Werturteilen durchtränkt sei, und prägt das bon mot:

»Wir werden darüber nicht diskutieren können, so lange nicht der wissenschaftliche Nachweis geführt ist, ob die Blondinen oder die Brünetten hübscher sind.«

Max Weber schließt seine Ausführungen mit folgenden Sätzen, denen verhaltenes Ethos eine gewisse Feierlichkeit verleiht: »Der Grund, weshalb ich so außerordentlich scharf bei jeder Gelegenheit .... mich wende gegen die Verquickung des Seinsollens mit dem Seienden ist nicht der, daß ich die Frage des Sollens unterschätze, sondern gerade umgekehrt, weil ich nicht ertragen kann, wenn Probleme von Welt-bewegender Bedeutung, in gewissem Sinn höchste Probleme, die eine Menschenbrust bewegen können, hier in eine technisch-ökonomische Produktionsfrage verwandelt und zum Gegenstand der Diskussion einer Fachdisziplin gemacht werden. Wir kennen keine wissenschaftlich erweisbaren Ideale. Gewiß: Die Arbeit ist nun härter, sie aus der eigenen Brust holen zu sollen, in einer Zeit ohnehin subjektivistischer Kultur. Allein wir haben eben überhaupt kein Schlaraffenland und keine gepflasterte Straße dahin zu versprechen, weder im Diesseits noch im Jenseits, weder im Denken noch im Handeln. Und es ist das Stigma unserer Menschenwürde, daß der Friede unsrer Seele nicht so groß sein kann, wie der Friede desjenigen, der von solchem Schlaraffenland träumt.« — Seit dieser Tagung kam die Werturteilsdiskussion in diesem Kreise nicht zur Ruhe — bis sie einige Jahre später in einer besonders dafür angesetzten Ausschußsitzung einigermaßen geklärt wurde. Weber unterbreitete dafür dem Verein ein als Manuskript gedrucktes Gutachten, das er später in etwas veränderter Fassung im Logos veröffentlichte [1]).

* * *

In demselben Jahre (1909) beginnt der Verleger des »Archivs« Paul Siebeck, Weber für ein großes sozial-ökonomisches Sammelwerk zu interessieren. Das Schönbergsche Handbuch, zu dessen Neubearbeitung sich kein namhafter Gelehrter bereit gefunden hat, soll dadurch ersetzt werden. Weber stimmt zu, entwirft den Plan, wirbt die Mitarbeiter und unterzieht sich der mühseligen organisatorischen Arbeit. Dabei will er seine eigne Person

[1]) Vgl. Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre »Der Sinn der Wertfreiheit der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften«.

ganz hinter der Sache verbergen — es soll unter Kollektivherausgeberschaft sämtlicher Mitarbeiter erscheinen. Er entfaltet wieder einmal Rieseneifer, denn das Werk, in welchem er sich selbst die wichtigsten Teile zudenkt, soll möglichst in zwei Jahren fertig sein. Das gelingt freilich nicht. Auch bei dieser Gemeinschaftsleistung stellt sich heraus, wie schwierig es ist, geistige Arbeiter — Gelehrte — den Erfordernissen gedeihlichen Zusammenwirkens gefügig zu machen: Feste Zusagen werden nicht gehalten, wichtige Autoren müssen wegen Erkrankung freigegeben werden, andere verzögern die Ablieferung um Jahre, dadurch kommen die Pünktlichen in die ärgerliche Lage, daß ihre Manuskripte ablagern — einige namhafte Kollegen, auf die Weber besonders Gewicht gelegt hatte, liefern schließlich unerwartet dürftige Arbeiten, die der Herausgeber doch nicht abweisen kann — der ursprüngliche Plan muß verschoben werden — kurz: Weber hat eine Unmenge Mühe und Verdruß, und um die Entwertung des Werkes auszugleichen, steckt er seinem eigenen Anteil immer weitere Ziele. — In einem Schreiben an die Mitarbeiter heißt es: »Sehr schwere und, wie ich nicht glaube verschweigen zu sollen, sehr berechtigte Mißstimmung hat da begreiflicherweise das Vorkommnis erregt, daß kein Bedenken getragen wurde, statt der zugesagten Beiträge, welche ausblieben, andere Arbeiten zu fördern und dicke Bücher zu produzieren. Auch ich finde, daß dies auf keine Art mit der Pflicht der Vertragstreue zu vereinbaren ist. . . . Die Folge der unregelmäßigen Lieferung und vor allen Dingen des fast völligen Ausfalls mehrerer besonders wichtiger Beiträge sind auch sonst sehr unangenehm gewesen. Da für einige ein Ersatz überhaupt nicht zu schaffen war, habe ich geglaubt, für das Werk, um ihm ein anderweitiges Aequivalent zu liefern und so seine Eigenart zu heben, unter Opferung anderer, mir weit wichtigeren Arbeiten in dem Abschnitt ‚Wirtschaft und Gesellschaft' eine ziemlich umfassende soziologische Erörterung liefern zu sollen, eine Aufgabe, die ich sonst in dieser Art niemals übernommen hätte.« Er beginnt nun neben den sonstigen Arbeiten den Strom seines Wissens in dieses Gefäß zu gießen. Endlich ist er an eine einheitliche große Aufgabe gebannt.

1914, drei Jahre später als geplant, erscheinen die beiden ersten Abteilungen. Weber entläßt sie mit einem Vorwort, in welchem er den didaktischen und systematischen Cha-

rakter des Werkes und seinen Leitgedanken feststellt: »Es wurde von der Anschauung ausgegangen, daß die Entfaltung der Wirtschaft vor allem als eine besondere Teilerscheiuung der allgemeinen Rationalisierung des Lebens untersucht werden müsse. Die Mitarbeiter gehören methodisch und politisch den verschiedensten Lagern an — auf Einheit der methodischen oder praktischen Stellungnahme ist deshalb verzichtet. Dafür entschädigt die allseitige Betrachtung der Probleme . . . alle Verantwortung für etwaige Mängel der Anlage und Stoffverteilung fällt auf Professor Max Weber, welcher für diese Auflage die Schriftführung hatte.« — Der Weltkrieg brachte den Fortgang der Lieferungen aufs neue ins Stocken. Erst 1918 erscheint wieder ein Band. Webers eigner Beitrag »Wirtschaft und Gesellschaft«, der sich ihm unter der Hand zum Hauptwerk seines Lebens auswuchs, erschien als enggedruckter Band von über 800 Großformatseiten erst nach seinem Tode. Nur den begriffssystematischen Teil sah er noch selbst im Druck, dem übrigen Werk durfte er die vollendende Hand nicht mehr leihen. Es blieb Torso. Später wird noch die Rede davon sein.

IV.

Die Erzählung kehrt zu den Lebensvorgängen zurück. Weber ist um die Jahreswende (1909—10), also diesmal im Winter, von besonderer Aktivität. Er beteiligt sich u. a. an der Ausschußsitzung des Vereins für Sozialpolitik in Berlin, spricht dort zahllose Leute und berät mit Simmel, Sombart und anderen die Gründung einer soziologischen Gesellschaft, die den bejahrten Verein nach der Seite rein wissenschaftlicher Erörterungen ergänzen könnte. Die jüngere soziologisch interessierte Gelehrtengeneration fühlt schon länger das Bedürfnis, über die Probleme des modernen Gesellschaftslebens nicht nur mit nationalökonomischen Fachleuten Gedanken auszutauschen, sondern auch mit Philosophen, Theologen, Rechtsgelehrten, Rassetheoretikern u. a. Sie wünscht ferner eine Gemeinschaft, die sich zum Ziel setzt, das ungeheure Problemgebiet rein wissenschaftlich, also ohne ethisch-politische Pointierung zu bewältigen. Weber übernimmt auch hierfür die organisatorische Vorarbeit, verfaßt und versendet die Werbungsschreiben, entfaltet eine riesige Korrespondenz, sammelt Geld und entwirft Pläne für die zunächst in Angriff zu nehmenden Kollektivarbeiten, denn ihm liegt noch mehr

als an einem neuen Treffpunkt für mündlichen Austausch, an der Basis für solche soziologische Forschungen, die, ihrem Umfang nach, nur durch ineinandergreifende Gemeinschaftsarbeit belangvolle Ergebnisse zeitigen können. So unterbreitet er dem vorbereitenden Ausschuß den Arbeitsplan für eine Soziologie des Zeitungswesens und schlägt als weitere Aufgaben die Untersuchung des Vereinswesens und des Zusammenhangs von Technik und Kultur vor. Weber versucht auch sogleich, die einzelnen Gelehrten zur Leitung der ihnen besonders angemessenen Teilaufgaben dingfest zu machen. Aber auch hier zeigt sich die Strategie des wissenschaftlichen Gemeinschaftshandelns weit schwieriger als jede andre: man kann nicht befehlen und zwingen, sondern nur anregen und bitten, und viele Gelehrten sind nicht dazu zu bringen für Kollektivarbeiten ihre individuellen wissenschaftlichen Interessen zurückzustellen. Weber reist mehrere Male nach Berlin und Leipzig, um unter den dortigen Fachgenossen seinen eigenen Eifer zu entfachen. Aber das gelingt nicht; die Leute sind ja auch alle mit Berufspflichten belastet. Niemand hat noch Initiative übrig. Er ärgert sich schwer: »Heute habe ich endlich wenigstens ein paar von den Menschen zusammen, die für die soziologische Gesellschaft unentbehrlich sind. Aber vorwärts werden wir nicht kommen, es ist zum verzweifeln. Keiner will Opfer an Zeit und Arbeit und seinen Interessen bringen, tun tun sie gar nichts!« Und dann die Etikettenfragen. Weber selbst will die Arbeit, aber nicht die Leitung, und es zeigt sich, daß einige Gelehrte, die sich als Schöpfer moderner Soziologie fühlen, um so mehr wünschen, daß dies zum Ausdruck gebracht werde, als der Staat ihnen die ihrem wissenschaftlichen Rang gebührende akademische Stellung vorenthält. Weber verteilt nun den Vorsitz an ein Dreigestirn. — Die Folge ist, daß keiner die Initiative ergreift und die Arbeit weiter auf ihm lastet.

Im Jahre 1909 hält Weber also gleichzeitig die sich durcheinander schlingenden Fäden von drei großen Kollektivunternehmungen in der Hand: die psychophysischen Arbeiten, die Vorbereitungen für die Presse-Enquete und den »Grundriß«. Er strömt sich nach allen Seiten aus, die Gefahr besteht, daß seine Kraft sich zerstäubt. Zu einem seiner Geburtstage wünscht ihm deshalb die Gefährtin, daß er sich nun auf sein eigenes Werk zurückziehe, um Bleibendes zu schaffen. »Eigentlich konzentrieren sich meine Wünsche in dem einen gottlosen: der

Teufel hole die soziologische Gesellschaft, für die Du Dich in kleiner Münze verausgabst, denn außer den hübschen Tagungen wird sie ein leerlaufender Apparat bleiben.« Darauf antwortet Weber: »Nun ja, du sollst deinen Willen haben, so weit ich das vermag, und obwohl ich nicht weiß, was dabei Großes herauskommen wird. Ich muß jetzt ohnehin an allerlei Arbeiten gehen, die für den »Grundriß« bestimmt, Probleme aufrollen, aus denen dann Weiteres werden kann. Nur wird alles recht l a n g s a m gehen, denn die Zeit der Rezeption hätte an sich noch länger sein müssen. Ich bin mit dem neu Aufgenommenen noch entfernt nicht zu Rande und besitze es noch nicht.«

* * *

Im Herbst 1910 hielt die soziologische Gesellschaft ihre erste Tagung in Frankfurt ab. Hier trafen sich Männer wie Gothein, Simmel, Sombart, Tönnies, Troeltsch, v. Schulze-Gävernitz, Cantorowicz, Michels und andere — ein bedeutender Kreis. Die Soziologie war noch keine Spezialwissenschaft, sondern auf ein Ganzes der Erkenntnis gerichtet, deshalb mit fast allen Wissenschaften in Fühlung. Die Themata der Tagung zeigten diesen Charakter: »Soziologie der Geselligkeit«, »Technik und Kultur«, »Wirtschaft und Recht«, »Rechtswissenschaft und Soziologie«, »Rasse und Gesellschaft« u. a.

Max Weber redet in der Debatte zu jedem Thema und formuliert im bescheidenen Gewande eines »Geschäftsberichts« die Aufgaben der Gesellschaft wie er sie zu umgrenzen wünscht: vor allem die rein wissenschaftliche »wertfreie« Behandlung aller Probleme: »Es soll gefragt werden, was i s t, und warum etwas gerade so ist wie es ist, aber nicht darüber geurteilt werden, ob es erwünscht oder unerwünscht ist.« Dann entwickelt er anschaulich diejenigen Probleme sowohl des Zeitungs- wie des Vereinswesens, deren Ergründung fruchtbar wäre, formuliert die möglichen Fragestellungen, die schließlich alle dem einen universalen Gesichtspunkt dienen sollen: wie jene Erscheinungen die Prägung des modernen Menschen beeinflussen. Hinsichtlich der Presse z. B.: inwiefern sie die Stellung zu den überindividuellen Kulturgütern verschiebt, was sie an Massenglauben und Massenhoffnungen, an Lebensgefühlen und möglichen Stellungnahmen vernichtet und neu schafft? Auch für die Vereinssoziologie, die sich vom Kegelklub bis zur politischen Partei und reli-

giösen Sekte zu erstrecken hätte, wäre die Frage nach der Beeinflussung des menschlichen Gesamthabitus durch die verschiedenen Inhalte der Vereinstätigkeit das wichtigste. Weber veranschaulicht, was er meint u. a. an den politischen Wirkungen des deutschen Männergesangvereins: »Ein Mensch, der täglich gewohnt ist, gewaltige Empfindungen aus seiner Brust durch seinen Kehlkopf herausströmen zu lassen, ohne irgendeine Beziehung zu seinem Handeln, ohne daß also die adäquate Abreaktion dieses ausgedrückten mächtigen Gefühls in entsprechend mächtigen Handlungen erfolgt — und das ist das Wesen der Gesangvereinskunst — das wird ein Mensch, der, kurz gesagt, sehr leicht ein ‚guter Staatsbürger' wird, im passiven Sinn des Worts. Es ist kein Wunder, daß die Monarchen so große Vorliebe für derartige Veranstaltungen haben. ‚Wo man singt, da laß dich ruhig nieder.' Große und starke Leidenschaften und starkes Handeln fehlen da ——.«

Für den lernbegierigen Laien, dem die allgemeine Anregung und geistige Bewegtheit solcher Zusammenkünfte wichtiger sind als Resultate, sind die Tage doch wieder ein Fest. — Die geistigen Persönlichkeiten interessieren ja mindestens so sehr wie das von ihnen dargebotene Wissen. Und nichts veranschaulicht sie lebendiger als die freie Rede, bei der Gebärde und Tonfall noch mehr von den Menschen mitteilen als ihre Worte. Und mag auch dieser Kreis nicht frei sein von den besonderen Berufsfehlern des Gelehrten, das wird gut gemacht durch die Würde einer durch lange mühsame Denkarbeit erworbenen Geistigkeit. Das Fluidum ihres Austauschs ist berauschend, es macht glücklich, wenigstens alles zu verstehen. — Aber Weber legt andre Maßstäbe an und hatte sich zu viel geärgert:

»Nachträglich die Bitte um Entschuldigung, daß ich in unsrer Unterhaltung schließlich nicht mehr up to date war. Ich war zu degoutiert von diesem ‚Salon des Réfusés', von denen keiner den anderen anerkennt, keiner dem andern etwas gönnt, keiner das geringste Opfer seiner wissenschaftlichen Individualinteressen auch nur für die kürzeste Zeitspanne bringt — die sich aber dann für so viel erhabener halten als die bösen ‚Ordinarien'. — ‚Wenn Sie Offenheiten nicht vertragen, sagen Sie es mir. Ich bitte, da wo sie mit meinem Verhalten unzufrieden sind (und dazu werde ich gewiß alle Augenblicke Anlaß geben), es mir zu sagen. Das würde meine Freundschaft für Sie nur befestigen . . . . . Diese

Gekränktheiten unsrer ‚großen Herren', die sind es, welche einem die Arbeit verleiden, wenn man als einfacher Kärrner seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun möchte.«

Vor allem stellt sich heraus, daß keine der »Größen« die Kollektivarbeiten eigentätig fördern möchte. Die Organisation der Zeitungsenquete bleibt deshalb an Weber hängen. Er gibt sich monatelang große Mühe, die Arbeit in Gang zu bringen, ist aber dabei im wesentlichen auf wissenschaftliche Anfänger angewiesen. Einige wertvolle Untersuchungen werden auch schließlich geliefert, aber bei der Schwierigkeit des Stoffs doch nur über Teilgebiete. Ebenso geht es mit der Vereinssoziologie. Nach anderthalbjährigem Bemühen sieht Weber, daß er seine Kraft unangemessen verschwendet: »— — Ich trete also zum Januar 1911 aus dem Vorstand aus, damit ein Jurist hineinkommt oder so jemand. Ich muß jetzt an das wissenschaftliche Arbeiten zurück, so geht es nicht weiter, da ich der E i n z i g e geblieben bin, der das Opfer seiner wissenschaftlichen Individualinteressen gebracht und damit doch nichts erreicht hat, als eine leer laufende Maschine notdürftig in Gang zu halten.«

Nach der zweiten Tagung zieht Weber sich ganz von der Leitung der Organisation, für die er so viel Kraft eingesetzt hat, zurück und erklärt dies wie folgt:

»Ich habe mich an der Gründung dieser Gesellschaft ausgesprochenermaßen nur deshalb eifrig beteiligt, weil ich hier einen Ort wertfreier wissenschaftlicher Arbeit und Diskussion zu finden hoffte. Ich kann also nicht mit einem Vorstande zusammenarbeiten, dessen einer Vorsitzender, Herr G. auf der Frankfurter Tagung den entsprechenden Statutengrundsatz v o r d e m P u b l i k u m anzugreifen für richtig hielt und dies Verhalten auch später auf mein briefliches Vorhalten, als inkorrekt anzuerkennen sich w e i g e r t e. Auf der Berliner Tagung des Jahres 1912 haben mit einer einzigen Ausnahme (L. M. Hartmann) s ä m t l i c h e offiziellen Referenten den gleichen Statutengrundsatz zuwidergehandelt — was m i r als ‚Beweis' seiner Undurchführbarkeit dauernd entgegengehalten wird. W i e ich mich verhalten würde, wenn der Vorstand k e i n e Garantie für die Nichtwiederkehr dieser Statutenwidrigkeiten schaffe, habe ich s. Z. in Berlin ausdrücklich gesagt. K e i n s der Mitglieder, welche nunmehr insbesondere Herrn G. zum Vorsitzenden wählten, konnte darüber im Zweifel sein, daß ich die Konse-

quenzen ziehen und dadurch für mich ‚reinliche' Verhältnisse schaffen würde. Denn eine solche Personenfrage wäre herzlich gleichgültig, w e n n Herr G. nur den Ehrgeiz besäße, die Gesellschaft rein äußerlich zu repräsentieren. Unseligerweise aber verfügt er über eine sog. Weltanschauung und erhebt im Zusammenhang damit wissenschaftliche Prätensionen, deren Natur jede Arbeit mit ihm für mich ausschließen. — Wie es sich von selbst versteht, mute ich schlechthin niemand zu, ebenso zu handeln. — Mögen nun diese Herren, von denen k e i n e r es sich mal verkneifen kann (denn das ist es!), einem mit ihren mir unendlich gleichgültigen subjektiven ‚Wertungen' zu behelligen, gefälligst unter sich bleiben; ich habe es absolut satt, stets erneut als Don Quixote eines angeblich undurchführbaren Prinzips aufzutreten und peinliche ‚Szenen' herbeizuführen.«

* * *

Im Jahre 1909 konstituiert sich die Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Ein Mannheimer Großindustrieller setzt sich durch ihre Stiftung ein Denkmal. Max Weber wird mit der Würde eines außerordentlichen Mitglieds beehrt. Statt ihn zu erfreuen, ärgert es ihn. Das Warum? ist recht charakteristisch: »In eine Akademie gehören die Seminar- und Institutsvorstände der betreffenden Wissenschaften a l l e und zu gleichen Rechten hinein, nicht nur ein Bonzenkonzern. Es geht nun einmal nicht an, daß man den eignen Historiker und den jüngeren Nationalökonomen ausschließt, wenn allerlei f r e m d e Historiker und Outsider wie ich dabei sind. Auch in diesen an sich recht unwichtigen Dingen gebührt sich, schon der Studenten wegen, kollegiale Schicklichkeit zu beobachten.« Also das willkürliche Auswahlprinzip, durch das verschiedene jüngere Gelehrte von Rang gekränkt wurden, paßt Weber nicht. Außerdem erscheint ihm ihr Aufbau nach traditionellen Mustern unzeitgemäß. Er lehnt deshalb die Mitgliedschaft ab und begründet dies mit einer sehr eingehenden, an den Vorsitzenden der historisch-philosophischen Abteilung W. Windelband gerichteten, positiven Kritik. Aus dem Inhalt dieser langen denkschriftartigen Arbeit hier nur folgendes: »Die Akademie hat sich nach einem überkommenen Schema konstituiert, bei dem die Förderung der modernen systematischen Staats- und Gesellschaftswissenschaften zu kurz kommen muß. Die Mitgliedschaft ist nach Anciennitäts-

und Notabilitätsrücksichten zusammengesetzt, statt nach fachlichen, und man hat nur zwei Abteilungen, eine naturwissenschaftliche und eine historisch-philosophische gebildet.

Die systematischen staats- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen dagegen vertritt sie, wie ihre Zusammensetzung ergibt, weder jetzt, noch wird sie sie, wie ich weiterhin begründen werde, künftig vertreten können, selbst wenn sie dies beabsichtigen sollte.« Und gerade diese bedürfen nach Webers Ansicht der Unterstützung durch solche Stiftungen, denn sowohl die Verwertung des in den statistischen Aemtern vergrabenen Forschungsmaterials als auch die kollektive Erhebung neuer Tatsachen ist derart kostspielig, daß die einzelnen Gelehrten sie nicht aus eigener Tasche bestreiten können. Wie viel fruchtbarer wäre es, wenn eine moderne Akademie derartige drängende Untersuchungen, die Licht verbreiten über die Gegenwart unterstützte, statt sich für historische und philologische Spezialforschungen zu verausgaben, die der Einzelne so viel leichter allein machen kann. »Eine Akademie, die ihre eigne Existenz lediglich jenen lebendigen Mächten der Gegenwart verdankt, deren Existenzbedingungen zu durchforschen zu den wichtigsten Aufgaben der systematischen staats- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen gehört, trotzdem diese Disziplinen, so wie geschehen behandelt — diese Folge eines alles überwuchernden Historismus erscheint mir der Sache nach als ein derartiger Widersinn, daß ich es für Pflicht halte, ihn auch offen als solchen zu bezeichnen, mag dieser Protest auch . . . . . zu vollständiger Wirkungslosigkeit verurteilt bleiben.« (7. 8. 09.)

Da Windelband Weber bedeutet, daß die Ablehnung der ihm zugedachten Ehre als Mißachtung aufgefaßt werden und dadurch die Akademie schädigen könne, zieht er sie zurück, beharrt aber bei seiner Kritik. Ihr Erfolg ist immerhin, daß die Akademie bald danach die unter Webers Leitung begonnene Erhebung über das Zeitungswesen mit Geldmitteln unterstützt.

* * *

Im Herbst 1911 findet eine Hochschullehrer-Tagung in Dresden statt. Bei der Erörterung über die amerikanischen Universitäten hält Weber wieder mal eine lange Diskussionsrede, die in verschiedenen Punkten Aufsehen erregt und eine öffentliche Pole-

mik hervorruft, die ihn zu weitschichtigen Auseinandersetzungen nötigt. Der Widerspruch hakt vor allen bei seinen Bemerkungen über die Handelshochschulen ein. An einigen dieser damals modernsten Bildungsinstituten machen sich naturgetreue Nachahmungen des Couleurlebens breit — Weber sieht darin die Gefahr, daß der junge Kommis von strenger Lehre abgelenkt und statt dessen zum Streben nach »Satisfaktionsfähigkeit« und gesellschaftlichen Privilegien verleitet werde, »lauter Dinge, bei denen ich mich frage, ob wir denn damit, wenn sie unsrem Nachwuchs anerzogen werden, den großen Arbeitsvölkern der Welt werden Konkurrenz machen können«. Die Form, in der die Zeitungen Webers Ausführungen verbreiten, erregt von seiten der betreffenden Hochschulen lebhaften Protest, so daß er sich die Mühe nimmt, ihnen seine Ansichten in einer eingehenden Denkschrift zu unterbreiten, aus der hier einiges mitgeteilt sei.

Die von den Verbindungen gezüchteten Formen, die in dem Ideal der Satisfaktionsfähigkeit gipfeln, erscheinen ihm für den jungen Kaufmann besonders stillos und grotesk und der Pionierarbeit des Handels abträglich. Denn die daraus folgende »Geschwollenheit« des Auftretens im Verkehr mit Gleichstehenden, Untergebenen, Angehörigen andrer Kreise usw. sei — wo immer sie sich zeige, das Gespött des ganzen Auslands — nach Webers Meinung mit Recht. »Ich scheue mich nicht ganz offen zu sagen .... und überlasse gern jedem der Lust dazu hat, darüber zu scherzen, daß ich die Schwierigkeit, diese in unreifen Jahren auf der Universität unwillkürlich eingeübten Gesten wieder aus den Gliedern los zu werden, am eignen Leibe erfahren habe. Das Gleiche darf ich — wiederum aus eigner und zwar ziemlich ernster Erfahrung — von der Bedeutung der couleurstudentischen Alkoholgewohnheiten für die Arbeitskraft sagen...« »Nicht die in Gelegenheitsexzessen sich äußernde Trinkfröhlichkeit unsres Volks ist das bedenkliche, sondern die einen Bestandteil der Couleur dressur bildende Verpflichtung regelmäßig und vorgeschriebenermaßen zu trinken.« Weber zeigt auch noch andere Gefahren, die aus der Propagierung des studierten Kaufmanns als eines neuen Typus entstehen. Er sei zwar von dem Nutzen jeder, und speziell auch der an den Handelshochschulen betriebenen, geistigen Arbeit überzeugt, vermute jedoch, daß unter den dort, wie in andren ähnlichen Fachschulen, Studierenden, die Erwartung sozialer Vorteile, der sogenannten Standes-

hebung oft stärker mitspräche, als der Wunsch nach Erweiterung des Wissens. Die neue ständische Differenzierung der kaufmännischen Angestellten durch das Entstehen einer Diplom-Aristokratie kann Arbeitsfreude und Frieden in den Kontoren stören, vor allem dann, wenn das Couleurwesen eine Schicht schafft, die ein spezifisches Prestige beansprucht, aus Gründen, die nicht in ihrer Leistung im Geschäft liegen. »Die Gefahr besteht, denn das Couleurleben strebt heute überall nach Exklusivität und Dressur in dem früher in dieser Art unbekannten Sinn: daß die Zugehörigkeit zu einer Verbindung den Studenten von der Zugehörigkeit zu andren Vereinen . . . . . in zunehmendem Maße geradezu überhaupt vom Umgang mit andren Studierenden abschneidet und damit den Couleurstudenten in den Kreis seiner Gefährten einspinnt und ihn der Verengerung seines geistigen Horizonts aussetzt.«

* * *

Noch stärkere Waffengänge verursachte Webers Kritik auf derselben Tagung an dem Verhältnis zwischen der staatlichen Bürokratie und den deutschen Universitäten, die sich vor allem gegen gewisse, von ihrem kürzlich verstorbenen großen Organisator Althoff übernommene, Gepflogenheiten der preußischen Behörde richtete. Weber veranschaulicht die Schäden und Gefahren des »System Althoff« an seinen eignen Erfahrungen als junger Dozent[1]; dabei wird er der hervorragenden Bedeutung des Toten nach allen Seiten gerecht — was er jedoch ethisch mißbilligt ist dessen Zweck-Mittel-System: »Es ist sehr schwer über ihn zu sprechen. Er war nicht nur ein wirklich guter Mensch im spezifischen Sinn des Worts, sondern auch ein Mann von sehr weiten Gesichtspunkten. Die deutschen Universitäten verdanken ihm Dinge, die in gewissem Sinn unsterblich sind. Aber er ging bei der Behandlung von Personalien von der Anschauung aus, daß jeder, mit dem er zu tun hatte, entweder ein Schuft oder ein Streber sei. Darin lag eine schwere Gefahr für junge, von ihm abhängige Dozenten. Um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, sann er ihnen Unanständigkeiten an.« Dazu rechnet Weber u. a., wenn ein Dozent sich ohne oder gegen den Wunsch der Fakultät von der Behörde einen Lehrauftrag u. dgl. zuwenden läßt: »In einem Augenblick, wo ein hochgestellter Ministerial-

[1]) Vgl. S. 211.

beamter einem jungen Mann so etwas ansinnt, kann ich auf den keinen Stein werfen, der dann in die Falle hineingeht.« Weber selbst hatte sich einst solcher Verführung erwehren müssen. — Andre waren ihr inzwischen erlegen. Im Interesse des akademischen Nachwuchses brannte ihm die Erinnerung an sein persönliches Erlebnis noch auf der Seele: »Ich bekenne ganz offen, als ich seinerzeit aus dem Gebiet der preußischen Unterrichtsverwaltung in die der badischen kam, hatte ich das Gefühl in saubere Luft zu kommen.« Diese Ausführungen, von der Presse teils sensationell aufgemacht, teils mißverstanden, erregten großes Aufsehen. Ein Berichterstatter hatte sogar den oben zitierten Passus in sein Gegenteil verkehrt, so daß die nun — anstatt der preußischen — in ungünstiges Licht gerückte badische Behörde einen heftigen Angriff von seiten eines führenden Zentrumsorgans besah. Sie richtete deshalb die Bitte um öffentliche Aufklärung an Weber, der auch sonst nach den verschiedensten Seiten zu berichtigen und zu ergänzen hatte und dabei wieder die Erfahrung machte, daß es zu den Gepflogenheiten eines Teils der Presse gehört, »von Zeit zu Zeit ihrem Bedürfnis nach Sensation rücksichtslos nachzugeben und alsdann alles zu tun, um ihre Leser über das Nichtvorhandensein eines Anlasses dafür zu täuschen.«

Auch ein Funktionär des preußischen Unterrichtsministeriums nahm das Wort, um Webers Ausführungen durch die Feststellung zu entkräften, daß für sie keine aktenmäßigen Belege vorhanden seien. Dieser Widerlegungsversuch war sehr sachlich gehalten, und Weber entgegnete in ebenso sachlichem und ruhigem Ton mit sorgsamen Feststellungen, wie er sagt, in der Hoffnung dadurch zur Erschütterung des Satzes beizutragen: »Quod non in actis non in mundi.« — Die preußische Unterrichtsverwaltung kam dann mit einer weiteren Replik: »Sehr gegen meine Neigung muß ich daraus den Anlaß nehmen, abermals öffentlich unzweideutig festzustellen, was der gegenwärtigen Unterrichtsverwaltung von mir zum Vorwurf gemacht wird, und zwar diesmal in einer Form, welche die gerichtliche Feststellung des Sachverhalts ermöglicht.« (10. 11. 1911.)

V.

Die Erzählung greift ein Jahr zurück und berichtet zunächst von einigen öffentlichen Händeln, die Weber als Kämpfer zu

zeigen geeignet sind. Es ist dabei notwendig, ins Detail zu gehen — ebenso um der sachlichen als um der biographischen Bedeutung willen. Im Herbst 1910 tagte der Bund deutscher Frauenvereine in Heidelberg. Diese festliche Heerschau der Frauenbewegung verlief schön und ermutigend, die Frauen stärkten sich gegenseitig im Eifer und Glauben. Der Widerhall war über Erwarten groß, Universität und Behörden begrüßten sie, die Stadt ehrte sie sogar mit einer Schloßbeleuchtung, maßgebende Kreise erkannten jetzt also den Idealismus und die Notwendigkeit ihres Ringens an, und was am wohltuendsten war: sahen in den Führerinnen endlich nicht mehr Karikaturen und Entartete ihres Geschlechts, sondern neue Typen, die sich zu Recht bemühen, Tugend zu machen aus Not, indem sie versuchen, die zu Selbständigkeit und aushäusiger Arbeit gezwungenen Millionen für neue Aufgaben zu befähigen und sie ihnen sinnvoll zu deuten. Es war so wundervoll, endlich Boden unter den Füßen zu fühlen, aber die Frauen wußten sehr gut, daß die mühsam eroberte Billigung jeden Augenblick wieder bestritten werden konnte. Das geschah denn auch alsbald. Der »echte deutsche Mann«, sofern er geschlechts-egoistisch veranlagt und traditionsgebunden war, fühlte sich durch diesen Erfolg bedroht. Den ihm angesonnenen Verzicht auf das geweihte Patriarchat in Familie und Staat wollte er nicht bringen. Und wie bei jedem derartigen Interessenkampf, so umschleierte sich auch hier die Nacktheit einfach motivierter Abwehrempfindungen mit der Sorge um die heiligsten Güter.

Ein junger Dozent, der seine wissenschaftliche Belanglosigkeit in der Rolle des Schatzhüters und öffentlichen Präzeptors verbarg, erließ einen Schmähartikel gegen diesen Frauenkreis und fand dadurch den Beifall eines großen Teils der Männerwelt: »Endlich ein mutiger Recke, der es wagt, sogar gegen die Damen der Universität ins Feld zu ziehen.« In dem Pamphlet hieß es u. a.: Die Frauenbewegung bestände nur aus Unverheirateten, Witwen, Jüdinnen, sterilen Frauen und solchen, welche keine Mütter wären oder die Pflichten der Mütter nicht erfüllen wollten. Webers Frau war kinderlos und für die Heidelberger Bewegung verantwortlich, die schlimmste Spitze also gegen sie gerichtet. Weber geriet in weißglühenden Zorn, aber er durfte nicht sogleich zugreifen: Sie selbst forderte zunächst den Unbesonnenen brieflich zum Zurücknehmen der Anwürfe auf. Als er diese Brücke

nicht betrat, erfolgte unter ihrem Namen eine öffentliche Züchtigung, an deren schneidender Schärfe jeder den Mitverfasser erkannte. Als Weber nun erfuhr, daß der junge Mann sich beschwere, der Ehemann verberge sich hinter seiner Frau, von der man keine Genugtuung fordern könne, wollte er ihm doch die gewünschte Chance durch die Erklärung geben, daß er allen Ausführungen seiner Frau beiträte. Die Forderung erfolgte jedoch nicht. Der Gezüchtigte erklärte sich als Duellgegner und strengte eine Beleidigungsklage gegen Weber an, die er jedoch alsbald — auf Veranlassung Dritter — wieder zurückzog. Kurze Zeit danach erschien in mehreren auswärtigen Zeitungen, unter Bezugnahme auf den damals in der Presse vielerörterten »Fall B.«, ein übler Sensationsartikel über diese Vorgänge unter dem Titel »Alt Heidelberg du Feine«. Er wurde überall auszugsweise abgedruckt und delektierte sogar die Leute jenseits des großen Wassers. Sein besonderes Gewürz war der Schlußpassus: Professor Weber habe eine Anfrage des Dr. R., ob er bereit sei, seine Frau mit der Waffe zu vertreten, abgelehnt, unter Hinweis auf seine leidende Gesundheit. Als Quelle dafür war Dr. R. selbst zitiert; er dementierte jedoch diese Behauptung sofort.

Weber, der sich öfter als Duellanhänger bekannt hatte, sah in jenem Klatsch eine »unerhörte Gemeinheit«. Er fand mit dem seinigen auch ein öffentliches Interesse verletzt und scheute deshalb die Mühe nicht, in monatelangem Kampf beiden zum Recht zu verhelfen. Der Verlauf dieser Affäre ist nicht nur für ihn charakteristisch, sondern auch für gewisse Gepflogenheiten eines Journalismus, der unter dem Schutz des Redaktionsgeheimnisses sein Publikum mit Sensationsnachrichten über bekannte Persönlichkeiten ergötzt und es dann dem Betroffenen sehr schwer macht, deren Wirkung durch nachfolgende Abwehr aufzuheben. Diesmal sollten nun freilich alle Beteiligten einen Denkzettel erhalten.

Weber verlangte zunächst in äußerst höflicher Form von der betreffenden auswärtigen Zeitung nichts als die Veröffentlichung eines kurzen Schreibens, in dem er feststellt: Der aus Heidelberg vom 6. 1. 11 datierte Artikel . . . . . mit der Ueberschrift »Alt Heidelberg du Feine«, enthält neben anderen Unrichtigkeiten . . . . . am Schluß die Behauptung: Herr Dr. R. habe Anfragen bestimmter Art an mich gerichtet und ich diese ablehnend beantwortet. Ich gestatte mir zu bemerken, daß diese Angaben vom

ersten bis zum letzten Wort auf freier Erfindung beruhen, daß sich auch nichts ihnen noch so entfernt Aehnliches zugetragen hat, und daß ich dem Einsender für den Nachweis dankbar wäre: wo oder wem gegenüber Herr Dr. R. solche Angaben gemacht haben solle. Für mich selbst ist die Sache, über deren wirklichen Verlauf mich öffentlich zu äußern ich keinen Anlaß sehe, völlig erledigt. Mit der ergebensten Bitte um alsbaldigen Abdruck dieses Schreibens und in vorzüglicher Hochachtung Max Weber.« Mit der Veröffentlichung dieses Dementi wäre der Fall erledigt gewesen. Statt dessen antwortet die Redaktion: »So gern wir Ihrem Wunsche entsprächen, bedauern wir andrerseits, nach den Mitteilungen unsres Korrespondenten, der sich bisher immer als zuverlässig erwiesen hat, nicht ohne weiteres auf Ihre entgegengesetzten Mitteilungen eingehen zu können. Selbstverständlich werden wir einer Berichtigung schon auf Grund des Pressegesetzes Raum geben, wenn Sie es verlangen, müßten dann aber auch für uns und unsren Korrespondenten das Recht der Erwiderung und Gegenüberstellung in Anspruch nehmen. Ihnen unsren Korrespondenten zu nennen sind wir nicht in der Lage, da wir, wie wir offen gestehen müssen, nach dem Bisherigen keinen Grund haben, dem Herrn und seinen Informationen zu mißtrauen.« Darauf Weber: »Wenn Ihnen ein Korrespondent als zuverlässig gilt, der sich unwahrerweise auf eigene Angaben des Herrn Dr. R. bezieht, so ist das Ihre Angelegenheit. Wenn Ihr Berufspflichtgefühl Sie nicht nötigt, die zugestandenermaßen unwahren Behauptungen, ich sei von dem genannten Herrn vergeblich zum Duell gefordert, öffentlich zu berichtigen, und wenn Sie diese Behauptung, die Sie in Sperrdruck gebracht haben, welche die allein wesentliche war und diejenige, gegen welche mein Dementi sich richtete (sie ist inzwischen von der Gegenseite im Heidelberger Tagblatt als ‚grobe Fälschung' bezeichnet worden) für ‚unwesentlich erklären, so geht mich das insofern an, als ich fortan kein Interesse mehr daran habe, daß Ihr Blatt irgend etwas über mich berichtigt, Sie mögen sich nur weiterhin von hier ‚berichtigen' lassen, was immer Ihnen beliebt.«

Als die Redaktion sich nunmehr bereit erklärt, Weber Genugtuung zu gewähren — falls e r sie von der Richtigkeit seiner Behauptungen überzeuge, will er sie nicht mehr so glimpflich davonkommen lassen wie durch das erste Dementi. Er nimmt sich die Mühe nochmals Punkt für Punkt die Unwahrheiten des

Sensationsartikels aufzudecken, fügt dann jedoch hinzu: »Mit Rücksicht auf das oben herausgehobene, nicht zurückgenommene Verhalten Ihres Berichterstatters, dessen Charakter Sie bei gewissenhafter Prüfung erkennen mußten, nachdem ich Sie auf die in den öffentlichen Zeitungen erfolgten Aeußerungen hingewiesen hatte, erkläre ich Ihnen: daß Sie sich in leichtfertiger Weise von einem Ehrabschneider (ich bin Offizier a. D.) als Korrespondenten bedienen lassen, und fordere diesen und Sie auf, daraus die Konsequenzen zu ziehen; nachdem Ihr Berichterstatter auch noch die Kühnheit hatte, von ‚Beweisen' zu sprechen, trotzdem von einer hiesigen Zeitung sein Verhalten als eine ‚Infamie' bezeichnet worden ist. Tun Sie nichts, so behalte ich mir vor, meinerseits zu tun, was mir richtig erscheint. Was ich verlange, ist die offene Erklärung: Daß Ihr ‚Berichterstatter' Sie getäuscht hat (ich verlange dies Wort) und diese Täuschung auch dann noch aufrecht erhielt, nachdem gegen seine unwahren Angaben Widerspruch erhoben und dieselben öffentlich widerlegt waren.«

In dieser Form will jedoch die Redaktion ihren Korrespondenten nicht preisgeben, denn er ist ihr als zuverlässig bekannt, und stellt Webers Behauptung immer wieder die Versicherung gegenüber, daß sein Heidelberger Gewährsmann — »eine angesehene Persönlichkeit« — auf seiner Angabe beharre.

Um sich Webers drakonischer Forderung zu entziehen, deutet die Redaktion deshalb das ausdrücklich auf die angebliche Duellforderung beschränkte Dementi »an der Sache ist kein wahres Wort« so, als bezöge sie sich auf sämtliche Angaben des auch sonst von Irrtümern strotzenden Artikels: »Einiges daran sei eben doch wahr.« Und was den Hauptpunkt beträfe, so sei der Korrespondent von äußerst glaubwürdiger Seite und zwar von einem Herrn aus Heidelberger Universitätskreisen demgemäß informiert worden: »Danach sind wir bereit festzustellen, daß nach Ihren Mitteilungen eine Forderung des Herrn Dr. R. an Sie bisher nicht ergangen ist. Nach genauester Prüfung der ganzen Sache kann außer dieser einen Unrichtigkeit von Belang unsres Erachtens nichts richtig gestellt werden, was etwa falsch ist ..... Sie werden es daher wohl selbst als angemessen erachten Ihre Aeußerung, unser Korrespondent wolle Ihnen die Ehre abschneiden, als unbegründet zurückzunehmen.« Weber bringt dieser zähe Widerstand immer mehr in Harnisch,

zumal er nicht an die Existenz eines Gewährsmanns aus Universitätskreisen glaubt. Oder sollte etwa doch Dr. R. der Urheber sein? Er hatte ja s. Z. die Absicht, Weber zu fordern, angedeutet. Er verlangt nun, daß ihm entweder der Journalist genannt werde oder aber dessen Quelle, oder daß der Urheber veranlaßt werde, sich selbst zu nennen — »was er, wenn er Universitätskreisen« angehört (und überhaupt existiert!) selbstverständlich im Interesse seiner Ehre nicht zögern würde zu tun .... daß nach Lage der Dinge eine einfache oder auch bedauernde Richtigstellung der Einzeltatsachen ohne ausdrückliche Desavouierung Ihres Korrespondenten oder den Nachweis, wer jener Herr ist und was er bezeugen kann, nicht ausreicht, versteht sich von selbst.«

Der arg in die Enge getriebene Journalist, der übrigens inzwischen zum Redakteur an der betreffenden Zeitung befördert ist, bietet nun Weber vermittelst eines Zeitungsinserats und anonymer Zuschriften Aufklärungen an, will jedoch weder sich selbst noch seinen Gewährmann nennen. Weber lehnt das Angebot verächtlich ab, und als sein nochmaliges peremptorisches Verlangen nach Abdruck seiner Erklärung wiederum verweigert wird, erzwingt er durch massive Vorhaltungen eine Beleidigungsklage der Zeitung und ihres nunmehrigen Mitredakteurs gegen sich. Er will jetzt um jeden Preis den Urheber der Intrige herausbringen. Er kann nicht glauben, daß es ein Kollege sei, der sich immer noch verbirgt. Der nach mehrmonatlichem Schriftwechsel in Dresden erfolgende Prozeß geht durch zwei Instanzen. In der ersten werden beide Parteien verurteilt, Weber jedoch zu einer größeren Geldstrafe als die beiden Kläger zusammen. Das zweite Verfahren endet — überraschend — mit einem Vergleich. Ein Zufall brachte den anonymen Urheber ans Licht. Es war wirklich ein Heidelberger Professor. Der Journalist hatte ihn nicht verraten, denn er fühlte sich ihm zu Dank verpflichtet. Er war sein früherer Schüler und von ihm, kurz nach Erscheinen jenes interessanten Artikels, »als zuverlässiger Charakter und gewandter Journalist« für seine neue Stellung empfohlen worden. Und sein Patron hatte ihm die wiederholte Bitte, seinen Namen nennen zu dürfen, abgeschlagen.

Weber sieht nun das Verhalten des jungen Mannes in andrem Licht. Er gibt ihm seine Ehre zurück und stellt ihm in fast väterlicher Art die begangenen Fehler vor. Dann schreibt er:

»Ich möchte nun nochmals sagen: ich gewärtige von Ihnen die schlichte ungefärbte objektive Wiedergabe aller und natürlich nur der Tatsachen, die Sie nach gewissenhafter Ueberlegung eidlich vertreten können. Ich habe mich ja nicht etwa einer gerichtlichen Klage ausgesetzt, damit Prof. N.N. bloßgestellt werde, auch nicht, damit ich unter allen Umständen vor Gericht Recht behalte, sondern damit auf jeden Fall die Wahrheit festgestellt werde, wie sie auch aussehe, und dazu sollen Sie mitwirken. . . . . Prof. N.N. ist nach dem, was objektiv feststeht, ja schlechterdings durch gar nichts zu rechtfertigen. Aber die Verantwortung dafür, daß er über das hinaus, was ihm wirklich zur Last fällt, zu Unrecht belastet würde, darf keiner von uns auf sich nehmen.« Die Sache war von Belang, denn N.N. bildete als Dozent des Zeitungswesens künftige Journalisten aus und pflegte sich seines Einflusses auf die Presse zu rühmen, und er besaß dadurch eine Macht, die man fürchtete. Er war mit Weber nicht persönlich bekannt. Aber hatte er vielleicht seinen Schützling zu jenem Artikel veranlaßt, um dem akademischen Kreise, der ihn aus verschiedenen Gründen nicht als vollwertig nahm, etwas anzuhängen? Oder auch im besonderen Weber, weil dieser, auf den Einspruch Dritter hin, ihn nicht an der soziologischen Zeitungsenquete beteiligte?

All das stand indessen nicht fest: Weder die Motive seines Verhaltens — sie konnten harmlos sein — noch überhaupt das Maß seiner Verantwortlichkeit für den Artikel. Als sein Name während der Prozeßverhandlungen herausgekommen war, ersuchte ihn Weber um Aufklärung. N.N. antwortete, jenes Gerücht über das abgelehnte Duell sei in seinem Hause, wo der Journalist freundschaftlich verkehre, gelegentlich am Familientisch besprochen, und er bedauere, daß es weitergetragen sei. War es so? — dann trüge allein der andre die Verantwortung. N.N. konnte einfach interessanten Klatsch weiter erzählt haben. Das wäre einem Journalisten gegenüber zwar unvorsichtig, aber harmlos gewesen. Er konnte aber auch absichtsvoll das Gerücht in eine Tatsache verwandelt und dem jungen Mann wohlüberlegte Informationen zum Zweck der Verwertung gegen einen Kollegen gegeben haben. Hatte er Interesse daran, daß die Sache in sensationeller Aufmachung in die Presse kam und welches? Warum hatte er sich nicht rechtzeitig als Urheber bekannt? Wer log? der Lehrer oder sein Schüler? Jede Nuance im Verhalten

beider war für ihre Beurteilung wichtig, denn auch der junge Mann hatte sich durchaus nicht einwandsfrei benommen. Nach so viel widerwärtigen Mühen wollte Weber nunmehr die volle Wahrheit — es koste was es wolle — ans Licht bringen. Es ging ja nicht mehr um s e i n e Ehre, sondern um öffentliche Interessen: die Würde der Universität und die Reinigung der Presse von üblen Gepflogenheiten. — Hatte N.N. wirklich absichtsvoll und aus subalternen Motiven seinen Schützling inspiriert, dann durfte die Erziehung künftiger Journalisten nicht länger in seiner Hand bleiben. Weber richtet deshalb ein langes Schreiben an N.N. in dem er ihm u. a. folgendes vorhält:

». . . . . Ich muß nun aber auf Ihr Verhalten, welches diesen Prozeß, der die Gerichte nutzlos behelligt und beiden Teilen sehr bedeutende Unkosten, Zeitverluste und Unzuträglichkeiten aller Art eingetragen hat, verschuldete, mit einigen Bemerkungen zurückkommen. Selbst wenn die in dem Artikel über mich wiedergegebene Behauptung Ihnen in authentischer Form vorgelegen hätte, mußte man sich fragen: W e l c h e s M o t i v Sie bewegen konnte, und wie Sie es mit einer Stellung an der Universität in Einklang bringen wollten, derartige Dinge über einen K o l l e g e n an einen Berufsjournalisten weiterzugeben, und dann, nachdem dieser wie vorauszusehen war, sie journalistisch verwertet hatte, sich in A n o n y m i t ä t zu hüllen, und — wenn eine bloße Unvorsichtigkeit vorgelegen hätte — nichts zu tun, um das Geschehene öffentlich und privatim gut zu machen.

«. . . . . Sie haben den Artikel ganz bewußt und offenbar aus einem unerfreulichen Beweggrunde in die Presse lanziert, haben dann, soviel an Ihnen lag, dazu beigetragen, daß mir die schuldige Genugtuung nicht gegeben wurde, und haben sich, als infolgedessen ein Prozeß daraus entstand, durch das Redaktionsgeheimnis decken lassen, bis Ihnen meine auf Tatsachen gestützte Anfrage diesen Weg verschloß. . . . . Ihnen war hinlänglich bekannt, w e l c h e T r a g w e i t e die Behauptung hat, daß ein Mann, der sich öffentlich wiederholt als Duellanhänger erklärt hat, der ferner seine Beziehungen zu einer hiesigen Couleurverbindung, der er angehörte, aufrechterhält, und der alljährlich als Offizier seine Kriegsbeorderung erhält, unter dem notorisch unwahren Vorwand: er sei gesundheitlich an der Waffenführung behindert, es abgelehnt habe, die Ehre seiner Frau zu vertreten.

. . . . Ich habe natürlich, nachdem mit erheblichen Opfern der Tatbestand aufgeklärt ist, nicht das mindeste Interesse daran, daß Ihnen Uebles widerfährt, noch weniger daran, daß ein das Ansehen der Universität schädigender öffentlicher Skandal entsteht. Sollten Sie freilich glauben, die angegebenen Tatsachen bestreiten zu können, so verweise ich Sie an die Gerichte oder an die zuständige Disziplinarbehörde. . . . . Entscheidend ist für mich, daß weder Ihr Benehmen in dem oben erwähnten Fall, noch vollends ihr Verhalten mir gegenüber, mir irgendwie damit vereinbar erscheint, daß Sie an der hiesigen Universität angehende Journalisten heranzubilden sich für berufen erachten.«

Weber hofft noch, der unselige Mann würde durch freiwilligen Verzicht auf seine Dozentur wenigstens der öffentlichen Bemakelung vorbeugen und ist bereit, ihm dabei zu helfen. Er begleitet deshalb die Uebermittelung einer Abschrift jenes Schreibens an die Fakultät mit folgenden Zeilen an den Dekan: »Privatim wollte ich Ihnen nur sagen: Falls N.N. f r e i w i l l i g aus seiner Beziehung zur Universität ausscheiden würde, könnte ich G a r a n t i e n geben, daß die Sache damit für mich e r l e d i g t ist und niemand etwas erfährt, auch diejenigen, die davon wissen, Schweigen beobachten. Er ist ja wohlhabend verheiratet, und die Sache endet dann ohne Skandal, der sonst immer entstehen kann, wenn eine gütliche Erledigung nicht erfolgt — das Urteil der Fakultät möge nun so oder so ausfallen.« — Professor N.N. beschritt jedoch diesen Rettungsweg nicht, sondern erhob die Beleidigungsklage gegen Weber. Er hoffte noch die Last der Verantwortung auf den Journalisten abwälzen zu können.

Der Presseprozeß hatte in Dresden stattgefunden und dort natürlich niemand interessiert. Aber auf dem Heidelberger Schauplatz war das anders. — Ein Professorenkonflikt vor Gericht — das ist für die Bürgerschaft ein Theater, das sie ebenso sehr ergötzt wie mißbilligt. Für Weber steht viel auf dem Spiel. Denn auch in seinem Kreise herrscht die Scheu vor dem Gerichtssaal und öffentlichem Kampf. Sogar die meisten Freunde sind gegen diesen Skandal. Sie hätten es viel »vornehmer« und für Weber zuträglicher gefunden, die Anwürfe subalterner Menschen durch Nichtachtung zu strafen, als eine Affäre daraus zu machen: die Welt würde ja doch nicht dadurch gebessert. Und ist Weber denn wirklich seiner Sache gewiß? Er gilt als Mann von reiz-

barem Ehrgefühl und übersteigerten ethischen Ansprüchen an sich und Andre und — wie der alte Fallenstein, sein Großvater — zur Maßlosigkeit disponiert. W i e peinlich, wenn er übers Ziel geschossen hätte und den Beweis seiner Behauptungen nicht antreten könnte! Dann wäre er gründlich blamiert und durch ihn die Universität. Selbst wenn er auch nur — wegen formaler Beleidigung — symbolisch bestraft würde, wäre es peinlich. Man würde ihn, wie auch sonst schon, als zweiten Don Quixote belächeln, der sich durch Anstürmen gegen Windmühlenflügel Beulen zuzieht. Oder aber, nach moderner psychiatrischer Methode — wie Michael Kohlhas — zum Querulanten stempeln. Ja, dieser Ausdruck war schon bei unzufriedenen Freunden gefallen. Man behält sich im stillen vor, Webers Handeln nach dem Erfolg zu beurteilen. Gewinnt er, so findet er nachträgliche Billigung, verliert er, so ist auf jeden Fall seine Vertrauenswürdigkeit schwer geschädigt.

Der Kläger tritt mit zwei Anwälten auf, 15 Zeugen sind geladen. Nach langwierigen Erörterungen, durch den die Anwälte des Klägers den Tatbestand zu verdunkeln suchen, wird die Sache erst spannend, als der Journalist unter Eid über den Hergang aussagt: N.N. habe ihm den Zeitungsausschnitt des R.-Artikels gegen die Frauenbewegung und Frau Webers Antwort darauf gezeigt, und dann von der Duellforderung R.s erzählt: zwei Redakteure einer angesehenen Heidelberger Zeitung hätten davon gesprochen, und ihre Quelle sei R. selbst. Darauf fragt ihn der junge Mann: »Wäre das nicht etwas für die Zeitungen? Gerade jetzt nach dem Streit an der Berliner Universität — das wäre eine große Sache! Aber ob sie wohl auch stimmt? Ich werde doch lieber vorher bei Dr. R. oder Professor Weber anfragen.« Davon habe aber N.N. abgeraten: »Das würde Ihnen nichts nützen, denn R. wird es bestreiten, weil er sich einer strafbaren Handlung schuldig macht, wenn er zum Duell fordert, und Weber wird es auf jeden Fall unangenehm sein, auch wenn er berechtigten Grund hat, wegen seiner schlechten Gesundheit die Forderung abzulehnen. R. hat es doch selber gesagt!« »Da sagte ich mir, wenn ein Dozent das behauptet und ein Professor es weitererzählt und die Namen dabei genannt werden, m u ß es doch stimmen, und schrieb den Artikel für fünf Zeitungen, von denen drei ihn aufnahmen.« — Nach dieser Darlegung folgte eine äußerst erregte Szene zwischen dem Journalisten und seinem Patron.

Professor N.N., der nicht den Mut gefunden hatte, sein Verfehlen durch ein offenes Eingeständnis zu mildern, sah nun keine andre Rettung als seinen Schützling zum Lügner und Ehrlosen zu stempeln. — Die Wahrheit wird nun immer evidenter. Das ganze Gewebe von Ranküne und Ressentiment liegt schließlich zutage. Der Kläger schrumpft zum Beklagten. Wieder einmal muß Weber im Auftrag der Wahrheit Gericht halten. Auch die Kollegen geben nun zu, daß sein persönliches Interesse an dieser Sache eins ist mit dem der öffentlichen Gesittung. Am Ende lohnt es doch, daß einmal gegen hinterhältige Verleumdung ein Exempel statuiert wird.

Aber je mehr sich die Jämmerlichkeit des Gegners enthüllt, um so mehr erbarmt er Weber, je mehr sich die Wage der Beweislast zu seinen Gunsten senkt, um so mehr wird ihm sein Richteramt zur Qual. Als sich unter atemloser Spannung der Anwesenden herausstellt, daß sich die Aussagen des Klägers und eines ihm nahestehenden Familienglieds widersprechen und dann das Wort »Meineid« fällt, springt Weber entsetzt auf und ruft: »Ich bedaure tief, daß dieses Wort gefallen ist! Es ist wohl möglich, daß die Zeugin in ihrer Erregung objektiv Unrichtiges gesagt hat, aber subjektiv war sie sicher von der Wahrheit dessen, was sie sagte, überzeugt.« Er ist tief erschüttert über so viel Unheil, und im Augenblick vor der Entscheidung hätten ihn die Anwälte des Gegners zum Vergleich überredet — wäre nicht seine Frau aufs entschiedenste dazwischen getreten. Sie wußte: für Webers eignes Ansehen stand zu viel auf dem Spiel. Nie würden die Unbeteiligten glauben, daß er aus Ritterlichkeit den unebenbürtigen Mann geschont habe. Jeder, der den Vorgang nicht bis ins Einzelne kannte, würde darin nur eine Schwäche seiner eignen Sache sehen. So mußte sie ihren Lauf nehmen. — Professor N.N. ließ gerade vor der Urteilsverkündung die Klage zurückziehen. Als dann Webers Anwalt erklärt, daß alle von letzterem behaupteten Tatsachen durch die Beweisaufnahme erhärtet seien, sagt Weber: »Mein Anwalt ist mit dem letzten Teil seiner Ausführungen in der Wahrung meiner Interessen über das Maß dessen hinausgegangen, was ich selbst getan haben würde«, und fügt dann hinzu: »Ich bedaure aufs tiefste, daß diese Verhandlung mit den gestrigen entsetzlichen Szenen und auch mit der Qual, die sie für Herrn Professor N.N. mit sich gebracht hat, hat stattfinden müssen. Ich muß die Hoffnung daran knüpfen, daß die akademischen

Instanzen und das Ministerium einsehen werden, daß das nicht so weitergeht. Es muß nach dem Muster der Aerzte und Anwälte ein Ehrengericht geschaffen werden.« Und um die Aufmerksamkeit von der persönlichen auf die sachliche Bedeutung der Vorgänge zu lenken, knüpft er gleich noch eine Lehre für die Presse daran, hinsichtlich Verzicht auf das Redaktionsgeheimnis in persönlichen Angelegenheiten.

Das erschütternde Drama war zu Ende. Weber konnte nur mit Mühe verhindert werden, das zerstoßene Rohr wieder aufzurichten. Im Widerspruch zu seinem eignen ursprünglichen Antrieb schrieb er noch während der Verhandlungen an den Dekan der Fakultät: »Ich werde nicht anders können als s. Zt. die Fakultät um schonendes Vorgehen gegen N.N. zu bitten. Denn da das Ministerium die Disziplinargewalt über mich abgelehnt hat, so ist es sehr peinlich für mich, wenn er meinetwegen abgesägt wird.« Und gleich nach Beendigung des Prozesses: »Wegen N.N. werde ich der Fakultät in acht Tagen eine Eingabe unterbreiten, die darlegt, was ich für nicht erwiesen halte. Das scheint mir Anstandspflicht. Hoffentlich geht er freiwillig. Es wäre das Richtigste. Aber auch, wenn er es nicht tut, muß ich jetzt ritterlich gegen ihn sein um der hochachtbaren Familie der armen Frau willen. Ein solches Ringen Brust an Brust ist doch etwas Schauderhaftes! Nie wieder! — so viel an mir liegt.«

Die Gefährten trugen lange an der Einsicht, daß moralische Vernichtung unmenschlicher ist als physische. Die Frau hielt ihre Empfindungen in folgenden Zeilen an Helene fest: »Der Prozeß war grausig, es ist grausig, wenn die Sache ihren eignen Weg geht, losgelöst vom ersten Impuls dessen, der sie in Bewegung setzte, und wenn dann der Schneeball zur Lawine wird, die einen Menschen vernichtet. — Aber dann war es auch glorreich, wie es Max gelang, die Wahrheit auf jedem Punkt zum Sieg zu führen. — Uebrigens: lache nicht! Einen Prozeß haben wir auch jetzt, Ella läßt ihre Ehe scheiden, und obwohl sie Brüder und Schwäger besitzt, hat sie doch Max um Beistand gebeten. Daraus entsteht nun aufs neue viel Arbeit und Unruhe. Aber seine Hilfsbereitschaft kennt keine Grenzen, seine Maßlosigkeit darin ist mindestens so groß wie im Zorn.«

* * *

Zwei Monate nach Beendigung des N.N.-Prozesses wurde Weber schon wieder in eine schwere Fehde verstrickt, die er besonders ernst nahm, weil es sich in der Hauptsache um einen Angriff auf fremde Ehre handelte. Sie kostete fast ein Jahr außerordentliche Arbeit. Der Anstoß dazu ging ebensowenig von ihm aus wie in den andern Fällen. Wenn hier an Hand der Akten davon erzählt wird, so geschieht dies wiederum lediglich, insofern dadurch Webers Persönlichkeit und Verhalten heraustritt — der Gegner ist nur so weit mitbeleuchtet, als das Verständnis von Webers Reaktionen unbedingt fordert. Zur Vorgeschichte folgendes: Der Verleger Paul Siebeck, dem Weber durch langjährige ungetrübte Arbeitsgemeinschaft freundschaftlich verbunden war, hatte sich s. Zt. jahrelang vergeblich bemüht, eine Neuauflage des Sch.schen Handbuchs für politische Oekonomie zustande zu bringen. Namhafte Mitarbeiter waren nicht zu gewinnen, das Werk hatte sich überlebt. Auch ein junger Gelehrter — nennen wir ihn Z. —, der noch von Sch. zum Mitherausgeber der neuen Auflage ausersehen worden war, hatte keinen Erfolg gehabt und seinen Versuch ausdrücklich für gescheitert erklärt. Etwa ein Jahr danach ersuchte P. Siebeck Weber um die Herausgabe eines neuen Sammelwerks zum »Ersatz« des veralteten. Weber entwarf im Sommer 1909 den Plan zu einem nach Zweck, Inhalt und Mitarbeiterkreis völlig anders geartetem Werk, von dem schon die Rede war, und bat u. a. auch den jungen Gelehrten Z. um Uebernahme einer Abhandlung, was dieser jedoch ablehnte.

Drei Jahre später (1912) macht Z. gegenüber dem Verlag einen Anspruch der verarmten Sch.schen Erben auf ein Honorar geltend, das ihnen im Fall des Zustandekommens einer Neuauflage des genannten Handbuchs zugesichert worden war. Die Absicht war gut, aber in eine, vor allem für den Verlag, sehr ehrenrührige Form gekleidet, indem nämlich Z. die Meinung durchschimmern ließ, als solle die faktische Neuauflage des alten Werks in ein anderes Gewand gehüllt werden, um sich der Verpflichtungen gegen mittellose Leute zu entziehen. Daran war dann die Bemerkung geknüpft, er (Z.) sei ja »unter juristisch eigentümlichen Umständen aus seiner Stellung (als Herausgeber der Neuauflage) verdrängt«, habe aber zum Glück »Beweise« in Händen, daß Weber selbst ihm s. Zt. von einer »Erneuerung« des alten Handbuchs geschrieben habe.

Gemäß seinen ethischen Ansprüchen an sich und andre findet

Weber die gegen den Verlag erhobenen und ihn mitbetreffenden Vorwürfe des jungen Kollegen so unerhört, daß er ablehnt, mit ihm selbst in eine Erörterung einzutreten, bevor dieser seinen Irrtum rückhaltlos zugegeben habe. Andrerseits will Weber die Sache für den Verlag ausfechten, da Z. seine Argumentation u. a. auf ein Wort von ihm stützt (»Erneuerung« statt »Ersatz«), das entweder zufolge seiner oft undeutlichen Handschrift oder auch versehentlich in sein Jahre lang zurückliegendes Schreiben an Z. hineingeschlüpft sein mochte. Er richtet deshalb an P. Siebeck einen für Z. bestimmten Brief, der außer den eingehendsten sachlichen Darlegungen u. a. folgenden Passus enthält: »Mit einem Herrn, welcher, noch dazu nicht mir, sondern einem Dritten und zwar meinem Herrn Verleger gegenüber, Bemerkungen wagt, wie: Ich hätte irgend jemanden in einem falschen Glauben ‚g e h a l t e n' (man muß vermuten zu dem Zweck, Ihnen bei der angeblichen Eliminierung der Sch.schen Erben Dienste zu leisten), der ferner andeutet, er, Herr Z. sei (man muß annehmen: mit meiner Mitwirkung) unter ‚juristisch recht eigenartigen Verhältnissen' zu einem Schritt gedrängt worden, ‚dessen Konsequenzen er nicht gekannt hätte', der Wendungen braucht wie: er, Herr Z., besitze ‚glücklicherweise' noch einen Brief von mir, ‚habe Beweise in Händen', — mit einem solchen Herren würde ich natürlich fortan nur noch durch Gerichte oder, wenn es ihm besser paßt, durch Sekundanten verkehren. Privatbrieflich n i c h t m e h r.« . . . . . Ich betrachte jede Beziehung zu diesem Handbuch als abgebrochen . . . . . falls Sie jetzt etwa Ihrerseits den Sch.schen Erben, und sei es auch nur um Haaresbreite, entgegenkommen. Sie müssen auch diese Bedingung begreifen. Denn w e n n aus dem von Herrn Z. behaupteten Umstand, daß ich Mitarbeiter für eine neue Auflage des Sch.schen Handbuchs angeworben hätte, materielle Ansprüche der Erben erwachsen würden, so wären diese — da ich n i c h t d a s g e r i n g s t e M a n d a t von I h n e n zu einer Anwerbung für solche Zwecke hatte — ausschließlich gegen m i c h erwachsen. Es würde meine Ehre berühren, falls Sie Schulden, die ich gemacht hätte, Ihrerseits und noch dazu gegen meinen Willen bezahlen würden.«

Diese Schärfe — der Sache nach wohl berechtigt — erschwert offenbar dem jungen Mann die Einsicht in seinen Irrtum. Er kommt allerdings einen halben Schritt entgegen, jedoch wiederum

mit Redewendungen, die durchblicken lassen, daß er an seinem Verdacht festhält. Und indem er den schon allein durch den Altersunterschied gebotenen Abstand zwischen sich und Weber mißachtet, erklärt er dessen Abwehr als Ausfluß eines krankhaften Zustands, zufolge dessen er ihn in persönlichen Dingen schon seit längerer Zeit nur für beschränkt zurechnungsfähig halte, »so daß ich auf seine beleidigenden Ausfälle nicht eingehe und diese bei mir höchstens ein Gefühl aufrichtigen Mitleids erregen«. Diese Pointe wird im weiteren Verlauf der Verhandlungen mehrfach variiert. Vor allem aber treibt Z. die Angelegenheit dadurch in ein schlimmeres Stadium, daß er sie nunmehr einem Kreis älterer Kollegen, die keine Einsicht in die Sachlage haben können, unterbreitet und an ihr Urteil appelliert. Wie Siebeck durch ein Mitglied dieses Kreises erfährt, »regnete es denn auch von allen Seiten Vorwürfe über die Knauserei des Verlags und die Verletzung seiner moralischen, ja sogar rechtlichen Verbindlichkeiten«. Dem in so ritterlicher Rüstung für arme Waisen auftretenden Z. wurde dagegen »allseitig sekundiert in seinem Vorhaben«, erforderlichenfalls »alsbald in breitester Oeffentlichkeit gegen die Firma mobil zu machen«. Diese Drohung beantwortet wiederum Weber mit 12 Seiten Maschinenschrift umfassenden Darlegungen zur Aufklärung der Herren, die gegen den Verlag Partei ergriffen hatten. An deren Schluß heißt es:

». . . . . Die persönlichen Ungezogenheiten gegen m i c h lasse ich bei der klaren Sachlage natürlich ganz auf sich beruhen und überlasse Herrn Z. deren von ihm angekündigte weitere Vermehrung gern. Daß bei Leuten, welche den moralischen Mut nicht gefunden haben, schwere Entgleisungen r ü c k h a l t l o s aus der Welt zu schaffen, dann ‚das Gefühl aufrichtigen Mitleids' mit dem — offenbar nur ‚beschränkt zurechnungsfähigen' — Widerpart, der ihnen den Charakter ihres Verhaltens zu Gemüte führt, entsteht — dies ist nachgerade eine derart alltägliche Erscheinung, daß ich darüber wohl kein Wort zu verlieren brauche.

Zu der Art seines Verhaltens in der Sache selbst möchte ich sagen: Wenn ein junger und offenbar noch nicht sehr reifer Herr sich berufen glaubt, den bejahrten und erfahrenen Leiter eines großen Verlags von fleckenlosem Ruf eine nach seiner subjektiven Meinung bestehende ‚moralische Verpflichtung' gegen Dritte vor Augen zu führen, so ist es dabei in ganz besonderem Maße seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit . . . . . ein

Doppeltes zu tun, nämlich 1. sich unverantwortlicher moralischer Verdächtigungen streng zu enthalten, die jedwede sachliche Verhandlung unmöglich machen, — 2. und das möchte ich, weil hier der Schlüssel zu allem liegt, sehr nachdrücklich gesagt haben: — es streng zu vermeiden, mit den in Anspruch genommenen edlen Zweck seine kleinen persönlichen Gekränktheiten so zu verquicken, wie es hier geschehen ist. Sonst verlaufen die Dinge unvermeidlich so wie sie hier verlaufen sind.«

Daraufhin versteift sich Z., der seine Anwürfe früher, wenn auch nicht zulänglich, so doch halbwegs zurückgezogen hatte, erst recht auf die Behauptung, das neue Sammelwerk sei nur eine verkappte Auflage des alten, bei der die Sch.schen Ideen Pate gestanden hätten, und durch das sich der Verlag seinen Verpflichtungen entziehen wolle — eine Auffassung, die er auch künftig überall deutlich zum Ausdruck bringen werde. Weder die Webersche Sophistik noch seine Verdrehung aller Tatsachen könne daran irgend etwas ändern. Weber begnüge sich mit Worten, wo er aber Beweise bringe, seien sie erfunden. Er habe bewußt die Unwahrheit gesagt, und die Bemerkung, daß sich Z.s Interesse für die Sch.schen Erben mit kleinlicher persönlicher Gekränktheit mische, sei »schamlose Ehrabschneiderei«. Von einem Gerichtsverfahren wolle er indessen absehen, einmal weil er Weber als krankem Mann mildernde Umstände zubillige, und ferner um nicht die Verantwortung für einen das Ansehen der deutschen Professoren schädigenden Prozeß zu tragen; auch von einer Forderung sehe er ab aus Gründen, auf deren Darlegung er verzichten wolle. (Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß Webers Krankheit gemeint ist.)

Darauf läßt Weber ihm eine Säbelforderung »zu den schwersten nach akademischem Brauch zulässigen Bedingungen« übermitteln. Es sind gerade Weihnachtsferien, und er besteht auf sofortigem Austrag am Orte des Gegners. Als dieser indessen mit dem Hinweis auf seine Berufspflichten Aufschub bis zum Semesterschluß verlangt, verzichtet Weber aus Rücksicht auf seine Frau, und weil es ihm selbst unmöglich erscheint, nach Monaten die Waffe zu führen: »Ich schlage mich doch nicht nach Monaten mit kaltem Blut, ohne Zorn und Leidenschaft, weil ein Komment oder Ehrenkodex das verlangt. Pfui Teufel!« Ohnehin streifte es ja ans Lächerliche, wenn ein Mann von 48 Jahren sich mit einem weit

jüngeren aus solchem Anlaß duellieren würde. — Die Angelegenheit war aber damit noch immer nicht zu Ende. Da Z. behauptet hatte, Weber habe keine zwingenden Beweise zu Siebecks Gunsten erbracht, übermittelt ersterer nunmehr dem betreffenden Kollegen-Forum sämtliche Belege und beleuchtet sie Stück für Stück in einem 16 Maschinenseiten langen Schriftsatz.

Dem Unparteiischen mußte damit die Sache sonnenklar werden, und er mochte wohl zugleich von Bewunderung und Trauer ergriffen sein — von Bewunderung für das Maß von Sorgfalt und Arbeit, das hier zur Reinigung der Ehre eines Mitmenschen aufgewendet war, — von Trauer, daß dieser Scharfsinn sich nicht auch an andern Gegenständen betätigen konnte, und schließlich ihr Ziel: — die andern zur Einsicht in ihren Irrtum zu bringen — doch nicht erreichte. — Die Darlegung endet mit folgenden Sätzen:

» . . . . . Vielleicht überzeugen sich die Herren einmal an der aktenmäßigen Darstellung dieses Spezialfalls, daß, wenn ich gegen Jemanden scheinbar unnötig scharf werde, ich triftige Gründe dafür zu haben pflege, wie ich dies für jeden andern Fall, in dem, wie ich wohl weiß, gelegentlich ein solcher Schein entstanden ist, ganz ebenso nachzuweisen mich erbiete. Es sind stets Dinge ganz desselben Charakters — den ich hier lieber nicht näher bezeichne —, welche mein Empfinden aufbringen. Damit soll gewiß nicht gesagt werden, daß ich dabei keinerlei Fehler beginge. Allerdings aber darf ich in Anspruch nehmen: Wo immer ich mich zu ungunsten eines Menschen geirrt und ihm Unrecht getan habe — und gewiß ist mir das mehrfach passiert — habe ich Ritterlichkeit genug besessen, die Konsequenzen zu ziehen . . . . .«

Die an dies Dokument gewendete Mühe war insofern wieder vergebens, als — mit einer Ausnahme — die Herren, zu deren Aufklärung es bestimmt ist, das Studium des Aktenmaterials unter Hinweis auf ihre »kostbare Zeit« verweigern. Indessen hatte es wohl den andern Erfolg, die angedrohten weiteren öffentlichen Angriffe auf den Verlag zu unterdrücken. Nach all dem erbietet sich Weber noch, den auswärtigen Kollegen die Sache mündlich vorzutragen. Auch das wird von mehreren abgelehnt — sie können ihre Parteinahme nicht zurücknehmen und wollen Ruhe haben von dem, was sie nun nichts mehr angeht. So ziehen sie sich durch eine gemeinsame Erklärung aus der Sache, die sowohl Z.

wie Weber, nicht aber dem Verlag »Gutgläubigkeit« bescheinigt. Darauf nimmt Weber nochmals das Wort und sagt ihnen u. a. folgendes:

» . . . . . Sie haben dann in Ihrem Kollektivschreiben zwar den beiden Professoren die ‚Gutgläubigkeit' bescheinigt, Ihr Urteil über das Verhalten des Herrn Siebeck aber dahingestellt sein lassen, obwohl ich darüber die präzisesten Versicherungen abgegeben habe, obwohl Ihr Kollege B., der sie wenigstens teilweise kennt, meinen Versicherungen beitrat, und obwohl ich keinem von Ihnen jemals Anlaß zu dem Glauben gegeben habe: ich würde mit einem Verlag in einer Sache zusammenarbeiten, in der irgend etwas ‚nicht fair' hergegangen wäre. Die Angelegenheit einer kontradiktorischen Verhandlung Ihnen als Forum zu unterbreiten, war niemals meine Absicht, sondern im Gegenteil Ihnen ins Gesicht zu sagen und nachzuweisen: daß Sie teils Unrecht geduldet, teils selbst Unrecht getan haben. Dazu mir Gelegenheit zu geben, mutete ich Ihnen als eine Pflicht der Ritterlichkeit zu . . . . . Man schreibt mir: Den Herren sei ihre Zeit zu ‚kostbar'. Ist dies wahr, d a n n hätte Ihnen auch Ihr Name zu kostbar sein müssen, um ihn unter subjektive Sentiments zu setzen. . . . . Ich bedaure, daß die Herrn Kollegen mir keine Gelegenheit boten, Ihnen . . . . die Ritterlichkeit und Delikatesse des Verlags in seinem Verhalten gegen Herrn Sch. aktenmäßig darzulegen — dem oder dessen Erben gegenüber Herr Siebeck angeblich solche Verpflichtungen verletzt haben soll. . . . . Der Unbeteiligte pflegt stets den Eindruck zu behalten, bei einem Streit müsse doch wohl auf beiden Seiten Unrecht gewesen sein. In einer Sache aber, in welcher ich mich meines absoluten Rechts vollkommen sicher weiß, kann ich keinen Zoll breit zurückweichen.«

Die erregende Angelegenheit erhielt noch ein Nachspiel. Unter den auswärtigen Kollegen, die sich von Z. zur Parteinahme gegen den Verlag hatten bestimmen lassen, war auch ein älterer Freund Webers, den er hoch schätzte. Daß auch dieser kein Organ für den Niveauunterschied der Beteiligten und ihre Kampfmethoden zu haben schien, war Weber wahrhaft schmerzlich:

» . . . . . Was mich allerdings sehr befremdet, ist dies: Wären Sie ein so schwer leidender Mensch wie ich, so würde mein elementarstes Ritterlichkeitsgefühl sich gegen einen Mann empören, der meine Krankheit in der Ansicht und Absicht, mich zu

kränken, in Zirkularen an Dritte in den Streit zerrte, und das ließe ich auch jemand, dem ich noch so verpflichtet wäre, nicht durchgehen. Diese Garantie kann ich Ihnen geben. Ich stelle aber an andre diesen Anspruch nicht, denn ich bin nachgerade gewöhnt, in dieser Hinsicht auf Unverständnis zu stoßen. Ihr ganzes ‚Kränzchen' trägt die schwere Verantwortung, daß sie dem Herrn nicht verdeutlicht haben, daß man solche Ehrabschneidereien wie gegen den Verlag nicht vor einen Kreis Unbeteiligter zieht . . . . . Aber auch diesen Anspruch stelle ich nicht. Denn auch die Unritterlichkeit dieses Vorgehens ist den Herren offenbar nicht klar zu machen . . . . .« Als der Freund noch immer nicht einsehen kann, worin er versagt hat, nimmt Weber mit folgenden Zeilen von ihm Abschied:

»Ihre Bemerkung über den ‚von Jugend auf durch Beifall, Verständnis, Erfolg getragenen Menschen' (mich), zeigt, daß Sie zwar physisch unter meinem Dach waren, aber keine Augen hatten. — Sonst könnten Sie gerade mir so etwas nicht wohl schreiben. Allein Sie haben ein so tragisch schweres Leben hinter sich (ich habe das verstanden auch ohne Worte von Ihnen), daß ich begreife, daß Dinge, die für mich Glasperlen sind, mit denen man Neger abspeist, Sie blendeten. Jedenfalls aber: ich bin Ihnen ein völlig fremder Mensch geblieben; das ist kein Vorwurf, denn dafür können Sie nichts, aber die Tatsache steht fest, und wir wollen daraus ohne Rekriminationen und Gereiztheit schlicht und einfach die Konsequenz ziehen. — Ausdrücklich habe ich Ihnen zu danken dafür, daß Sie Ihrer Mitverantwortlichkeit in dieser Sache gerecht geworden sind, indem Sie sich bemühten, meinem Wunsch die Wege zu ebnen. Sie konnten, das bestätige ich Ihnen, jetzt nicht mehr tun. Aber all das schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß ich in einer Sache, die meine Ehre anging — und solche Sachen sind nicht ephemer, wie Sie glauben — Ihr Verständnis nicht fand. An diesem elenden ‚Handbuch', dessen Redaktion ich auf stets erneutes Andrängen von Gelehrten übernahm, die mich dann schnöde verließen, lasse ich voraussichtlich, wie gesagt, nicht nur meinen wissenschaftlichen Namen (an dem hat mir so schrecklich viel nie gelegen), sondern dank jenes Herrn auch meinen unbefleckten Ruf. Das schien Ihnen alles einerlei, so blind befangen waren Sie in dem Glauben: ‚Wenn ein Professor einem Geschäftsmann etwas vorwirft — etwas wird wohl daran sein.' Das kann ich nicht ignorïeren.

Meine Gesinnung bleibt unverändert, aber unsere Beziehung kann es nicht bleiben. Ich wünsche Ihnen also mit einem herzlichen Händedruck alles Gute für die Zukunft.«

Aber das war nicht das letzte Wort, sondern folgendes — als Antwort auf wohltuende Darlegungen des Freundes: »Ihren Brief voll Ritterlichkeit und vornehmer Gesinnung kann ich nicht ohne Echo lassen. Lassen wir die Sache selbst beiseite. Vielleicht findet sich später einmal eine gute Stunde. Ich fühle mich nicht in der Lage, zumal nach dem, was Sie sagen, Ihnen noch Vorwürfe zu machen .... und wenn ich s. Zt. in der Erregtheit ungerecht gegen Sie war, wie Sie schreiben, so bedaure ich das herzlich. Meine große, Ihnen bekannte Hochschätzung für Sie ist nicht einen Augenblick ins Wanken geraten — nur schien mir, daß wir einander fremd geworden seien; mehr wollte ich nicht sagen, und vielleicht war auch das schon zu viel. Sie wissen: ich bin ein oft sehr schroffer Mensch. — Ich bilde mir ein, im allgemeinen nur da sehr schroff zu sein, wo ich Grund dazu habe, wie bei Herrn Z. ohne Zweifel. Halten Sie mir zu gut, wenn ich vielleicht — im Zusammenhang damit gegen Sie — so wie ich es damals ansah — mich schärfer wehrte, als objektiv möglicherweise richtig war. Ich hatte damals das Gefühl, mich im Kampfe um meinen guten Namen zu befinden gegen einen ganz unberechtigten Angriff. Ihre herzlichen Wünsche erwidere ich ganz ebenso herzlich. Ich kann sie mehr brauchen, als man mir anmerkt. Sie hoffentlich nicht.«

* * *

Noch ein anderer Fall, in dem Weber Zeit, Kraft und seinen Ruf für fremde Ehre einsetzte: Das erste umfangreiche Werk eines jungen Gelehrten aus Webers Freundeskreis wurde von einem Fachgenossen in einer dessen literarische und persönliche Ehre schwer verletzenden Weise rezensiert; u. a. war der Vorwurf des Plagiats erhoben, zwar nicht dem Wortlaut nach, aber was schlimmer erschien: zwischen den Zeilen, also juristisch unangreifbar. Weber hielt diese Art der sachlich unfruchtbaren, persönlich bemakelnden Kritik für verwerflich. Er begleitete deshalb die Gegenäußerung des Autors seinerseits mit einem »Nachwort«, in dem er vermittelst der sorgsamsten Nachprüfung Punkt für Punkt die Kleinlichkeiten und Irrtümer der Rezension darlegt und ihre — nach seinem Eindruck — »subalternen Motive«

zu enthüllen sucht. Damit zieht er sich nicht nur einen Gegenschlag des Rezensenten, sondern auch einen Angriff von dessen Fakultät zu: Die Korporation stellt sich hinter ihr Mitglied und veröffentlicht eine lange Sache, welche Webers Antikritik als maßlos, völlig grundlos und unberechtigt bezeichnet und ihn überdies mit Scheltworten überhäuft. Der neue »Professoren-Fall« wird selbstverständlich einmal wieder von einer gewissen Tagespresse mit passenden Kommentaren weitergetratscht. Weber muß sich also nunmehr die Mühe machen, die an alle Fakultäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz versendete Schrift der Korporation Punkt für Punkt zu entkräften und zugleich sich selbst, wie erneut den gekränkten Autor verteidigen. Fast jeder Absatz seiner komplizierten, aber trotzdem durchsichtigen Beweisführung endigt mit Sätzen wie: »Ich erhalte meine Beanstandung aufrecht«, »Das von mir Gesagte bleibt vollinhaltlich bestehen«, »Ich gebe der Fakultät die Vorwürfe, die sie gegen mich erhebt, zurück«.

Aber dieser Vorgang zeigt nicht nur erneut, was Weber sich seine Dienste »kosten« läßt — er ist noch in andrer Richtung charakteristisch. Wir wissen schon: eine von Webers ethischen Grundforderungen ist die, daß ein Mensch bereit sein muß, Irrtümer und Fehler, durch die er andern zu nahe getreten ist, einzusehen, rückhaltlos zuzugeben und wieder gut zu machen. Eine Forderung, der sich indessen zu Webers immer erneuten Erstaunen die irrenden Menschen fast niemals beugten. Wie konnten sie nur glauben, sich dadurch etwas zu vergeben! Er hat in seinen Händeln der Sache nach eigentlich immer recht, aber im Affekt verstockt und verletzt er den Gegner öfter zu Unrecht durch die Schärfe, mit dem er ihm zusetzt, manchmal auch dadurch, daß er auf Motive ihres Verhaltens schließt, deren sie sich nicht bewußt sind. Jedoch läßt er sich gern eines besseren überzeugen und sucht seinen Fehler gut zu machen, so bald auch der andre dazu bereit ist. Als sich im obigen Fall vertrauenswürdige Kollegen des von Weber zurecht gewiesenen Rezensenten dafür verbürgen, daß jener dem jungen Gelehrten keine literarischen Unanständigkeiten habe vorwerfen wollen und zu der Art seiner Kritik nicht durch kleinliche Motive bestimmt worden sei, erklärt Weber sogleich öffentlich in einer Zeitschrift und einer Tageszeitung: »Zu der Aeußerung des Herrn N.N. möchte ich folgendes bemerken: 1. Seine Erklärung, daß

er nicht auf dem gleichen Gebiet wie Herr X tätig sei, ergibt, daß mit den an diese Annahme geknüpften Folgerungen ihm zweifellos Unrecht geschehen ist. Es tut mir leid, in diesem Punkt einem täuschenden Anschein getraut zu haben. Andrerseits aber bin ich erfreut, ihn darin anders als geschehen beurteilen zu dürfen.« An diese, noch vor der Publikation der Fakultät veröffentlichte, Zurücknahme seiner eignen Kränkungen knüpft er dann allerdings folgenden Appell: »Herr N.N. sieht, daß man einen ungerechten Vorwurf loyal aus der Welt schaffen kann. Es liegt ihm ob, dies Herrn X gegenüber mit jener unverklausulierten Rückhaltlosigkeit zu tun, welche der Sachlage entspricht. An seine ‚Einsicht' zu appellieren habe ich nicht nötig, denn diese besitzt er. Ich wende mich an Eigenschaften der Gesinnung.« — Das war vergeblich, denn nun erschien die Verteidigung des Rezensenten durch seine Fakultät. In der Auseinandersetzung mit ihr wich Weber — wie schon gesagt — der Sache nach keinen Schritt zurück, aber um Professor N.N. die Erfüllung seiner Pflicht gegen den gekränkten Autor zu erleichtern, erklärte er nochmals »nachdrücklich«, »daß dem entstandenen und unvermeidlichen Anschein zuwider, Herrn Professor N.N. der Vorwurf, er habe dem Autor ‚die Ehre abschneiden' wollen, fernerhin von mir jedenfalls nicht mehr gemacht werden darf, ebenso also nicht der Vorwurf der ‚Plagiatschnüffelei' und die gleichartigen sonstigen Vorwürfe . . . . . Dies hiermit feststellen zu dürfen, freue ich mich.« —

Die Chronik der Ritterdienste Webers ist hiermit längst nicht erschöpft und kann auch nicht vollständig gegeben werden. Als bekannt wird, mit welchem Eifer er sich für bedrängte Freunde betätigt, besteht stets die Gefahr, daß er in andrer Händel hineingezogen wird und seine Klientel ihm allzu viel Zeit kostet. Die Art, wie er bedrängten Frauen in schwierigen Lagen beisteht, wird noch in andrem Zusammenhang an einem Beispiel veranschaulicht. — Durch den vollen Einsatz juristisch geschulten Scharfsinns und eine Sorgfalt, die der Durchschnittsmensch nur im eignen Interesse aufzuwenden pflegt, führt er als Beirat der jeweiligen Anwälte mehrere intrikate Angelegenheiten zum guten Ende.

Kein Zweifel, der Kampf als solcher regt ihn an, vermittelt ihm das Leben und bietet ihm Entspannung von bloßer Denkarbeit. Gefährlich ist dabei, daß seine erregbare Fühlfähigkeit

manchmal ohne weiteres die Partei der Schutzsuchenden nimmt. Es sind ja Freunde, er sieht zunächst ohne Kritik alles so, wie sie es gesehen haben wollen und wird solidarisch mit ihnen. Und trotz aller Welterfahrenheit und durchdringenden Menschenkenntnis wirkt er dann ab und an wie eine naive Naturkraft, die fremder Einfluß in Bewegung setzt: Othello — nur mit andersartigem Inhalt — der aufs Wort glaubt, was ihm anvertraut wird, und demgemäß handelt. Fast immer ist er sachlich in der Tat im Recht und trägt schließlich den Sieg davon für seine Klienten. Aber die Vehemenz, mit der er den Gegnern zusetzt, verfehlt in anderer Richtung ihr Ziel: sie verstocken sich, er bringt sie nicht zur Einsicht ihres Unrechts. Weber hat keinen seiner mannigfachen Händel selbst begonnen. Jedesmal war er provoziert oder durch Hilfe-bedürftige Freunde hineingedrängt. Aber zweifellos lebt er in jenen Kämpfen ererbte Anlagen aus, deren angemessene Verwertung an großen Gegenständen ihm — tragisch — versagt war, sowohl durch seine Krankheit wie durch die politischen Zustände: Die heroische Tatkraft des alten Lützowers Fallenstein, das angeborene Rittertum.

DREIZEHNTES KAPITEL.

DAS SCHÖNE LEBEN.

Das Frühjahr 1910 brachte wieder eine Veränderung des Lebensrahmens. Adolf Hausrath schloß im Herbst 1909 die müden Augen; seine Nachkommen ließen das alte von Friedrich Fallenstein erbaute Familienhaus zum Vermieten herrichten. Ernst Troeltsch und Max Weber bezogen je ein Stockwerk. Der Einzug ihrer Kinder erfüllte Helene einen Herzenswunsch. Sie fühlte immer Heimweh nach diesem Elternhaus, das für sie einst alle Jugendpoesie und mehr als dies: ihre Vorbilder — umschloß. Solange noch das Leben ihrer Mutter dort verklang, erquickte sie sich hier in alljährlichen Ferienwochen mit den Ihrigen und befruchtete die Wurzeln ihres Wesens immer aufs neue. Die mit Hausrath vermählte Schwester Henriette und deren Kinder waren Teile ihrer selbst. Mit dem Einzug ihres Sohnes eignet sie sich das Haus noch einmal zu. Sie begeht ihn wie ein Fest in rüstiger Kraft.

Helene ist nun 66 Jahre alt — ein langes, an immer neuen Aufgaben und Kämpfen überreiches Leben liegt zwischen jetzt und ihrer Jugend. Wer die anmutvolle alte Frau mit dem braunen Scheitel unter dem schwarzen Spitzentuch und dem durchsichtig weißen, aber kräftig geformten Antlitz die Treppen hinauf- und hinabfliegen, mit Kisten und Kasten hantieren und im Garten graben sieht, erquickt sich bewundernd an ihrer stählernen geistbestimmten Kraft. — Ach, dürfte doch der Born dieser aktiven Liebe ewig quellen, wie draußen der Brunnen — ihr Nichtmehrsein ist unausdenkbar. Sie lebt noch so gern, aber ist immer bereit und gibt sich ganz in die Hand ihres Gottes.

Auch das Haus ist gealtert und hat viel Schweres gesehen — für Helene bleibt es erfüllt von dem Geist der Entschlafenen. Die weiten Treppen, die der Südsonne zugewendeten, feierlich hohen Räume umfangen sie so schön wie je und stellen ihr sinn-

fällig die Großzügigkeit der Erbauer vor Augen. Und noch fassen die Fenster den Zauber des Draußen zum Bilde: die sanft geschwungenen Waldberge, die majestätische Ruine, die traute Häusergemeinde, die sich um den mütterlichen Leib der gotischen Kirche schart, den glitzernden Fluß und die sich darüberschwingende Brücke. Und wenn in der Frühe die Sonne sieghaft den Nebelschleier das Flußtal herunterjagt, erlebt Helene darin jedesmal ein tiefes Symbol: den Sieg des himmlischen Lichts über das irdisch Finstere.

Im Vorgarten heben noch die vom Vater gepflanzten »Götterbäume« — chinesische Eschen — ihre formvollendeten Kronen; gefiedertes Blattwerk mit hellgrünen Fruchtbüscheln ziert das ausdrucksvolle Geäst. Sie reichen jetzt bis zum Dach des Hauses. Hinten im Berggarten bedecken sich noch die dickstämmigen Katalpen allsommerlich mit grünsamtenen Schirmblättern und duftendem weißen Blütenschaum. Noch rauscht in der weiten, aus dem Berghang gehöhlten Grotte mit dem dichten Efeubehang die lustige Quelle — der Löwenbrunnen. Helene trinkt bei jedem Abschied daraus, um sich der Wiederkehr zu versichern. — Herrschsüchtig recken die alten Bäume aus Großvaters Zeit ihre Arme über den ganzen Garten, schon können die Wurzeln nicht mehr alles Geäst mit neuem Saft versorgen. Gleichaltriger Buchsbaum ist zu knorrigem Gebüsch geworden, myrtenähnlich und immergrün gibt er dem Garten die südliche Farbe. Vor diesem Gebüsch steht ein antiker Opferstein. Er trägt eine horazische Ode und die Namen der früheren Mitbewohner des Hauses: Gervinus, E. W. Benecke, Goldschmidt, Hausrath, lauter Gelehrte von Rang. Darüber neigen sich die Zweige eines von Hausrath gepflanzten Blutbuchenpaars, das, noch auf der Höhe der Kraft, den Platz beschattet.

Zum erstenmal haben Webers ein Stück Land in Besitz. Ihre Lebenswurzeln senken sich tiefer ins Irdische. Die Süße des Frühlings wird nun noch stärker erlebt als früher. Erst verkündet ihn der zartgrüne Knospenschleier drüben am Schloßhügel — besonders schön, solange man noch Stamm und Geäst der Bäume und den Waldboden durchschimmern sieht. Dann öffnen im Vorgarten Magnolienblüten ihre Kelche. Man sieht aus den Fenstern von oben in sie hinein — welch ein Wunder! Den geheimnisvollen Schöpferkräften des ungestalt dunklen Erdreichs hat das Licht so himmlische Gebilde entlockt! — Dann leuchten am Berghang

gegen den Philosophenweg die alten Obstbäume im Brautschmuck auf. Jeder Frühling schenkt solche Freude; was die Frau davon festhielt, möge hier folgen: »Ueber dem Garten liegt der erste grüne Schleier. Vier Wochen früher als sonst. Schneeglöckchen sind schon hervorgekrochen und wundern sich. Man bangt für all die vorwitzige Lebenslust und freut sich doch ihrer und ist selbst jung und dankbar und zum Blühen bereit. An den Fenstern im Saal duften dies Jahr selbst gezogene Hyazinten.«

»Heut früh haben wir Primeln und Marienblümchen unters Gebüsch am Abhang gepflanzt, damit es dort nicht so kahl ist. Aber hui, da schneit es! Der alte Herr da oben, oder wer ihn im Weltregiment vertritt, benimmt sich mal wieder unvernünftig. Erst lockt er alle Blüten und alles Grün drei Wochen zu früh heraus, und nun besinnt er sich, daß wir dies Jahr um den Winter gekommen sind. Draußen sieht es traurig aus, die Magnolien schwarz, die Tulpen hängend, friert es noch eine Nacht wie die letzte, so wird auch das Grün schwarz.«

»Im Garten langsames Wachsen der neuen Pflänzlinge. Wir wenden dem Buchsbaum viel Güte und Wasser zu und gucken täglich, ob er wohl lebendig wird. Die ersten Blätter der Blutbuchen schwenken ihr bräunliches Gefieder gegen den mattblauen Himmel. Der Berghang schimmert im Blütenschnee und nun kommt der Flieder.«

»Ein köstlicher Ostertag! Warme Sonne und sanftes Sausen in den Blütenbäumen. Draußen auf der Landstraße fegt schon der Staub. Auf unserem Beet haben sich gelbe und rote Tulpen geöffnet, recht wie Ostereier für artige Kinder. Könnten wir uns doch gemeinsam daran freuen! Entsinnst Du Dich, seit Jahren einen so strahlenden Frühling erlebt zu haben? Ich nicht. Hier ist Rausch und Ueberschwang. Alles auf einmal da und sich jetzt schon zur kräftigeren Sommerfarbe neigend. Ich habe noch rechte Frühlingsunruhe in den Gliedern, immer treibts mich hinaus und in die Weite. Da war es mir ein beglückendes Geschenk, daß Max, den ich noch nicht zurückerwartete, mit mir an seinem 50. Geburtstage seit vielen Jahren einmal wieder einen richtigen Spaziergang in unseren Frühlingswald machte. Wir fuhren mit der Bergbahn zum Königsstuhl und gingen über den Kohlhof nach Neckargemünd. Dort oben lag der erste zart-grüne Schleier über den Buchen und goldenes Licht im Walde. Warum dürfen nur wir Menschen nicht auch wie die Bäume jeden Früh-

ling neu werden? Max sah übrigens ganz elastisch jugendlich aus.«

»Hier ist seit gestern Sommer, und der Balkon wird zum herrlichen Asyl. Die Nachtigall singt nachts betörend, der Flieder duftet, das Brünnchen rauscht; es ist verschwenderisch schön. Auch einen Acker haben wir allesamt angelegt mit Erbsen und Bohnen, jeder ein größeres Stück als der andere.«

»Heute waren Gundolf, Salz, Gruhle, Radbruchs und Jaspers da. Wir saßen auf Plaids im Garten und dann oben im Weinlaubengang. Gundolf las uns Gedichte vor und war voller Einfälle. Er kann einen ganzen Kreis erfüllen mit seinem Geist und seiner liebenswürdigen Frohheit. Wir sprachen kaum, es war nur ein gemeinsames Genießen des Frühlings.«

Weber selbst schreibt im Frühsommer an Helene: »Hier ist bei bedecktem Himmel jetzt die ganze Herrlichkeit des Frühlings; im Wäldchen schlagen die Nachtigallen. Wir saßen abends im Mond am Löwenbrunnen, am Teeplatz saßen Troeltschs mit einem Freunde, der Geige spielte und sang — und wir waren sehr glücklich.« —

Auch in den altmodischen Innenräumen waltet Schönheit. Besonders der große Saal mit dem alten Gerät und aufeinander gestimmten Farben: dunkelgrün die Wände, blau der Teppich, fügt alte und neue Sachen zur Einheit, und die lebendigen Gestalten lösen sich als bewegte Bilder vom Hintergrund ab. Eine in Rom erworbene Kopie des Delphischen Wagenlenkers hält stille Wacht, vermutlich stellt er einen Sklaven dar, aber er bedrückt in der ersten Zeit — soviel Hoheit geht von ihm aus. Drei fast zum Boden reichende Fenster lassen durch ungeteilte Scheiben die ganze Landschaft herein, und tritt man aus der Mitteltür auf den weiträumigen säulengestützten Balkon, so wird man umfangen von Sonne und dem lachenden Reichtum eines gesegneten Erdenflecks, den Natur und Menschenhand zum Bilde gestaltet haben. Wer hier zum erstenmal schaut, wenn etwa gerade die über dem Fluß scheidende Sonne den rötlichen Sandstein der Schloßruine mit purpurnem Leben überhaucht, oder der Duftschleier des September alle Farben und Linien adelt, der wird tief ergriffen. So äußert Georg Simmel, als er zum erstenmal diesen Eindruck hat: »Das ist zu schön — damit kann man nicht leben.«

In dieser Umgebung dürfen die Gefährten nun die täglichen

Mußestunden ausruhen und brauchen nichts anderes: »Hier in dem sonnigen Hause mit dem Blick nach vorn und der Schattenwildnis hinten, wird das Träumen so leicht und das bloß Da-Sein wie eine Pflanze und sich in die Sonne strecken. Aber freilich tüchtig schaffen können mit dem Kopf, das wäre noch schöner. . . . . Durch alles schwere Schicksal hat man eben gelernt, sich einfach dem Sonnenschein und Blütenhauch unbekümmert zu überlassen. Da brauchts nimmer der starken Eindrücke. Ach, wie könnte man sich je wieder von diesem Balkon mit den roten Geranien und violetten Petunien losreißen!« —

»Du wunderst Dich, daß ich noch mehr als Du an dem Hause hänge? Das liegt doch in unserem beiderseitigen Wesen. Es ist nicht so sehr Pietät bei mir, wie Bezauberung durch die lebendige Schönheit, mit der ich leben darf, und die mir ihre Süßigkeit in alle Adern gegossen hat. Ich bin nun einmal dem Irdischen stärker als Du verfangen, Dir ist alle Erscheinung gleichgültiger. Ich liebe sie und bedarf ihrer — Du aber bist frei von ihrer Verführung.« —

Weber, der während der Arbeitszeiten Wandern nicht schätzt, weil es ihn schnell erschöpft, bastelt nun mittags ein wenig im Garten und verträumt draußen die langen Sommerabende: »Max behauptet jetzt nicht mehr so bestimmt, daß er eigentlich ebensogern in der Hauptstraße gewohnt hätte und nur mir zuliebe in der teuren Wohnung bliebe, er wächst allmählich in den Garten hinein. Seit 14 Tagen macht er sich täglich eine Stunde lang an der Rosenlaube zu schaffen, mich wundert, daß er sie nicht schon ganz zusammengeschnipselt hat, aber zum Glück treiben Pfeifenkraut und Teufelszwirn immer neue Ranken, die weggeschnitten oder angebunden werden müssen. Und auch die Rosen, die wunderbar blühen, wollen immer noch richtige Wege geleitet werden. Hoffentlich dehnt er sein Arbeitsfeld allmählich noch weiter aus, aber bergan bring ich ihn leider nicht zur Zeit.«

Auch im Winterdunkel, wenn mehr als im Sommer tätige Eigenkraft den Sinn des Daseins gestaltet, erblühen durch Schönheit geweihte Stunden: »Der große Christbaum in der Würde seines still leuchtenden Lichterschmucks in dem feierlichen Raum, die duftenden Blumen, die der Liebste geschenkt hatte, und Bertas Gemütsfeinheit und Linchens Glück — es war so still und schön. Wir saßen hernach zusammen auf dem Sofa und erbauten uns am Faust und an der Wärme zwischen uns:

‚Die unbeschreiblich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag'.«

* * *

Freunde und Klienten aller Art kommen nun noch häufiger als früher: »Unser Leben ist bis an den Rand gefüllt, täglich Besuch, mindestens e i n e suchende Seele. Oefter aber auch mehrere: Frauen und Jungfrauen einsamen Lebens, angehende Gelehrte, die älteren Freunde, alle kommen hierher. Die Herrlichkeit des Rahmens — der fröhliche Balkon und hinten der Schattengarten spenden Erquickung. Es ist sehr schön und reich, doch muß man es zum Teil als Arbeit anrechnen. Dann kommen aber auch Menschen, die nicht bedürftig, sondern Gebende sind: seit kurzem vor allem Stephan George, der uns immer noch in seiner menschlichen Schlichtheit, die in solchem Kontrast zu seinen komplizierten, feierlich pathetischen Dichtungen steht, ein Rätsel ist. Offenbar fühlt er sich zu Max, dem auch in Gundolf, Georges bedeutendstem Jünger, ein Freund erwachsen ist, als zu einer Quelle des Wissens vom Wirklichkeitsleben unsrer Zeit hingezogen.« (Dez. 1910.)

Weber selbst schildert humorvoll einen an Gesichten ungewöhnlich reichen Tag: »Gestern folgendes Menu: Gut geschlafen bis acht. Von ½11 Uhr an: Gottl, blieb zum Essen und bis der Maschinenschreiber um 2 Uhr kam, der bis ¾4 Uhr blieb — gerade ging, als Lina Radbruch kam: Tête à tête beim Tee und Kuchen bis ½5 Uhr, dann + Gundolf und Salz (Tee, Saft, viel Kuchen), also zu Vieren bis ¼6. Dann Lina R. ab, also ich, Gundolf und Salz bis sechs, dann + Gothein und Honigsheim bis ¾7, dann Gothein ab, nach einiger Zeit auch Gundolf und Salz ab, also Honigsheim und ich bis ½8, dann + Lask (erst tête à tête mit ihm, dann Ensemble) bis acht, dann Lask ab. Essen mit Honigsheim, der bis 10 Uhr blieb. Darauf schickte ihn Berta fort: ‚Frau Professor würde schön schimpfen.' Dann drehte ich das Elektrik bei mir an, um Zeitung zu lesen. Berta brachte die Lampe und drehte das Elektrik aus: ‚Herr Professor vergißt es ja doch.' Dann mit viel Brom leidlich geschlafen. Geredet über die ganze Welt + drei Dörfer.«

* * *

Zu den bedeutsamsten Ereignissen des ersten Sommers im alten Hause gehörte die persönliche Bekanntschaft mit Stephan George. Schon 13 Jahre zuvor, in der Freiburger Zeit, hatte Heinrich Rickert als einer der ersten seiner Bewunderer, Weber Georges Dichtungen nahezubringen gesucht. Damals gab es die Hymnen, die Pilgerfahrten, Algabal, die Lieder der Hirten. Der Freund verstand es, die Gedichte meisterhaft vorzutragen, aber vergeblich — Weber blieb völlig taub gegen die Frühgesänge. Er empfand darin wesentlich ein artistisches Aesthetentum, das ihn nichts anging. Ueberhaupt: lyrische, in Stimmung schwebende Gedichte paßten damals wenig zu dem massigen Mann. Das war nun schon lange anders. Die ihn aus seiner Bahn werfenden Krankheitsjahre hatten bis dahin verschlossene Geheimkammern seiner Seele geöffnet. Die das Fühlen immer neu vertiefenden künstlerischen Gebilde fanden jetzt Eingang. Er versenkte sich in moderne Werke allerlei Art, vor allem in Rilke und George und las nun auch seinerseits Gedichte sehr schön vor. In diesem Sommer sandte er der Schwester eine Sammlung von Rilke und schrieb ihr dazu: »..... Ich schicke Dir hier eine der Dir sicher schon bekannten Gedichtsammlungen von Rilke. Irre ich mich nicht, so kennst Du diese Sachen noch nicht. Ich habe einige angekreuzt, welche uns besonderen Eindruck gemacht haben. Natürlich nicht in suggestiver Absicht oder in Erwartung, daß gerade diese Dich ansprechen werden, ich bin dessen im Gegenteil gar nicht sicher, nicht einmal, wieviel in dem Bändchen Dir überhaupt bemerkenswert scheinen wird. Es finden sich bei R. unter Umständen direkte Geschmacklosigkeiten — wie das bei jedem Mystiker irgendwo und irgendwie der Fall zu sein pflegt. Und ich möchte in keiner Weise sagen, daß mir diese Gefühlswelt kongenial sei. Nur scheint mir, daß sie doch immerhin wert ist, gekannt zu sein, und so manches in manchen Stunden eine eigene Bedeutsamkeit entfalten kann. Genug, Du wirst ja sehen! Was kennst Du eigentlich aus dem Stephan George-Kreise, und kennst Du Maeterlinks ‚Schatz der Armen?'«

»Ich möchte nur mit ein paar Worten noch auf Rilke zurückkommen. Was Du über den Versbau, speziell das Abklingenlassen und Abbrechen der Zeilen mit bedeutungs-unbetonten Worten sagst, scheint mir äußerst zutreffend. Aber zugleich scheint mir, daß diese, sich in der Tat dem Empfinden sofort als fremdartig und zunächst störend aufdrängende, Eigenart sehr eng verknüpft

ist mit dem inneren Sinn und Rhythmus ihres Dichters und dadurch in dem Maß begründet ist — wie man eben diesen Sinn als subjektiv berechtigt akzeptiert. Ich glaube dabei nicht unbedingt, daß diese Sachen so ‚gewollt' sind, wie es offenbar Dir erschienen ist, sondern ich glaube, daß darin eine Art von unwillkürlicher subjektiv-notwendiger Auflehnung gegen diejenige Form des Versreims liegt, die das Bedürfnis nach dem Abgeschlossen-Melodiösen, welches wir an diese Kunstform heranbringen, in uns erzeugt. Es ist der Versuch, die rein logische Inhaltsdichtung von den Bedingungen des Sonetts und derjenigen Lyrik möglichst zu befreien, welche ihr inneres Erleben nach außen in die ‚Natur' weist, um es von dort geformt zurückzuempfangen. Rilke ist Mystiker und zwar dem Gepräge nach etwa der Taulerschen Mystik, nicht der ekstatischen oder halberotischen (Bernhardinischen) verwandt. Er ist überhaupt keine geformte Persönlichkeit, aus der die Dichtung als ihr Produkt hervorbräche, nicht ‚er' dichtet, sondern ‚es' dichtet in ihm. Da liegt die Schranke, aber doch wohl auch ein Besonderes, was er hat. Nun scheint mir, empfindet er aus diesem Grunde die rhythmische Zeilenabgeschlossenheit der vollgeformten Dichtung (Stephan Georges z. B.) als etwas, was zuviel Verlust an Stimmungsgehalt mit sich bringt — wie ja jede Kunstformung auf Verzichten dieser Art beruht. Der Meister der Form zeigt sich in der Beschränkung, Begrenzung. Und er möchte durch die Sprengung dieses Versgesetzes und jenes Schweben der Stimmung, welches bei richtig moduliertem Vorlesen seiner Verse entsteht, soviel von Ausdrückbaren, Unformbaren des zugrundeliegenden Erlebnisses mitklingen lassen, mit in die Form hineinretten sozusagen, wie es möglich ist. Man kann, scheint auch mir, sehr fragen, ob damit nicht ein nicht mehr künstlerisches (wenn auch vielleicht kein geradezu widerkünstlerisches) Mittel gebraucht wird. Nur glaube ich: es ist kein ‚gewollter' Reiz, keine Pose oder Raffinement, sondern ehrliche Konsequenz einer ihm eigenen Art von Nötigung.« (20. 9. 1910.)

Auch in Georges Dichtung hat Weber sich schon länger versenkt und darüber mit Friedrich Gundolf Zwiesprache gehalten. Er ist von ihrer hohen Kunst stark beeindruckt, aber religiöses Prophetentum, das die Jünger dem Meister zuschreiben, findet er nicht darin — wie er denn jede Art von Kultus eines Mitlebenden, überhaupt jede Ueberhöhung eines Menschen zur

Autorität über das ganze Dasein als »Kreaturvergötterung« ablehnt. Auch scheint ihm die verneinende Haltung des Dichters zu den Formkräften der modernen Kultur — so scharf er ihre Uebel sieht — fremd und unfruchtbar. Vor allem den Aristokratismus der Zeitgedichte des »siebenten Rings«: die sich absondernde Verachtung der Masse, empfindet er als unbrüderlich. Sein mütterliches Erbe: die tiefe Ehrfurcht vor dem Evangelium widerstrebt jener heidnischen »Religiosität«, die den höchsten Sinn des Daseins in irdischer Verleibung des Göttlichen verehrt, für welche geformte Schönheit, die Kalokagathia des Griechentums höchste Norm menschlicher Entwicklung bedeutet. Und durchdrungen vom Glauben an den absoluten Wert geistiger und sittlicher Autonomie verneint er für sich und seinesgleichen das Gebotensein neuer Formen persönlicher Herrschaft und persönlichen Dienstes. Ja: Dienst und bedingungslose Hingabe an eine Sache, ein Ideal, aber nicht an ein irdisches endliches Menschenwesen und seine begrenzten Zwecke, mag es noch so überragend und verehrungswürdig sein.

Im Jahre 1910, — noch vor der persönlichen Bekanntschaft mit George — wird Weber durch die Arbeit einer begabten Frau zu folgenden Aeußerungen angeregt: »Bei einer Erscheinung, die wie Stephan George Züge wirklicher Größe besitzt, wird man nicht leicht des Diskutierens ein Ende finden. So würde ich z. B. ‚das Jahr der Seele', teils wesentlich höher werten im Verhältnis zu seinen anderen Dichtungen, teils auch anders, weit weniger ‚fahl' empfinden, als Sie es zu tun geneigt scheinen. Ich möchte in vielen Gedichten dieses Zyklus doch ganze Provinzen seelischer Empfindungsmöglichkeiten einem — gewiß oft in gesuchter Knappheit und Sublimierung sich auflösenden — Ausdruck, aber doch eben überhaupt einem Ausdruck erobert finden. Man muß bis auf Hölderlin zurückgehen, um diese Gewalt des Künstlerischen: ‚Ich lasse Dich nicht' . . . . . wieder zu finden, wie sie sich hier und auch gelegentlich sonst manifestiert. Daß George bei diesen Schöpfungen von einer Empfindung nie Gesagtes zu sagen, in ähnlicher Art wie Dante in seiner Vita Nuova es getan, erfaßt wurde und im Stil überhaupt in die Ebene des Dantesken Pathos glitt, wird man verstehen: Ein Funke jenes gewaltigen Feuers lebt auch in ihm, das scheint kein Zweifel. Die ungeheure, keuchende Arbeit der Zusammenpressung auf den kürzesten, oft unverständlich gedrängten Ausdruck gehört auch dahin. — Und

einige Grundbedenken gegen seine Kunst, so wie sie sich jetzt entwickelt, scheinen mir mehr aus dem Sinn, den er seiner ‚Mission' beilegt, zu folgen, als aus künstlerischem Unvermögen, — so unbedingt ich Ihnen zugebe, daß an den Punkten, wo Sie ein solches konstatiert haben, in der Tat der Ausdruck vielfach hinter dem Gewollten zurückgeblieben ist.

Aber das eigentlich Bedenkliche scheint mir doch in folgendem zu liegen: je länger, je mehr wollen diese Gedichte etwas. Wenn der Georgesche Kreis ohnehin alle Merkmale der Sektenbildung an sich trägt — damit übrigens auch das spezifische Charisma einer solchen —, so ist die Art und Weise des Maximin-Kultus schlechthin ‚absurd', weil sich von dieser Erlöser-Inkarnation mit aller Gewalt nichts aussagen läßt, was seine Göttlichkeit für andere als diejenigen, die ihn persönlich kannten, irgendwie glaubhaft machen könnte. Georges, Wolfskehls, Gundolfs Gedichte sind der klarste Beweis dafür. Ich brauche das kaum zu begründen. Nun aber schließt sich daran die Tatsache, daß alle neueren Leistungen Georges ‚Erlösung' fordern, verkünden, versprechen, propagieren, daß George im Teppich des Lebens und im Siebenten Ring selbst aus dem ästhetischen Kloster heraustritt, um, ein Asket mit ästhetischen Vorzeichen nach dem Vorbild so mancher anderer Asketen, die Welt, die er zuerst geflohen hat, zu erneuern und zu beherrschen. Damit gibt er uns das Recht zu fragen: ‚Erlösung' — wovon? Und mir scheint, als einziges positives Ziel bleibt das Streben nach Selbstvergottung, nach dem unmittelbaren Genuß des Göttlichen in der eigenen Seele. Dazu führt der Weg entweder durch die ekstatische Entrückung, oder aber durch die kontemplative Mystik. Den ersteren hat, wie mir scheint, die Georgeschule und George selbst gewählt, weil nur er die Anwendung der ihm eigenen, Dantesken Ausdrucksmittel gestattet. Aber dieser Weg führt nun — das ist sein Verhängnis — nie zu einem mystischen Erlebnis (derartiges kennt Rilke, mag man sonst über ihn urteilen wie immer, ganz zweifellos in voller Reinheit), sondern stets nur zum orgiastischen Dröhnen einer Stimme, die dann als ewige Stimme erscheint, nie mit andern Worten, zu Inhalten, sondern nur zu einem leidenschaftlichen Harfengetön. Ein Versprechen eines ungeheuren, Erlösung garantierenden Erlebnisses, wird durch ein anderes, noch größeres überboten, immer werden neue Wechsel auf das, was kommen soll, gezogen, obwohl die Uneinlöslichkeit

offen zutage liegt. Und da es über dies rein formale Prophetentum hinaus, schließlich keine Steigerung mehr gibt, ist der Dichter auf der beständigen Suche nach dem postulierten Inhalt seiner Prophezeiung begriffen, ohne ihn jemals erhaschen zu können. George ist m. E. mit seinem neuesten Zyklus auf ein totes Gleis geraten. Seine Jünger (s. Jhrb. f. d. geistige Bewegung) ebenfalls, soweit sie nicht gewohnte Pfade der Kritik am Rationalismus, Kapitalismus und ähnlichem wandern.« (9. 5. 1910.)

Im Herbst 1910 erscheint in einer Zeitschrift ein Schmähartikel gegen den Georgekreis. Weber wird durch den darüber empörten Komponisten Paul von Klenau zur Meinungsäußerung aufgefordert und schreibt: »Mit grenzenlosem Erstaunen finde ich in dieser Zeitschrift einen Artikel wie den R. B.s. Seine Ansichten sind selbstredend seine Sache. — Vielleicht stände ich ihm in manchem näher als seinen Gegnern, — und ebenso ist es sein gutes Recht, sich in sachlich noch so scharfer Form zu äußern. Ich bin kein Freund leisetretender Polemik; Stephan George und seine Schüler dienen in entscheidenden Punkten vermutlich letztlich ‚andern Göttern' als ich, so hoch ihre Kunst und ihr Wollen mir steht. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß ich allerdings innerlich genötigt bin, dem schlichten echten Ernst, mit welchem George persönlich seiner Mission gegenübersteht, und der Lauterkeit und echten Hingabe, mit welcher Gundolf seiner Sache und seinem Meister die Treue hält, bedingungsloseste, rein menschliche Bejahung entgegenzubringen. Ich bin deshalb noch lange nicht genötigt oder gesonnen, alles was ‚die Blätter für die Kunst' und ‚das Jahrbuch für die Geistige Bewegung' bringen, zu unterschreiben. Wer darin angegriffen wird, der darf und soll sich wehren — mit ehrlichen Waffen, denn wie man auch über die sachliche Position denkt, unehrliche und unritterliche Mittel finde ich von Georges Jüngern auch da, wo ich mich gänzlich ablehnend verhalten müßte, nicht angewendet.

Der Artikel des Herrn R. B. aber — mit dessen Person und Wollen nicht zu sympathisieren ich bisher keinen Anlaß hatte — muß als eine so schwere Entgleisung angesehen werden, daß ich seine Aufnahme in die Süddeutschen Monatshefte schlechthin unbegreiflich finde. Die wildeste Leidenschaft durfte nicht zum Schmutz als Angriffswaffe greifen. Das aber ist hier geschehen, und daß dies in einer unserer besten Zeitschriften ge-

schehen ist, ist ein irreparabler Schaden, der nicht nur dieser selbst zugefügt ist. Leidenschaft mag menschlich alles mögliche entschuldigen, aber in der Oeffentlichkeit auftretend, ist sie eine objektive Unanständigkeit, ein schlechthin unverzeihliches Geschehnis für die Oeffentlichkeit. (Subjektiv unanständige Absichten Herrn R. B. zuzutrauen liegt mir fern.)« (26. 11. 1910.)

* * *

Als Weber im Sommer 1910 der Besuch des Dichters angekündigt wird, ist er ein wenig verlegen: würde er zu dieser wesensfremden Persönlichkeit überhaupt eine Brücke finden? Aber als sich Aug in Auge senkt, lösen sich sogleich alle durch den Jüngerkult erzeugten Hemmungen. Der Meister war ganz ohne Pose, gab sich mit schlichter Würde und Herzlichkeit. Deshalb ist Weber sogleich bereit, das Außergewöhnliche in ihm zu verehren, das gebietende Gewicht eines in der eignen Schöpferkraft beruhenden adligen Menschentums auf sich wirken zu lassen. Die Verschiedenheit des Gedachten und Gefühlten bedeutet wenig vor der Substanz des Seins. Allerdings: die beiden Männer erscheinen durchaus verschieden. Polare Möglichkeiten des Menschentums sind in ihnen »verleibt«, und sie schaffen sich ihre Geisteswelt mit völlig verschiedenen Werkzeugen. Der eine mit seiner die ganze gegenständliche Kultur durchdringenden Ratio, zu der als ungesuchte Hilfsmittel unmittelbares Wirklichkeitserleben und plastische Gestaltungskraft hinzutreten. Der andere die innere Seelenwelt mit einer Schau- und Bildkraft, deren Intensität sich in der Schönheit eines streng und eigen geformten Sprachleibs bändigt. Beide sind durchtränkt von tiefem Verantwortungsgefühl für ihre Zeit. Aber der eine erfaßt die Gegenwartsmächte wie sie nun einmal sind: als Material der Gestaltung und Aufgabe — der andere sieht nur das Teuflische daran und sucht es durch sein Nein zu überwinden. Er schreibt sich Prophetenamt und Führertum zu, für nach rückwärts gerichtete Umkehr und Wandlung. Dies lehnt der andere nachdrücklich ab. — Weber kann sich die Früchte dichterischen Welterlebens aneignen und seine Seele damit speisen. George steht ablehnend zu den Werken wissenschaftlicher Welterkenntnis, deren Zumutungen an den Intellekt seine schöpferische Phantasie und die Formung seelischen Erlebens nur erdrückt hätten. Aber was er in der strengen Begriffssprache

des Buches ablehnt, will er wohl einmal am lebendigen Quell schöpfen. Weber versteht ja in mündlichem Austausch sein Wissen in anschaubarer Gestalt zu verlebendigen, und kein inneres Erleben ist ihm fremd. Meist umkreist das Gespräch doch das einfach-menschliche, — darin ist die Verständigung mühelos — ab und an kommt es auch zu Erörterungen letzter Wertungen und Verschiedenheiten, wobei Weber auf der Hut sein muß, um den Dichter nicht dialektisch zu erdrücken. Seinen Einspruch gegen die Ansichten des Kreises erörtert er deshalb lieber mit Gundolf. Einiges davon hielt die Gefährtin damals fest:

»Anlaß zu unserer Auseinandersetzung mit Gundolf waren die programmatischen Auslassungen im »Jahrbuch für die geistige Bewegung«. Einer der Jünger hatte dort im Auftrag des Meisters einen Bannstrahl gegen die ganze moderne Kultur: den Rationalismus, Protestantismus, Kapitalismus geschleudert. Max' Schrift über die protestantische Ethik wurde als Zeuge für die mechanisierende Wirkung des Protestantismus beschworen. Auch die moderne ‚aufgeklärte' autoritäts- und gottlose Frau bekam ihr Teil als ‚primärer Frevel', der die Heldenerzeugung hindert. — Wir standen tagelang im Kampf mit dieser von George geforderten Verfluchung alles Gegenwärtigen. Bei der Auseinandersetzung mit Gundolf stellten wir gleich den tiefsten Grund der verschiedenen Positionen fest. Der George-Kreis lehnt die ethische Autonomie als Erziehungsideal und die Anerkennung des Werts der Einzelseele ab. Unterordnung unter die Autorität des Heros und für die Frau unter den Mann, das ist ihr ‚Glaube'. George fordert grundsätzliche Unterordnung des kleineren unter den größeren Menschen, und versteht unter letzterem den durch größere K u l t u r leistungen ausgezeichneten. Er sucht — wie Gundolf ausdrücklich in seinem Aufsatz ‚Vorbilder' sagt — im V e r z i c h t auf die volle Entwicklungsmöglichkeit des Einzelnen die Erlösung vom Subjektivismus. Wir aber bejahen das Recht des Einzelnen auf die ihm mögliche Entwicklung und glauben, daß das Wachstum der Seele gehemmt wird, wenn sie sich ihr Gesetz von einem irrenden Menschen vorschreiben läßt, und ihre Ueberzeugung auch dann opfert, wenn sie fühlt: der andere hat Unrecht. Und d a erst, wo das Zu-Unrecht-Fordern des anderen anfängt, beginnt der eigentliche Konflikt zwischen den verschiedenen Gläubigkeiten. — Nach unserem Dafürhalten kann sich der religiös-gläubige Mensch den Geboten eines G o t t e s unterwer-

fen, und in dieser Unterwerfung unter göttlichen Willen groß werden, aber nicht durch grundsätzliche Unterwerfung seines Gewissens unter einen noch so großen irdischen und deshalb irrenden ‚Heros', geschweige denn unter einen sonstigen sterblichen Menschen.« —

»Am Freitag, 1. 12. eine lange ungewollte Auseinandersetzung zwischen Max und Gundolf. Es ging bis zu den Grundfragen und endlich ist dadurch derjenige Grad von Aufrichtigkeit hergestellt, der uns seit lange Bedürfnis war, ohne daß Gundolf sich als Angegriffener fühlen konnte. Denn er selbst hatte ja zum Kampf geblasen. Seine Bescheidenheit bei allem Festgelegtsein war so schön, und unsere Freude an ihm blieb ganz ungetrübt. — Wir können sehr weite Strecken mit Georges Jüngern gehen: mit ihrer Sehnsucht nach Einordnung des Einzelnen in ein Ganzes, nach Erlösung vom Ich-Kult; mit ihrem Bemühen um neue Formen innerer Gestaltung und ein neues ‚Gesetz'. Aber den Grundstein der Lehre: die Vergottung irdischer Menschen und die Religionsstiftung auf George — und das ist, wie Gundolf einfließen ließ, jetzt schon die Absicht des Kreises — erscheint uns als Selbsttäuschung von Menschen, die dem Gegenwartsleben nicht ganz gewachsen sind.« —

»Am Montag kam also der Meister. Ich nahm an, daß er uns beide sehen wollte und war so kühn dabei zu sein. Und es war schön und voll Schwung zum Schluß. Gespräche über Georg und Gertrud Simmel, über die besondere Sensibilität der Frauen, über Frauen im allgemeinen — und dann kam ein Augenblick, wo George wohl schon das ‚Programm« erörtern wollte. Aber wir waren unsicher und begannen von Paris, von Christentum, Protestantismus und Subjektivismus. Da waren wir an der Schwelle des Aktuellen, die Max mit kühnem Schritt betrat, als George ihn zum Eideshelfer gegen die moderne Frau heranziehen wollte. George neigte sein durchfurchtes Löwenhaupt ganz nahe zu mir, seine tiefliegenden Augensterne schossen nach vorn, und er fragte: ‚Sie glauben, daß alle Menschen über sich selbst Richter sein können?' — ‚Nicht daß alle es k ö n n e n , aber daß es ein letztes Ziel ist, sie dafür reif zu machen.' — ‚Und S i e wollen Ihr eigener Richter sein?' ‚Ja das wollen wir.' Dann stritten wir ganz vertraut miteinander, und er fühlte vielleicht hinter unserem ‚Frevel' doch einen Glauben. Aber schön war vor allem, daß ihm daran lag, jener Kränkung im Jahrbuch den Stachel

zu nehmen und über die letzten Gegensätze hinweg Freundschaft zu halten. Er verstieg sich sogar zu der Behauptung: Wir hätten alles falsch verstanden, und nicht wir seien gemeint, was ich allerdings nur als Ausdruck liebenswürdiger Gesinnung, nicht als ‚Wahrheit' nehmen konnte. Er war zwei Stunden da, und als Gundolf ihn abholte, war größere Nähe zwischen uns, als zuvor. Vielleicht ist er doch noch vor Erstarrung zu bewahren. Wir sind noch ganz bewegt von dem Eindruck dieses Mannes, der seinen Dichterberuf auffaßt als ein Prophetenamt. Ob zu Recht? Aber das Wollen ist doch groß.« (Dezember 1911.)

»Vorgestern kam Stephan George wieder einmal. Wir hatten schon in Gedanken verzichtet, da er mehrere Wochen hier war, ohne sich zu melden. Bringt ihm vielleicht die Berührung mit dem Wesensfremden zu große Erschütterung? Aber da kam er doch. Und an unserer Freude fühlten wir, wie sehr wir ihn als Menschen verehren. Wir saßen in der Efeugrotte am Brunnen, und es war diesmal ganz mühelos behaglich und warm. Er ging mehr als sonst aus sich heraus, sagte Schönes und Tiefes. Einiges davon war von Nietzsche übernommen, z. B. über das Böse als Weltprinzip, das man mit schwachen Händen und geistigen Waffen doch nicht bezwingen könne. Ueber den Segen des Kriegs für ein heroisches Menschentum und die Gemeinheit des Kampfes im Frieden, über unsere Entnervung durch die zunehmende Befriedung der Welt, die uns sogar das Schlachten eines Huhnes unmöglich mache. Auch er bekannte sich zum Unvermögen dieses heroischen Aktes. Dann über Othello und Jago und deren ‚kosmische' Bedeutung. Daß ich Othello als so qualvoll und furchtbar, fast als Produkt äußerster Herzenskälte empfinde, erschien ihm als rein psychologische, falsche und verweichlichte Auffassung. ‚Kindchen, Kindchen! Sie müssen es kosmisch verstehen, nicht als Einzelschicksal.' — Als wir von der Bedeutsamkeit der stets zunehmenden geistigen Kämpfe des modernen Menschen sprachen, die vielleicht seelischen Heroismus erzeugen statt des leiblichen, meinte er: ‚Frevlerin, Frevlerin! Sie wollen alles immer noch weiter zu Geist machen und zerstören dabei den Leib.' Daß gerade er höchst verfeinerte Menschen als Widerhall braucht und nicht die heroischen Schlagetote der früheren Zeiten ist ihm offenbar nicht bewußt. Aber was sind ‚Ansichten'? Es kam Warmes, Menschliches, Kraftvolles aus ihm heraus, das wir lieben muß-

ten — er ist umfassender als seine Zarathustra-Ansichten. (Juni 1912).«

Aber die Zuneigung des Dichters zu dem anders gearteten Mann, und seine Unbefangenheit ihm gegenüber hatte keinen Bestand. Die verschiedene Deutung des Weltkriegs, die verschiedene Auffassung der Haltung des deutschen Menschen mag u. a. dazwischengetreten sein. Weber sah trotz und neben der fürchterlichen unpersönlichen Mordmaschinerie heldische Größe, opferbereite Hingabe daheim und im Felde. Er erlebte in unmittelbarer Fühlung, wie die einfachen Söhne des Volkes sich einsetzten für Ziele, die sie nur halb verstanden, wie gehorsam sie waren und wie erschütternd geduldig. Sein Herz brannte in bewundernder Liebe für alles Große und Gute, was die Not gebar. — Anders spiegelte sich das Geschehen in der Seele des Dichters. Für ihn war die Tragödie der Welt und des deutschen Volks gerechte Folge »angehäuften Frevels«. »Von allen Zwang und Glück genannt, Verhehlter Abfall von Mensch zur Larve heischen Buße.« »Das nötige Werk der Pflicht bleibt stumpf und glanzlos, und Opfer steigt nicht in verruchter Zeit .....« Er kam nicht wieder.

* * *

Vom Gegenpol her, pflegte der Jahreslauf nach wie vor eine andere geliebte Gestalt zu bringen: Friedrich Naumann. Verglichen mit dem Dichter war er unter Webers Freunden die bedeutendste Verkörperung des sich in die Gegenwart stellenden Ringens: »Polaritäten sind sie, ich bin froh, von beiden eine Anschauung zu haben. Müßten wir wählen zwischen ihnen als lebenformende Mächte, so würden wir wohl nach Naumann greifen, weil er die durch Bruderliebe weltdurchdringende Kraft vereint mit starkem und plastischem Wirklichkeitssinn. Aber zum Glück braucht man nicht wählen, das Künstlerevangelium wohnt in unserer Seele ganz verträglich neben dem Sozialen. Gewiß ist es inkonsequent, zwei so verschiedenen Mächten Raum zu geben, aber auch schön in der Spannung zwischen Beiden, den Reichtum des Lebens zu fühlen.« (Die Gefährtin) — Im Jahre 1912 verlor Naumann sein mit so vieler Mühe errungenes Mandat. Der Gegendruck materieller Interessenpolitik in seinem Wahlkreis war zu stark. Abermals versagte das Volk einem seiner Besten, vielleicht dem einzigen m e n s c h l i c h großen Führer jener

Epoche Gefolgschaft. Die Freunde sind tief erregt und fürchten schwere nervöse und seelische Erschütterung des Mannes, dem die so spät erkämpfte politische Wirksamkeit wiederum aus der Hand geschlagen ist. Die ganze Grundlage seiner Existenz scheint bedroht. Um so größer ist die staunende Freude, als Naumann gleich nach seiner Niederlage bei den Freunden vorspricht, ungebrochen und eins mit sich selbst. »Naumann war zwei Tage bei uns. Wir haben selten seine schlichte Größe, Kraft und Fülle so empfunden, wie nach dieser Niederlage. Er kam jetzt von all dem Abschiednehmen in Heilbronn. Wir erwarteten ihn müde und traurig zu finden, aber er stand ganz über sich selbst in großartiger Vornehmheit. Er ist ein heroischer Charakter und dabei diese wundervolle Weitherzigkeit für alles Menschliche und die Fülle durch die Beimischung künstlerischen Empfindens und künstlerischer Gestaltungskraft. Zweifellos bewirkt sein Lebenskampf gewisse Einschränkungen des Seelenraums — das Einzelschicksal ist ihm gleichgültig. Er sieht nur die wirtschaftlichen und politischen Mächte, die Masse, das Volk.«

* * *

Vom Gegenpol der Weltanschauung kamen auch einige junge östliche Philosophen, die man um diese Zeit kennen lernte, vor allem der Ungar Georg von Lukacz mit dem Webers sich nahe befreundeten. Er arbeitete gerade an einer Aesthetik, die als Teil eines künftigen Systems gedacht war und ihm die akademische Laufbahn erschließen sollte. Weber vertieft sich hinein und bemerkt darüber: »Mein Eindruck ist ein sehr starker, und ich bin ganz sicher, daß die Problemstellung definitiv die richtige ist. Daß, nachdem man Aesthetik vom Standpunkt des Rezipierenden, dann jetzt von dem des Schaffenden zu treiben versucht hat, nun endlich das ‚Werk' als solches zu Worte kommt, ist eine Wohltat. Ich bin begierig, wie es werden wird, wenn Ihr F o r m begriff auftaucht. Geformtes Leben ist ja nicht nur das Werthafte, das über dem Erlebnishaften sich erhebt, sondern geformt ist auch das in tiefe und äußerste Winkel des ‚Kerkers' eintauchende E r o t i s c h e. Es teilt das Schicksal des Schuldbelasteten mit allem geformten Leben, steht in der Qualität seines Gegensatzes gegen alles, was dem Reiche des ‚formfremden' Gottes angehört, dem ästhetischen Verhalten sogar nahe. Sein geographischer Ort muß bestimmt werden, und ich bin

begierig, wo er bei ihnen sich befindet.« Nachhaltigen Eindruck hinterließ auch ein tiefsinniger künstlerischer Essay des Freundes über die Armen am Geiste — in welchem der Erlösung wirkenden schöpferischen Liebeskraft das Recht zugestanden ist, die ethische Norm zu durchbrechen.

Diese jungen Philosophen bewegten eschatologische Hoffnungen auf einen neuen Gesandten des überweltlichen Gottes, und sie sahen in einer durch Brüderlichkeit gestifteten sozialistischen Gesellschaftsordnung die Vorbedingung des Heils. Lukácz galt die Herrlichkeit innerweltlicher Kultur, vor allem der ästhetischen als das Widergöttliche, die »luciferische« Konkurrenz gegen Gottes Wirksamkeit. Aber volle Entfaltung dieses Reichs s o l l sein, denn die Wahl des Einzelnen zwischen ihm und den Transzendenten darf nicht erleichtert werden. Der Endkampf zwischen Gott und Lucifer steht noch bevor und hängt ab von der Entscheidung der Menschheit. Letztes Ziel ist Erlösung v o n der Welt. Nicht wie für George und seinen Kreis: Erfüllung i n ihr.

Die geistige Atmosphäre dieser Menschen speist erneut Webers ohnehin starkes Interesse an den Russen. Er plant seit langem ein Buch über Tolstoi, das alle Niederschläge innerlichster Erfahrungen aufnehmen soll. Den Frauen Helene und Marianne liegt viel an dem Plan. Er will es für sie schreiben. — Aber die begonnenen Werke lassen keine Zeit dazu. Indessen sucht er gern ab und an Berührung mit Tolstois und Dostojewskis Landsleuten: »Vorgestern haben wir recht unsolide bis 3 Uhr nachts im Café gesessen, und zwar war es Dein Sohn, der uns in Bann hielt und aller Gouvernantenvernunft sein Ohr verschloß. Das kam so: die russischen Studenten feierten das 50jährige Jubiläum der Lesehalle und gewannen Max, der sie seinerzeit viel benutzt hat, ihn bei ihrem Abendfest eine Ansprache zu halten. Eigentlich wollte er noch am letzten Tage absagen, schlief schlecht — aber ich wollte einmal diesen Teufelsspuk durchbrechen und erlaubte es ihm nicht. Es war eine seltsam fremdartige Veranstaltung. Ballgeschmückte Menschen, dann drei ernsthafte Reden, ein endloses Musikprogramm und gegen 1 Uhr Beginn des Tanzes. Max mußte seine Rede leider einen Torso bleiben lassen, weil es so spät wurde und er auch Hemmungen hatte, die tiefsten Dinge im Ballsaal zu sagen. Es war das erstemal, daß er, festgelegt und verpflichtet, hier wieder öffentlich geredet hat. Er war ein wenig müde, rang sich aber doch etwas auf Vollendung

Angelegtes ab. Nur jammerschade, daß er vor dem entscheidenden Punkte aufhörte. Dann war er wieder munter und sprechfreudig, und wir saßen mit unseren Philosophen schließlich bis gegen 3 Uhr im Café.« (21. 12. 1912.)

* * *

Der Kreis jüngerer Freunde, meist angehende Gelehrte, die Austausch mit Weber suchen, ergänzt sich immer neu. Er überlegt deshalb, wie ihr Bedürfnis sich ohne Verlust von allzuviel Arbeitszeit befriedigen läßt. Webers wollen ja so gern die Pforten des schönen Hauses weit öffnen, aber die labilen Kräfte zwingen immer zum Haushalten. So beschließen sie, während des Semesters Sonntag nachmittags für junge Leute zu Hause zu sein, nicht ohne Bedenken, ob Weber solche Gebundenheit ertragen wird. Die jungen Freunde sind erfreut und finden sich gleich zahlreich ein. Aber sie sind einander noch fremd und nach guter deutscher Art schwerfällig-schweigsam. Auch Webers beherrschen nicht die Kunst geselliger Unterhaltung. Dem Mann lohnt nur bedeutsamer geistiger Austausch, oder das intime Gespräch über Persönliches. Bei leicht geschürztem Spiel des Geistes im Zwischenreich des Sachlichen und Menschlichen fühlt er sich fast so unbeholfen, wie früher bei Tanz und Flirt. So war der erste ‚Sonntag' harte Arbeit, die gefrorenen Einzelnen schmolzen nicht zusammen, Austausch über Wesentliches ergab sich nicht: Erst als die Hälfte der Menschen gegangen war, funkelte noch ein geistvoll-lebendiges Gespräch zwischen Weber und Gundolf auf über Pietät gegen historische Kulturgebilde. Gundolf ließ ihre Erhaltung lediglich als Behelf gelten für eine Zeit ohne eigene Schöpferkraft. Am liebsten hätte er sie kaput gemacht. — Als die Gäste endlich gegangen sind, wirft Weber die Tür seiner Klause unmutig hinter sich zu: »Nie wieder — unerträglich und unmoralisch reden zu müssen um des Redens Willen!« Sollte man überhaupt noch einen weiteren Versuch machen? Aber schon der zweite Sonntag ist ganz lebendig und familienhaft: »Wir waren diesmal beruhigt. So etwas geht doch, wenn die Leute warm miteinander werden, und man sich nicht gleich damit quält, wertvolle Gespräche über größere Gruppen auszubreiten. Es scheint, die näheren Freunde kommen trotzdem auch Wochentags.«

Seitdem bereitet das Zusammensein Weber fast immer Freude. Es ist ja für ihn die einzige regelmäßige Gelegenheit, um seine

Fülle in größerem Kreise auszuströmen. Er bemüht sich nicht um die einzelnen Gäste, geht aber ebenso freundlich und interessiert auf die Fragen des jüngsten Studenten, als auf die des bedeutenden Kollegen ein; als ruhender Pol sitzt er in irgendeiner Ecke des großen Zimmers, von den Männern beschlagnahmt. Meist wollen alle hören, was in dieser Ecke vorgeht, sodaß allgemeine Produktivität sich nur bei Webers gelegentlicher Abwesenheit entfaltet. »Ich laste eben auf den Leuten«, ist seine Deutung. Nur einige Gäste, wie etwa Gundolf oder Lukácz besitzen eine solche Meisterschaft im Ausdruck ihrer Geistigkeit, daß sie zu selbständigen Kristallisationspunkten werden. — Als der für die Jugend bestimmte Stil des Zusammenseins feststeht, bittet man auch gleichaltrige Freunde dazu, die innerlich jung genug sind, um nicht auf der Jugend zu lasten, und nun werden alle Saiten der Geistigkeit jener Zeit angeschlagen. Häufig bereichern auch auswärtige Freunde den Sonntagskreis. Einige Male bestimmen Georg und Gertrud Simmel die Atmosphäre. Aus Heilbronn kommt ab und an das politisch und sozial wirkende Ehepaar Th. Heuß-Knapp, aus Mannheim öfter die beiden Nationalökonomen Prof. Altmann und seine Frau Elisabeth Gottheiner, ferner der Weber verehrende Physiologe E. J. Lesser mit seiner künstlerisch arbeitenden Gattin, ebenfalls einer Tochter des Altmeisters Fr. Knapp.

Manchmal entstehen disparate Gebilde! Menschen aus verschiedenen Welten — das gemeinsame Band scheint nur die deutsche Sprache zu sein — müssen sich aufeinander einlassen: »Am Sonntag kam Naumann, und ich empfing mit zerrissenem Herzen unsere anderen Gäste allein. Schließlich geruhten die beiden uns auch noch ihr Licht zu spenden, und es gelang Naumann zum Erzählen zu bringen. Gerade war ein neuer jüdischer Philosoph da — ein Jüngling mit enormer schwarzer Haartolle und ebenso enormem Selbstbewußtsein, er hielt sich offenbar für den Vorläufer eines neuen Messias und wünschte, daß man ihn als solchen erkannte. Von der Höhe seiner apokalyptischen Spekulationen richtete er allerlei Fragen an Naumann, der war sehr liebenswürdig, hatte aber offenbar den Eindruck mit einem etwas Verdrehtem zu tun zu haben.« Unter den jungen Freunden waren viele semitischer Rasse, und die Problematik des Judentums kam öfter unbefangen zur Sprache. Der Nachklang eines »bedeutsamen Gesprächs« mit E. J. Lesser über den Zionismus ist in

einem Briefe Webers an ihn festgehalten, der die Möglichkeit der Kolonisierung Palästinas zugibt, darin jedoch keine Lösung für die innere Problematik des Judentums sieht. Worin sie nach seiner Meinung besteht, formuliert er in folgendem: »Das Judentum und speziell der Zionismus, hat eine höchst konkrete ‚Verheißung' zur inneren Voraussetzung. Werden eine gut rentierende Kolonie, ein autonomer Kleinstaat, Krankenhäuser, gute Schulen jemals als eine ‚Erfüllung' und nicht viel mehr als eine Kritik jener grandiosen Verheißungen wirken? Und selbst eine Universität? Denn deren — dem ökonomischen Ziel der Besiedlung gegenüber durchaus heterogener — Sinn würde doch darin liegen: daß das Würdegefühl des Judentums sich an der Existenz und dem geistigen Besitz dieser uralten heiligen Stätte in dieser Form auferbauen könnte. So wie einst die jüdische Diaspora am Makkabäerreich, nach dessen Unabhängigkeitskrieg gegen das Weltreich der Seleukiden; wie das Deutschtum der Welt am Deutschen Reich, der Islam am Bestande des Khalifats. Aber Deutschland ist ein (scheinbar wenigstens) mächtiges Reich, das Khalifenreich immer noch territorial ausgedehnt — aber: der Judenstaat günstigstenfalls heute? Und eine, nur das Gleiche wie andere, bietende Universität? Gewiß wäre sie nicht schlechthin gleichgültig, aber doch mit dem alten Tempel nicht zu vergleichen. —

Was fehlt denn wohl hauptsächlich? Der Tempel und der Hohepriester sind es. Gäbe es diese in Jerusalem — alles andre wäre Nebensache. Gewiß verlangt der fromme Katholik auch den Kirchenstaat, sei es auch kleinster Dimension. Aber auch ohne ihn — sogar besser — erbaut sich sein Würdegefühl daran, daß der politisch machtlose Papst in Rom als rein geistlicher Herrscher eines Volks von 200 Millionen unendlich mehr ist als der ‚König' von Italien und daß das jeder fühlt. Ein Hierarch von 12 Millionen in der Welt (die das bedeuten, was nun eben doch die Juden einmal sind und bedeuten!) — das wäre natürlich etwas, was für das Würdegefühl des Judentums — gläubig oder ungläubig, ganz einerlei — etwas wirklich Großes besagte. Aber wo ist Zadoks Geschlecht? Wo eine Orthodoxie die sich einem solchen Hierarchen fügte, ihm auch nur $^1/_{10}$ der Bedeutung lassen dürfte — nach dem Gesetz! — die der Papst, kraft der disciplino morum und dem Universal-Bischofs-Amt, weit mehr als kraft der relativ sehr

gleichgültigen Infallibilität, in jeder Diözese und Gemeinde ausübt? Wo die Möglichkeit h e u t e so etwas überhaupt zu machen? Daß h i e r die, wirklich das jüdische nationale, aber an religiöse Bedingungen fest geknüpfte Würdegefühl angehenden, Werte liegen w ü r d e n, scheint mir erst an die eigentliche Problematik das Zionismus zu rühren.« (18. 8. 13.)

* * *

Wie unbeschwert ist dieser Kreis vom Druck der Alltagssorgen! Sie leben in selbstverständlicher Geborgenheit, getragen von dem Hochgefühl Bürger eines blühenden, geachteten Gemeinwesens zu sein. Aber sie sind ohne Sattheit, vielmehr in stetem Ringen nach Verinnerlichung und immer in wachem Bewußtsein, wie tief sie in der Schuld derjenigen Volksschichten stehen, die dieses hochgespannte Leben mit ihrer Hände Arbeit unterbauen. — Jeder strebt nach innerer Selbstentfaltung oder nach Werkvollendung. Fast jeder Zweite führt die Feder. — Offenbar gibt es zu wenig sonstige Ausdrucks- und Schaffensformen für das Maß deutscher Intelligenz; auch von den Frauen objektiviert sich ein Teil in schriftstellerischer oder künstlerischer Arbeit. Und neben dem eigenen Schaffen findet sich noch Zeit zur Vertiefung in die Schriften der Freunde. Liebliches Rankenwerk umspielt den Ernst. Weber schreibt im Herbst 1912 an Helene: »Gestern war hier ‚Janus'. Marianne sprach über die griechische Ehe, gut und hübsch mit angeregter Diskussion. Heut ist ‚Jour'. Die alten Räume wundern sich nach so langer Einsamkeit, aber ich glaube, sie freuen sich, denn es paßt zu ihnen. Im übrigen und Durchschnitt fünf Alltage je einen Menschen. Das nimmt natürlich Arbeitskraft, aber soll man es lassen?«

* * *

Also in einer Hinsicht verfehlen die Sonntage ihren Zweck. — Die Alltagsgäste kommen weiter, die nahen Freunde lassen sich durch sie nicht abspeisen. Ja, mancher Bekannte verdient sich durch fleißigen Sonntagsbesuch ein Recht auf Privataudienzen, und Webers selbst können sich ihre Arbeitstage auch nicht mehr ohne den Schmuck einiger Stunden intimen Austauschs denken. Nur abends wird in der Regel völlige Ruhe gehalten. Manchmal ist es trotzdem zu viel. Namentlich wenn die Gemeinschaft mit liebem Familienbesuch sich wochenlang in den Tageslauf ein-

fügen muß: »Unser Leben ist sehr unruhig, und wir finden die Leute, die uns so viel beanspruchen, manchmal etwas erbarmungslos. Solches Gewimmel wie in diesem Sommer war noch nie. Man behält all die verschiedenen Bilder schon garnicht. Ich weiß nur verschwommen von den warmen Sommerabenden unter den Katalpen mit immer anderen Gesichtern. Ab und an waren Lampions dabei und schöner Lautengesang von Troeltschs jungem Freunde Maag.« — »Das Leben bekommt einen immer schnelleren Pulsschlag und möchte einen ganz außer Atem bringen und hierhin und dorthin hetzen, immer hastiger und unerbittlicher. Aber nein, wir lassen nicht so mit uns umspringen. Wozu eigentlich dies sich herandrängende Vielerlei, wozu dies sich Abjagen? Ist es nicht fruchtbarer mit Wenigen in die Tiefe zu leben, Wenigen viel, als Vielen ein wenig zu sein?«

Weber steht jetzt, wenn die Nacht erquicklich war, etwa um ½8 Uhr auf, oft schläft er jedoch bis tief in den Morgen, um die ihm notwendigen 7—8 Ruhestunden zusammenzubringen. Die Frau behütet seinen Morgenschlaf, weiß sie doch nie, was die Nacht ihm gönnte. Manchmal liest er Briefe und Zeitung im Bett. Sonst beim Frühstück. — Letztere »in der Diagonale«, d. h. er sucht mit dem Blick die Schlagworte der ganzen Seite auf einmal zu erfassen. Die Arbeit wird dann gemächlich angekurbelt. — Hat er sich erst einmal versenkt, namentlich in eigene Produktion, so gleiten äußere Vorgänge an ihm ab; er ist gefeit gegen Störungen. Hauptarbeitszeit sind die Vormittagsstunden von ½10—½1 Uhr, vor Tisch wird er ein wenig nach draußen gelockt. Nach dem pünktlichen und in einer knappen Viertelstunde erledigten Mittagessen — die längeren Mahlzeiten im großen Familienkreis hatten ihn früher sehr ungeduldig gemacht — schläft er etwas, erfrischt sich sofort mit Tee und arbeitet dann meist von ½3 bis Besuch kommt, oder sonst bis gegen Abend. Der gelehrten Arbeit gehören also etwa 5—6 Stunden. Geschäftliche Korrespondenz wird meist an besonderen Tagen erledigt. Nach dem Abendessen muß er im allgemeinen völlige Ruhe halten und den Denkapparat künstlich abstellen. Daß Weber vor seiner Erkrankung halbe Nächte arbeiten konnte und dann in tiefen Schlaf sank, scheint wie ein Märchen. Jetzt träumt er draußen oder auf dem Sofa im Zimmer der Frau. Sie verhalten sich still, wechseln nur hie und da trauliche Worte. Um 10 Uhr geht er zur Ruhe. Viele Jahre lang hält er, zugunsten der Arbeitsfrische

des folgenden Tags, abends strenge Klausur — es sei denn auf Reisen, wo er darauf losleben darf. Dann kann er auch daheim wieder ab und an abends ein Konzert besuchen oder Freunde sehen. Nach geistiger Anspannung sitzt er noch lange mit der Zigarre im Saal, um sich zu beruhigen.

* * *

Der Sommer 1911 ist von besonderer Festlichkeit, herrlich heiß, ein Sonnenrausch ohnegleichen. Der Rasen verdorrt, Früchte fallen verschrumpft von den Bäumen. Aber den Menschen schenkt die leichte südliche Glut ein unwirklich glückhaftes Dasein. Trotz voller Wachheit scheint alles Streben in sich beruhigt, der Kampf beendet. Webers stete Sehnsucht nach Wärme wird gestillt. Er arbeitet am Tag und genießt die langen Abende im kühlen dunkelnden Garten. Glühwürmchen, am Tag im Efeu schlafend, tanzen den Sternenreigen, und durch die Baumzweige funkeln die Himmelslichter. Süßer Wohllaut alter Volksweisen tönt aus dem Mund eines Jünglings: »Es ist ein Schnitter der heißt Tod . . . « Weber singt das Lied vor sich hin und sucht sich die Melodie auf dem neuen Klavier, das seit kurzem angeschafft ist und wartet, bis seine Seele erweckt wird.

»Seit zehn Tagen stille Zeit — die Ferien. Keine Menschen und keine drängenden Pflichten. Nur Lesen, Träumen, Schreiben und den strahlenden Sommer. Auf dem Schattenrasen unter den Rotbuchen leuchtet jetzt wirklich ein Begonienkranz, unter den Katalpen blühen Fuchsien. — Wenn nachts in der Grotte die Windlampe am Boden steht und die Katalpenäste und das Laubdach von unten einwenig anleuchtet, wenn sich hinten die Finsternis auftut, und ein gelber Lichtschein aus den Fenstern fällt, — dann ist es wie im tiefen dunklen Wald bei einem Märchenhause. Und tief im Innern sammelt sich Kraft zu neuem Schaffen.«

»Gestern ein wunderherrlicher stiller Sonntag. Morgens lag ein zarter Perlmutterhauch über den vertrauten Dingen und entrückte sie in seltsame Stille. Die Zeit hielt den Atem an. Die bläulichen Phloxe wiegten sich träumerisch auf ihren hohen Stauden, eine sanfte genugsame Seligkeit. Nachmittags saßen wir beide zusammen im Garten. Die Sonne behauptete ihre Macht und gab alles der Wirklichkeit wieder. Aber die gestillte

Dankbarkeit blieb. — Waren wir glücklich? Ich glaube: ja. Glücklich und wunschlos, ohne daß irgend etwas geschah. Die Schönheit des Sommertraums war volles Genügen.«

Die Mondnächte werden auf dem Balkon verträumt. Katalpenblüten umduften das Haus. Die silberne Scheibe steigt langsam hinter den Tannen des Berghangs auf und wirft ein funkelndes Band in den dunklen, nun leise rauschenden Fluß. Das Brünnchen plaudert. Die Ruine grüßt geisterhaft aus dem Schleier der Nacht. Erdenschwere ist aufgelöst. Das Weltgeheimnis flüstert in den Seelen, die um die Ewigkeit alles Großen und Schönen bangen, sich nach eigener Ewigkeit sehnen. Aber man kann es nicht fassen. »Ach! warum ihr Götter ist unendlich alles, alles, endlich unser Glück nur!«

II.

In dieser Zeit (1911) vollendete ein hochbedeutendes Glied des älteren Freundeskreises Georg Jellinek seinen Lauf. Als bald danach seine Tochter ihre Hochzeit begeht, zeichnet Weber den Kindern ein wundervolles Bild des Freundes, in einer Weise, die, wie auch andre derartige, in feierlicher Stunde entstandenen Dokumente, ungewollt einige Züge seines eigenen Wesens zeigen. Die Männer waren sehr verschieden in ihrer Struktur, aber Webers Worte von dem weltüberwindenden Humor des Freundes könnten auch von ihm selbst gesagt worden sein. Als Denkmal beider möge die Ansprache hier aufbewahrt werden:

»Wo im Eingang der Schriften des Alten Testaments von der Ehe die Rede ist, geschieht dies in dem Gedankenzusammenhang, daß man, um einander für immer anzugehören, die Eltern für immer verläßt. Und so ist es ja äußerlich. Und zunächst auch innerlich — für eine so junge Frau zumal, zu der das Glück in der hellen Morgenfrühe des ungebrochenen Lebens tritt, traumhaft schön, scheinbar alles umbildend und alles Vergangene hinter ihr zum Versinken bringend. Nun formen beide sich für und nach einander, ganz neuen unerlebten Schicksalen entgegen, die dann gestaltend und prägend sich des jungen Lebens bemächtigen und aus ihm ein Menschenlos machen, eigenständig, losgelöst aus dem Boden der eigenen Vergangenheit, so scheint es. — Und dennoch: »Nach dem Gesetz, wonach du angetreten« — es bleibt nicht leicht etwas verloren, was einmal in uns gelegt wurde. Dies Geschick vollzieht sich verschieden an den Menschen,

je nach ihrer Eigenart. Ich weiß nicht, ob in der Generation unserer Eltern so, wie in der unsrigen. Und wohl auch in uns bei jedem Einzelnen anders. Sehe ich unsere junge Frau richtig, dann wurde ihr, wie so manchem von uns, neben so vielen anderen auch die schöne schicksalsvolle Gabe besinnlichen Sichinsichselbstversenkens und damit auch die innere Nötigung, es zu tun, mit in die Wiege gegeben. Und nun habe ich oft gesehen an Menschen ähnlicher Art: es kamen im Leben und Wachsen der Ehe für die junge Frau, mitten im hellsten Leuchten des Glücks — früher, später, irgendwann —, Stunden einer eigentümlichen Einsamkeit, die alle starke Liebe vom Manne und zu ihm nicht tilgen wollte. So kommt es — oder in anderer Form. Immer ist es eines, was da mitun sichtbaren Händen nach ihr greift: die eigene Natur, die Heimat, alles das, was die Vergangenheit ihr versprach und auferlegte. Langsam scheint sie wieder zurückzugleiten in die Bahnen ihrer Natur und Vorgeschichte: »So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.« Bin ich geworden was ich werden konnte? Und was war das doch? Was gaben mir Erbschaft und Tradition des Elternhauses? — Der Außenstehende darf das Kind des Hauses vielleicht daran erinnern, daß diese Frage kommt; aber es ziemt ihm dann, Halt zu machen, da er ja nicht wagen darf sie zu beantworten. Statt dessen ist ihm aber wohl erlaubt, zu bezeugen, was ihm selbst diese Eltern bedeutet haben und bedeuten, soweit er das vermag.

Da muß es mir gestattet sein, in diesem Kreise zuerst der tiefen Verehrung zu gedenken, die mich seit so manchen Jahren an die Frau bindet, welche wir heute im Witwenschleier sehen. Ihr leidenschaftliches Bedürfnis nach Klarheit und Wahrheit, ihre entschiedene Ablehnung aller Halbheiten und Kompromisse, ihr Streben nach eindeutigen Entschlüssen, die stolze Sicherheit ihres Wesens, das alles wurzelt in einem starken herben Gefühl für Würde — in einem ganz konventionsfreien Sinn dieses Worts — und in einer völligen Freiheit von aller Menschenfurcht, die mich immer wieder erfrischt hat inmitten dessen, was uns sonst so viel umgibt. Das gab ihr die innere Souveränität gegenüber dem Leben und seinen Fügungen — auch gegenüber Schmerz und Tod.

Vielfach ganz anders erschien dem ersten oberflächlichen Blick er, der heute immer und überall mitten unter uns ist. Als ich vor jetzt 14 Jahren hierher nach Heidelberg berufen war,

kam ich aus etwas komplizierten Verhältnissen und glaubte, nach manchem, was hier vorgegangen war, in weit schwierigere zu kommen, und, nach Lage der Dinge, ganz speziell in den Beziehungen zu dem Mann, von dem ich rede. Statt dessen stehe ich heute hier unter der Macht der Dankesschuld für eine Freundschaft und Freundestreue des älteren, damals so viel reiferen, Mannes zu mir, wie sie mir selten geboten wurde, die unwandelbar blieb in schweren Zeiten, in denen ich selbst außerstande war, andern geistig etwas zu bieten — einer Freundschaft, die es mir direkt erschwert, über ihn zu sprechen: sie rückt mir sein Bild vielleicht allzu nahe vor die Augen. Ich sah bald, daß dieser Mann mit Männern der allerverschiedensten, teilweise schwierigsten Eigenart dauernde feste Freundschaften pflegte, die ihnen etwas bedeuteten. Um nur zwei zu erwähnen, mit so grundverschiedenen Naturen wie Erwin Rohde und Georg Friedrich Knapp. Er war ein im weitesten und besten Sinn konzilianter Mensch, immer geneigt, sich zu vertragen und weit entgegenzukommen, die Dinge und Menschen von ihren verschiedenen Seiten zu sehen, den Realitäten Rechnung zu tragen, vorsichtig Mittel und Erfolg und alle Bedenken gegeneinander abzuwägen, einseitigen und präjudizierlichen Entschlüssen und Ansichten nicht geneigt. Und doch: Temperament, Wege, Grenzen waren gewiß verschieden bei ihm, der Gelehrtennatur, gegenüber der stark wollenden Vertreterin der Interessen ihres Geschlechts — aber in dem entscheidenden Punkt fand er sich mit ihr völlig zusammen. Wie Bismarck von dem ‚Portepée' sprach, bei dem sein alter Kaiser gefaßt werden mußte, um sofort zu reagieren —, so war es auch bei diesem scheinbar so grenzenlos nachgiebigen und vorsichtigen Mann. Es soll ihm unvergessen bleiben, daß er, der vermögenslose, in einer Zeit, wo alles Professorentum über die Uebergriffe von Ministerien klagte und klagt, ohne je daraus ernsthafte Konsequenzen zu ziehen, zu den wenigen gehört hat, die einer Regierung ihre Professur vor die Füße warfen, als ihm Unwürdiges zugefügt wurde. Das war es eben: der entscheidende Punkt, wo auch bei ihm seine Konzilianz umschlug in rücksichtslose Unnachgiebigkeit, lag da, wo es sich um die Angelegenheiten der persönlichen Würde handelte. Er schonte sie bei andern. Ich habe ihn über Gelehrte von hervorragender Bedeutung wohl witzig, aber nie, nach übler Professorengepflogenheit, häßlich reden hören. Und

so verlangte er sie auch für sich selbst und wahrte sie. Auch für seine Leistungen. Daß er sein Handwerk zu verstehen beanspruchte, daraus machte er kein Hehl. Und er durfte es wahrlich beanspruchen. In diesem Kreise heute hat von ihm ja nicht als Gelehrten die Rede zu sein. Nur darf gerade ich vielleicht erwähnen, wie sehr zu dem, was mir das Schicksal überhaupt vergönnte zu leisten, wesentlichste Anregungen mir aus seinen großen Arbeiten kamen. Um nur einige Einzelheiten zu berühren: die Scheidung naturalistischen und dogmatischen Denkens im ‚System der subjektiven öffentlichen Rechte' für methodische Probleme, die Prägung des Begriffs der ‚sozialen Staatslehre' für die Klärung der verschwimmenden Aufgaben der Soziologie, der Nachweis religiöser Einschläge in der Genesis der ‚Menschenrechte' für die Untersuchung der Tragweite des Religiösen überhaupt auf Gebieten, wo man sie zunächst nicht sucht. Und auch das sei noch erlaubt hier auszusprechen: wie sehr ich mit vielen andern es immer als Produkt einer ganz spezifischen ‚Dummheit' der Menschen und der Dinge bei uns empfunden habe, daß dieser Mann, der zu den wenigen gehörte, die in ihrem Fach Weltruf genossen, der dieses Fach in einer eigentlich nur ihm eigenen Art vertrat, zu dem jahraus jahrein ein breiter und doch erlesener internationaler Schülerkreis zusammenströmte, dennoch von den ersten Stellen, an die er gehörte, ausgeschlossen, und daß so die große Künstlerschaft seiner Lehrbegabung von einer breiten Wirksamkeit abgeschnitten und auf unsere kleine Universität angewiesen blieb — dieser gewiß zum Heil und uns, seinen hiesigen Freunden, zum Genuß.

Er überwand es, denn in dem Wesen dieses Mannes, der ja mit so mancherlei körperlichen und Stimmungshemmungen seit jungen Jahren zu schaffen hatte, war der Humor, sein ihm eigener Humor, ein Element von beherrschender Bedeutung. Wohl verstanden: es handelt sich hier nicht darum, daß er ‚witzig' war. Das war er gewiß in hohem Maße. Wenn es einem passierte, daß man seine eigenen Erzählungen später einmal von ihm kursfähig geworden, zu Edelsteinen geschliffen, wiederhörte, dann erkannte man sehr wohl seine hohe, auch rein formale Künstlerschaft auf diesem Gebiet. Mir ist von Lebenden nur der Witz Alfred Doves bekannt — und man sagt mir, daß auch der Joseph Ungers ähnlich geartet sei —, der so wie derjenige unseres Freundes in vollster Konzentration, unter strengem Fortstreichen alles nicht ‚zur Sache'

Gehörigen, den in einer Situation oder Gedankenkombination steckenden Gehalt an echter Komik herauszuschälen und zu einer Einheit zusammenzuschließen wußte.

Aber wovon hier die Rede ist, das ist doch etwas ganz anderes. Humor ist nicht einfach Witz. Cervantes ist kein Spötter — und mit dessen Sinn für das Groteske, als für das unentrinnbare Schicksal der reinen Gesinnung bei dem Versuch ihrer Verwirklichung unter den gegebenen Bedingtheiten der geformten Welt, hatte jene geistige Eigenart unseres Freundes, von der ich spreche, Verwandtschaft. Dieser ‚Humor' aber führt in seinen schönsten und höchsten Aeußerungen in eine der letzten möglichen Stellungnahmen des Menschen zum Leben überhaupt. — Aus Sinnvollem und Sinnlosen ist ja unser Tun und Erleiden geflochten und zu einem ‚Schicksal' geformt. Und indem er diesen letzten Kern des Lebens ergreift und vor uns hinstellt, schenkt uns der echte Humor in seinem feinsten Sinn ein von allem Spott weit entferntes, herzhaftes, gesundes und gutes, befreiendes Lachen. Das eben konnte auch unser Freund in seinen guten Stunden uns geben. Und dahinter steckte nun nicht die heute wieder moderne Attitüde der ‚romantischen Ironie'. Denn es war, wie in seiner Gattin, so auch in ihm, wohl keine Ader von einem Romantiker. In diesem Betracht wurzelte er überhaupt nicht in unserem nebligen phantastischen Norden, sondern war im Innersten eine ‚klassische' Natur. Seine Heimat hätte recht wohl am Markt von Athen stehen können, erfüllt wie er war von jenem Drange nach Klarheit, der auch dem Wesen seiner Gattin, nur in ganz anderen Formen, das Gepräge gibt.

Und dazu nun noch ein Letztes: Aus seiner Abkunft und den Traditionen seiner Familie hatte er etwas von jenem feinen Duft empfangen, der uns aus der linden und reifen Empfindungswelt des Orients entgegenweht. Nicht nur an die große Reinheit und Güte im letzten menschlichen Kern seines Wesens denken wir dabei — nicht daran allein also, wie der funkelnde Edelstein seines Geistes in solch ein lauteres Gold der Gesinnung gefaßt war, an dem man sich menschlich tief erfreute, ohne doch Worte darüber machen zu können. Sondern an jene, nach allem Wandel kommender und gehender Stimmungen, doch immer wieder in ihr Gleichgewicht zurückkehrende und darin schwebende, eigenartig souveräne Stellung der Seele zur Welt, die wir wohl ‚Lebensweisheit' im Sinn des antiken Orients nennen dürfen. Wenn er

innerlich ganz bei sich war, in seinen besten Stunden, leuchtete ein milder Strahl von ihr in ihm auf, und aus dieser Quelle speiste sich das beste von dem, was ich unter seinem ‚Humor' verstehen wollte. Und so angesehen ist ja dieser Humor nicht nur einer der ganz großen Meister und Bezwinger jenes Alltags, von dessen lähmender Macht heute schon einmal hier die Rede war, sondern auch eine der Formen, in denen wir inne werden können, daß Menschenwürde auch der Götter Stärke nicht erliegen muß. Diese Art von Humor hat auch mitgebaut an dieser wundervoll geschlossenen, glücklichen Ehe, die auf ihrer Höhe vom ersten Tage an blieb, bis ein schneller, schöner und würdiger Tod sie schied, zur rechten Zeit, ehe Krankheit oder Alter das Bild des Jugendgeliebten für seine Gattin hätte trüben können. Ein Tod, den er sah und hinnahm, beneidet von uns heutigen Menschen, die wir die Würde im eigenen Sterben und in der Hinnahme des Abschieds des anderen so sehr verlernt haben. Es wäre nicht in seinem Sinn, wenn wir heute hier in bedrückter Trauer bei dem verweilten, was wir durch sein Fortgehen verloren.

VIERZEHNTES KAPITEL.

REISEBILDER.

Auch in diesen Jahren bleibt Reisen beherrschendes Bedürfnis für Weber. Und wenn er ab und an bei nervöser Verstimmtheit mit Rückzug in eine Dreizimmerwohnung in der Hauptstraße droht, so plagt ihn wohl gerade die Frage, ob auch genug Geld für den Reisebedarf übrig bleibt. Die persönliche Inanspruchnahme heischt regelmäßige Entspannung draußen, so stark wie die immer noch schwankende Arbeitskraft: »Die vielen Schwatzabende nehmen Rache. Max schläft schlecht und ist sehr verstimmt und deprimiert. Produzieren und persönliches Sichverausgaben ist eben für uns nicht vereinbar. Er muß erst wieder fort, um sich von seinem Zustand abzulenken.« — Ja wenn die Sonne sich lange versteckt, namentlich im Frühjahr, spricht Weber immer noch von seiner künftigen Uebersiedelung nach Italien. Neben dem zeitweiligen Erschöpftsein der Denkkraft ist wohl der Grund solcher Unruhe das Bedürfnis den Alltag, der nicht genug verantwortungsvolle Taten gewährt, durch immer neue Schau zu durchbrechen. Winters Ende begeht er regelmäßig jenseits der Alpen, jetzt meist allein, und diese Zeiten dienen mehr dem Sammeln frischer Kraft als neuer Eindrücke. Manchmal macht er dabei physiologische Experimente: er fastet und hungert längere Zeit, um die Wirkung zu beobachten und vielleicht auch, um sich seiner Unabhängigkeit von materiellen Bedürfnissen und Alltagsgewohnheiten zu versichern. —

In folgenden Briefstellen ist ein Hauch seines Erlebens im Süden festgehalten:

Lerici, 2. 4. 10. »Die Fahrt in der Diligenza nach Sarzana ging durch unendliche Olivengärten, die hier alles bedecken in die große Bucht der Magraebene. In dem alten Nest selbst ist außer einer innen schönen gotischen Marmorkirche nichts zu sehen. — Aber der Blick auf die schneebedeckten Apuanischen Alpen, die ich seiner Zeit mit der Mutter von Fiesole aus ganz rechts im Norden als Abschluß ragen sah, über Maulbeer- und Wein-,

grüne Gemüse- und Kornfelder ist wundervoll. Dann zu Wagen an die Mündung der Magra und im Boot über das Vorgebirge zurück. Das Meer wäre für Dich vielleicht zu bewegt gewesen, aber die grünlich-weißlichen Wellenhügel in ihrem ewigen Sichdrängen und Schieben bei tief verhängter See, waren doch wieder fein, und dann nachher hier das Hereinkommen der bunten Fischerflotte mit ihren roten gelben weißen Segeln hübsch. Dahinter lagen die Schlachtschiffkolosse unförmig schwarz.«

»Gestern war ich am Nachmittag im Segelboot nach Porto Venere hinüber — schöne Fahrt hin durch den weißen Spitzenschleier der kleinen scharfen Meereswellen, zurück aber hatte der Mann bei dem schärferen Winde Angst und band uns an einen leeren Frachtdampfer, und nun schlug das kleine hin- und herschlenkernde Boot voller Sturzsee, man schwamm im Salzwasser und kam patschnaß nach Hause . . . . . Heute ist hier wieder wilder Scirocco, Tosen, strömender Regen, zuweilen Sonne, dazwischen abwechselnd lau und kalt. Die Wellen schlagen bis hier in den innersten Hafen über die Straße hinauf, die Dampfer kippen gewaltig, und die Kriegsschiffe liegen tief im Arsenalhafen von Spezia. Schönes grünes Spitzen. Besätes Meer. Alle Berge greifbar nahe, alle Farben ins Grünliche schillernd. Alle Vögel stumm. Grün, gelb, violett und scharfes Blau durcheinander beherrschen die Farbenstimmung, und das Meer gebärdet sich jetzt im Hafen wie toll.«

* * *

Vevey, 14. 4. 11. »Schönsten Dank für Deine beiden Kärtchen — wenn ich sie mir morgens ins Bett hole, kommt immer ein kleiner lichter Strahl mit ins Zimmer. Hier nichts Neues, Schlaf mäßig. Rechts neben mir ein Deutscher, der nachts um ½1 Uhr mit gewaltigem Zahnputzen ins Bett geht. Tolstois Mißtrauen gegen die Reinlichkeit hat doch etwas Bestechendes in solcher Lage. Links ein englischer Reverend mit Frau, der er nachts ½11—11½ Uhr Psalmen vorliest. Als ich das erstemal davon erwachte, brach der Satan mit gewaltigem Getöse in mir aus. Tiefe Stille. Dann begann das Psalmodieren in gedämpfter Tonart, aber ebenso störend, wieder. Wundervolles aber sehr kühles Wetter. Vorfrühling, erstes Grün. Es hält aber schwer, hier ruhig zu liegen. Dies satte glückhaftbeglückende Insichruhen des Südens fehlt eben doch.«

Weber reist weiter nach Süden und spricht unterwegs auch

in Turin bei dem jüngeren Freund und Kollegen Robers Michels vor, nimmt alles Menschliche in sich auf und zeichnet es in wenigen Strichen.

»Turin, 20. 4. 11. . . . . Gestern mittag kam ich hier an, traf Michels und die kleine kokette und fein anzusehende Manon auf der Bahn, logiere hier in einem einfachen Hotel und aß mittags bei Michels. Dann am Nachmittag Diskussion, abends bis 11 Uhr verschiedene Menschen. Leidlicher Schlaf. Jetzt noch einige Stunden Turin: Pinakothek und dergleichen. Nachmittags weiter nach der Riviera.«

22. 4. 11. »Du wirst über mein Schweigen anderthalb Tage und meine Wortkargheit unwillig sein. Aber in Turin war ich fast immer bei Michels. Ihre Wohnung ist klein: drei kleine Wohnzimmer, ein ganz kleines Nebenzimmer, kein Fremdenzimmer, sonst hübsch gelegen. Die Kinder schlafen mit dem Mädchen und der älteste Junge auf dem Sofa in jenem kleinen Nebenzimmer. Am ersten Abend waren drei Italiener da, am zweiten waren wir allein und disputierten bis ½2 Uhr nachts. Frau M. ist hübsch und graziös geblieben. Er: Herr Oberförster ins Anmutige übersetzt . . . . Als sie schüchterne Bedenken gegen das Ehebruchspielen mit Manon erhob — das wurde mir vorgemimt, und der kleine Racker ist wie versessen darauf — war er sehr peinlich berührt. Der älteste Junge Mario ist sehr nervös, plinkert mit den Augen, ist wenig kräftig, aber nett und zutunlich und offenbar von großer Güte. Manon ist ein allerliebstes nervöses Schlingelchen, naiv kokett, agiert wie eine Schauspielerin, spielte den Ehebruch glänzend in Gesten, Manieren und Konversation. Als ich aber sagte: Sie werde Schauspielerin werden, waren beide Eltern moralisch entsetzt! Die kleinste, etwa 4 Jahre alt, ist ein reizend gesundes, offenes, klares, kräftiges, lebendiges Kind, nicht totzukriegen. Die Kinder turnten immer an mir herum, er erörterte dann mit ihnen: ob ich oder Herr Lagardelle oder Herr Goldscheid 1. schöner, 2. güter, 3. angenehmer usw. sei. Ich erhielt den ersten Preis nur im Talent zu spielen, sonst in nichts. Die Kinder sind von fabelhafter Unbefangenheit in ihrem Urteil. — Natürlich mit Michels lange Gespräche über Erotik, davon mündlich: das Bewußtsein Eroberer sein zu können erhalte einen jung . . . .«

Alassio, 21. 4. 11. »Ich bin hier in einer ganz kleinen italienischen Kneipe untergekommen, unmittelbar am Meer mit sehr

schönem Strand. Das Nest ist entzückend. Haec est italia, Diis Sacra! Man sollte immer gleich hierherfahren. Der Genfer See ist doch noch ganz nordisch. Seit 8 Tagen lebe ich fidel in Bollenhitze. Die Nacht gut geschlafen. Das Meer rauschte in meine weit offene Balkontür hinein, und der warme Wind strich über mich. Alles ist fröhlich hier, wie immer in Italien. Dein 47 Jahralter Greis küßt Dich nach Kräften.«

»Heut ist es wunderbar schön. Es wird wieder heiß, aber nicht so schwül wie gestern, wo ich eine Wagenfahrt in die grünen Berge machte. Meist liege ich in heißem Sand am Strande vor dem Albergo. Nachts bei weit offener Balkontüre. Der Sonnenaufgang heut aus dem Meer war strahlend schön. Prachtvoller Menschenschlag: die Bengels alle so hübsch, hübscher als die Mädchen. Vor der Osteria baden die kleinen Purzels, namentlich einige sehr graziöse junge Französchen und dann Frauen, darunter die sehr hübsche Wirtin, in dem 18° warmem Meer. Alles wälzt sich nachher im warmen Sand und treibt sich im Badeumhang möglichst lange auf dem Strand umher. Ernstlich zu tun scheint niemand zu haben.«

* * *

Aiguebelle (Provence), 9. 3. 12. »Ich liege den ganzen Tag teils in dem Pinienwäldchen über dem Meer, teils im Korbliegestuhl auf dem Balkon, lese nichts, schlafe infolgedessen leidlich, wenn auch sehr unruhig, esse wenig. Von Deutschland hört man nichts. Nicht einmal, daß es existiert sieht man aus den hiesigen Zeitungen. Alles ist in ein fernes Nebelmeer getaucht und verschwunden. Man ist wie aus der Welt, und das ist zeitweise recht wohltuend. Ob wohl heute wieder ein liebes Kärtchen von Dir kommt?«

»Hier ist es andauernd wunderschön. Voll Sonne und frischer Luft. Von Blumen freilich sieht man nicht viel. Es sind lauter Berge mit einfachem niedrigem Piniengehölz, Macchia, Mimosen usw., alles äußerst einfach und ernst und gar nicht üppig. Uebrigens im Hotel ist ein baby, welches geschlagene 18 Stunden — ich habe das, als ich wenig schlief und den ganzen Tag im Hause blieb, konstatiert — brüllen kann wie eine Orgel auf großen Registern, phonographisch wiedergegeben klingen muß. Das geht doch über alle, durch Deine Sprechübungen erzielbaren Leistungen, oder könntest Du so was jetzt auch? Ende März hast Du ja wohl wieder so einen Vortrag?«

»Wenn hier Veilchen oder andere kleine Blumen wären — aber es sind nur die großen dickstengligen Blumen des Südens zwischen die Mimosen und Pinien eingestreut, die man nicht in Briefe tun kann — so würde ich Dir ein paar in diesen Brief einlegen, der wohl grad zu unserem Verlobungstag in Deine Hände kommt und Dir all die Ueberfälle von Liebe und Reichtum und Glück danken möchte, die in den nun 19 Jahren (!) — sollte man an die Zeit glauben? — von Dir ausgegangen sind und mich in guten Zeiten froh und frei gemacht, in schlimmen über Wasser gehalten haben, und vor allem: innerlich jung, das fühle ich immer wieder und auch jetzt hier, obwohl ja der Frühling sonst nicht die eigentlich schöne Zeit des Lebensjahres ist . . . . . Nun laß Dich lange umarmen und küssen, viele viele Male. Es ist so schön, jetzt daran zurückzudenken, wie kompliziert es das Leben angefangen hat, uns zusammenzuführen! Es muß schon etwas Apartes damit bezweckt haben — nun, und das hat es ja auch fertig gebracht.« (21. 3. 12.)

»Ob wohl der Frühling jetzt auch noch, oder wieder da ist bei Euch? Hier ist voller Sommer, muß man sagen: man liegt des Nachts bei Mondschein unten im Sand am Meer, und der warme Wind ist wie der Arm einer Geliebten um den Nacken . . . . . Gestern auf Cap Négre bis in die Nacht hinein; es war schon unerhört schön auf diesen dichtbewachsenen Felsen mit ihren schwindligen Pfaden über dem Meer. Ganz wie Villa Serbelloni, nur hat man dort die Alpen in der Ferne vor sich, hier das Meer und die iberischen Inseln. Die Serbelloni ist natürlich doch schöner, aber jetzt noch eisig kalt. So sonnig und warm wie hier ist es eben doch nirgends um diese Zeit, außer etwa im Süden Spaniens. Von Zeit zu Zeit hat man Lust zu einer Stadt in der Nähe, aber das vergeht dann auf einmal wieder.«

»Ich gehe zunächst nach Marseille und von dort, je nach der Qualität des Wetters noch in die Provence: Arles, Nimes, Tarascon und vielleicht zu einem der alten verfallenen »Liebeshöfe« der Troubadours, dann Avignon. Gestern machte ich nochmal einen Abendspaziergang an der schönen Küstenstraße entlang, bei warmer Sciroccoluft, wie in einer Sommernacht. Die Farben sind hier so diskret in aller strengen Einfachheit, und der warme Wind des Südens, der wirklich ‚zärtlich um uns braust' tut wohl. Man freut sich dann doch wieder der Einsamkeit der Lage sehr.

Kein Auto — nichts. Nur eben — zu teuer. Ich glaube nächstes Jahr: Rom oder Athen und dann mit Dir.«

* * *

»Habe vielen vielen Dank für Dein liebes Briefchen vom Samstag mein Herz, das gestern kam. Aber was machst Du immer für ein großes Tier aus mir! Ich segne mein Schicksal, daß es mir das alles zugemessen hat ohne Verdienst und möchte nur, es verliehe mir auch so viel s i c h t b a r e Liebe aus mir herauszutragen.« (26. 3. 12.)

Aigues-Mortes (Provence) 31. 3. 12. »Die Stadt der toten Wasser liegt im unberührten Mittelalter — sie war vom Kreuzzugsfahrer Ludwig d. Heiligen erbaut — an heut stagnierenden Sümpfen, ganz einsam im Rhonedelta. Schnurgerade Straßen, prachtvolle intakt erhaltene Mauern und Türme, ein gestopft volles Kirchlein mit sehr schönem Gesang eines Mädchenchors und Palmsonntagsschmuck. Die Kinder alle mit Lorbeer- und Mimosenzweigen — es ist eine seltsame weltferne Stille in dem einst so bedeutenden Nest. Gestern war ich von Arles aus auf einer weiten Nachmittagswagenfahrt über Land, durch die abwechselnd fröhliche und ernste Provence nach dem alten Liebeshof der Seigneurs von Maurika in Les Beaux bei Arles, auf einem wilden Steinkegel, oberhalb eines von wulstigen grauen Steinwänden — genau wie man sie auf der Fahrt von Burgos aus sah — eingeschlossenen Wiesentals. Der Ort hatte einmal im Mittelalter 3600 jetzt 100 Einwohner; er liegt in Ruinen; die Seigneurs waren die größten der Provence, Mittelpunkt der Troubadoure, einer von ihnen wurde Kaiser von Konstantinopel. — Der wunderschöne Blick über die Provence mit den schneeweißen kalkstaubigen Straßen, den schneeweißen Kalkmauern, die Abendfahrt durch das stille Land bei starkem warmem Wind — das alles war schön. — Dann Arles selbst, das Amphitheater und die Rhone im Mondschein; die römische Gräberstraße: da steht eine Viertelstunde lang Sarkophag an Sarkophag direkt am Wege — wie die Gräber in Pompeji, weißt Du noch? Man ließ die Toten mitten im fließenden Leben. Dann überhaupt diese Römerstraße zwischen der fröhlichen, aber doch so viel kleineren Gegenwart. — Das alles war schön, und das genieße ich doch s e h r. Nächstes Frühjahr zusammen nach Griechen-

land nicht wahr? Heut abend Nimes, morgen Mont Pellier, dann Avignon.

»Maguelone b. Mont Pellier, 2. 4. 12. So, jetzt ist der weiteste Punkt dieser Rundreise erreicht. Man sieht in der Ferne die Pyrenäen herüberwinken, wenn auch nur ganz zart. Dies Kirchlein, die Stiftung der schönen Magelone aus Schwabs Volksbüchern, liegt ganz einsam auf einer Düne am Meer zwischen Pinien, und umgeben vom Meer und auf der anderen Seite von weiten Salzsümpfen. Es ist der einzige Rest einer alten Hafenstadt griechischer Gründung, welche die Karolinger den Sarazenen abnahmen. Ein ganz verdrehter Bau, umtobt von den Stürmen dieser, nächst Holland, windigsten Gegend Europas. Aber in den Dünen wächst der Wein, gedüngt mit dem Inhalt der Nachttöpfe der Fischer. Die Abendaussicht und Abendstimmung ist einfach fabelhaft. Braune, violette und hellgrüne Töne, aber es ist empfindlich kalt in dem unerhört starken Seewind.«

Mont Pellier. »Heute früh sah ich Courbetsche Bilder im Museum, dem nächst Paris und Lille, besten Frankreichs. Auch hier die Landschaften ganz an Böcklin erinnernd. Sonst in Mont Pellier namentlich das schöne Wasserschloß am Eintritt des Aquaedukts in die Stadt, gestern im Mondschein dort, wundervoll.«

(An Helene) »Ich habe aus Südfrankreich immerhin einige Erholung mitgebracht, wenigstens so viel, um leidlich arbeiten zu können, was im Winter nur sehr mangelhaft ging. Und habe auch viel Schönes gesehen in diesem merkwürdigen Land, speziell in der eigentlichen Provence, in der ich noch 8 Tage herumgefahren und gelaufen bin. Diese Schwemmniederung der Rhone ist wohl das windigste Land der Erde, selbst Holland ist nicht so windig, und so flach wie ein Teller, ebenfalls wie Holland. Aber welch ein Unterschied! Statt der holländischen Wiesen und des Viehs meilenweit Abwechslung von Salzsümpfen und Heide mit Weinäckern von riesiger Ausdehnung. Und darin die jetzt toten Städte des Mittelalters im vollen Schmuck ihrer riesigen Festungsmauern; weit hinten die Berge, von den phantastischsten Formen im einzelnen, in denen dann die Trümmer der alten Liebeshöfe der Troubadours auf unzugänglichen Steinkegeln auf der Hochebene liegen. Reizend liebenswürdige Bevölkerung und wunderschöne Nachmittags- und Abendbeleuchtungen und prachtvolle Kunstdenkmäler von den Römerresten bis zur Spätgotik. Nur der wahnsinnige unausgesetzte Nordwind

gegen den die Felder mit dichten Binsenwänden oder Zypressenhecken geschützt werden, ist zuweilen rein zum Verzweifeln — —.«

II.

Frühjahr 1913 und 14 verbringt Weber in einem Oertchen an einem der oberitalischen Seen, das mancherlei seltsamen Menschen Zuflucht gewährt, die sich von der bürgerlichen Gesellschaft geschieden haben: Anarchisten, Naturmenschen, Vegetariern und anderen modernen Sektierern, die hier ihre Ideale verwirklichen und dadurch die Zelle einer neuen Weltordnung bilden wollen. Auch Anhänger des Freudjüngers haben sich dorthin zurückgezogen, Anarchisten und Kommunisten. Sie stellen hier ihr Dasein ganz auf ihre Ideale: vor allem Freiheit von jeder überlieferten Norm — leben in Armut und Ungeborgenheit und tauschen dafür Außeralltägliches ein, das seelische Abenteuer, den Kampf um Selbstbehauptung in einer Existenz voll Bedrängnis aller Art. — Schwere, nicht konventionsgeschaffene, sondern naturgewaltige Konflikte, vor allem für die beteiligten Frauen, treten ein. Es kommt um ein Kind zu einem komplizierten Prozeß, der sich über Jahre erstreckt und ohne Webers Beistand wahrscheinlich ungünstig für die Mutter verlaufen wäre. Er arbeitet monatelang in dieser Sache, instruiert mehrere Anwälte in langen Schriftsätzen, verhandelt mit ihnen im Ausland persönlich, gewinnt Zeugen, kurz setzt wieder einmal seinen ganzen Eifer und Scharfsinn ein. Gleichzeitig steht er einer anderen bedrängten Frau in einem ebenso schwierigen und langwierigen Scheidungsprozeß bei. Es gibt Stöße von Akten und Briefen und auch in diesem Fall wird das erwünschte Ziel nur durch Webers Energie erreicht. Brüderliche Hilfsbereitschaft und Kampfesfreude sind seine Antriebe — sein Lohn: Dankbare Freundschaft und der bereichernde Einblick in die eigenartige Welt ganz anders als er selbst orientierter Menschen und in die Folgen ihres Tuns. Einiges vom seelischen Niederschlag der Erlebnisse in L. möge hier mitgeteilt werden: »Als ich gestern von der Post kam, trat mir an der Tür meines Hauses hier eine blonde Frau entgegen, mit einem blonden und einem dunklen Kind — natürlich Dora. Wir haben uns Guten Tag gesagt, sie hat mir von der Gräfin erzählt und dann von ihren Kindern. Sie wohnt weiß Gott in meinem Hause. Die Kinder mit dem Mädchen schräg gegenüber

am Hafen. Ihr jetziger ‚Mann', der Anarchist, sitzt noch in Zürich im Gefängnis. Sie ist allein und bedarf der Aussprache.«

»Heut ist es kalt, aber etwas Sonne nach endlosem Regen gestern. Ich sitze, spät aufgestanden nach einer mittelguten Nacht auf meiner großen Bude, 3 eigentlich 4 Stock hoch mit Blick auf das steil ansteigende Gärtchen neben dem Haus und auf den See. Im Zimmer sind zwei Betten, ein Wandschränkchen, ein Kommode, ein alter verfallener ‚Prahlhans', ein großes Schlafsofa, ein großer Tisch, Blechwachstisch, Nachttisch und einige vorweltliche Polsterstühle, elektrische Lampe, uralte Oeldrucke, Spiegel, Kleiderständer, gelbgetünchte Wände. Zum Zimmer gehören eine kleine Küche, ein W.C. nebst Badezimmer, das Ganze unter Etagenschluß. Also ganz für ‚ein glücklich liebend Paar' von hiesigen Naturmenschen, die höchstens mal eine Hafergrütze kochen. Vor dem Haus ist die Chaussee, dann steigt man in ein kleines, üppig blühendes, betäubend nach Veilchen duftendes Gärtchen am See hinunter. Hühnerhof, kleiner Bootsanlegeplatz. Der Besitzer: Avvokato e Notajo ist jeden Tag auf seinem Büro. Die Frau, sicher einst schön, auch jetzt sehr stattlich, hat den Typus der Großbäuerin, scheuert die Stuben mit der serve zusammen, läuft im Trabe zur Post, kurz ist ihrem Stande nach dasselbe wie Signora Q. in der Kneipe im Oertchen. Es ist ein richtiges dreckiges Italienernestchen, nur ist die Kneipe durch die hier wohnenden Italiener kultiviert. Die Küche ist eigentlich zu gut für mich. Morgens esse ich Bisquits und gedörrte Feigen. Man bekommt die Sachen ganz gut in der Handlung für die Naturmenschen. Ich lebe auch sonst von Haferkeks, Datteln, Feigen, Orangen, gehe alle zwei Tage mittags zu Q., aber abmagern tue ich bisher trotz allem doch nicht.«

»Schick mir doch das Lukáczbuch (Die Formen der Seele). Ich kann es hier lesen. Die Marie Donadieu habe ich gelesen und gab sie der Dora, die mir dafür das neueste Buch der Gräfin gab: ein Schwabinger Schlüsselroman mit George, Wolfskehl, Graf Andrian und ihr selbst. Gut geschrieben, aber doch nur für Schwabing-Interessenten. Die Marie D. ist ja prachtvoll geschrieben und mit Tiefe und Feinheit, ein sehr hohes Niveau von Kritik der Erotik, nur ist der Schluß etwas übers Knie gebrochen: Das Reisen im persischen Golf ist doch kein genügender Ausdruck des Reichtums und der Größe eines a u ß e r erotischen Lebens. Ich werde das Buch aber nochmals lesen. Viel einzelnes

entgeht mir, denn mein französisches Vokabularium ist schwach, sehr schwach. — Bei der Hundekälte hier — ich schreibe mit blauen Fingern — saß ich gestern einige Stunden bei Dora am Kamin. Sie hat viel Aussprachebedürfnis. Sie besuchte letzte Woche ihren Freund im Gefängnis. Auch er hat den religiösen Glauben an die eifersuchtsfreie Zukunftsgesellschaft der wirklich ‚freien' — innerlich befreiten — Liebe. Sie selbst theorisierte auch etwas darüber. Aber als ich sagte: 1. nobles H a n d e l n im Fall von Eifersucht sei eine schöne Sache, a b e r wie man es ritterlich finden könne, sich von einem Menschen, dem man so viel ‚schuldig' geworden sei, a l l e s gönnen zu lassen, 2. ob nicht hier einer S c h r u l l e zuliebe eine wahnsinnige seelische Kraftverschwendung getrieben werde? brach es heraus: Ja, es sei furchtbar und ganz aussichtslos . . . . . Helfen kann man ihr nicht, denn die Beziehung zu dem Mann entscheidet alles. Sie paßt, solange das dauert, in keinerlei bürgerliche Umgebung, nicht der Sache selbst wegen, sondern wegen all dem Drum und Dran, und weil nur das Außeralltägliche und die wechselnden Erlebnisse sie hoch halten.«

»Das Wetter ist heute trüb und milde. Es ist schön, die Linien der Berge durch das Silbergrau zu sehen, und noch schöner, wie in der langen Abenddämmerung die diskreten Abtönungen der stahlgrau untermalten Farben sich langsam verschieben. Vielleicht gehe ich heute nochmals nach L. oder lasse es auch für morgen als Geburtstagsfeier. Denn mein Gott! Ich trete ja in mein 50. Jahr! — Ich kann es noch gar nicht glauben, denn man ist doch noch so seltsam jung! Oder ist es nur Deine Jugend, mein Herz, die mich so täuscht? Wir wollen doch als Geburtstagsgeschenk die beiden Pfosten von Zement an der Brücke zum Garten mit Holzkästen krönen lassen, in die man einen schönen Blumentopf stellen kann — das fällt mir hier plötzlich ein, ich weiß nicht warum?«

». . . . . Dora will mir noch sagen, was ich nicht von ihr denken soll — dann ist Schluß. Gestern kam noch so heraus: (zum Sohn) Ja, ja, Du wirst es schon merken, wenn die Frauen ihre Kinder nicht mit Dir spielen lassen wollen. Sie gefiel mir gestern wieder sehr in ihrer Ehrlichkeit. Man lernt doch viel! — Wenn es auch alles Dinge sind, die sich von selbst verstehen . . . . .«

»Eben kam Dein lieber schöner Brief. (Zum Verlobungstage.) Mein Liebes, all das, was Du da über mich sagst, ist ja eine schöne

‚Dichtung' Deiner großen Liebe. Ich kann mich selbst nicht so mit großen und schönen Augen sehen, wie Du das tust, und deshalb ist das alles mehr ‚aufgegeben' als ‚gegeben'. Aber gleichviel — es ist jetzt nicht die Zeit zu untersuchen, was davon wahr ist und was nicht, sondern sich der Schönheit zu freuen, die es möglich macht, daß solche ‚Dichtungen' entstehen. Es wird mir hoffentlich immer möglich sein, sie wenigstens nicht Lügen zu strafen und Deiner Seele die Fähigkeit zu bewahren, immer neu zu ‚dichten'. — Dann sind die Gedichte doch in dem Sinn ‚wahr', wie uns Menschen auf diesem Gebiet die Wahrheit beschieden ist. . . .«

* * *

»Ich habe gestern abend und heute morgen je ein paar Orangen gegessen, sonst seit Freitag abend nichts. Außer diesen welterschütternden Tatsachen ist nichts zu berichten. Wir warten gespannt auf die Nachrichten des Anwalts und erwägen die Möglichkeit, daß der Richter ihm sagt: ‚Gibt sie die Beziehung zu Karl auf, dann behält sie das Kind'. Das erstere wird sie aber höchstens der Form nach tun. Dabei ist sie sich merkwürdig klar darüber, daß er nicht dauernd hier bleibt, weiß nur absolut nicht, was später aus ihm werden soll. Er warte immer auf den Moment großer innerer Erleuchtung, wo er etwas ganz großes, Prophetisches tun werde. Alles dreht sich um seine Verurteilung, das ist fast beängstigend. Auch Dora fand es — wenn man doch einmal von der absoluten Bosheit als Grundlage der Gesellschaft überzeugt sei — unerklärlich, w i e ‚überwertig' diese Ideen bei ihm sind. Im übrigen möchte er eben Güte und Nächstenliebe durch Akosmistik der E r o t i k zur Vollendung bringen. Ich hatte Dora schon gesagt, warum das nicht geht, und sie gibt zu, daß die eigentliche Konsequenz die Tolstoische Askese sei, zu der er ja auch immer wieder hinneigt.«

»Hier ist noch starker Betrieb. Gestern diktierte ich den Kommentar zu den Prozeßbriefen. Heute entwerfe ich mein Gutachten über den Anarchisten Karl, das dann morgen die Gräfin in die Schreibmaschine diktiert bekommt. Dafür habe ich ihr, mit schlechtestem Gewissen, eine Bitte um ein Gutachten über die mögliche Entlassung ihres Sohnes aus der deutschen Staatsangehörigkeit (Militärdienstpflicht) fabriziert. Hoffentlich führt es zu nichts und muß er doch dienen. — Seit heut vor 8 Tagen abends habe ich nur 4½ Kilo Orangen zu mir genommen,

2 Zitronenlimonaden ohne Zucker, 3 Tassen Tee. Mir ist heute genau zumute wie am ersten Tag, d. h. der Magen knurrt oft. Man ist nicht ganz in normaler Verfassung, aber auch nicht wesentlich anders als sonst. An meiner Figur keinerlei Veränderung, keinerlei erhöhte Nervosität. Ich gehe und lese wie immer, nur das Schreiben strengt etwas an. Morgen früh wird mit einem rohen Finocchi die Ernährung wieder begonnen . . . . . Doras Freund hat T i e f e. Es fehlt ihm aber die Ausdrucksfähigkeit auch für einfache Gedanken. Das Gefängnis hat so auf ihn gewirkt, daß er mit seinem Grübeln über die Bedeutung des Guten nicht fertig wird. Daß der E r f o l g guten Handelns so oft gänzlich irrational ist und üble Folgen einträgt, wo man ‚gut' handelte, hat ihn daran irre gemacht, daß man überhaupt gut handeln s o l l e: Bewertung des sittlichen Handelns vom E r f o l g aus, statt vom eigenen Wert. Vorerst sieht er nicht, daß da ein Fehler steckt, und ich werde sehen, ihm ‚die Brüder Karamasow' zu verschaffen und später einmal Lukács Dialog von den Armen am Geist, wo das Problem ja behandelt ist.«

»Heute traf ein dicker Brief des Anwalts ein, der mich nötigt, nach Zürich zu fahren. Es kommt alles darauf an, Personen zu ermitteln, welche über die Qualitäten — die politische Harmlosigkeit Karls — Entsprechendes bekunden können. Ich will dann sehen, ob ich trotz des schwankenden Wetters mit Tobelchen noch nach der Ufenau fahre oder den halben Tag lieber in Zürich bleibe, und bei ihrer netten Schwester mit ihr zusammen bin.«

Zürich, 9. 4. 14. » Jetzt geht es nun gleich wieder ‚heim'. Wenn ich diese Welt voll Zauberweiber, Anmut, Tücke und Glücksbegier so nennen soll, solange nicht alles dort getan ist, was jetzt noch getan werden muß, soll man sich nicht umsonst geplagt haben. Ich muß ja sagen: zwischen diesen schönen, in gewissem Sinn auch ‚menschlichen', aber h i n t e r g r u n d l o s e n Eindrücken einer nur auf Sensation gestellten Welt, war es eine Art von Oase der Reinheit, — man kann es doch nicht gut anders nennen — hier gestern diese Fahrt nach der Ufenau mit dem andersartigen, aber in seiner distanten und zart schwärmerischen Art so ‚nobel' wirkendem Kinde. . . . . .«

»Das Wetter ist herrlich, voller Frühling, alles in Blüte und Grün. Gestern abend war hier die Osterprozession mit Lampions, getragenen Christusbildern usw. Alles mit Lichtchen und Lämp-

chen illuminiert, lebende Bilder der Verkündigung auf der Straße vor dem Café — dabei Vollmond! Es war zauberhaft. Alles so gänzlich anders, als am Zürichsee. Dort ‚Kultur'. Die kleinen Häuschen im grünen Wiesenplan hoch bis in die Berge hinan, in alle kleinsten Falten sich hineinschleichend, überall hin das Menschenherz mit seiner Not und seinen Freuden tragend, und dann im Hintergrund die hohen Bergriesen. — Hier die Dörfer droben angeklebt als ein Stück der Natur. Die Menschen offen wie diese — und ebenso verschlossen wie diese, nicht über sich hinaus weisend — a u c h schön, nur weniger menschlich, ohne Intimität wie ein nackter Akt, — so wie das Leben der hiesigen Menschen auch. Hintergrundlos, aber nicht ohne Stolz und Form. — Ja, ich habe gewiß Sympathie für Dora, weil sie so geblieben ist, aber in dieser Luft könnte ich nicht lange atmen. Die Gräfin ist mir gänzlich uninteressant. Grüße die Mutter — was die wohl sagen würde!! — tausendmal trautes Kind. Es umarmt Dich Dein in sonderbare Fabelwelten verschlagener Max.«

». . . . . Der kleine Walter ist übrigens ein plastisch veranlagtes Kind. Seine Definitionen von Menschen sind sehr schön: ‚Wer war das, Walter?' — ‚Das war die Gina'. — ‚Wer ist die Gina?' — ‚Der die Nase läuft, wenn sie Milch im Topf holt', — braucht man mehr von einem Mädchen zu wissen? . . . . Heute ist die Klagebeantwortung abgegangen. Wieder ein langes Schriftstück. Hoffentlich das letzte seines Zeichens . . . . . Gestern hat dann die Dora ein langes Gespräch mit mir über die ‚Lüge' gehabt. Sie wollte gar nicht einsehen, warum N. nicht einfach als Zeuge lügen könne. Der Staat sei doch kein Freund, Prof. X ein Feind, beide könnten doch also die Wahrheit von ihr und ihrem Freund gar nicht verlangen. Auf die habe doch nur der F r e u n d Anspruch, niemand sonst. Ich machte ihr bemerklich, daß ich von Jemanden, der auf diesem Standpunkt steht, nie sicher sein werde, ob er der ‚Freund' s e i , für den er sich ausgebe. Dann verlangte sie zu wissen, ob dies der Grund sei, weshalb ich mich ihr gegenüber in so weite Distanz hülle? Ich sagte, der Grund liege in meinen Erfahrungen. Ich würde zwar spezifisch ‚erotische' Frauen — wie sie ja selbst bemerken müsse — unter Umständen recht gern haben, aber mich selbst niemals an sie innerlich attachieren, oder auf ihre Freundschaft bauen. Denn ich sei, wie sich gezeigt habe, kein geeigneter Freund für solche Frauen, für die in Wahrheit doch nur der erotische Mann Wert habe. Auf

die Dauer und Sicherheit ihrer noch so stark subjektiv empfundene Kameradschaftlichkeit würde ich mich niemals verlassen, denn die Erfahrung zeige, daß auch beim besten Willen alle Worte und Empfindungen bei der ersten Probe ungültig würden. — Nun das paßte ihr nicht recht, aber es blieb dabei.«

»Heute in aller Frühe ging ich auf das Delta — es war bei verhängtem Himmel und umwölkten dunklen Bergen in seinem Schmuck ganz unglaublich eindrucksvoll. Die Bäume sind jetzt nicht mehr nur linienhaft, wie bei Ernst Gundolf, die Wiesen voller Blumen; rundum die rote Pfirsichblüte, der Flieder im Aufblühen. Aber hinter mir schlich die Nymphe Kalypso im goldenen Gewande aus der gewölbten Grotte ihres Palazzo, — ihr zu entgehen, denn sie paßt nicht da hinein, ging ich schneller, dann rechts abseits, dann links abseits — schließlich sah sie wohl, daß Odysseus nicht zu haben war, und kehrte um, sendete mir nun aber ergrimmt ein Gewitter auf den Pelz, das mir keinen trockenen Faden ließ, den Hut in eine tragische Maske verwandelte und mich heimwärts im Galopp jagte. Aber es war doch schön.« —

* * *

Für die Art, wie Weber der Freundin beistand, mögen folgende Briefstellen an sie sprechen.

»..... Was Sie aber auch tun, seien Sie absolut sicher: gegen eine Fortnahme Ihrer Kinder gibt es Mittel, und auch ich stelle Ihnen jede denkbare Hilfe, einschließlich der äußersten Gewaltsamkeit zur Verfügung. Ich stehe stets in Basel zur Verfügung, auch für Ihren Freund, um Ihnen die Rechtslage darzulegen, wenn er es nützlich finden sollte.«

»Seien Sie sicher, daß ich Ihnen genau so helfe, wie Sie wollen, deshalb brauchen Sie auch nicht böse zu sein, wenn ich Falsches vorschlage, sondern können einfach sagen: ‚Sie sind ein Esel.‘ Das sehe ich dann entweder ein oder nicht! — aber ich nehme es nicht übel ..... Ich denke, daß Prof. X bezüglich Karls allenfalls fordern wird: daß er und Sie mit den Kindern in getrennten Häusern wohnen. Ich schlug Ihnen vor 1½ Jahren Aehnliches vor, weil dann ja gar nichts zu machen wäre von seiten ihres Gegners. — Da müssen Sie und er dann eben wählen. Haben Sie gewählt, so werden Sie von mir nie hören: ‚Sie haben falsch gewählt.‘ Ich rate nur: wählen Sie nüchtern und in Ruhe.«

»..... Ich komme nun auf einen Punkt noch einmal zu sprechen, den ich wohl längst hätte grundsätzlich aussprechen sollen: es hätte mir viele innere Strapazen und Ihnen einiges Schelten von meiner Seite erspart. Sehen Sie: immer wieder finde ich in Ihren Briefen Bemerkungen, die so aussehen, als meinten Sie: ich mutete Ihnen zu, oder ich arbeitete darauf hin, Ihre Beziehungen zu Karl zu erschweren, oder stellte mich auf die Seite derer, die diese Beziehungen sprengen möchten. Liebe Frau Dora — es ist der einzige Punkt, der unserer Freundschaft gefährlich werden könnte, wenn Sie das ernstlich glaubten, nachdem ich wochenlang mit Ihnen beiden freundschaftlich verkehrt habe, so wie es geschah. Um aber damit ein Ende zu machen, will ich mich ganz klar ausdrücken: Sie wissen gut, daß natürlich diese Beziehung es ist, welche die größten Schwierigkeiten macht. Nicht das Bestehen einer Beziehung dieser Art an sich. Auch nicht nur der ‚Anarchismus', sondern und zwar vor allem: Karls Erwerbslosigkeit. Ich brauche keinem von Ihnen zu sagen, wie häßlich der kalte Blick Fernstehender diese Situation sieht. Man muß eben die Personen kennen, um sie richtig zu beurteilen. Sie und Karl können, — lassen Sie mich das offen sagen — von einem Fernstehenden einfach nicht verlangen, daß er die Dinge sieht, wie ich sie sehe und sah, schon ehe ich dies Jahr in L. war. Und daraus folgt für die Haltung der Dritten alles. Man kann sich demgegenüber auf den Standpunkt stellen: ‚Um so unnachgiebiger müssen wir auch in Kleinigkeiten und Nebendingen sein.' Glauben Sie mir, das verstehe ich. Und so verstand ich es auch, daß Sie die einfache, rein technische Maßregel: für jetzt eine stärkere räumliche Trennung der beiderseitigen Wohnung durchzuführen: Sie mit den Kindern in einem andern Haus als Karl, nicht ergriffen haben. Das kann ich ja ganz gut verstehen. Aber Sie Ihrerseits alle beide müssen begreifen, daß ich als Freund Ihnen in erster Linie nicht ‚Catonismus' dieser Art, sondern Klugheit anraten mußte. Deshalb riet ich seiner Zeit zu jener Konzession: förmliche Trennung der Haushalte, wenn irgend möglich. Denn dann würden die Anträge Ihres Schwiegervaters sofort glatt zu Boden gefallen sein. Zweimal durfte ich Ihnen das nicht raten, denn es sind ja ihre beiderseitigen eigensten Angelegenheiten, die da in Frage standen. — Warum dies alles? Weil ich in L. in der ganzen Zeit in der fatalen Lage war, es zu ver-

schweigen, und obwohl doch alles, was wir taten — und wie gern taten! — damit zusammenhing: Ihnen die Wahl zwischen der Beziehung zu Karl und Ihrem Kinde zu ersparen, ich dennoch immer wieder unsicher werde und sein muß: ‚Denkt sie nicht schließlich doch, er möchte uns lieber auseinander haben?' Das aber ist unerträglich. . . . . Was ich Ihnen wegen der gerichtlichen Aussage schrieb, ist auch nur Klugheitsempfehlung. Verstehen Sie? Aber da bin ich meiner Sache sehr sicher. Machen Sie es anders — gut, ich helfe Ihnen nach Vermögen auch dann. Aber Sie handeln dann sehr unklug und leichtsinnig; ich bin sicher, Sie bereuens. — — — (folgen detaillierte Anweisungen). Ich denke, es wird alles schließlich ganz gut gehen, und erwarte meine Vorladung nach Prag. — Und nun werden Sie keine ‚verqueren' Briefe und keine Sie verelenden Mitteilungen mehr bekommen, liebe Frau Dora. — Denn was mir belastend und schwer aussprechbar war, habe ich oben gesagt. Nun bleiben Sie gut und freundschaftlich gesonnen Ihrem — nicht immer bequemen — etwas ungelenken Max Weber.«

»Meine teure Frau Dora! Nun ist ja alles in bester Ordnung, und Sie sehen Gespenster! Sie haben die Wahrheit gesagt und haben doch die Möglichkeit, sie zu ergänzen, also freie Bahn. Folglich haben Sie sachlich richtig gehandelt, und kein Mensch kann Ihnen auch nur das allergeringste tun, das ist einfach ausgeschlossen, und ich bin ganz außerordentlich erleichtert. Sie sind eben jetzt diesen Sachen nicht gewachsen und müssen es erst wieder werden. Wie gern wäre ich jetzt bei Ihnen, oder käme eigens hin. Aber ich kann absolut nicht. Wir besuchen Sie im September, Marianne und ich. Ich schreibe sehr bald mehr. Dies nur, um Sie zu bitten, ganz ruhig zu sein. Ich bin froh, daß Sie die Sache so gemacht haben. Alles ist damit in guter Ordnung.«

III.

Weber befriedigt sein Bedürfnis nach Kultur schau vor allem auf den gemeinsamen Spätsommerreisen, — Das Zeigen schöner Dinge erhöht dann seine Freude. Im Sommer 1910 ist England das Ziel. Die Gefährten erheben sich an der Hoheit normannisch-gotischer Kathedralen. Anders als die vom Häusergewimmel umdrängten deutschen Dome steigen sie frei aus planem Rasenteppich, in feierlicher Distanz vom Alltag. Die Kathedrale von Canterbury gehört zu dem Erhabensten, was sie

je gesehen haben. War es Menschengeist, der dieses Werk ersann, Menschenhand, die es vollendete? War es Menschengeist, der das Unfaßliche derart vergegenständlichte, oder schuf Gott selbst sich durch seine Diener diese Stätte? Ach, in der nur künstlerischen Erhebung moderner Menschen, welche Armut, welch tiefer Schmerz der Gottferne. —

Auf andre Art erschüttert die Reisenden Shakespeares Geburtsort: das altertümliche Städtchen, wo mit den Reliquien des Genies Geschäfte gemacht werden. Das Rattern der Automobile und ihre eiligen Insassen verjagen die Versunkenheit, das persönliche Leben des Dichters bleibt anonym. Aber der dunkle Fluß, sich hinwindend unter silbrigen Trauerweiden, flüstert noch von Ophelias süßem Leid. Und dort im Seitenschiff der alten Kirche, wo die Gebeine des erhabenen Geistes in Gemeinschaft mit denen seiner Gattin und Töchter ruhen, scheint sich der Schleier ein wenig zu lüften. Da hängt die letzte Formung des Antlitzes eines Menschen, der seinem Schaffen bewußt entsagt, der sein Werk abgeschlossen hatte, bevor er ging. —

Was von den englischen Kulturgebilden die Reisenden sonst am stärksten beschäftigte, war wieder wie vor Jahren die Bodenverteilung. Ueberall gehörte das Land adligen Grundherren, wollte man den grandiosen Blick auf den Atlantischen Ozean von hoher Felsküste aus genießen, so stieß man zunächst auf ein Parkgitter und hatte Eintritt für bestimmte Tage und Stunden zu bezahlen. Ganze Ortschaften, wie das liebliche Clovelly an der Westküste, waren »Eigentum«, und in bestimmten Bezirken fand man Schlösser, deren, jeder Art von wirtschaftlicher Ausnutzung entzogene, Wildparks sich zu Fürstentümern ausdehnten. Die Besitzer kamen nur einige Wochen jährlich zur Jagd — ein Areal, das Hunderttausenden Brot geben konnte, trug das Dasein einiger hundert Bedienter. Man hörte keine Klagen in dieser Leere, denn wer sich hätte beklagen können, war längst in die Armutsviertel der Riesenstadt gedrängt und paßte nicht mehr aufs Land. Der freie Bauer war fortgewischt. Wie sinnvoll erschien demgegenüber die Weber so stark beschäftigende Agrarverfassung des eigenen Landes. —

Nach dem anstrengenden Vielerlei der Eindrücke kehren die Gefährten dankbar heim und sind beglückt, von so viel Schönheit empfangen zu werden: »Die Sonne scheint, ihr mildes blaues Herbstlicht überschleiert Berg und Fluß mit Perlmutterglanz,

der wischt alles Kleinliche fort und macht die Formen groß und still. Im Garten rieseln schon einzelne Blätter, an der Rosenlaube färbt sich der wilde Wein, und ein paar Astern haben sich noch entfaltet.«

* * *

Im Winter verbringt Weber jetzt meist einige Zeit in Berlin zur Förderung der Kollektivarbeiten, um die Funken der Soziologischen Gesellschaft anzublasen, und auch um politisch auf dem Laufenden zu sein. Dabei taucht er jedesmal tief in Kunst. Zu Jahresbeginn 1911 vor allem in Musik. Einige Briefstellen bewahren etwas davon auf. Auch der Niederschlag von Kunsteindrücken aus späteren Jahren möge hier Platz finden:

»Beethovens I. Symphonie, dann Strauß' (dirigierte selbst und wundervoll) Don Quixote, ein tolles Dings, voll Geist und Tonmalerei, aber wohl ohne Ewigkeitswert. Dann als Erholung Haydn's Symphonie B-dur, alles vormittags und abends nochmal, empfiehlt sich sehr. Die Königliche Kapelle, die nur 7—8 solche Konzerte jährlich gibt, ist ein wundervolles Orchester. — Gestern war Simmel auch im Beethovensaal der Philharmonie, und ihm ging die Musik sichtbar in Spiralen durch den Leib. Er ist offenbar sehr musikalisch, und auch sein Farbensinn ist sehr entwickelt. Seine Sammlung einfarbiger Chinavasen ist sehenswert.«

»O, wie schade ist es doch, daß wir nicht zusammen hier sind. Gestern die 5 Sonaten von Beethoven für Klavier und Cello, waren wunderbar schön — Opus 5 und dann Opus 102. Der ganze Beethoven lag dazwischen, von dem unbefangenen koloraturfrohen Künstler der Haydn'schen Schule an, bis zu dem einsam am Felsen lehnenden, tiefen leidenschaftlichen und beherrschten Menschen, der aller Herrlichkeit der Welt die tiefe klangvolle ernste Stimme entgegensetzt: ‚Ja, es ist schön, ich weiß, was daran ist — aber auch, was nicht daran ist'.« —

»Gestern ‚Salome' (Wilde-Strauß). Daß so etwas musikalisch überhaupt gemacht werden kann, ist doch eine große Sache, wenn schon die Tonmalerei fast bis ins Kleinliche geht. Aber es ist genial und keineswegs unverständlich, einiges direkt sehr schön, die Behandlung der Blasinstrumente einfach wundervoll. Das Publikum verließ zertrümmert und wie auf schlechter Tat ertappt schweigend das Lokal. Das Sujet ist eben durch Wilde ins Ekel-

hafte verzerrt. Nun bin ich auf das Letzte gespannt, was ich hören werde: Strauß' ‚Tod und Verklärung'.« —

»Lancelot in den Kammerspielen des Deutschen Theaters war ein übler Reinfall. II. Akt. Anfang: ein zerwühltes Double-Bed à la Mittelalter, der Ritter am Fenster in der Morgensonne ruft seine Geliebte, die Frau König Arturs, sich die Morgensonne mit anzusehen. Aus dem Bett krabbelt in langem Hemd ein blondes Mädchen und erklärt: sie sei ja nicht, die er gemeint habe zu küssen — sie ist ihm von treuen Händen statt der Königin untergeschoben, liebt ihn als die ‚eigentliche' mit ‚himmlischer Liebe' usw. Das nennt Reinhard und der Verfasser Stukken ein Mysterium! Und das austernschnäuzige Publikum sitzt in den behaglichen Klubsesseln und denkt an Kempinsky. — Die Damen heulten. — Gestern philharmonisches Orchester: Mendelssohn, Liszt, zwei ganz moderne Russen, dann ‚Tod und Verklärung'. Sehr schön. Nicht überall tief, aber doch mit fabelhaften musikalischen Mitteln im innerlichen Sinne.«

»Die Musik gestern war w u n d e r v o l l — speziell die beiden Lieder von Ansorge, eines besonders, Komposition eines Dehmelschen Gedichts, stand wie eine monumentale Größe zwischen den schönen und interessanten, aber gepreßten und etwas gezerrten Hugo Wolffschen Sachen. Die kleine Tobler begleitete glänzend, dazwischen spielte sie Mozart und Chopin, besonders letzteres wundervoll. Auch physisch so anmutig und resolut kräftig zugleich, daß es eine Freude war.« —

»Gestern im ‚Figaro' mit der Mutter, die sich wieder so rein freuen konnte! Es ist doch wahr: diese Musik adelt das heikle und teilweise burleske Thema so, daß a l l e s hinweggeläutert wird und nur der ‚Reigen' bleibt, jenseits alles Inhalts. Sonst könnte die Mutter — und die Großmutter, deren dünnes Kinderstimmchen früher die Cherubinolieder sang — nicht dies so genießen und alle erotische Musik so ablehnen.«

Mai 1916. »Gestern im Strindberg: unerfreulich: Indrás, des irdischen Himmelsgottes Tochter, steigt zur Erde und durchlebt nun alles Elend der Menschen und all ihre Torheit. Viel schöne Einzelbilder, aber alles ‚Predigt' und dann schlechte Technik und rührselige krasse Mittel: ein Alterswerk. Nein, das ist nichts, das Seltsamste: daß jetzt in dieser Zeit 40 Vorstellungen lang das Theater ausverkauft ist für solch eine Sache. Eigentlich fast unbegreiflich und beelendend.«

»Gestern in Strindbergs ‚Kameraden'. Eine Kameradschaftsehe — bissige Kritik der Frauenbewegung, blendend gespielt, glänzender Dialog, die Verzerrung des Sujets vergaß man über der Freude an der Treffsicherheit in künstlerischer Hinsicht. Amüsant das Publikum — viel Feldgraue und Kleinbürger, — diese Erleichterung und die Freude der Männerwelt, als die böse emanzipierte Frau so recht den kürzeren zog!« (Mai 1916.)

* * *

Im Sommer 1911 suchten die Gefährten sich zum ersten Male gründlich Münchens Schätze anzueignen. Sie übergaben sich der Führung ihres in der modernen Kunst heimischen Freundes Dr. Gruhle, der kannte alles und verstand mit wenigen Winken auch die Fremdheit des damals neuesten, wie etwa die Bilder der »Scholle« zu erschließen. Gerade suchte hier die von Hildebrandt bestimmte Plastik die ruhige und in dem architektonischen Raum komponierte Linienführung klassischer Vorbilder, während die Malerei beherrscht war von derjenigen Richtung, für die alles Gegenständliche mit Einschluß des Menschen nur als Träger von Licht und Farbe Belang hat, die einen darüber hinausgreifenden Sinngehalt ablehnt. Im Theater ergötzte die geistvolle, sich selbst ironisierende Frivolität eines Schnitzlerschen Schwanks und die bacchantische Sinnenlust eines durch Reinhards Regie in glühende Farbenpracht getauchten Offenbach. — Erhebung fanden sie durch die hohe adlige Kunst der »Meistersinger«. Hier fühlten sie sich in einem Tempel des Deutschtums. Kein anderes Land hat ja die Welt mit solcher sinnbeseelten Musik bedacht und derart vermocht, die Eigenart tiefster Gemütsschätze einer besonderen Nation zu offenbaren und zugleich der ganzen Kulturwelt verständlich zu sein. —

Draußen war herrlicher Sommer, die Sonne segnete alles. Die schönen Bauwerke badeten ihre Linien rein in kristallischer Luft und südlichem Glanz, wie er nur dieser deutschen Stadt ab und an beschert ist. Die aus Italien übernommenen Baulinien passen deshalb hierher, man freute sich an der Vermählung deutschen mit italischem Kunstwollen und war stolz, daß deutsche Hände so Großes gestaltet hatten. Weber schrieb unterwegs darüber an seine Mutter: »Wir sind nun erst acht Tage in München gewesen, Galerien, Kunstsalons, Architektur, Meistersinger, Offenbach im Reinhard-Zyklus. Landschaft:

Moore, Isartal, Seen mit dem fein besaiteten und dieses schöne Fleckchen, wie seine engste Heimat liebenden Dr. Gruhle zusammen. Dann acht Tage sehr schön still und ruhig hier in diesem ganz wundervoll am Starnberger See gelegenen, von allen Autos verschonten Oertchen mit dem Blick auf die Alpen über das Wasser und die schönen ernsten Ufer und wunderbaren Wald-Moorpartien. Jetzt geht es nach München zurück und dann nach Paris.« —

Nach den Ruhetagen am Starnberger See wurde dann in Paris erst recht »gearbeitet«: »Max ist von unbegrenzter Aufnahmefähigkeit und Enthusiasmus. Ich konnte ihm meist folgen, habe mich nur ab und an unbemerkt auf seine Flügel gesetzt und mitnehmen lassen, um s e i n e t -, nicht um der Dinge willen, d. h. um meine Seele neben der seinen schwingen zu fühlen. Er ist gar so herrlich in seiner Frische und geistigen Gefräßigkeit. Nur manchmal etwas gereizt über die Tücke der Objekte: die Tram, die ausbleibt, wenn er sie gerade braucht, die langsame Bedienung beim Essen und dergleichen.« Ja, Weber ist öfter ungeduldig, denn er will alles sehen, sich alles zueignen — die französische Musik, denn er bedenkt seine musik-soziologische Abhandlung, die moderne Malerei und Plastik, denn er will ja irgendwann eine alle Künste umfassende Soziologie schreiben. Aber er vermag sich auch losgelöst vom Schaffensdrang ganz in diese Welt zu versenken, nur beseelt von dem Willen, möglichst viel davon zu verstehen. Das Schauen in München war das richtige Vorspiel für die fremdere und größere Welt, die Gefährten fanden sich nun schnell in die Meisterwerke von Monet und Manet, Degas, Renoir und wie sie alle heißen, und erfaßten danach auch Cézanne, Gaugin, van Gogh. Nur die Bewunderung eines Mannes, der eine »wissenschaftliche Malweise« verkündete und das Licht in lauter hellen irisierenden Pünktchen zu fangen suchte, ließen sie den auf das »Neueste« erpichten Amerikanern. — Van Gogh erschloß sich schwer und erschütterte dann am stärksten. Muß man diese grellen Farben, diese gewaltsam in die Fläche gerissenen Räume, diese verzweifelt den Himmel bedrohenden Baumäste, diese leichenhaften Selbstporträts, aus denen dunkles Verhängnis, unsagbares Leiden starrt, als Ausdruck der Welt annehmen? Sie wissen es nicht, aber sie spüren darin die Größe und Leidenschaft einer einsam ringenden, aufs äußerste gespannten Seele, die danach trachtet, in Linie und Ton irdischer Erscheinung die Vision eines Transzendenten auszudrücken. —

Allerlei Vergleiche zwischen der in der schönsten deutschen Stadt wirkenden Kulturkraft und der französischen Metropole als Mittelpunkt der Weltkultur drängten sich auf. Die Münchner Malkunst — das sahen die Gefährten — fand ihre Vorbilder in der unvergleichlichen Meisterschaft der Franzosen. Dagegen schien ihnen das Pariser Theater trotz seiner artistischen Vollendung hinter dem einheimischen zurückzustehen. Das moralisierende Pathos der klassischen Tragödie paßte nicht mehr, jedenfalls bewegte sich der moderne Schauspieler darin wie in einer Maskerade, selbst die sprachliche Schönheit der feierlichen Heldenrhetorik verdarb die zu schnelle Rede. Dann, unvermittelt daneben, als Ausdruck moderner Fäulnis allabendlich in mehreren Theatern das lüstern-sentimentale Gemisch der Ehebruchsdramen; nur Maeterlinks symbolhaltige Märchenspiele rein und ernst. H o h e moderne Kunst fanden sie doch auch in Paris nur in den Werken R. Wagners und anderer deutscher Meister geboten. — Ueberhaupt: der Schoß dieser Stadt schien in mancher Hinsicht nichts neues zu gebären, man fand z. B. in einer Gewerbeausstellung keine Werkkunst zur Formung des bürgerlichen Alltags wie in München, nur die typischen Nachbildungen der Rokokkolinien und Boudoirfarben des Ancien regime. Aus ihrem Rahmen in bürgerliche Räume verpflanzt, wirkten sie spielerisch und kalt. Und überall bis in die Vorstädte beherrschte das Straßenbild noch die palastartige Vornehmheit des Boulevardhauses, nur hier und da einmal durchbrochen von häßlichen Nachahmungen moderner ausländischer Stilarten.

Mochte also auch die deutsche Stadt neben diesem herrlichen alten Prunkgefäß königlicher und kaiserlicher Macht zur Provinzschönheit herabsinken, — dafür erschien sie jung, verkörperte jung-deutsches Werden und Ringen nach neuer Form. Während die Metropole der Weltkultur, voll erblüht und überreif, sich zwar zu erhalten, aber nichts noch Verborgenes neu zu entfalten schien. Freilich: Reichtum und vergangenheitsgetränkte Schönheit dieser Stadt waren vielleicht unüberbietbar! Wie heiter tanzt das Sonnenlicht durch die Baumzweige auf dem Pflaster der Boulevards, wie fröhlich prunkt der alte Luxembourggarten mit dem Gewimmel lustwandelnder Menschen, wie unerhört festlich ist im sanften bläulichen Herbstschimmer das Bois de Boulogne mit den kostbaren Gespannen und einer graziösen Eleganz, wie man sie sonst nirgends sieht, und was läßt sich

alles draußen vor den eleganten Kaffees beobachten! Vor allem die unvergleichliche Geschmackskultur der Pariserin, die gerade das ganze Straßengewimmel auf diskrete dunkle Töne brachte — unziemlich schien hier die sich auf die Straße drängende Farbenfreude des damaligen deutschen Eigenkleides. Wie bewundern sie die natürliche Anmut der tanzenden Nähmädchen in Moulin de la Galette! Die Gefährten gehören nicht in diese auf formale Vollkommenheit gestellte Welt — aber feiern sie gern und schöpfen aus ihr. Weber schreibt darüber an Helene: »Paris war ein Fest. Die ersten zwei Nächte noch Schlafmittel, wie am Starnberger See fast jede dritte Nacht. Dann nie mehr. Dabei: was haben wir alles gesehen und gehört! Ja, bummeln und schöne Dinge, das bekommt halt gut. Aber es ist gut, daß es noch anderes gibt.«

* * *

Weber wollte doch über den Auslandsreisen die Kenntnis der einheimischen Schätze nicht vernachlässigen. Daran gemahnt, pflegte er zwar auf das Alter zu vertrösten — dann sei dazu noch Zeit. Aber im Sommer 1912 entschloß er sich doch im Lande zu bleiben. Die Gefährten besuchen mit der befreundeten Musikerin M. Tobler das Festspiel in Bayreuth und nehmen auch die Schönheit von Bamberg und Würzburg mit. Weber äußert: »Ich möchte gern den großen Hexenmeister in Begleitung einer uns befreundeten Pianistin nochmals in möglichst guter Aufführung kennen lernen, da ich ein sehr zwiespältiges Verhältnis zu ihm habe. Neben großer Bewunderung des Könnens diese Aversion gegen vieles Unechte und Gemachte. Nun möchte ich sehen, was überwiegt.« — Bayreuth und der Parsifal waren eine Enttäuschung. Spiel blieb Spiel. Manches in der Musik mutete als leere Süße oder als unreinliches Gemisch von Sinnlichkeit und christlicher Symbolik an. Sie versanken nicht einen Augenblick in die Andacht einer gottesdienstlichen Handlung, wie doch bei den Meisterwerken von Bach, Beethoven, Liszt. — Zwingend war dagegen die künstlerische Wahrheit und Größe des Tristan, den sie in München sahen. Nicht zum erstenmal, die Gefährten hatten ihn als junges Ehepaar schon in Berlin gehört, aber mit tauben Ohren — ja in Begleitung eines unmusikalischen Vetters, der sichtlich litt, hatten auch sie sich ernstlich gelangweilt. Inzwischen war ihre künstlerische Aufnahmefähigkeit allseitig entwickelt, und die be-

freundete Musikseele hatte das Verständnis des Werkes meisterlich vorbereitet. — So wurden sie ganz in seine Ekstase hineingerissen. Sie empfanden dies Kunstwerk als höchste Verklärung des Irdischen. —

Auch sonst bot die Stadt wieder viel anregende Freude — eine Gewerbeschau im schönen Rahmen erfüllte mit Stolz auf deutsches Können: »Wir schwelgen in Musik und Bildern, Tristan und Marées sind diesmal erobert. Die andere Welt versinkt, nur die Schönheit hat Gewalt. Wenn die Sonne scheint, ist die festliche Stadt ganz in Heiterkeit getaucht. Am Sonntag wimmelten tausende in dem wunderschönen Ausstellungspark. An jeder Ecke Musik und irgendeine Schau für jede Stufe von Geschmack und Bildung. Es war wohltuend, auch die kleinen Leute dort zu sehen. Max' Leistungsfähigkeit ist wieder erstaunlich. Er läuft wie ein Jagdhund und schaut und kann nicht genug bekommen, abends muß man ihn immer gewaltsam aus den Cafés losreißen, und immer ist er guter Laune.« — Weber selbst schrieb folgende Zeilen an Helene: »Würzburg war schön, Bamberg unvergleichlich, Bayreuth ein starker aber nicht eindeutiger Eindruck. Der Parsival ist ein Werk, welches nicht mehr die volle Künstlerkraft Wagners verkörpert, und die Zumutung, daß man dies als ein religiöses Erlebnis empfinden soll, lehnt man natürlich ab. Das ist einfach lächerlich. Mozarts Cosi fan tutte zwei Tage später hier im Residenztheater war ein Eintauchen in reine Schönheit demgegenüber, trotz des frivolen Sujets. — Dagegen war gestern der Tristan etwas ganz Großes, wie man es nur sehr selten hat, von großer menschlicher Wahrheit und unerhörter musikalischer Schönheit. Es fehlt eben hier das außer- und übermenschliche Beiwerk. Er ist mit den Meistersingern, die wir voriges Jahr hier hörten, das einzig wirklich ‚Ewige', was Wagner geschaffen hat. Und dann die anderen Sachen hier, die Feuerbachs bei Schack, die kleinen Schwindtschen Bilder dort — und vieles Andre in dieser gesegneten Stadt mit ihrem unvergleichlichen Zauber.«

* * *

Der Herbst 1913 brachte noch eine — die letzte — gemeinsame Italienfahrt. Die Gefährten besuchten Assisi, Siena, Perugia und dann nach langen Jahren wieder einmal Rom. Unterwegs trafen sie Adolf Harnack, sahen mancherlei mit ihm und freuten sich

seiner Weisheit, Harmonie und geistigen Grazie. In Perugia verloren sie sich ganz an die tiefe Andacht der Goldgrundbilder. Danach berührte das Meiste, was die spätere italienische Kunst mit ihren reichen Ausdrucksmitteln bot, veräußerlicht. — In Siena gingen sie den Spuren der heiligen Katharina nach. Welch ein Wunder des Menschentums: eine Seele, in der ekstatische Liebeskraft so stark war wie heroische Energie, der politische Instinkt so sicher wie die naive Unmittelbarkeit einer echten Frau! Sie bewundern auch die Kirche, die es versteht, mit derselben naiven Klugheit die Realität ihrer heiligen Gestalten zu bewahren — bestätigt nicht das mumifizierte Haupt dieser Frau — garstig wie es ist — sinnfälliger als jeder Bericht, daß sie war, ist und sein wird?

Assisi wurde gerade von einem deutschen Pilgerzug überschwemmt, Männern und Frauen der verschiedensten Schichten. Nicht alle Teilnehmer wußten, warum sie hierher geführt waren — ob es ein Badeort sei? fragten einige einfache Frauen; andere hatte die billige Reisegelegenheit hierher gelockt; einen dicken Pilgersmann, der schwitzend die steile Straße erklomm, hörte man auf echt berlinerisch sagen: »Meine Ablässe kriege ich in Lichterfelde gerade so gut wie in Rom.« Aber viele erlebten, was sie hier schauten, doch noch als Wirklichkeit und wurden von einem lebensgroßen schön geschnitzten Kruzifixus so bewegt, als wäre es der tote Heiland. Ja die Kirche macht ein großes Geschäft aus dem heiligen Franz, der fast als Ketzer erkannt, seine Mission darin sah, ihrem zunehmenden irdischen Glanz die völlige Armut, Demut und Liebe der ersten Jüngerschaft Jesu entgegenzustemmen. Wie von Mephisto verursacht, prunkt nun über seiner winzigen Kapelle die riesige Pilgerkirche, ein kalter weißer Bau, Denkmal der Gegenreformation. Jedoch die wunderbaren Bilder der frühen Meister, welche den alten, nach Franz genannten Dom schmücken, atmen echte Frömmigkeit. — Zwischen all der Ueberfülle erschütterte am stärksten die überirdische Majestät von Cimabues Madonna mit den Engeln und Franzens rührender Gestalt, die liebliche Hoheit der heiligen Klara von Simone Martini und die weltentrückte Andacht einer von Johannes und Franz verehrten Gottesmutter Lorenzettis. Dies stille Bild, das völlige Versenkung in das Mysterium atmet, ergriff die Gefährten so tief, weil es ihnen wieder einmal das dem eigenen Zeitalter unwiederbringlich Verlorene so stark zum Bewußtsein brachte. — Auch

draußen in der Landschaft webte der Geist des heiligen Franz: die weiße Stadt wie ein Spitzenkragen um den kahlen Berg gelegt, alle Höhen steinig und unfruchtbar, nur weit unten im Tal ein graugrüner Oliventeppich — in den engen Straßen unbesiegbare Armut. —

Rom war häßlich verändert. Neues drängte sich störend auf, vor allem das frostige weißgoldene Marmordenkmal: Ausdruck und Symbol des geeinten Italiens. Die Berliner Siegesallee wirkt nicht schlimmer. Wie vom Zuckerbäcker gemacht, zerstört es nicht nur die alte Piazza Venetia, sondern noch schlimmer: erdrückt und verdeckt durch Verschiebung aller Maße das dahinter liegende Kapitol. Das neue Rom hat es gewagt, sich parvenuhaft neben das alte zu stellen, und seine Künstler haben keinen Geschmack, obwohl sie die täglichen Vorbilder sehen, denen sie nacheifern. — Auch die erhabene Oede der Campagna war zurückgewichen. Das Auge fiel auf umbrochenes Ackerland, Baumpflanzungen, neue weiße Häuschen, — eine Genugtuung für den Volkswirt und Hygieniker, unersetzlicher Verlust für den, der verantwortungslos nur das Bildhafte und den Duft des Vergangenen genießen will. — Aber schließlich tauchen aus dem modernen Alltag doch die alten Reliquien auf, und sie ergreifen jetzt fast noch stärker als früher. Vor allem auch diesmal wieder die alte Gräberstraße, die aus dem Lärm des modernen Rom schnurgerade und endlos in das Schweigen der Campagna hineinläuft. Junge Zypressenreihen begleiten sie eine Weile wie eine Ehrengarde, dann stehen nur noch alte Schirmpinien hier und da als stille Wächter an den verfallenen Grabhügeln, blaue Schatten werfend über die stille Straße, die den Lebenden nicht mehr dient. Wohin führt sie? Was ist ihr Ziel? Für das Auge sind es die blauen Berge, die das Bild begrenzen und zugleich auf ein dahinter Liegendes hinweisen. — Hier bildet die Natur mit den in sie gebetteten monumentalen Trümmern eine wunderbare Einheit. Alle Bilder erscheinen als Gleichnis, alle Nähe und Ferne ist in geheimnisvoller Weise behaftet mit Bedeutung: Die Größe des Vergangenen, nur noch in kümmerlichen Brocken gegenwärtig, wirkt dennoch über Jahrtausende fort — gleichermaßen erschütternd als Symbol des Vergehens wie der Ewigkeit.

Marianne Weber, Max Weber.

FÜNFZEHNTES KAPITEL.

DIE MUTTER.

Wir werfen noch einen Blick auf Helenens Gestalt. Ihr Lebensabend ist reich erfüllt und bringt immer neue Aufgaben, Freuden, Sorgen. In ihrem ungroßstädtischen Häuschen mit dem winzigen Garten wohnt sie nun allein, und das Freisein im Alltag wird ihr zunehmend Bedürfnis. Sie hat trotzdem nicht viele einsame Stunden — es sei denn in der Morgenfrühe und abends spät, wenn andre schlafen. Die auswärtigen Kinder, dann Nichten und Neffen bergen sich oft in ihrer Gastlichkeit, und gegenüber liegt das Mommsenhaus, das Klaras kinderreiche Familie bevölkert. Helenens Mutterschaft hört nicht auf. An dem Gattungsdienst ihrer beiden Töchter nimmt sie tätigsten Anteil. Fast allen Enkelkindern hilft sie ins Leben. Als Wochenpflegerin ist sie so geschickt und erfahren, daß selbst der ärztliche Schwiegersohn sich der »alten Schule« beugt. In diesem unmittelbaren Dienen und herzhaften Zugreifen ist sie so ganz in ihrem Element — und was sonst selten geschieht — traut ihrem Können und wird seiner froh. Und solche stillen Wochen, in denen sie voller Spannung und Geschäftigkeit nichts anderes wollen kann als die Lebensflammen hüten, werden ihr gesegnet durch die nahe Liebesgemeinschaft mit ihren Töchtern und Schwiegersöhnen.

Das junge Geschlecht erfährt nun erst ganz Ausmaß und Eigenart der Mutter. Die Töchter, auf deren Werdezeit sie ab und an gelastet hat, sehen jetzt in ihr ein unerreichbares Vorbild. Auch für die heranblühenden Enkel gibt es immer mancherlei zu tun und zu bedenken — allein die vielen Geburtstage und Weihnachten! Helene läßt sich's nicht nehmen, alle die vielen großen und kleinen Kinder persönlich zu beschenken und plagt sich auf jeder Reise mit der Frage der »Mitbringsel« für ihre ganze Klientel. Aber sie versucht auch durch gemeinsame Lektüre die Enkel in ihre Geisteswelt einzuführen. Vater Homer, Carlyles'

Geschichte Friedrich des Großen, Fritz Reuter werden wieder hervorgeholt. Onkel Bräsigs köstliche Schnurren entlocken ihr immer aufs neue jugendliche Lachsalven. Vor allem hilft sie aus, wenn die Töchter Ferien brauchen, dann vertritt sie oft wochenlang deren Stelle und verwächst ganz mit den jüngeren Haushaltungen. Und w i e geschickt und fleißig sind die alten Hände, alle Flickkörbe werden leer. So hält das junge Leben sie in steter Bewegung. Aber auch die gereiften Söhne wollen ihre Deputate. Fast scheint es gut, daß sie alle kinderlos bleiben — es gibt ohnehin viel Schicksal mit ihnen zu teilen. Dieser unaufhörliche Lebensdienst hätte allein ihre Tage bis zum Rande füllen können, und als sich jenseits der sechzig Jahre — allerlei körperliche Beschwerden einstellen, vor allem an den Gliedmaßen, denen sie am meisten zumutet, versuchen ihre Kinder sie von dem Vielerlei aushäusiger Aufgaben zurückzuhalten. Vergeblich, denn seit ihrer Verwitwung betrachtet sie die schon vorher begonnene sozial-charitative Arbeit als »Beruf«.

Was war ihr nicht im Lauf der Jahre alles unter die Hand gekommen! Und immer fühlt sie das Bedürfnis, sich unmittelbar für die ärmeren Brüder einzusetzen, nie verliert sie die Hoffnung, ihnen auch moralisch helfen zu können. Etwa: um dem Alkoholgenuß entgegenzuwirken, hängt beim Eintreten der Winterkälte morgens ein Schild mit der Aufschrift »heißer Tee« an der Haustür. Auf diese Weise werden Briefträger, Milchmann, Bäcker, und wer immer sonst durchkältet seinem Gewerbe nachgeht, eingeladen sich drinnen zu erwärmen. Oder: längst ehe die Vereine dafür da sind, kocht sie auf dem eigenen Herd für proletarische Wöchnerinnen und verschafft ihnen häusliche Hilfe. Zufolge derartigen langjährigen Dienstes am Einzelnen hat sie tiefen Einblick in die Nöte der Besitzlosen gewonnen und kann nun, wo der Aufbau der Gemeinschaftshilfe beginnt, nach allen Seiten Anregungen geben. Sie gehört zu den Urmüttern des Charlottenburger Jugendheims, das proletarische Kinder aller Altersstufen durch Aufsicht außerhalb der Schulzeit und liebevolle Ueberwachung vor Verderbnis durch die Großstadt zu schützen sucht, und sich ganz durch private I n i t i a t i v e j u n g e r K r ä f t e allmählich zu einer vorbildlichen Anstalt entwickelt. Welche Freude gibt es ihr, wenn derart der Samen der Hilfsbereitschaft aufgeht und gute Früchte trägt. Es ist ja so wichtig, immer neue Freiwillige zum Dienst am Ganzen zu

gewinnen und die jungen Frauen der besitzenden Kreise mit sozialem Pflichtgefühl zu durchdringen. Auch der von ihr mitbegründete Charlottenburger Hauspflegeverein liegt ihr sehr am Herzen. Er gewährt proletarischen Müttern, wenn sie gebären, Beistand in jeder Hinsicht, vor allem durch die Entsendung von Hauspflegerinnen. Zu Helenens ethischen Hauptsätzen gehört, daß der Mann die schwere Stunde seiner Frau miterleben, daß der erste Schrei des Kindes und all das sorgenvolle Glück seiner ersten Tage auch den Vater betreffen müsse. Denn bei aushäusiger Entbindung bleibe ihm die ganze Schwere seiner Verantwortung verhüllt. Es erregt sie oft, daß der proletarische Mann häufig die ruhebedürftige Wöchnerin alsbald rücksichtslos geschlechtlich beansprucht, oder aber während ihres Aufenthalts in der Klinik eine »Freundin« an ihre Stelle setzt. Sie ist überzeugt, er werde sich besser zügeln, wenn sich die Last des weiblichen Gattungsloses in seine Seele gräbt und das gemeinsame Durchschüttelt-werden von dem Kampf zwischen Tod und Leben die Eltern über den Alltag hinaus verbindet.

Helene hat in ihrem Haus eine »Sammelstelle« für alle den werdenden Müttern und Säuglingen notwendigen Stärkungen und Requisiten (von Haferflocken bis zum Kinderwagen), und schon allein dadurch gibt es bei ihr ein beständiges Ein und Aus. Dazu kommt im Lauf der Zeit noch vieles andre, vor allem die Charlottenburger Wohlfahrtszentrale. Es ist ihre Idee die vielspältige und zerstreute charitative Arbeit bestimmter Bezirke untereinander zu verbinden und von einem Mittelpunkt aus zu leiten. Wie vielseitig und lawinenhaft anschwellend wird diese Aufgabe! Die auf Selbständigkeit bedachten und auf alles Neue eifersüchtigen Vereine sind der Zusammenarbeit zu gewinnen, sozial geschulte Kräfte anzustellen; wo sich neue Nöte zeigen, auch neue Einrichtungen zu schaffen. Eine solche Arbeitsgemeinschaft mit Zentralbüro und beamteten Helferinnen neben den freiwilligen ist unter andrem auch deshalb sehr dringlich, weil sich herausstellt, daß viele »Sorgenkinder der Gesellschaft« sich gleichzeitig von mehreren Stellen aus betreuen lassen, während die verschämte Not sich abseits hält. All die zerstreuten Hilfsquellen sollen nun zu einem Netz von Kanälen verbunden und so umsichtig verteilt werden, daß möglichst jedem Bedürftigen geholfen, aber niemand zu gewerbsmäßigem Betteln verlockt wird. Der von Helene angeregte Versuch, den die Stadtverwaltung bald unterstützt,

war der erste seiner Art und Vorbild der anderen großstädtischen Zentralen. —

Da ihr viel daran liegt, der Herabminderung sittlicher Energien und des Ehrgefühls durch das Unterstützungswesen entgegenzuwirken, geht sie immer darauf aus, den Halbkräften und Schwachen durch Arbeitsgelegenheiten zu helfen. Das ist besonders schwierig, denn man bedarf dabei nicht nur Unternehmungsgeist — den sie reichlich besitzt — sondern auch geschäftliche Erfahrung, die ihr fehlt. Aber wer wagt, gewinnt! Die Frauen ermutigen sich gegenseitig, tun ihre Talente zusammen und lassen sich gern von Helene anfeuern. Sie hat so viel Erfahrung, ist stets so freudig und zugreifend, und stellt dabei ihre eigene Person in den Schatten und an die unangenehmsten Stellen. So gestaltet der gemeinsame Eifer allerlei Neues: Bedürftigen Frauen verschafft man dauernd Näharbeit und leitet sie dazu an. Für erwerbslose Männer wird die »Schreibstube« eingerichtet. Helenens Lieblingskind ist die Brockensammlung. Alle die zur Vernichtung bestimmten invaliden Sachen — für ihre Besitzer nur lästiger Ballast — auf erfinderische Weise wieder herrichten zu lassen und aufs Neue dem Leben einzuverleiben, hat für sie einen hohen Reiz. Wie mancher proletarischen Familie wird dadurch die Vervollständigung ihres Besitzes ermöglicht. Als sich zunächst kein Lokal findet, nimmt sie den Kram ins eigne Haus und unterzieht sich eigenhändig der widerwärtigen Arbeit, aus den Fuhren schmutzigen Abfalls das Brauchbare herauszulesen. Keine Mühe ist ihr zu groß, keine Arbeit zu gering — mögen die anderen mit ihren Köpfen arbeiten — sie will immer auch mit Händen und Füßen dienen. Sie macht viele Wege für die Einzelnen und springt bei gemeinsamer Arbeit gern in die Lücken ein. Was die jüngeren Kräfte langweilt, behauptet sie mit besonderer Vorliebe zu tun. Aufgaben, denen jene sich noch nicht gewachsen fühlen, wie etwa die persönliche Einwirkung auf Trinker, Arbeitsscheue oder brutale Ehemänner, löst sie mit naiv zugreifender Unmittelbarkeit. Die energische Philippika der »Frau Stadtrat« hat öfter Erfolg und erfüllt mit Respekt — mancher kräftig angepackte Sünder mochte wohl eine Amtsperson in ihr sehen. Etwas davon wird sie denn auch schließlich: die Charlottenburger Stadtverwaltung stellt sie im Jahre 1904 als erste Frau in Preußen in die Armenverwaltung ein. Da gewinnt sie unter den Stadträten bald verständnisvolle Freunde und kann ihnen so

mancherlei unter neuen — fraulichen — Gesichtspunkten zeigen.

Ja, sie setzt den Behörden e n e r g i s c h zu, wenn es gilt i m Interesse des Einzelnen die bürokratische Starre zu durchbrechen. Sie ist im Kuratorium des »Bürgerhauses«, das sich den besitzlosen Alten als letzte Station ihres Erdenlaufs öffnet. Niemand ist erlaubt eigne Möbel, an denen doch das Herz hängt, mitzubringen. Helene findet diese Regelung unmenschlich — wie anders würden die Frauen verfahren, wenn sie die Macht hätten! Sie kämpft vergebens dagegen. Aber wenigstens einmal erstreitet sie doch gegen alle Vorschriften, daß ein altes Ehepaar mit samt seinen Reliquien aufgenommen wird. Nie ist ihr das Schicksal des Einzelnen unwichtig, nie wird sie müde, sich persönlich für ihn einzusetzen und sein Heil zu bedenken. Mit manchen ihrer Schützlinge verwächst sie unlöslich. Wie erquickt es sie, wenn sie den »göttlichen Funken« in den Seelen der Enterbten spürt! Aber auch die klare Einsicht, daß es unzählige Minderwertige gibt, denen nicht dauernd zu helfen ist, enttäuscht sie nicht. Als ein 16 jähriger Fürsorgezögling seinem Lehrherrn wieder einmal entwischt ist, nimmt sie ihn zu sich ins Haus, holt ihn allmorgentlich um 6 Uhr persönlich aus dem Bett und regelt seinen Tageslauf. Erst nach Jahresfrist läßt sie sich überzeugen, daß auch sie ihn nicht auf dem rechten Wege halten kann. —

Alljährlich gibt es ein wenig Streit mit ihren Kindern, denn wenn im Hochsommer alle Welt aus der heißen Stadt strebt, ist Helene nicht fortzulocken — wer soll denn sonst gerade in dieser Zeit für die Bedürftigen sorgen? Sie betrübt sich oft, daß das ehrenamtliche Pflichtgefühl in dieser Jahreszeit nicht stand hält — da will sie doch selbst kein schlechtes Beispiel geben. — Der Eindruck dieses Wirkens bedeutet viel für den Kreis ihrer Mitarbeiterinnen und bewegt auch ihre Kinder immer aufs Neue, Marianne hielt ihn u. a. in folgenden Zeilen fest:

»— — — Was könnte man nicht, womit richtet man sich nicht ein? Nur Mamas Leben erschien mir für mich so außerhalb aller Möglichkeiten. Das kleine Haus wird beständig durch Telephongeläut zerrissen. Sie erlaubt ja jedem sie zu jeder Tageszeit zu belästigen, ist überhaupt grundsätzlich i m m e r zu sprechen und hält es für unmöglich, sich den Menschen auch nur für eine Stunde des Tages zu versagen. So ist ihr Haus ein Taubenschlag für ‚arme Seelen' und ‚dankbare Lieblinge'. Und was diese alte

Frau allein quantitativ von morgens bis nachts 12 Uhr leistet, ist so b e s c h ä m e n d für unsereins, daß ich ihr immer scherzend vorhalte, mit ihr zusammenzuleben sei unmöglich, weil man all sein Selbstgefühl verliere. Dabei tut sie nichts mechanisch, in allen pulst ihr warmes Leben, alles wird von ihrer Seele erfüllt. Und das Erstaunlichste: Trotz dieser jede geistige Konzentration verhindernden Kleinarbeit, die sie mit so viel Elend in Berührung bringt, ist sie dennoch erschlossen für alles Schöne und Fröhliche, so ganz frisch in ihrer Aufnahmefähigkeit. Das erlebte ich wieder, als wir ‚viel Lärm um nichts' zusammen sahen — dies jugendliche Entzücken an der derben reinen Fröhlichkeit! Sie ließ sich wirklich dadurch erlösen. Sie ist eine H e i l i g e, die mit beiden Füßen im Irdischen steht, und jetzt, wo ihr Leben im Einklang mit sich selbst ist, so ganz weltfreudig und gesund.«

Und an Helene selbst: »ich habe mich wieder ganz eingebettet in das unerschöpfliche Meer Deiner Liebe gefühlt — es gibt nur e i n e solche Mutter! Daß man selbst n i e so werden kann, ist freilich beschämend. Und wenn ‚man' manchmal ein wenig schilt über deine Art zu leben, so befreit man sich dadurch nur vom Erdrücktwerden durch das Gefühl eigner Unzulänglichkeit. Ja, so ist es. Daß das Telephon dein Leben regiert, kann ich freilich nicht billigen, das ist Barbarei. Und daß eine alte Frau für das Amüsement ihrer Dienstmädchen bis 1 Uhr nachts aufbleibt — erst recht nicht. Aber a l l e s a n d r e!«

Man muß ihr wohl immer wieder sagen, was sie den Menschen bedeutet, denn Helene selbst ist weit entfernt von Zufriedenheit mit ihren Leistungen — wie einst — überfordert sie sich ständig auch jetzt. In jungen Jahren, wenn sie inmitten der auf sie eindringenden persönlichen Ansprüche und Leidenschaften nur mühsam das Steuer führte, hatte sie sich öfter das Alter ersehnt als die Zeit der Freiheit und äußeren Stille. Nun erzeugt ihre eigene Aktivität immer neue Kämpfe und Anspannung. Ihre Seele ist jung, aber die Werkzeuge wollen den Ansprüchen ihres Willens nicht immer gehorchen. Die Aufnahmefähigkeit des Gedächtnisses für immer neu sich Herzudrängendes läßt nach. Darunter leidet sie fast wie unter persönlicher Schuld: Sie mache alles verkehrt, der alte Kopf sei zu nichts mehr nutz usw. Ueber körperliche Beschwerden setzt sie sich lächelnd hinweg — sie will gar nicht gefragt sein danach — aber der Abstieg der Geisteskraft zwingt zur letzten und schwersten Entsagung.

Wenn die Ihrigen — schmerzbewegt von Helenens Leiden an sich selbst — sie anflehen, einen Teil ihrer Arbeit abzugeben, lehnt sie es ab. Es scheint ihr, solange der Tag währt, unmöglich. Gerade i h r e Arbeit: das anspruchslose Sich-Einsetzen dort, wo die andern versagen, würde ja doch niemand übernehmen. Und sie will nicht zugeben, daß ihr bloßes Dasein — diese nie das Ihre suchende Liebeskraft — unendlich mehr bedeutet als ihr Tun. So findet man keinen andren Ausweg, um ihre Last zu erleichtern, als eine neue Zumutung: zeitweilige Uebersiedlung nach Hannover zu ihrem unverheirateten Sohn Karl, dessen Gesundheit schon längere Zeit schwankt. Ihr Heim, ihre Arbeit, ihren Kreis zu verlassen und sich in fremde Verhältnisse einzufügen, bedeutet Helene ein schweres Opfer, aber sie ist dazu bereit und verzieht im Frühjahr 1914 für unbestimmte Zeit. Zuvor aber begeht sie daheim ihre Altersfeier.

Im April 1914 vollendete Helene ihr 70. Lebensjahr. Sie ist nun wirklich eine alte Frau, mit ein wenig gebeugter Gestalt. Das Gehen draußen auf dem harten Pflaster wird ihr durch böse Beinschäden zunehmend erschwert. Aber sonst sind ihre flinken energischen Bewegungen noch voller Grazie und Kraft. Der glatte Scheitel ist braun geblieben, und manchmal stiehlt sich daraus eine kleine Locke auf die gefurchte Stirn — der Schelm, der auch sonst ihren Ernst durchsonnt. Die große, edel geformte Nase beherrscht nun das schmale Oval und gibt ihm Bedeutung. Die Augen strahlen beseelte Güte, und der Mund, der geschlossen oft wehmütig ist, vermag noch erquickend zu lachen. Sie ist erregbar, voll Temperament, bejaht und verneint kräftig. Doch versucht sie auch das Artfremde, Neue noch zu verstehen, selbst der Prometheus-Trotz gegen Gott hat in ihr Platz. — Nur Skepsis gegen Ideale, Entbindung vom Sittengesetz lehnt sie mit stummen Kopfschütteln ab. Wenn etwas sie packt, durchglüht jugendliches Feuer die zarte weiße Haut, und jeder Zug dieses bewegten Antlitzes kündet den Reichtum tief gefühlten Daseins, aber auch alles Leiden an eigener und anderer Unzulänglichkeit; schmerzvolle Entsagung und fromme Ergebung.

Das ihr bereitete Fest überwältigt ihre Bescheidenheit. Sie muß doch einmal fühlen, was sie den Menschen bedeutet. Aus ihrer überschwänglichen Liebessaat blüht ihr nun ein bunter Wunderstrauß entgegen — es war eine Wallfahrt. Was Worte nicht sagen können, drücken Musik und Verse aus. Der Freundes-

kreis schenkt ihr ein goldenes Herz als Sinnbild ihres eignen. Es ist mit Gold gefüllt — nun darf sie spenden! Am Vortage im Familienkreis die Darbietungen von Kinderlippen und -Händen, in der dunklen Frühe geistlicher Gesang der Hauspflegerinnen, dann das vom jüngsten Sohn, dem Offizier, bestellte Militärkonzert — die Deputationen der Vereine und der Stadt, die Schützlinge und Freunde. Fast ist es unbarmherzig, was man der Jubilarin zumutet, aber wie sollte sie müde werden, sie denkt nur daran, wie sie jedem mit einem liebevollen dankbaren Wort genugtun kann. — Marianne schrieb ihr hernach über diesen Tag: ». . . . es war schön zu fühlen, daß in Einem doch die Menschen gerecht sind und das Weltgefüge sinnvoll ist — darin, daß Liebe mit Liebe vergolten wird. Freilich ist die Dir zurückgegebene Liebe von geringerem Metall als die Deinige, das weiß ich nur zu gut. Die Deine ist wahrhaft heiliger Art, weil sie nie das Ihre sucht. Was Du zurückerhältst von all uns Erdenkindern mit den selbstsüchtigeren, unreineren Seelen ist irdisch. Aber auch dies hat einen schönen warmen Glanz, und daß wir Dich so lieben und verehren müssen, hinterläßt seine Spuren wohl auch in uns.«

Von ihren Kindern, die sich an jenem Tage um sie versammelten, fehlte nur ihr ältester Sohn Max. Er war auf seiner Südreise, und wichtige Gründe hielten ihn fern. Aber um so klarer sah er das Bild der Mutter. Er reicht ihr die starke Hand, und was er besser schriftlich als mündlich ausdrücken konnte: Die Deutung ihres Wesens und Schicksals, mag sie wohl ebenso reich wie seine Gegenwart beschenkt haben:

Askona, 12. 4. 1914.

Liebe Mutter! Es ist mir nun natürlich doch sonderbar, so fern von Dir zu sein, obwohl es sich für mich wohl schwer anders hätte einrichten lassen als so. Und es ist gar nicht leicht, in so fremdartiger Umgebung richtig zu sagen, was man meint.

Es ist mir fast unglaublich, daß beinahe ein halbes Jahrhundert seit meinen frühesten Erfurter Erinnerungen dahingegangen sein soll, die sich auf Dich beziehen — damals, wo ich immer den Stich der Madonna Sistina (damals das »Prunkbild« in der kleinen Wohnung) für Dich ansah und in charakteristischer Unbescheidenheit, mich als das Jesuskind auf Deinen Armen und die anderen Geschwister als die Engel; wo Tante Monts, der Eisenbahndirektor a. D., »Sofiechen«, Tiedes die Menschen waren, die es außer den Eltern überhaupt für mich gab. Und

wo dem Kinde die Eltern ebenso verständlich schienen in allem Tun, wie es selbst ihnen verständlich war. Wie es wohl geworden wäre, wenn man immer in dem alten Nest geblieben wäre? Denn sehr viel von all den Problemen und all dem Schweren, was nachher gekommen ist, war doch die Folge der Verpflanzung in die Berliner Atmosphäre, namentlich nachdem die alten Freunde der ersten Zeit, Fritz Eggers, Julian Schmidt, Friedrich Kapp, einer nach dem anderen gegangen und die Hobrechts älter geworden waren. Denn diese versunkene und vergessene Generation des Bürgertums, deren Geschichte nie geschrieben werden wird, war wert gekannt zu werden und trug auch eine Gesinnung ins Haus, die ein Gegengewicht bildete, gegen das Entfremdende der Großstadtatmosphäre — die doch auch auf das Verhältnis der Kinder, mindestens der Söhne zu den Eltern stark zurückwirkte, wenn die Kinder, wie wir es fast Alle waren, nervöse, leicht beeinflußbare und zur Verschlossenheit neigende Jungen sind. Die ersten schweren Dinge in Deinem Leben: auch Helenchens Tod, habe ich noch gar nicht mit Dir gemeinsam empfunden, denn ich bin intellektuell früh, in allem Uebrigen aber sehr spät reif geworden, wie Du weißt. Im Gegenteil fingen damals die Jahre an, wo Kinder — Söhne namentlich — den Eltern und speziell der Mutter Kummer und Sorge zu machen pflegen und ihr ganz unzugänglich sind — und das habe ich nun freilich in weit mehr als gewöhnlichem Maße getan, weit mehr als — wie ich oft bemerke — Du Dich heute erinnerst; nun es ist vielleicht gut so, daß das alles so versunken ist! Dann kam die Studentenzeit und damit für Dich, wie ich gut weiß, neue schwere Sorge um mich, die ich nur mit Entfremdung beantwortet habe.

Es ist ja in jenen Jahren wohl oft so, daß die heranwachsenden Söhne ganz besonders abgeneigt sind, sich der Mutter aufzuschließen, weil sie das Bedürfnis haben, nun »selbständig« zu sein, weil sie ihre Unzulänglichkeit trotzdem fühlen und wissen, daß die Mutter mit ihrer Sorge und Mahnung so sehr r e c h t hat, und weil sie gerade dies am allerwenigsten ertragen können, d a ß sie recht hat. Ich weiß es wohl, daß in den ersten der nun beginnenden schwierigen Jahre es Dir eine arge Enttäuschung war, daß der, nach einer gewiß nicht in jeder Hinsicht erfreulichen Studentenzeit, heimgekommene Sohn für Dich nur in s e h r geringem Maße, anfänglich überhaupt nicht, ein Rückhalt war. Und erst sehr allmählich ist es damit anders geworden

— auch dann nicht, ohne daß ich die Schuld an manchen, leichten und schweren, unnötigen Verschärfungen der Situationen auf mich geladen hätte und Dir die Dinge sehr oft eher erschwert als erleichtert hätte, bis zuletzt. —

Nun immerhin aber: es ist dann endlich besser geworden, und wenn auch nicht Du, so habe ich eben doch in bestimmendem Maße die ganze Herrlichkeit und Wärme, die dadurch innerlich entstand, an mir erfahren und nicht nur die Erinnerung daran mitgenommen ins Leben, sondern anderes: Was jetzt seit über 20 Jahren zwischen Marianne und mir blüht, wäre nie geworden und gewachsen, wenn ich Dein Leben, schwierig nach außen, schön nach innen, nicht so erkannt hätte, wie ich es damals tat. Denn ich hätte leicht ein sehr andrer Mensch werden können. Laß Dir den Dank dafür vor allem von Marianne geben. — Und bei den anderen Geschwistern ist es, da sie jünger waren, manches nicht sofort mit solchem Bewußtsein miterlebten, nicht gleich, bei jedem von ihnen aber, früher oder später, auch gekommen, bei jedem anders, für jeden aber in seinem Leben und seinen, so sehr untereinander verschiedenen Problemen in die gleiche Richtung weisend. Es hat wohl selten eine Mutter untereinander verschiedenere und schwierigere Kinder zu erziehen gehabt, Kinder auch, für die das Harmonieren unter einander so außerordentlich erschwert war. Wenn Du jedoch von den paar Spannungen absiehst, welche jetzt noch nicht ganz ausgeglichen sind, aber doch eben wirklich nichts bedeuten, und wenn man abzieht, was unvermeidliche oder selbst herbeigerufene Schicksale dem Einzelnen zugefügt haben — nun so mußt Du rückblickend sagen: Sie haben Alle ein Leben geführt und führen es, werden es auch weiter führen, das zu leben sich verlohnt.

Darum ist dieser Tag, mit allen Erinnerungen an vergangene schwere Zeiten und mit allem Gedenken an äußere und innere Schwierigkeiten, wie sie die gegebenen Verhältnisse und die nun einmal etwas komplizierte Eigenart aller Beteiligten unvermeidlich immer wieder entstehen läßt, doch ein Tag sehr starker Freude. Für mich wenigstens, und ich hoffe auch für Dich. — »Sie hat getan, was sie konnte« — galt für die oft schwierigen, gerade zuletzt noch einmal so schwierigen Beziehungen zu unsrem Vater. Wir Alle sehen ihn gewiß heute gerecht an, können uns, nachdem alle schwierigen Spannungen vergessen sind, freuen

an dem, was er war in seinem doch nicht gewöhnlichen, festen und reinen Bürgersinn, wissen, daß die Brüche in seinem Leben die Tragik seiner ganzen Generation waren, die in ihren politischen und anderen Idealen nie ganz zu ihrem Recht gekommen ist, ihre eignen Hoffnungen nie erfüllt und von der jungen Generation nicht fortgepflanzt sah, die den alten Glauben an Autoritäten verloren hatte und doch noch in Dingen autoritär dachte, in denen w i r das nicht mehr konnten. Er hätte ein schweres Leben gehabt ohne Deine, trotz aller Gegensätze immer wache Liebe. Und ich glaube, wenn ihm — zufällig — einige schwere Erfahrungen gerade in die letzte Lebenszeit fielen (eigentlich mehr das ausdrückliche Sich-Bewußtwerden davon), so würde er doch heut ebenso denken und hat das gewußt, auch in jener Zeit. —

Aber seitdem ist viel an unermeßlichem Reichtum gekommen, im Zusammenleben mit den Töchtern und Enkelkindern, wie in der unabsehbaren Arbeit nach außen. Wenn Du sie jetzt für einige Zeit unterbrichst um menschlicher Pflichten halber, und einen Teil davon endgültig in andere Hände legst, so weiß ich, daß dies sehr schwer ist und fürchte, daß Du diesen Tag weniger voll Freude zurück, als mit einer gewissen Beklommenheit v o r a u s in die Zukunft blicken wirst. Aber denke, was es besagen will, d a ß Du es innerlich fertig bringst, überhaupt einen solchen Entschluß zu fassen, daß es uns innerlich möglich schien ihn Dir zuzumuten! Welche Frau sonst in deinem Alter fände die Spannkraft dazu, das überhaupt zu tun? Demgegenüber sind die Einzelheiten und alles andere ja Kleinigkeiten: daß Du diesen W i l l e n hattest und aufbrachtest, entscheidet. Sicher aber ist: Du wirst dann auch diesem Sohn das gewesen sein, was Du den beiden älteren und ebenso den jüngeren Kindern gewesen bist, und er wird es Dir für immer ebenso danken, wie wir andren. —

Hier steht alles im üppigsten Grün und in voller Blüte. Ich habe früher Marianne einmal geschrieben, weshalb ich den Frühling des S ü d e n s so sehr liebe. Er ist nicht der tolle Knabe, der durch Feld und Wald braust, alles zum Jubeln und Singen bringt, Sturzbäche entfesselt und alle Triebe neu erwachen läßt. In strengen Formen kommt er in die stilisierte Landschaft, und was er ihr an frischem Grün und Blumen bringt, ist, wie wenn jemand einer reifen Frau einen leichten Kranz aufs Haupt setzt. Es ist der Frühling, den auch Menschen in ihrem Herzen

haben können, die — wie ich nun auch — ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken haben, oder wie Du, noch etwas mehr (viel mehr ist es ja nicht, denn Du warst ja halb im Mädchenalter als Du mich gebarst). Daran, daß man das immer haben kann, denke ich und s e g n e Dich, teure Mutter, in starker alter Liebe aus meines Herzens Grunde. Dein Max.

SECHZEHNTES KAPITEL.

DIENST.

Webers produktive Kraft und aktive Regsamkeit ist trotz periodischer Erschöpfung jetzt doch so stetig, daß manchmal nur die dunklen Erinnerungsbilder der schweren Krankheit ihn noch vom Gesundsein zu trennen scheinen. Die ihm nahe standen, dachten öfter: »Ach wenn doch irgendeine große Welle käme und ihn mitten ins Leben stellte!«

Der Sommer 1914 regiert in Herrlichkeit. Akademische Jugend begeht in der warmen Johannisnacht oben im Bergwald ein Fest. Die von Baumriesen überwölbte Lichtung ist durch Fackeln erleuchtet. Sie spielen hier eine Komödie von Shakespeare in künstlerischer Vollendung und fliegen dann durchs Feuer. Die Zuschauer schmiegen sich an den warmen Waldboden. Im Juli gibt der Prorektor der Universität: Eberhard Gothein ein Fest im Schloßpark zu Schwetzingen; noch einmal spricht die gelöste Heiterkeit und der scharfgeschliffene Witz des Weltendichters durch Mund und Geberde strahlender Jugend. In der festlichen Nachmittagssonne, vor dem griechischen Tempel als Hintergrund, wirkt alles fast noch schöner als bei Fackelschein, und ungestört vollenden sich die Feierstunden in den Alleen des fürstlichen Parks. Die Menschen schweben leicht und frei, froh des musischen Geistes der eignen Schicht, in der Sommerbläue — die Erde ist hold.

Kurze Zeit später — am letzten Sonntag des Juli füllt sich Webers »Saal«, zum Teil mit denselben Menschen: jungen und alten Freunden — aber jetzt unter andrem Gestirn. Sie drängen sich dicht, niemand achtet des andern. Das Böse: der Mord von Serajewo hat neues Böses erzeugt — welche Tragweite wird es haben? Seit einem Jahrzehnt drohendes Unheil steht zu Häupten. Aber noch wendet der Geist die verschiedenen Möglichkeiten des Weltverlaufs hin und her; das Kriegsgewölk

hing ja schon öfter ebenso tief und wurde immer wieder verteilt, vielleicht auch diesmal. Sie spielen noch mit dem Grausen und nur in halber Abwehr, denn Entladung der Spannung, Toben der Elemente, Abenteuer, das Krachen der geordneten Welt — würde es nicht groß und begeisternd sein und gebundene Kräfte entfesseln? Ja, was immer auch vorahnend die Seelen durchschauert: Möglichkeit und Wirklichkeit scheidet ein Abgrund, und keine Fühlkraft reicht darüber. — All die gespannten Menschen knäulen sich an diesem Nachmittag um Weber — man führt ihn fragend um den Erdball und hängt an seinen Lippen, Stunde um Stunde. Sein bedeutsamstes Kindheitserlebnis: den Ausbruch des Kriegs 1870, hatte er um dieselbe Jahreszeit in demselben Raume empfangen. In der Erinnerung scheint ihm, als sei damals die Stimmung anders: ernster und feierlicher gewesen. Die Entscheidung steht ja noch aus, noch kann man mit dem Schicksal spielen. — Jedoch eins zeigt sich schon heute: Diese Jugend, die bisher Form und Gehalt ihres Seins abseits vom Ganzen gesucht hat, ist bereit, sich dienend dem Ganzen zu opfern. Niemand entweiht sein Vorhaben durch Worte. Aber man spürt: Keiner aus diesem durch Geist und Schönheit geformten Kreis wird sich zum Einsatz zu schade sein. Abschied wird nicht genommen, aber eine Woche danach sind sie in alle Lande zerstreut.

* * *

Die Stunde ist da und von ungeahnter Erhabenheit. Zwar die äußeren Geschehnisse tragen in der kleinen Stadt keine bedeutende Gestalt. Auf dem Marktplatz zwischen Kirche und Rathaus sammeln sich fast nur die Leute aus den Gassen der Altstadt, um die Kunde zu empfangen. Worte der Weihe und Kraft erklingen nicht. Sie stehen still beieinander und gehen still von dannen. Dennoch ist es eine Stunde höchster Feierlichkeit — die Stunde der Entselbstung, der gemeinsamen Entrückung in das Ganze. Heiße Liebe zur Gemeinschaft zerbricht die Schranken des Ich. Sie werden eines Blutes, eines Leibes mit den andern, zur Bruderschaft vereint, bereit, ihr Ich dienend zu vernichten. — Auf dem Heimweg verweilen die Gefährten einen Augenblick auf der Höhe der alten Brücke, ein leuchtender Sommerabend schenkt allem ringsum Vollendung. Die Abendsonne glüht als Feuerbrand in den Fenstern der am Berghang gelagerten Häuser,

der hohe Himmel verleiht dem Fluß sein zartes Blau. Die Erde ruht selig in ihrer Schönheit. Aber bald wird sie das Blut von Tausenden trinken. Die Augensterne der Jugend, die sich an ihr entzücken, noch unkundig ihres vollen Reichtums, wird sie in Dunkel hüllen, wie die sommerliche Pracht gereifter Männlichkeit. Der Mensch steht nun schaudernd am Rande des Wirklichen. Und tiefer noch als das Schicksal der Jugend ergreift dasjenige der Männer, die von der Höhe des Lebens: wissend und rauschlos ins Dunkel schreiten.

* * *

Aber nun die Tat. Wo wird sie sich zeigen? Das ganze bisherige Leben verblaßt. Was gestern noch sinnvoll und wichtig war, ist es heute nicht mehr, jeder sucht neue Formen des Wirkens und Dienens. Wird er sie finden? Weber ist längst aus dem Militärverband ausgeschieden, jetzt 50 Jahre alt, von hochragender kräftiger Gestalt, aber keinesfalls marschfähig. Daß er nicht an der Spitze einer Kompagnie ins Feld ziehen kann, ist ihm ein bittrer Schmerz: »Vielleicht bin ich von Deinen Söhnen der am meisten kriegerisch veranlagte — daß das Schicksal und Erleben dieses — trotz allem — großen und wunderbaren Kriegs mich hier im Büro trifft und so ‚an mir vorüber' geht, lege ich zu manchem Uebrigen. — Das Leben bringt auch so immer wieder Vieles, was es wert macht, gelebt zu werden.« Er meldet sich indessen sofort beim Garnisonskommando, man überträgt ihm bei der Reservelazarettkommission den Posten des Disziplinoffiziers, und da andere Kräfte einstweilen nicht zur Verfügung stehen: auch die Einrichtung der Reservelazarette in Heidelberg. Weber greift zu, ohne sich zu bedenken, und sitzt am ersten Mobilmachungstag von morgens 8 Uhr an im Büro: »Ich habe 13 Stunden Dienst, vielleicht komme ich doch noch in eine Festung oder so etwas, marschieren kann ich ja leider nicht und bin daher nicht an der Front zu brauchen, was Einem doch sehr hart ankommt.«

In zehn Tagen müssen mehrere große Lazarette fertig eingerichtet sein. Die vorgefundenen Pläne und Anweisungen sind in großer Unordnung, nichts ist vorbereitet. Die vor 20 Jahren geschlossenen Lieferungsverträge sind unbrauchbar. Weber verhandelt zunächst tagelang mit entrüsteten Handwerkern, die zu den damals vereinbarten Preisen nicht liefern können.

Er muß alles ganz selbständig neu aufbauen, stürzt sich also in fieberhafte Tätigkeit, um Objekte zu bewältigen, mit denen er sich nie befaßt hat. All die tausend Gegenstände für die Verwundetenpflege müssen so schnell und preiswert wie möglich hergezaubert, und dabei auch das einheimische Gewerbe berücksichtigt werden. Wichtig umdrängt ihn all das Anonyme, dessen Pflicht ist, still und selbstverständlich da zu sein, wenn man es braucht — bis zum Kochlöffel und der Köchin, die ihn benutzt. Weber besorgt sogar im Fluge die Kücheneinrichtungen — lauter Dinge, die ihn sonst nichts angehen, von denen er nichts versteht. Das hastige Gedränge der ersten Wochen strapaziert ihn sehr — wird er es aushalten? Er ist sehr reizbar, und wenn Vorgesetzte oder Behörden seiner zupackenden Aktivität Hemmnisse bereiten: unbequem. Als z. B. bei der Anlage eines Telefons in einem der Lazarette die Karlsruher Intendantur die Begründung dafür verlangt, geht die Anfrage zurück mit dem Vermerk: »Urschriftlich: Normale Menschen wissen, wozu ein Telephon nötig ist, Andren kann ich es nicht erklären.« Als dieselbe Behörde, trotz größter Eile, erst ein Verzeichnis aller für ein nicht vorgesehenes Lazarett nötigen Gegenstände einfordert, straft Weber den Bürokratismus durch ein meterlanges Telegramm. Ebenso ärgerlich wird er bei unnötigen Störungen, besonders durch das ewig läutende Telephon, wo die Person des Partners zu fern ist, um zur Höflichkeit zu zwingen; z. B. das Fernamt läutet an: »Hofmarschallamt Karlsruhe: »Wie geht es den Verwundeten?« Weber: »Welchen?« — »Nun — a l l e n.« Weber (ironisch): »O, sehr gut.« — »Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin lassen anfragen, ob Höchstdero Besuch willkommen wäre?« »Ich habe nichts dagegen, aber i c h habe keine Zeit, irgend jemand herumzuführen.« Schluß. Der Oberstabsarzt, Webers militärischer Arbeitsgefährte, ist entsetzt, als er von diesem Vorfall hört, hängt sich sogleich ans Telephon, um dem Apparat mit devoten Verbeugungen zu versichern, daß der Besuch der Kgl. Hoheit allseitig als große Gnadenbezeugung geschätzt werden würde.

Aber ist Weber zum »Untergebenen« nicht gerade geeignet — um so mehr zum Vorgesetzten. In diesem Verhältnis beherrscht er sich völlig. Sein Büro bemüht sich vor ihm zu bestehen, liebt und verehrt ihn. — Es sind Universitätsferien; der befreundete Anatom Hermann Braus stellt sich Weber als per-

sönlicher Helfer zur Verfügung, kommt täglich ins Büro, und der besonnene Mann schiebt sich als wohltätiger Puffer zwischen die anstürmende Außenwelt und Weber. Auch andere befreundete Kollegen bieten ihre Hilfe an. Wissenschaftliche Arbeit ist unmöglich, jeder reißt sich darum, an irgendeinem Zipfel mit zugreifen zu dürfen. Weber überträgt ihnen die Aufsicht bei der Einrichtung der Lazarette. Da dürfen sie nun mit einem eignen Helferstab sorgen, daß nicht nur die zerfleischten Glieder für neuen Kampf geheilt werden, sondern auch die vom Grauen erstarrten Seelen auftauen in der Liebe der Heimat. Die Helfer sind zugegen, als die ersten Transporte der Leidenden ankommen, man umarmt und küßt sie, zu Tränen bewegt, sie helfen die blutigen Uniformstücke vom Körper schneiden — sie sehen Grauenvolles. »Das geschah für Dich« — dies verpflichtende Wissen weckt jede Liebeskraft in den Seelen der Daheimgebliebenen.

Das Lazarett ist nun eine Welt unter eignem Gesetz. Jeder, den die Wogen des Schicksals verstümmelt hier anspülen, wird zum neugeschenkten kostbaren Schatz, wert um der Vernichtung mit äußerstem Einsatz aller gesunden Kräfte entrissen zu werden. Jeder noch eben dem Ganzen rücksichtslos preisgegebene Mensch wird hier wieder eingesetzt in sein Recht am Leben. Hier tut die erbarmende Liebe den Bußedienst für die furchtbare Schuld am Einzelnen. Unzählige der einfachen Söhne des Volks haben noch nie so viel Liebe gespürt wie hier. Vielen wird der Schmerzensort eine neue Heimat. Auch von draußen drängt sich die begeisterte Dankbarkeit durch alle Ritzen des militärischen Systems. Die Bürger der kleinen Stadt sehen fast täglich lange Züge aufgebahrter Schwerverwundeter durch die Straßen tragen. Jeder erscheint als Held, und wird mit Gaben überschüttet. Wie reich ist Deutschland: Bäcker, Metzger, Krämer, alle spenden. Sinnlos? Unvernünftig? Gewiß — der Verwöhnung müssen Schranken gesetzt werden. Aber doch herrlich, daß solcher Ueberschwang möglich ist, daß die wohlgeordnete Selbstliebe des Bürgers das hergibt. — Wie wunderbar sind diese ersten Monate! Das ganze innere Leben auf einfache große und gemeinsame Linien gebracht. Alles Unwichtige zerfällt. Jeder ist guten Willens. Jeder Tag bringt Tat und Spannung. Das Persönliche ist aufgehoben im Ueberpersönlichen: Es ist der Höhepunkt des Daseins.

Von dem Augenblick an, als England sich zum Feinde stellt, beurteilt Weber die Lage Deutschlands sehr ernst— aber als die Fahnen über Namur und Lüttich wehen, da scheint ihm trotzdem ein glücklicher Ausgang möglich. Aber komme was wolle — so scheint es — diese Haltung des ganzen Volks, diese Kraft zum Kämpfen, Leiden, Opfern, Lieben ist an sich selbst erhaben. — Weber dankt seinem Schicksal, daß er den Krieg, wenn er schon kommen mußte — erleben darf: »Denn einerlei wie der Erfolg ist — dieser Krieg ist groß und wunderbar.« (28. 8. 14.) »Dieser Krieg ist bei aller Scheußlichkeit doch groß und wunderbar, es lohnt sich ihn zu erleben — noch mehr würde es sich lohnen dabei zu sein, aber leider kann man mich im Feld nicht brauchen, wie es gewesen wäre, wenn er rechtzeitig — vor 25 Jahren — geführt worden wäre. Meine Brüder stehen alle im Feld- oder Garnisonsdienst, mein Schwager ist bei Tannenberg gefallen.«

Weber — sonst isoliert am Schreibtisch — steuert nun mitten im Strom intensivster Gemeinschaftsarbeit. Die Fäden eines sich immer weiter ausdehnenden Netzes laufen durch sein Büro. Unter seiner Verwaltung entstehen am Ort 9 neue Lazarette. Als sie fertig und im Betrieb sind, tritt die andere unerquickliche Aufgabe der Disziplinierung Straffälliger in den Vordergrund. Seine Disziplingewalt erstreckt sich auch auf die etwa 40 Lazarette des Landbezirks, der Radius menschlicher Eindrücke und Erlebnisse reicht weit. Sie zeigen die nicht erhebende Kehrseite der Aufschwünge, den Rückfall ins Alltägliche. »Max leidet jetzt sehr oft unter der Einförmigkeit der täglichen Arbeit, soweit sie in zahllosen Bestrafungen kleiner Vergehen der Lazarettlinge gegen die Disziplin besteht. Das ganze Gefängnis ist überfüllt, und die armen Sünder warten oft eine Woche lang, bis sie ihre Strafe absitzen können. Er ist oft mißmutig davon, aber seine Pflichttreue ist bewundernswert. Sein ‚Kamerad' überläßt ihm gern alle unangenehmen Geschäfte und erklärt: ihm sei die Geduld dafür nicht verliehen.« So empfindlich Weber gegen bestimmte Untugenden von seinesgleichen ist — die Unbotmäßigkeiten und Fleischessünden der einfachen Leute, die er maßregeln muß, stören seine Freude an ihnen nicht: »Zu dem, was das Leben immer wieder wert macht, gelebt zu werden, gehören auch die Eindrücke bei unseren Leuten, die man hier hat, trotzdem gerade ich doch schlechthin alle unerfreulichen Seiten zu sehen

bekomme als Organisator und Disziplinoffizier der Reservelazarette im Amtsbezirke Heidelberg. Die Probe darauf, daß wir ein großes Kulturvolk sind, haben wir abgelegt: Menschen, die inmitten einer raffinierten Kultur leben, die dann trotzdem draußen dem Grausen des Krieges gewachsen sind (was für einen Senegalneger keine Leistung ist!), und die dann trotzdem so zurückkommen, so grundanständig, wie die große Mehrzahl unsrer Leute, — das ist echtes Menschentum, und das darf man über allem aufdringlichen Treiben unerfreulicher Art ja nicht übersehen. Dies Erlebnis bleibt immerhin bestehen, mag der Ausgang sein, welcher er wolle.« (13. 1. 1915.)

Außer mit den Pfleglingen und Pflegern der Lazarette hat Weber auch sonst noch mit allerlei Menschenvolk zu tun: Aerzten, Honoratioren vom Roten Kreuz, Schwestern, Wärtern und Köchinnen. Und wenn etwas passiert — natürlich geschieht das täglich in diesen ad hoc zusammengefügten Körperschaften — so wird er als salomonische Instanz aufgesucht. Wie mancherlei gibt es da zu schlichten, z. B. wenn die ärztlichen Potentaten einander ins Gehege geraten oder eigenmächtige Einrichtungen treffen, wenn der Inspektor sich ungebührend gegen die Schwestern verhält, wenn die Favoritin eines Chefarzts sich Uebergriffe erlaubt, wenn der Schwester ein unparlamentarischer Ausdruck gegen einen groben Kerl entwischt ist, wenn Eier und Weinflaschen gemaust sind, oder wenn gar die hysterische Köchin ihre Haare im Schmortopf gewaschen hat! Oder aus dem Amtsbezirk erscheint ein Gemeindevorsteher höchstselbst im Büro mit der Vorstellung, daß man doch endlich das nun schon lange fertige schöne Lazarett bevölkern möge, das Dorf verlange stürmisch seine Verwundeten; dann wird ihm erklärt: leider sei es unmöglich, extra für M. die nötige Anzahl Feldgrauer abschießen zu lassen. Oder es kommt heraus, daß ein anderer Ortsvorstand zur Selbsthilfe gegriffen hat, indem er von dem durchreisenden Lazarettzug nächtlicherweile einige Wagen abkoppelte und seine Beute triumphierend heimbrachte. So wird allerlei Ergötzliches dem Anekdotenschatz einverleibt. — Weber ist viel unterwegs, sein Auto durchsaust täglich die Gegend, man nennt es »die gelbe Gefahr« und ihn »den fliegenden Holländer«.

Es entstehen auch schwierige Probleme, z. B. die Haltung zu den verwundeten Feinden, vor allem zu den Franzosen. Weber will in dem kampfunfähigen Gefangenen nichts als den pflegebedürfti-

gen Mitmenschen gesehen wissen. Er hält für politisch klug, die Feinde so human und sorgfältig zu behandeln wie die eignen Volksgenossen; die Kunde davon muß ja deren Los in Feindesland erleichtern. Deshalb gestattet er auch dem mit einer Französin verheirateten elsässischen Kollegen Sch. und dem Schweizer Professor F. die kranken Franzosen zu besuchen und mit kleinen Gaben zu erfreuen. Darob entsteht indessen in bestimmten Kreisen große Erregung. Man verdächtigt vor allem den Elsässer und scheucht das Bezirkskommando auf. Aber Weber setzt den Zutritt der Kollegen weiter durch, indem er den trefflichen Vorgesetzten an der Soldatenehre packt und ihm vorstellt, daß es unmännlich sei, sich der öffentlichen Meinung zu beugen. Andrer Ansicht ist ein mit Weber befreundeter Professor, in dessen Lazarett eine Abteilung Franzosen liegt. Er läßt ohne Webers Wissen den elsässischen Kollegen bei seinem Besuch von einer Militärperson begleiten. Dieser, der ohnehin eine immer dichtere Atmosphäre von Feindseligkeit um sich aufsteigen fühlt, erblickt darin ein Zeichen des Mißtrauens und verzichtet tief verletzt. Weber gerät über diesen Vorgang in derart schwere Erregung, daß er in brüsker Form mit dem Freunde bricht. Wie öfter in solchen Fällen, stehen Anlaß und Effekt außer Verhältnis. Er entschuldigt sich auch für seine Heftigkeit, erwartet jedoch, daß der andre nun ebenfalls seinen Fehler einsieht. Als dies nicht geschieht, bleibt der Bruch. Und erst 5 Jahre später werden die trotzigen Männer durch ihre Frauen wieder zusammengeführt.

Für Professor Sch. wird das Verbleiben in Heidelberg unmöglich. Er verzichtet freiwillig auf sein Lehramt und will in die Schweiz übersiedeln. Aber das Bezirksamt verweigert die Zustellung der Pässe. Weber wendet sich nun mit einer langen Eingabe an die Behörde, in der er die gegen Sch. umgehenden Verdächtigungen als Ausfluß der Kriegspsychose bezeichnet und vor allem auf die politische Unklugheit einer solchen Maßnahme hinweist. Welch' gehässiges Echo nicht nur in den feindlichen, sondern auch in den neutralen Ländern, und welche Rückwirkung im Elsaß wäre zu gewärtigen, wenn ein »Fall Sch.« geschaffen würde! Die Pässe werden dann auch erteilt. — So sehr es Weber treibt, seinen Schild über die in schwerer innerer Bedrängnis steckenden Angehörigen zweier Nationen zu halten, so schroff wendet er sich ab von solchen Zwienaturen, wenn sie nicht schweigen, sondern im Kampf der nationalen Parteiung ihre

Stimme erheben. Und zwar ist es ihm ebenso widerwärtig, wenn etwa der Halbengländer H. St. Chamberlain sich pro-deutsch äußert, wie wenn Halbdeutsche von draußen ihr bedrängtes Vaterland kritisieren. Als dies von einem langjährigen Freunde geschieht, stellt er ihn ernst zur Rede, und da dies ohne Wirkung bleibt, scheidet er sich von ihm mit folgenden Worten:

»Sie haben ein doppeltes Vaterland. Das ist Ihr Schicksal. Sie können nichts dafür und würden es nicht anders wollen. Diese Lage gibt Ihnen gewisse Rechte. Sie dürfen in manchem anders empfinden, als es uns andern im Augenblick, wo unser Land — von den Großmächten nur das unsrige — um seine ganze Existenz ringt, gestattet ist. Aber allerdings legt es Ihnen auch gewisse Pflichten auf gegen Ihr Geburtsland . . . . vor allem die Pflicht, unter Umständen schweigen zu können. Kein Deutscher kann Ihnen das Recht einräumen, über die Gestaltung des Friedens mitzureden, vollends nicht in einer Art, die des Beifalls unsrer Feinde sicher ist. . . . . Einen anständigen Frieden könnten wir jederzeit haben? Ist mir unbekannt. Halt, ja! Vielleicht von Italien, wenn wir Schufte genug wären, unsern Bund zu brechen; d. h. wenn wir keine Deutschen wären. . . . . Genug. Wir werden uns offenbar nicht mehr verständigen. Das bedaure ich, denn wie Sie wissen, habe ich Sie immer recht gut leiden mögen. Jeder hat seine Fehler, ich auch. Aber im Augenblick sind die Ihrigen die fataleren. Sie entsprechen der Situation nicht, und jedermann soll in so ernsten Dingen sich klar machen, was ihm nicht gegeben ist.«

* * *

Der Umtrieb der ersten Monate geht oft an die Grenzen der Kraft, zumal Weber — sonst an Morgenschlaf gewöhnt — nun Gewicht darauf legt, der Erste und Letzte im Dienst zu sein. Für Weihnachten erwartet er das Versagen der Maschine. Aber es geschieht nicht — im Gegenteil, der labile Organismus gewöhnt sich immer mehr an den Dienst und scheint von ihm balanziert zu werden. Man steht vor einem Wunder. War denn nun das häufige Krankheitsgefühl der letzten Jahre »Einbildung« gewesen? Nein, denn auch die angespannteste Aktivität eines Beamten beansprucht offenbar die nervösen Zentralorgane nicht annähernd so stark wie schöpferische Denkarbeit. Krankhafter psychischer Rückstand war nur Webers Angst vor jeder

termingebundenen Leistung. Die sie immer wieder erzeugenden, tief eingegrabenen Erinnerungsbilder überdeckt nun neue Erfahrung. Er ist genesen.

Das Dasein ist sehr vereinfacht, jeder lebt nur in dem Einen, und die Tage verfließen wie ein reißender Strom. Jeder empfindet oft Augenblicke großer innerer Freude durch das Helfen- und Ratenkönnen. Weber tut auch sonntags Dienst, nur nachmittags ist er daheim, und dann finden sich immer viele Freunde ein. Selbst in den Ferien stehen nun die Sonntage in Flor. Denn er soll ihnen die kriegerischen Tagesereignisse deuten und die Lage beurteilen. Es gibt kein anderes Gespräch, aber dies ist unerschöpflich. Oft finden sich auch Freunde von der Front ein, die als Verwundete eine Zeitlang in der Heimat verbringen. Dann sind sie Mittelpunkt. Sie können nie genug erzählen. Denn in jedem spiegeln sich die Ereignisse anders, jeden umleuchtet das Glück neu geschenkten Lebens und der Hingabe an ein hohes Ziel. Der Anblick ihrer straffen Gestalten ist herrlich. Mancher — noch vor kurzem Jüngling — erscheint nun in der Uniform als Mann. Meist sind die Züge der Beurlaubten eigentümlich gespannt, sie künden stete innere Wachheit, schwere Verantwortung und die Erlebnisse in der Nähe des Todes. Sie sind zuversichtlich, aber sie wissen, daß sie nur einen kleinen Ausschnitt der ungeheuren Kampflinien übersehen und nur ihr eignes Tun erleben. Nun wollen sie gern hören, wie von der Heimat aus die Gesamtlage beurteilt wird. Die Krieger sind meist mit Webers Ansichten einverstanden, denn sie spüren trotz aller Erfolge die immer wachsende Uebermacht der Feinde.

Dagegen gilt er manchen der jetzt so gern politisierenden Daheimgebliebenen als »Pessimist«, denn er will von Anfang an den Krieg nur als Verteidigungskrieg aufgefaßt wissen und ihn möglichst schnell zum Abschluß bringen. Alle Aspirationen auf dauernden Besitz eroberter Gebietsteile — sei es im Osten oder Westen — erscheinen ihm verhängnisvoll. Das häufige Glockenläuten, die wehenden Fahnen, die begeisternden Siege trüben ihm zu keiner Zeit den Blick für die drohende Problematik der Lage, und daß die Zeit nicht für, sondern gegen Deutschland arbeitet. Schon im September 1914 verlangt er, daß die Regierung Belgien als »Faustpfand« bezeichne und seine künftige Freigabe in Aussicht stelle, und im Oktober heißt es: »Wie soll man sich einen Frieden denken? Und wann? Die Hunderttausende bluten für die

entsetzliche Unfähigkeit unsrer Diplomatie — das ist leider nicht zu leugnen, und daher hoffe ich selbst im Fall eines endgültig guten Ausgangs nicht auf einen dauernden Friedenserfolg. Wäre alles so gut, wie überraschenderweise die Armeeleitung — ja dann stünde es anders um uns.« Wie gern ließe er sich eines besseren belehren!

* * *

Der Heimatdienst bringt immer andre Aufgaben: Die Organisation der Krüppelfürsorge, dann die Beschäftigung der langsam Genesenden, denen die Langeweile des Lazaretts so gefährlich ist. Weber richtet Fortbildungs- und Handfertigkeitskurse für die Verwundeten ein — neue anziehende Arbeit für die freiwilligen Helfer. — Das übereinander getürmte Halbrund der Sitzreihen eines klinischen Hörsaals füllt sich mit den in helle Krankenkleider gehüllten Gestalten, viele Jünglingsgesichter unter den Männern. Weber selbst besteigt das Katheder in schlichtem Feldgrau, dem angemessenen Kleid für die adlige Gestalt. Er erklärt ihnen das Wesen des Geldes und ein anderes Mal die Verschiedenheit der russischen von der deutschen Agrarverfassung. »Es geschehen seltsame Dinge. Max hat zweimal abends n a c h dem Dienst ‚Kolleg' vor Verwundeten gehalten! In den Lazaretten werden nämlich Fortbildungskurse eingerichtet, damit die Genesenden etwas beschäftigt und gefördert werden. Da gab er zwei Probestunden, so frisch und lebendig, als hätte er nicht 16 Jahre geschwiegen! Und geschadet hats ihm nicht. Also der Krieg mußte kommen, um seine Hemmungen zu überlisten.«

Das erste Kriegsweihnachten war überall tief eingetaucht in Liebe, Poesie und Feierlichkeit. Selig war Geben und Nehmen. Den einfachen Männern werden die Augen feucht, sie freuen sich wie Kinder, viele sind noch niemals in so anmutiger Form beschenkt worden. Unter denen, die zu ihnen reden, gehört auch Weber. Als er vor dem hohen Christbaum steht und in die ihm zugewendeten Augen schaut, durchschimmert seine Verhaltenheit innere Bewegung. Er weiß: sie müssen noch einmal ins Feuer. Seine Stimme ist Orgelton. Er spricht von der Größe des Schlachtentodes: Im Alltag kommt der Tod zu uns als Unverstandener, als vernunftwidriges Schicksal, dem kein Sinn abzuringen ist. Wir müssen ihn einfach hinnehmen. Aber von Euch weiß jeder, weshalb und wofür er stirbt, wenn ihn das Los trifft. Wer draußen

bleibt, ist Saatgut der Zukunft. Der Heldentod für Freiheit und Ehre unsres Volkes ist höchste Leistung, wirksam für Kinder und Kindeskinder. Es gibt keinen größeren Ruhm, keinen würdigeren Abschluß als so zu sterben. Und vielen schenkt solcher Tod eine Vollendung, die ihm das Leben versagt hätte. — Was mochte die Seelen der Hörer bei diesen Worten bewegen? Jeder hat das Recht zu hoffen, daß der Tod ihn nicht findet. Aber es gab welche, die beim Abschied ganz schlicht zu sagen wußten: »Und wenn ich auch nicht wiederkehre — wenn nur Deutschland bleibt.«

II.

Die Familie erlitt gleich in den ersten Wochen des Kriegs einen schweren Verlust. Hermann Schäfer, der Gatte von Webers jüngster Schwester Lili, fiel in einem der Vorgefechte bei Tannenberg. Er war ein edler Mensch, voll Güte und Adel der Gesinnung, ein Künstler mit hohen Anforderungen an sich selbst. Deshalb trug er nicht leicht an dem geistigen Erbe seines genialen Vaters, des Gothikers Karl Schäfer, und auch der Druck des Alltags belastete ihn oft schwer. Er verläßt bei Ausbruch des Kriegs sogleich hochgemut seine Amtsstube, um sich als Offizier der Armee einzureihen. Er weiht sich begeistert, und auch seiner zarten Frau kommt kein Zweifel, daß sie ihn ziehen lassen müsse, obwohl ihr zu Mute ist, als sähe sie ihn nicht wieder. Nun hat ihn der Tod schnell auf der Höhe des Daseins erreicht. Die junge Witwe bleibt mit vier unerwachsenen Kindern zurück. — Dennoch vermag Weber in diesem Opfer nicht nur Sinn für das Ganze, sondern auch für den Gefallenen zu finden. Er schreibt der Schwester unter andrem: »— — — Er hätte mit Dir sicher noch gern gelebt, denn Du brachtest ihm alles an Glück, wozu er geschaffen war, und doch ist, da wir denn alle einmal sterben müssen, dieser Tod in diesem Kriege nichts, dem er sich hätte entziehen wollen. Denn dieser Krieg ist wirklich — was auch der Ausgang sei — groß und wunderbar über alles Erwarten. Nicht die Erfolge, sondern der Geist der Soldaten, den man hier sehen konnte und täglich in den Lazaretten sieht, übersteigt alle Erwartungen, und auch hier wenigstens der Geist der Bevölkerung alles in allem. Niemals hätte ich das gehofft, und was auch kommen mag — es soll unvergessen bleiben. Auf diesen Schlachtfeldern gefallen zu sein, ist auch der Preis eines schönen und reichen

Lebens wert. So würde er denken. Dann freilich würde er an Dich und die Kinder denken, wie wir es tun.«

* * *

Das Jahr 1915 brachte zwei weitere tief eingreifende Verluste: Der langjährige Freund Emil Lask und der Bruder Karl Weber fielen vor dem Feind. Beide — erfolgreiche akademische Lehrer — hatten sich freiwillig gestellt, beide schieden von der Höhe eines Lebens voller Aufgaben und Pläne. Dankbarkeit gebietet ihr Bild hier festzuhalten. — Der Jude Emil Lask war Philosoph und fremd in der Tatenwelt. Seine Heimat lag auf den kühlen Schneegipfeln der Kontemplation. Dort kannte er alle Wege und ging selbst-sicheren Schritts, dort konnte er andren Führer sein. Er tauchte die verwirrende Fülle des Einzelnen mit zwingender Hand in die Formen des Allgemeinen. Darin verehrte er Heiligtümer, denn in ihrer Unerschütterlichkeit waren sie ihm Bürgen der absoluten Wahrheit, nach der er dürstete. Doch seine heiße Seele liebte nicht nur das Ueberwirkliche, sondern auch die greifbar irdische Erscheinung, er war jeder Schönheit offen. Sein scharfer Geist blitzte über alles Menschliche hin, und die Funken seines Witzes besprühten gern dessen Schwächen. Aber er beugte sich auch voll Ehrfurcht allem Großen und Guten, und wo immer es ihn an jemandem ergriff, sah er hinfort dies als das Wesentliche. Packte ihn Zauber der Liebe zum Lebendig-Schönen, dann erglühte sein ganzes Sein, dann wurde seine Hingabe — Selbstentäußerung. Doch auch die stillere Schwingung der Freundschaft beflügelte ihn zum Opfern, stählte ihn zur Treue. Dennoch blieb er einsam. Denn das Meistern der Dinge und Menschen war ihm versagt. Stets fand ihn der schreitende Augenblick, der schnelle Entscheidung fordert, gebannt in schwermütige Erwägung, in Grübeln und Zweifeln. Zeigte sich ihm ein Glück, so sah er zugleich seine Vergänglichkeit. Immer hielt ihn Voraussicht schaudernd zurück vor dem erlösenden Sprung.

Aber den Entschluß, sich dem Vaterland darzubringen, findet er sofort. Er will sich nicht schonen im Dienst des Tempels, während das Land sich vollsaugt mit Bruderblut. Er ist nicht jung und nicht stark und weiß genau, daß ihm das freudige Emporrauschen der Lebenskräfte da draußen versagt bleibt. Ihm winkt kein Glück, kein Kranz, keine Führerschaft. Er geht als einer der gemeinen Masse, die da ist zum Gehorchen und Standhalten. —

Nach langer öder Verwendung im Lande kommt er endlich — als Unteroffizier — ins Feld. Wegen Sehschwäche kann er nicht schießen. Das Schicksal läßt ihn den Weg zu Ende gehen. Die tötliche Kugel trifft ihn sofort. — Von der Welt des Geistes gesehen ein sinnloses Opfer. Aber durfte man ihn hindern, seiner Natur zum Trotz das Erhabene zu tun ? durfte man ihn hindern an ungeahnter Vollendung ?

Weber schreibt den Angehörigen: »Zu dem Scheiden eines so besonderen und ungewöhnlichen Menschen und zumal im ‚Massentod' auf galizischer Heide gegen Barbaren, ist es nicht leicht, gleich die richtige Stellung zu finden. Man ist über das Geschehene zunächst schlechthin erbittert. Eins freilich darf gesagt werden: ganz sinnlos ist es nicht, wenn ein Mensch das was er seinen Schülern gelehrt hat, durch die Art seines Todes bewährt. In seinem Hinausziehen ins Feld sah er, innerlich illusionslos wie er war, nichts als seine ‚verdammte' Pflicht und Schuldigkeit. Darüber Phrasen zu machen, wäre ihm gänzlich fremd gewesen. Aber eben dies und es gerade so zu tun, entsprach jenen Anschauungen, die er vom Katheder vertrat, wohl wissend, wie oft wir Menschen alle ihnen nicht gewachsen zu sein vermögen. So gern er gelebt hätte — denn das wissen wir — so einverstanden mit sich selbst wäre er jetzt, könnte er auf sein Ende zurückblicken. Das ist nicht wenig. Er würde, hätte er anders gehandelt, stets an sich gezweifelt und sich niemals zugegeben haben, daß für einen von Natur so mutigen, aber nun einmal un kriegerischen Menschen es richtiger gewesen wäre, seinem Beruf zu leben. Das ist natürlich auch unsre Ansicht. Aber wir wissen, daß es später nicht möglich gewesen wäre, ihm den Stachel zu nehmen: ‚Du hättest tun sollen wie die andern'. Das hat er in seiner tiefen Ehrlichkeit gegen sich selbst recht gut gewußt, und deshalb ging er nach kurzem Schwanken.«

* * *

Karl Webers Tod erschien in andrem Licht. Er war ein Recke, kriegerisch von Natur, das Soldatsein Drang des Bluts. Er stürmte in den Tod aus höchstem Lebensrausch. — Die Brüder Karl und Max, in ihrer Jugend einander fremd, hatten sich erst ein Jahr vor Kriegsbeginn innerlich gefunden. Der jüngere richtete sich damals in schwerer innerer Bedrängnis an dem Alteren auf. Weber verliert viel. Aber er bejaht auch diesen Ab-

schluß und schreibt an Helene: »— — — — Er war zu seiner Vollendung gekommen. Wie schwer wurde es gerade dieser Natur, jene geschlossene Schlichtheit, die innerlich vornehme Sachlichkeit, die Fähigkeit, schweigend die Dinge für sich zu behandeln, den Verzicht auf ‚Geltung' — kurz alles das an Eigenschaften in sich zu entwickeln, was uns an ihm jetzt so erquickte. Er war doch in jungen Jahren so ganz anders veranlagt, — der kraftvolle Ernst seines Wesens ist etwas, was Schicksal und eigne innere Arbeit an sich ihm erst gegeben haben. Wie sehr war er, bis in die Mannesjahre, eine Art Sorgenkind für Dich — und wie bedingungslos sicher war seit Jahren das Vertrauen, das seine Art uns allen abgewann. Und schließlich: Er hat das volle Verständnis Deines Wesens, das ihm einst so schwer war, gewonnen. Und eine unsrer letzten Unterhaltungen — in schöner und erschütternder Rührung von seiner Seite her geführt — zeigte, was es ihm bedeutete, daß er alles verstanden und erfaßt hat. Und schließlich — er fand den schönen Tod an der Stelle, wo es im Augenblick allein menschenwürdig ist, zu stehn.« (4. 9. 1915.)

Karl Weber (1870—1915) war nach problematischen Jugendjahren ein bedeutender Mensch von großer Güte, Aufopferungsfähigkeit und Zuverlässigkeit geworden. Nachdem er endlich der verhaßten Schule ledig war, begann er unter der Führung seines genialen Meisters, Karl Schäfer in Karlsruhe, den er hingebend verehrte, ein straffes Arbeitsleben. Eine ebenso bedeutende künstlerische wie didaktische Begabung setzte sich durch, und er war für seinen Beruf begeistert. Als Regierungsbaumeister wurden ihm früh große Aufgaben übertragen, u. a. die Wiederherstellung der Kirchen in Dobriluk und Oliva. Als Professor in Danzig und dann in Hannover sammelte er einen großen Schülerkreis um sich, der ihm ebenso bewundernd anhing, wie er selbst und sein Kreis früher dem Schulhaupt Schäfer. Und Helenes Liebessaat trug reiche Ernte. Keins ihrer Kinder verehrte und liebte sie inniger als dieser Sohn. Er hatte in der Jugend wenig auf sie gehört und war in die Irre gegangen. Als er sich zur Klarheit und Reinheit durchgekämpft hatte, dankte er es ihrem Einfluß. Er war überzeugt, daß die Saat ihres Vorbilds und ihrer Lehren nun in ihm aufgegangen seien. — Bei Ausbruch des Kriegs zog er sogleich ins Feld, brach aber nach kurzer Zeit an schwerer körperlicher Erkrankung zusammen.

Nach monatelangem, schwerem Siechtum, nur notdürftig wiederhergestellt, setzte er es gegen den Willen der Aerzte durch, seinem Regiment nach Osten zu folgen. Für nichts andres schien er gesundet zu sein. Er entriß sich den Armen der Liebe. Die Seinen wagten ihn nicht zurückzuhalten. Denn niemals hatte sein Antlitz so gestrahlt. Er ging im Opferrausch für die große Sache, noch winkte der Sieg, noch schien die göttliche Macht Deutschlands Heere zu führen. Der Sommer neigte sich, als er zum letzten Male der alten Mutter ins Auge sah. In den ersten Gefechten auf dem Vormarsch nach Osten traf ihn die Kugel. Er hatte sie erwartet. Helene bejahte das Opfer dieses Lebens für eine große Sache.—Längere Zeit nach seinem Tod hielt Weber das Bild dieses Bruders für dessen Braut in folgenden Zeilen fest:

»Meine liebe Martha! Ich habe, da ich lange Zeit im Kupee allein saß, schon damals Karls Briefe gelesen und dann jetzt nochmals in Ruhe. Mit s e h r herzlicher Dankbarkeit für den großen, mich sehr bewegenden Beweis von Vertrauen von Ihrer Seite, der darin liegt, — und mit tiefer Erschütterung. Die große Echtheit und Tiefe, verbunden mit der feinen Zartheit der Empfindung, die daraus so ergreifend spricht, läßt es mich nur noch schmerzlicher bedauern, daß das Band des Verständnisses, welches in den letzten Jahren sich geknüpft hatte, nicht Zeit und Gelegenheit fand, sich immer weiter zu entwickeln — man sah sich so selten, und die Fremdheit der Jugendzeit, die vielen Erlebnisse, die jeder seitdem selbständig gehabt hatte, ohne daß der andre darum wußte, mußten doch erst gegenüber den neuen Gemeinsamkeiten in den Hintergrund treten. Die große Ungerechtigkeit, die wir älteren Brüder — oder wenigstens ich — Karl gegenüber begangen haben, als wir noch jung waren, lag wesentlich darin, daß man nicht sah, daß die Art, wie er sich damals äußerlich gab, seine Form und Geste, eben n i c h t , wie es der größeren Nüchternheit meiner Eigenart schien, Theatralik oder so etwas, sondern die ganz echte und berechtigte Geste des K ü n s t l e r s war — was verstand denn ich damals davon? Seine Begeisterung für die Arbeit bei seinem prachtvollen Lehrer Schäfer machte mir einen tiefen Eindruck, aber da man sich nicht sah, brachte uns das kaum näher. Die schweren Schicksale Karls, die ich ja nur teilweise vermutete, das Schwinden seiner jugendlich unbefangenen Hingabe an das Leben, der schwere Ernst, der sich auf ihn legte, wandelten in manchem sein äußeres Wesen, und nur

das sah ich, als wir uns wieder näher traten. Und es berührte mich so stark und sympathisch, daß ich ganz vergaß zu fragen, wie teuer es wohl erkauft sein möchte? Aber ich hatte doch inzwischen genug vom Leben und den Menschen gesehen, um zu wissen, wie gründlich der Irrtum über den jugendlichen Karl gewesen war, und daß ihm damals Unrecht geschehen war. Es hat sich nie eine gute Stunde ergeben, die das alles einmal zur Aussprache gebracht hätte. Und nun ist er nicht mehr da.

Aber mit großer Freude und Bewegung sehe ich, wie sehr die mächtig ihn ergreifende Liebe zu Ihnen ihm das wiedergegeben hat, was — zumal in der letzten Zeit nach dem schlimmen, sein Herz verwundenden Erlebnis — tief verschüttet lag unter Resignation und jenen ganz unmäßigen Selbstvorwürfen, welche seine rücksichtslose Ehrlichkeit gegen sich selbst richtete, weil er arglos wie ein Kind gegen sich und gegen Menschen, denen er vertraute, gewesen war. Dem Schicksal sei Dank, daß das so mit der Wurzel ausgelöscht und ihm diese prachtvolle, reife und zugleich bezaubernd jugendliche zweite Blütezeit gegeben hat, als Erfüllung eines sich nach dem Höchsten sehnsuchtsvoll streckenden Lebens. Der Wechsel von jubelnder Sicherheit und Verzagtheit in den Briefen, der für Ihr Verhältnis zueinander entscheidenden Zeit, ist ebenso menschlich echt wie das ehrliche Bekenntnis seiner religiösen Stellung, die unserem Zeitschicksal entspricht. Dies ist mir besonders wertvoll, weil ich daraus sehe, daß er sich auch da ‚nichts vorgemacht' hat, wie es heut so viele, gerade auch Künstler, zu tun pflegen, schwache Seelen, die innerlich das Angesicht des heutigen Lebens nicht ertragen können. Daß er das konnte und sich selbst nicht verlor in aller Schwere seines Schicksals und aller herben Selbstkritik, ist ein Beweis von so großer innerer Kraft, daß man ihn schon um deswillen allein lieben muß. Und darum danken wir Ihnen — oder vielmehr, liebe Martha, nach diesem Beweis von Vertrauen geht es mir nicht anders vom Herzen, als zu sagen: — danken wir Dir für dies wundervolle Aufblühen, das Du dem schon Todgeweihten in solcher Schönheit geschenkt hast, wie die rührend schönen letzten Briefe in jeder Zeile sagen. — Wenn Du der Herrlichkeit dieses trotz allem großen Lebens offen bleibst, lebst Du am meisten so, wie es in seinem Sinn ist.« (20. 6. 1917.)

* * *

Dieser Tod stiftet neue nahe Gemeinschaft. Die Schwester Lili ist nach dem Verlust ihres Gatten mit den Kindern zu Karl, ihrem innigsten Jugendfreund, gezogen. Als nun das kaum ihr eigen gewordene Heim sich wiederum auflöst, baut sie das Nest für die Jungen in Heidelberg, und für Weber beginnt nun die Aufgabe, ihr brüderlichen Rückhalt zu gewähren. Er ergreift freudig das Neue und bekundet der Schwester, was i h m durch die trauliche Nähe naturgewachsener Zugehörigkeit geschenkt wird. Und wie zufällig lüftet sich dabei ein wenig der Schleier über seinem Selbst: » . . . . . Es wird ja — um das einmal zu sagen — wohl so bleiben, daß ich ein verschlossenerer und vielleicht einsamerer Mensch bin, als es so aussieht, und nicht leicht zugänglich, das hat mir die Natur nicht gegeben, und darunter haben manche, deren Liebe ich gehabt habe und habe, oft zu leiden gehabt und leiden vielleicht noch. — Und weil ich andrerseits über s a c h l i c h e Dinge — denn von persönlichen kann ich nur in seltenen guten Stunden zu reden mich entschließen — sehr nachdrücklich meine Ansicht sage, so fühlen sich Leute, die das nicht richtig sehen, leicht vergewaltigt. Du bist ohne Menschenfurcht und mußt Dich auch dadurch nie verblüffen lassen. Dann wird alles gut gehen.«

Soweit es die Zeit erlaubt, wendet er sich der vaterlosen Familie zu und ist bald innig in ihre Interessen versponnen: . . . »Heute morgen brachten mir die Kinder ein Ständchen — sehr niedlich unter Klärchens Regie und Leitung. Die Situation, daß ich zum Gegenstand einer ‚Feierlichkeit' gemacht wurde, war für mich, wie Aehnliches stets, etwas verlegen — daß sogar Lili sich auf den Pegasus geschwungen hatte! — Indessen es war sehr nett, und ich rücke damit fühlbar in den Kreis der ‚alten' Onkel, von denen bei ‚Max und Moritz' und in der ‚frommen Helene' die Rede ist. Sage Lili schönsten Dank. Ihren Kindern muß man gut sein.«

Frühling 1916 geleitet er die Schwester an das entlegene Kriegergrab ihres Gatten in eben jene Ostmark, deren Bewahrung vor Polonisierung ihm von jeher ein solches Anliegen war. Wie tief er auf dieser Fahrt vom Schicksal des Einzelnen und des Ganzen bewegt ist, lassen folgende Zeilen an Helene ahnen: »Die Fahrt von und nach Ostpreußen war gut, auch für meinen nicht durch Arbeit, sondern durch unbefriedigende Halbarbeit sehr stumpf und müde gewordenen Kopf. Nur war ich — wie in letzter Zeit

immer — zum Schweigen geneigt. Dieser Eindruck da oben: Das Grab auf dem Sturzacker, das kleine seltsame ‚adlige Dorf', ganz aus der Fasson gegangen durch Abbau, die ‚Weltferne', in welcher dies eigentümlich belastete Leben hier in einer letzten Befreiung von dem Druck der allzu vielen Aufgaben zu Ende ging in schöner und sinnvoller Art — dies alles, und viele Erinnerungen bewegten mich mehr, als ich in Worten auszudrücken vermochte und auch die Neigung hatte. Für die Kinder wäre jetzt der Eindruck noch nichts gewesen. . . . . Marianne fand ich sehr gut vor. Ihr unerschöpflicher Fond von tiefer seelischer Heiterkeit hilft ihr immer wieder und wird ihr helfen, was auch kommen mag.«

* * *

Ende 1914 — der Krieg scheint schon endlos, so weit entrückt ist alles frühere Erleben — reicht Weber seine Dienstentlassung ein, nicht aus Arbeitsmüdigkeit, sondern weil der militärische Gefährte sich reaktivieren läßt und dadurch sein Vorgesetzter wird. Für Weber, der die Hauptarbeit tut, wäre ein solches Verhältnis unziemlich. Die vorgesetzte Behörde will indessen seine Qualitäten noch nicht entbehren und findet einen Ausweg. Weber arbeitet also pausenlos weitere neun Monate. Als E. Jaffé ihn für einige Tage zur Beratung einer möglichen sozialpolitischen Aufgabe nach Brüssel locken will, antwortet er: »Wie Sie wissen, bin ich hier dienstlich auf Grund freiwilliger Meldung — denn dienstpflichtig war ich nicht mehr — angestellt als Hauptmann und militärisches Mitglied der Reservelazarettkommission Heidelberg, mit 42 Lazaretten des Bezirks, wovon ich 9 neu einzurichten hatte und disziplinär und ökonomisch wesentlich allein verwalte. Der Dienst hier verträgt eine längere Beurlaubung nicht, ich habe bis jetzt während des ganzen Kriegs 2 Sonntage ausgesetzt, und bin stets von 8—7 oder 8 auf dem Büro oder in den Lazaretten. — Wenn ich kommandiert oder mit Zustimmung der Militärbehörde geholt werde, bin ich natürlich zu allem und jedem, wo ich nützlich sein kann, bereit, aber ‚bewerben' tue ich mich um gar nichts. — Es lastet zu schwer auf mir, daß ich nicht fähig bin, in der Front militärisch verwendet zu werden, weil ich nicht marschieren und reiten kann. Daher wünsche ich nur mir selbst zu zeigen, daß ich mir für keine Arbeit zu schade bin.«

Im Herbst 1915 muß jedoch die längst ungesetzlich gewordene

Reservelazarettkommission aufgelöst werden. Felddienstuntaugliche Militärs sollen ihre Funktionen übernehmen. Als Weber erfährt, daß das Generalkommando sich den Kopf zerbricht, wo und wie man ihn »versorgen« solle, ersucht er um Entlassung.

Obwohl er im Grunde genug von dem pausenlosen Bürodienst hat, überwiegt doch zunächst die Traurigkeit, daß er nicht mehr unmittelbar mithelfen kann. Er hat sich mit ergreifender Pflichttreue für die zunehmend stumpfsinnigen Aufgaben eingesetzt und steht nun wieder mit leeren Händen. Die Untergebenen trauern ihm lange nach. Sie verehren ihn und fühlen sich zugleich geborgen in seiner Humanität. Daß er sie stets gegen »oben« deckt, hat ihnen die Arbeit unter seiner Leitung zur Freude gemacht. Zum Abschied wird er mit einer sinnig erdachten Gabe beschenkt: einem Erinnerungsbuch mit den Bildern aller ihm unterstellten Aerzte, Beamten, Lazarette. Das freute Weber aufrichtig.

Wo soll er nun helfen? Zeitweilig winkt wieder die sozialpolitische Aufgabe in Belgien. Er reist hin, um sich zu besprechen, aber es handelt sich nur um vorübergehende Verwendung, die sich dann auch zerschlägt:

»Also in Brüssel ist es ein wunderlich gespenstisches Leben. Unterirdisch besteht die ‚Nebenregierung' des American Relief Fund, welcher die Belgier mit Lebensmitteln versorgt und daher den Bürgermeistern gegenüber die Macht in Händen hat. Die belgischen Ministerien (außer Krieg, Kolonien usw.) arbeiten mit deutschen Chefs und belgischen Beamten. Daneben die deutsche Verwaltung, von der jeder Teil seine eignen Wege geht. Das Leben Brüssels ist verändert durch das Fehlen aller Vornehmheit, Equipagen und großen Toiletten, die Läden der ‚feinen' Häuser heruntergelassen. Sonst sieht es ganz so aus wie etwa bei uns, und nur die großen Geschütze oben am Justizpalast und die Maschinengewehre an den Ministerien erinnern an die Nähe der Front. Auch die Posten am Park und vor allen Ministerien usw. Die großen feinen Lokale sind fast leer, schließen sehr früh. Stimmung und Absichten der deutschen Beamten und sonstigen Beschäftigten gehen offenbar weit auseinander. Was akademisch gebildet ist, ist g e g e n die Annexion. Aber man hat mit diesen Ansichten jetzt keinen Einfluß. J e d e r S i e g e n t f e r n t u n s w e i t e r v o m F r i e d e n, d a s i s t d a s E i g e n t ü m l i c h e d e r L a g e. — — — —« (1. 10. 15).

Bevor er sich in seine verlassenen Manuskripte versenkt, bringt Weber noch schnell einen für die Behörde gedachten Bericht über seine militärische Tätigkeit und die dabei gemachten Erfahrungen zu Papier, der in mancher Hinsicht charakteristisch ist. Er zeigt mit welcher Liebe zum Detail er alle die kleinen Räder der militärischen Riesenmaschine beobachtet hat und für künftige Fälle Einsichten vermitteln will, um Uebelstände zu verhindern, Zweckmäßiges zu fördern. Viele Erfahrungen ordnen sich zwanglos in seine soziologischen Typen, denen sie neuen Anschauungsstoff zuführen, wie z. B. die Eigenart der notgedrungenen Dilettantenverwaltung im Kontrast zur späteren Beamtenverwaltung und den Uebergang der einen in die andere. Er schildert den Einbau der freiwilligen Hilfskräfte in das militärische Gefüge, ihre Leistungen und Unentbehrlichkeit; würdigt die Arbeit der »freien« Schwestern, erörtert ihre Vorzüge und Mängel gegenüber den Berufspflegerinnen. Er geht den Gründen der zunehmenden Straffälligkeit der Lazarettinsassen nach und zieht aus allen seine praktischen Folgerungen. — Das schwer leserliche, eilig verfaßte Konzept blieb jedoch im Schreibtisch liegen. Vielleicht hätte seine Ueberreichung an die Behörde selbstgefällig erscheinen können. Deshalb möge es nun hier teilweise als ein Dokument glanzlosen Heimatdienstes aufbewahrt sein.

1. Allgemeines.

»Die hiesige Lazarettverwaltung begann als eine nahezu reine Dilettanten-Verwaltung. Diesen Charakter hat sie endgültig erst abgestreift, nachdem die bisherige Reservelazarett-Kommission, welche zuletzt aus zwei Nicht-Berufs-Militärs bestand, durch Ernennung eines militärischen Chefarztes ersetzt ist. Die Darstellung der Entwicklung der Lazarette ist daher eine Darstellung des Uebergangs von einer rein dilettantischen freien zu der geordneten bürokratischen Verwaltung.

Bei Meldung des Unterzeichneten auf dem Büro des Garnisonlazaretts waren an gedienten Militärs dort außer dem ärztlichen Mitglied nur: Sergeant L., welcher acht Tage vorher hierher versetzt war. Er sollte zugleich als Chef des Büros, Schreibkraft und Inspektor des Garnisonlazaretts dienen. Denn Schreibkräfte waren nicht vorhanden. Ordonnanzen fehlten. Als ökonomisches Mitglied der Kommission war Herr Oberinspektor H. bestimmt. Er erschien auch tatsächlich nach einigen Tagen.

Allein nicht nur war er damals gesundheitlich nur mit der allergrößten Anstrengung imstande, Arbeit zu leisten. Sondern vor allem war er in erster Linie von der Garnisonverwaltung derart in Anspruch genommen, daß er für uns zunächst nur stundenweise verfügbar war. Die als Inspektoren der einzurichtenden Lazarette eingezogenen Herren trafen ein, als die planmäßig am 10. Mobilmachungstag zu eröffnenden Lazarette längst in voller Einrichtung waren. Noch viel länger dauerte es natürlich, bis diese Herren auch nur notdürftig in die Geschäfte eines Lazarettbetriebes wie des hiesigen eingearbeitet waren. Eigentlich erst mit der endgültigen Organisation des Büros der Zentralverwaltung und der Verteilung der Lazarette auf die Beamten als Inspektoren, welche etwa sechs Wochen nach Kriegsbeginn vorgenommen wurde, konnte ihre Kraft nutzbar gemacht und ein einigermaßen normaler Betrieb begonnen werden. Auch diese Kräfte aber waren im Zivilleben Beamte, Verwaltungsbeamte, Fabrikanten usw., jedenfalls aber mit Militärverwaltungsgeschäften nicht befaßt gewesen. Mit welchen Körpern ist der Betrieb und vor allem die Einrichtung der Lazarette bis dahin in Szene gesetzt worden?

1. Als Schreibkräfte hatten, neben dem kalligraphisch gänzlich minderwertigen Unterzeichneten, die Beamten, nachdem sie da waren, und bis dahin der Rechnungsführer Sergeant L. zu dienen. Alle Bestellbriefe und die ganze Korrespondenz mit den zahlreichen Unternehmern ohne Ausnahme wurden von dem Unterzeichneten erledigt und liefen durch kein Journal. Alle wichtigen Zuschriften der Unternehmer sind, nach Firmen geordnet, vom Unterzeichneten gesammelt und gesichtet, also vorhanden. Alles andere wurde durch Bleistiftnotizen des Unterzeichneten soweit nötig festgehalten. Ein andrer Modus war undenkbar, denn es ist unerfindlich, wer diese Briefe hätte schreiben und allenfalls journalisieren sollen.

2. Alle Ordonnanzdienste, namentlich die Stadtbriefbestellung, für welche damals keine Portofreiheit bestand, wurden durch Schulkinder freiwillig getan, teils zu Rad, teils durch die Elektrische Bahn, auf welcher damals jeder, der einen Ausweis hatte, Freifahrt erhielt. Später hat die betreffende Gesellschaft zwar, in der für Heidelberg charakteristischen Popularitätshascherei, den Verwundeten Tausende von Freifahrtkarten gespendet, mit denen diese nutzlos in der Stadt und Umgegend

umherfuhren, unsern Beamten und Ordonnanzen aber, die schwer zu arbeiten hatten, sie zuerst gänzlich verweigert, dann auf einige Dutzend beschränkt. — Die Bestellung der Briefe auf jenem Wege hat natürlich dazu geführt, daß ein Postbuch oder Briefquittungsbuch für die derart bestellten Sendungen nicht existierte und auch manche Briefe nicht richtig ankamen. Nach Wiederbeginn der Schule blieben die Schüler aus, und es mußten nun Krankenwärter als Ordonnanzen verwendet werden, bis das Bezirkskommando in der Lage war, solche (jedoch in sehr bescheidenem, absolut unzulänglichem Umfang) zu stellen. Gerade in der allerersten Zeit aber darf die Zahl der täglich wachsenden kurzen Zuschriften wohl auf etwa 500 pro Tag geschätzt werden.

Im übrigen hat der Unterzeichnete die Wege zu den Lieferanten und Lazaretten persönlich gemacht, soweit er die ersteren nicht — was infolge des gewaltigen Dranges der Geschäfte nur ganz ausnahmsweise der Fall war — in das Lazarett bestellen konnte. Fuhrwerke waren in den ersten Tagen gar nicht, nachher zunächst nur höchst unsicher erhältlich, bis Herr R. Sch. der Kommission sein Automobil zur Verfügung stellte.

3. Die Einrichtung der Lazarette, die je 3 Kilometer auseinanderlagen, konnte unmöglich anders als mit Zuziehung freiwilliger Kräfte erfolgen, da die Beamten teils noch nicht da waren, teils erst die Geschäfte kennen lernen mußten. Infolgedessen wurde in jedem Lazarett ein freiwilliger »Zivilinspektor« bestellt. Diese Herren, vorwiegend Professoren, in Gemeinschaft mit dem Unterzeichneten, mit Schulkindern, andern freiwilligen Helfern, dann mit den allmählich eintreffenden Krankenwärtern und Polizeiunteroffizieren, schließlich den Beamten, nahmen die Lieferungen in Empfang und disponierten provisorisch, soweit der Unterzeichnete nicht anwesend sein konnte, nach eignem Ermessen, sonst nach den vom Unterzeichneten gemachten Einzeichnungen, über die Aufstellung der Betten und Geräte. Sie halfen, da die ersten Verwundetenzüge bei kaum vollendeter Fertigstellung der Lazarette eintrafen, den Aerzten bei der Unterbringung und sorgten ferner durch Sammlung von Liebesgaben aller Art für die Beschaffung aller denkbaren Bedürfnisse. In der ersten Zeit hatten diese unoffiziellen freiwilligen »Zivilinspektoren« die tatsächliche Autorität in der Hand; das Personal fügte sich ihnen, weil zunächst eine andere Gewalt einfach nicht da war, und weil der Unterzeichnete als Autorität hinter ihnen stand. Formell

wurden sie nur insoweit legitimiert, als praktisch unvermeidlich: es wurde ihnen die Vollmacht zur Quittung über abzugebende Lieferungen erteilt. Dies war schlechthin bestimmungswidrig. Aber, wenn die Lazarette fertig werden sollten, unvermeidlich. Jedoch es hat den großen Nachteil gehabt, daß über die Ablieferungen zum großen Teil keinerlei korrekte Liste geführt wurde, und daß, da schon während der, in Ermangelung von Rohstoffen und Arbeitern durchweg sich verzögernden, Einlieferung Verwundete eintrafen, telephonische Umdispositionen an der Tagesordnung waren. — Sie wurden dann schleunigst durch allerhand freiwillige Hilfskräfte (Schulkinder) erledigt, daher war auf keinerlei Art mehr Ordnung in unsre Wäschelisten zu bringen. Der Unterzeichnete, welcher als Dilettant in diese Stellung berufen wurde, übernimmt die volle und ausschließliche Verantwortung für diese nachher nie wieder, trotz aller Bemühung, auszugleichen gewesenen Unstimmigkeiten der Liste. Verwahrung ist insbesondere dagegen einzulegen, daß etwa die Beamten dafür verantwortlich gemacht werden könnten. Sie waren zur Zeit der ersten Ablieferungen noch gar nicht da, waren später zunächst nicht in der Lage, die Abnahme zu kontrollieren und fanden auch nachher nicht die Möglichkeit, bei den täglich sich hetzenden Umdispositionen bezüglich der Wäsche, überhaupt deren Verbleib wirksam zu kontrollieren. —

Allmählich wurde dann diese unoffizielle und unverantwortliche Verwaltung durch die bestimmungsgemäß geordnete Beamtenverwaltung ersetzt. Es hat aber bis etwa in den November gedauert, bis dies wirklich in allen Zweigen geschehen war. Seitdem waren die bis dahin fungierenden »Zivilinspektoren« mit ihren Hilfskräften entweder zugleich ausgeschieden, oder aber sie hatten sich in »Liebesgabenverwalter« verwandelt, denen von uns lediglich 1. ein bescheidener Raum eingeräumt, 2. das ausschließliche Recht verliehen wurde, Liebesgaben anzunehmen und darüber nach vorgeschriebenem Muster zu quittieren. Denn es führt zu den schwersten Mißständen, wenn Liebesgaben vom Publikum beliebig in den Lazaretten an irgendwelche unlegitimierten, nachher nicht nachweisbaren Personen abgeliefert werden, wie es zunächst geschah. Es schien unbedingt geraten, die amtliche Verwaltung der Lazarette nicht mit diesen Geld- und

Naturalgaben zu befassen und ihr dadurch die Verantwortung aufzubürden, welche sie gar nicht tragen konnte.

Diese Liebesgabenverwaltungen haben für die Lazarette ganz Unersetzliches geleistet, was durch die offizielle Verwaltung nach der Natur anderer Aufgaben niemals geboten werden konnte. Einerseits rein menschlich, durch persönlichen Zuspruch, Beschaffung von Lektüre, Beschäftigungsgelegenheit, private Berufsvermittlung für die Verwundeten. Die praktische Bedeutung tritt in dieser Hinsicht darin hervor, daß die Zahl der Arreststrafen in ganz offensichtlichem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Fehlen einer solchen Liebesgabenverwaltung stand und dort am stärksten war, wo sie fehlte, und die Leute auf die Oede und den Müßiggang des Lazaretts angewiesen waren. Andererseits an dem Zusammenbringen von Mitteln für Bedürfnisse, welche teils gar nicht, teils nicht in dieser Qualität oder Quantität von der Lazarettverwaltung gedeckt werden konnten. Die Mittel, welche durch diese »freiwilligen Lazarettverwaltungen« (Liebesgabenverwaltungen) aufgebracht wurden, sind, gemessen an den Aufwendungen des Militärfiskus und den Mitteln des Roten Kreuzes, bescheiden. Allein die im ganzen über 20 000 Mk., welche im Lauf eines Jahres unter der Hand, vornehmlich von Mitgliedern des Lehrkörpers der Universität, aber auch von hiesigen Privaten den Liebesgabenverwaltungen der verschiedenen Lazarette zur Verfügung gestellt wurden, wiegen insofern weit schwerer als etwa die Mittel des Roten Kreuzes, weil jegliche denkbare Chance der Befriedigung persönlicher Eitelkeit, an welche das Rote Kreuz zur Erlangung seiner Mittel anzuknüpfen vielfach direkt gezwungen ist, dabei vollständig fehlen. Denn von der Persönlichkeit dieser Spender, welche in keiner Art hervortreten kann, wurde niemandem als den betreffenden Chefs der Liebesgabenverwaltung etwas bekannt. Es sind aus diesen Mitteln, welche übrigens durch sehr reichliche, in ihrem Wert ganz unabschätzbare Naturalgaben ergänzt wurden, nicht nur Zigarren, einfache Genußmittel, Spiele, Unterhaltungsmittel, Rohstoffe für Flechtarbeiten, Mittel, die Zimmer durch Dekorationen wohnlicher zu gestalten, Bücher, Kräftigungsmittel aller Art, bessere Weine für Geschwächte beschafft, und die sachlichen Kosten von Unterricht und Vorträgen bezahlt worden, sondern auch z. B. Liegehallen und Liegestühle, Ergänzungen der ärztlichen Instrumentarien, therapeutische Mittel, nicht etatsmäßige

Wäsche und Gebrauchsartikel aller Art, welche zu bewilligen die Kgl. Intendantur nach der üblichen Praxis gar nicht oder nur schwer in der Lage gewesen wäre. Es ist ferner möglich gewesen, schöne Weihnachtsfeiern und Weihnachtsbescherungen in den Lazaretten zu veranstalten, ohne dafür irgendwie bei dem Roten Kreuz in Kost zu gehen. Eine pekuniäre Abhängigkeit der Reservelazarette von dessen reichen Mitteln — die herzugeben es übrigens nicht gezögert hat — wäre uns als nicht recht passend erschienen, so daß wir nach Möglichkeit vermieden haben, mehr als unvermeidlich und nötig, uns an diese Quelle zu wenden. Es ist dies in erheblichem Maß erst in den letzten Monaten der Verwaltung des Unterzeichneten, und dann für Naturalien, nicht für Geld, durch einige Lazarette geschehen.

Die Liebesgabenverwaltungen haben sich ferner in starkem Maß an der Organisation von Unterricht für die Verwundeten beteiligt. Die Heranziehung der Verwundeten zum Unterricht im Korbflechten, das Ausschneiden und Kleben aus Pappbogen, die Knüpferei, die in möglichst weitem Umfang ins Werk gesetzte, stundenweise Beschäftigung der Leute bei Innungsmeistern, deren Qualitäten und Bedingungen vorher geprüft wurden, die höchst verdienstvollen Versuche des Roten Kreuzes, Beschäftigung für Verwundete in Werkstätten zu finden, die bloßen Unterhaltungsveranstaltungen aller Art, — all dies hat, dem Wert nach, doch nur eine bescheidene Bedeutung erlangt. Namentlich von der Arbeitsgelegenheit, selbst bei gutem Lohn, haben nur ganz wenige Leute Gebrauch gemacht.

Während ein erheblicher Teil von ihnen jeglichem Interesse geistiger Art fremd blieb und nur nach Kolportagelektüre Bedarf an den Tag legte, gab es eine zahlenmäßig immerhin sehr beträchtliche und vor allem wertvolle Minderheit, welche den erzwungenen Müßiggang in den Lazaretten nicht ertrug und einerseits empfänglich für Anregung und geistige Beschäftigung, andrerseits beim Ausbleiben solcher der Gefahr disziplinärer Ausschreitungen ausgesetzt war. Um ihretwillen wurde der Unterricht organisiert. In einigen Lazaretten lag er ganz in der Hand der Chefs der Liebesgabenverwaltungen. Der Unterricht war teils Fachunterricht (Stenographie, Französisch, Buchführung), teils allgemein bildend (Geschichte, Kriegsgeographie, Wirt-

schaftsverhältnisse). Dieser letztere Unterricht wurde aus Gründen der Disziplin als militärische Instruktion obligatorisch, zu festen Stunden, unter Einführung und Kontrolle durch Unteroffiziere in den Unterrichtslokalen eingerichtet. Es beteiligten sich wesentlich eine große Anzahl von Herren, namentlich Mitglieder des akademischen Lehrkörpers und Volksschullehrer, gelegentlich und helfend auch die Mitglieder der Reservelazarettkommission, und zuweilen geeignete und dazu geneigte Lazarettkranke. Die Aufmerksamkeit der Leute in den Wintermonaten mit ihren langen Abenden war im ganzen anerkennenswert, für den Sommer schlugen die Lazarette vor, den Unterricht zu unterbrechen, weil das gute Wetter der Sommerabende ein zu übermächtiger Konkurrent war, und die Lehrer die fühlbare Unlust der Teilnehmer zu unangenehm empfanden. Der fakultative Unterricht fand meist nachmittags statt. Die obligatorischen Unterrichtsstunden betrugen zwischen 4 und 6½ wöchentlich und lagen in den Abendstunden, meist nach dem Abendessen, um die ärztlichen Visiten und den hygienisch notwendigen Ausgang nicht zu stören. Disziplinär hat der Unterricht — wie die Abnahme der im Herbst stark angeschwollenen Arreststrafen während des Winters zeigte — sehr gut gewirkt, und nur auf diese Wirkung war es abgesehen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der zunehmenden Einschulung der eingezogenen Beamten der zunehmenden Versorgung mit militärischem Personal und dem allmählichen Uebergang des Lazarettbetriebs aus dem improvisierenden Uebergangszustand der ersten Monate in den normalen Dauerbetrieb, die amtlich geordneten Instanzen, vor allem die Lazarettinspektoren, zunehmend ihre Rechte in Anspruch nahmen und den freiwilligen Helfer und seinen Einfluß als lästige Konkurrenz empfanden. Es hat an Reibungen nicht gefehlt; im ganzen hat jedoch der Takt von beiden Seiten das langsame Zurücktreten der freiwilligen Helfer, aus ihrer anfänglich zuweilen fast den ganzen Betrieb beherrschenden, in diejenige nur aushelfende Tätigkeit, welche die »Liebesgabenverwaltungen« entwickelten, sich glatt vollziehen lassen.

Mit zunehmender Monotonie des Betriebs verschwand eine »unoffizielle« Figur nach der andern, bis schließlich der Unterzeichnete, der persönlich so wenig wie irgend möglich zur Wirtschaftlichkeit und Ordnung qualifiziert, in seinem Zivilleben an die

Studierstube gefesselt ist, als letzter Rest der anfänglichen fast reinen Dilettantenwirtschaft übrig blieb.

Auf Dilettantenarbeit war zunächst auch ein erheblicher Teil der Krankenpflege gegründet. Bei Beginn des Kriegs herrschte hier die Vorstellung, daß Krankenschwestern nicht zuständig seien. Daher wurden Berufsschwestern hier zunächst nicht angestellt, sondern den Aerzten, welche nachdrücklich erklärten, einen Verletzten und Leidenden keinesfalls den ungeübten Händen eines beliebigen Wärters anvertrauen zu können, anheim gestellt, sich nach bestem Vermögen selbst zu helfen. Dies geschah, soweit die Aerzte davon Gebrauch machten, durch Gewinnung freiwilliger Hilfen aus Bürgerkreisen der Stadt. Die Zahl war in den einzelnen Lazaretten verschieden. Nachdem dann die Agitation der Berufsschwestern den Erfolg hatte, daß die Mindestzahl von 6—8 Schwestern auf 100 Betten vorgeschrieben und die Anstellung von ausgebildeten, tunlichst staatlich anerkannten Berufsschwestern eingeführt wurde, wendete sich der Unterzeichnete an die einzelnen Organisationen mit der Bitte um Stellung von solchen. Es zeigte sich, daß diesem Verlangen, der Zahl und Qualität nach, nicht genügt werden konnte. Die brauchbaren Kräfte waren fast alle bereits anderweit, insbesondere im Operations- und Etappengebiet, verwendet. Dem offiziell festgestellten Mindestbedarf (bei 1500 Betten 90—120 Schwestern) entsprach die Zahl der gestellten Kräfte in keiner Weise. Deshalb begnügte man sich vielfach mitDilettantenschwestern. Namentlich im Reservelazerett II konnten umfassende Erfahrungen mit ihnen gemacht werden, sie waren dort 7 Monate lang völlig unentgeltlich und erst nach Ablegung des staatlichen Notexamens im Frühjahr gegen volle Schwesterngebührnisse tätig. Im wesentlichen läßt sich folgendes darüber sagen:

Unzweifelhaft bedeutet die Zugehörigkeit zu einer festen, auch im Frieden weiterbestehenden Organisation und die Ausübung der Krankenpflege als dauernden Beruf eine gewisse Garantie der Tüchtigkeit und auch eine solche für ein passendes Verhalten der Schwestern. Bei Verstößen gegen Takt und Lässigkeit in der Pflichterfüllung schreitet der Verband im Interesse seines Renommées ein, und die einzelne Schwester ist schon in ihrem materiellen Interesse darauf hingewiesen, einen Konflikt mit ihrer Organisation zu vermeiden. Dem hat die typische Dilettantenschwester, welche erst unter dem Eindruck des Krieges sich der Kranken-

pflege zuwendet, zunächst nur ihren persönlichen Idealismus und ihre im Durchschnitt stärkere Schulung durch eine bessere Kinderstube und bessere Allgemeinbildung gegenüberzustellen. Denn es versteht sich, daß in erster Linie (wenn auch keineswegs ausnahmslos) nur Mädchen von einem erheblichen Bildungsniveau die Chance hatten, bei der Auslese des freien Schwesternpersonals mit den Berufsschwestern gleichgewertet zu werden. Im allgemeinen ist nichts sicherer, als daß auf die Dauer hier wie überall der bloße ideale Schwung der Hingabe an die Schwesterntätigkeit nicht genügt, um die berufliche Einschulung in nüchterne sachliche Berufsarbeit zu ersetzen. Als praktisch sehr wichtiges Gegenmoment steht dem gegenüber: daß es wesentlich leichter ist, eine untüchtige freie Einzelschwester zu maßregeln als eine Berufsschwester, da dabei leicht ein Konflikt mit dem Verband eintreten kann (dies gilt namentlich für die Orden und andre Verbände mit hochgestellten Protektoren). Dieser Vorzug konnte im Einzelfall wieder dadurch abgeschwächt werden, daß Aerzte sich scheuten, mit Dilettantenschwestern ebenso rein sachlich und rücksichtslos zu verfahren wie mit Berufsschwestern. Allgemein gesprochen, ist diese Gefahr freilich nicht sehr ins Gewicht fallend, da die deutschen Aerzte, verglichen mit denen anderer Länder, ein sehr erhebliches Gewicht auf die, auch formelle, Betonung ihrer Autorität legen.

Unter den Reflektantinnen auf dilettantische Schwesterntätigkeit ließen sich zwei Arten von Persönlichkeiten ziemlich deutlich unterscheiden. Einerseits das typische deutsche »junge Mädchen« mit seiner meist sehr ehrlichen Begeisterung, seiner Sentimentalität und seinem unbewußten Sensationsbedürfnis. Dieser Typus ist für Lazarettpflege ungeeignet, ist stets der Neigung zur Verweichlichung der Lazarettkranken und nicht selten der Gefahr erheblicher Entgleisungen ausgesetzt. Auf der andern Seite die entweder intellektuell oder durch berufliche Arbeit geschulten Mädchen und Frauen. Sie sind im Durchschnitt in hohem Grade geeignet, überaus oft im gleichen und nicht selten in höherem als der Durchschnitt der im Kriegsfall im Inland verbleibenden Berufsschwestern. Und zwar kommt anscheinend sehr wenig darauf an, in welchen Berufen oder durch welche Mittel sie sich jene Gewöhnung an Sachlichkeit in der Auffassung solcher Aufgaben angeeignet haben, an welcher allein alles hängt. Die denkbar günstigsten Erfahrungen wurden

sowohl, was die reine Leistung als die Sicherheit im Verkehr mit den Kranken anlangt, unzweifelhaft mit reiferen, d. h. etwa 25—35 Jahre alten, fein gebildeten Mädchen gemacht, die in ganz heterogenen Berufen (z. B. als Violinistin oder Schriftstellerin) tätig gewesen waren, oder streng fachliche Schulung irgend welcher Art (hygienisches Turnen, Massage) möglichst mit eigner Berufsausübung, oder ernste Lebensschicksale und entschlossenen Kampf mit schwierigen Verhältnissen hinter sich hatten. Was derartige Persönlichkeiten an ununterbrochener Arbeit während einer $^5/_4$jährigen Kriegszeit zu arbeiten vermochten war durchaus unerwartet und stand nach Ueberwindung der Anfangsschwierigkeiten sicherlich mindestens auf gleicher Höhe wie die Leistung einer besonders gut geschulten Berufsschwester, übertraf aber den Durchschnitt der Leistungen einer solchen durch die meist weit weniger schematische, individuell auf die Kranken eingehende Art, deren nicht nur hygienische und physische, sondern auch rein menschliche und geistige Interessen zu befriedigen, ohne daß die erforderliche Distanz verloren ging. Dies setzt einen ziemlich erheblichen Bildungsgrad, Ueberlegung und Verantwortlichkeitsgefühl voraus.

Wenn die Leistungen der freien Schwestern im allgemeinen recht befriedigend waren, so in fast ausnahmsloser Regel auch ihr persönliches Verhalten. Es sind in bezug auf die, von den Aerzten als Helferinnen gewonnenen, freien Schwestern nur zwei wirklich unzweifelhafte Mißgriffe vorgekommen, die in geeigneter Form repariert wurden, und übrigens hat es, wie begreiflich, auch an Berufsschwestern nicht gefehlt, deren Verhalten zu beanstanden war. Besonders beachtenswert erschien die außerordentliche Beharrlichkeit der freien Schwestern. Nur ein sehr kleiner Bruchteil von ihnen und dieser durchweg infolge zwingender anderweitiger Pflichten, ist im Laufe der 14 Monate dauernden Beobachtungszeit ausgeschieden. Die Lust und Liebe zur Sache, welche sich darin ausspricht, wäre in gleichem Maße sicherlich nicht vorhanden gewesen, wenn die freien Schwestern nur als subalterne Helferinnen von Berufsschwestern, denen sie ja an Bildung durchschnittlich überlegen waren, verwendet worden wären, wie dies bei wörtlicher Auslegung der Bestimmungen hätte geschehen müssen.

Es sei schließlich nicht unerwähnt gelassen, daß die Beschäftigung dieser Pflegerinnen eine immerhin erhebliche Ersparnis bedeutete. Zunächst, bis zu ihrer staatlichen Anstellung, an Geld-

lohn für jede, dadurch unnötig werdende, besoldete Vollschwester 100 Mk. pro Quartal, in den 9 Monaten dieses Zustandes bei 25—26 dadurch ersparten Schwestern also 7500 Mk. Dazu — da ein Schlafen aller etatsmäßigen Schwestern im Lazarett, wie es bei Berufsschwestern stattfindet, für die Pflege unnötig ist, — dauernd 20 Betten mit Zubehör = ca. 1500 Mk. bei Einrechnung der Bettwäsche. Ferner das Essen und das entsprechende Geschirr: in 9 Monaten rund 8000 Mk. (die Beköstigung zu Mk. 1.40 Selbstkosten berechnet). Im ganzen also bis zum Termin des Examens (1. Mai 1915) ca. 16 000 Mk. Die ersparten Betten konnten als Krankenbetten verwendet, die vorhandenen Räume vollständiger ausgenutzt werden. Nach der Anstellung als staatlich geprüfte Vollschwestern blieb die Ersparnis an Betten und Bettwäsche weiter bestehen, während nunmehr ein erheblich größerer Bruchteil der Schwestern Kost in Anspruch nahm, so daß die Gesamtersparnis bis 1. Oktober 1915 auf etwa 18 000 Mk. zu veranschlagen ist, ohne Einrechnung der besseren Ausnutzung der Lazaretträume. Hierzu ist indessen zu bemerken: daß es nach aller Erfahrung dienstlich im höchsten Grade wünschenswert erscheinen muß, bewährten Helferinnen künftig durchweg, wenigstens die während des Arbeitstages fällig werdende Kost zu gewähren. Also für alle: der Anspruch auf Mittagskost und Nachmittagskaffee, für die jeweilig wachthabenden aber die volle Kost. Es ist zu hoffen, daß die bestehenden Bestimmungen entsprechend geändert werden.

Die Entwicklung innerhalb unsrer Lazarette schob naturgemäß die freiwilligen Dilettantenschwestern, die anfänglich ausschließlich vorhanden waren, der relativen Zahl nach, zunehmend in den Hintergrund. Einerseits in Ausführung der darüber höheren Orts gegebenen Bestimmungen, dann weil viele Aerzte das Arbeiten mit Oberschwestern und Berufsschwestern bequemer fanden und vor allem zum Anlernen von freien Hilfskräften keine Zeit und Kraft hatten, endlich auch weil das Angebot solcher Kräfte aus der bürgerlichen Bevölkerung allmählich nachließ.

Diese Dilettantenwirtschaft hat gewiß auch sonst einige Vorzüge gehabt. Sie hat die Individualität der hiesigen Lazarette wenigstens mitbestimmt, und namentlich die Liebesgabenverwaltungen taten dies sehr zu deren Vorteil. Ihre Schwächen lagen wesentlich auf dem Gebiet der nicht unwichtigen ökonomischen Ordnung. Keiner der Beteiligten, am wenigsten der Unterzeichnete, kannte die maßgebenden Bestimmungen oder hatte, bei der sehr starken

Arbeitsüberhäufung, die Zeit und Kraft, sich ihren Inhalt abends, nach der Arbeit, welche Wochentags und Sonntags durchging, zu eigen zu machen. Keiner hatte vor allem die geringste Vorstellung von der Art der Listenführung, Meldungen usw. Die Vorschriften über diese Dinge, so unvollkommen und veraltet sie hie und da sein mögen, haben aber ihren guten Sinn. Sie sind Niederschlag langer Erfahrung und werden nicht ungestraft vernachlässigt.

Die Disziplin in den Lazaretten.

1. Strafdisziplin. Die Straffälligkeit, als dienstliches äußerliches Merkmal der soldatischen Qualität der Lazarettkranken, war im allgemeinen recht hoch. Es gab Zeiten, wo wochenlang an jedem Tag durchschnittlich eine Arreststrafe verhängt wurde, eine Zahl, die bei einer aktiven Truppe (bei 3—4000 Mann) unerhört wäre. Die Zahl hat charakteristische Schwankungen durchgemacht. Die Disziplin etwa der ersten 2 Monate war durchweg gut. Es hat geraume Zeit gedauert, bis überhaupt erstmalig zu Arreststrafen gegriffen werden mußte. Dann, im Spätherbst 1914, steigerte sich die Straffälligkeit. In der zweiten Hälfte des Winters nahm sie merklich ab, schwoll im Frühjahr 1915 wieder an, nahm während des Sommers wieder etwas ab, um sich mit Eintritt des Herbstes wieder zu steigern. Die Gründe für diese Schwankungen lagen in folgenden Umständen:

1. Zunächst verschlechterte sich die Disziplin durch die fortschreitende Gesundung der Leute an sich, welche die Leute mit wiedererwachendem Kraftgefühl zu Ausschreitungen befähigter und geneigter machte und sie die Festhaltung im Lazarett und seiner Oede zunehmend widerstrebend empfinden ließ.

Das nächst dem hygienischen zentralste Problem aller Lazarettfürsorge ist ohne Zweifel der Schutz der Lazarettkranken gegen die psychischen Folgen des erzwungenen Müßigganges der Rekonvaleszenten im Lazarett. Er gefährdet die militärische Disziplin und ebenso die künftige Berufsbrauchbarkeit auf das schwerste. Viele der endlosen, 5—6 Monate dauernden orthopädischen Kuren von Leuten, die sich fast gesund fühlen, aber im Lazarett gefüttert werden, um am Tage im ganzen einige halbe Stunden an Apparaten zu turnen, schaden sicherlich der psychischen Berufsqualifikation mindestens ebensoviel, wie sie die physische — möglicherweise! — heraufsetzen. Allen Bemühungen ungeachtet ist es hier nicht gelungen, wirklich wirksame Abhilfe zu

gewähren. Die ärztliche Tageseinteilung setzt der Verwendung der Lazarettkranken außerhalb des Lazaretts, die ja auch disziplinär nicht ganz einfache Probleme stellt, große Schwierigkeiten entgegen; auch ist die gewerbliche Entwicklung hier nicht kräftig genug, um reichliche Beschäftigungsmöglichkeiten zu schaffen. Die Bemühungen, Arbeit innerhalb der Lazarette zu schaffen, scheiterten an der Schwierigkeit wirklicher Arbeitskontrolle, die unentbehrlich ist, wenn die Unternehmer Materialien zur Verarbeitung in die Lazarette geben sollen, außerdem an räumlichen Schwierigkeiten. Das Problem der Beschäftigung in den Lazaretten ist einer voll befriedigenden Lösung schwerlich fähig. Immerhin könnte eines geschehen: Die weit ausgedehntere Ueberweisung von Rekonvaleszenten in Genesenenkompagnien der Ersatztruppenteile. Jeder Truppenteil hat eignen Arbeitsbedarf, während im Lazarett jede Arbeit unter dem unvermeidlichen Odium steht: nur um der Beschäftigung willen, ohne sachliche Nötigung gefordert zu werden. Der Truppenteil hat ferner die Kräfte für die militärische Beaufsichtigung der Arbeit, welche den Lazaretten völlig fehlen. Sobald eine tägliche lazarettärztliche Behandlung nicht mehr erforderlich ist, ist der Lazarettaufenthalt unbedingt vom Uebel und sollte, wo irgend möglich, abgekürzt werden. Denn der Versuch, innerhalb der Lazarette etwas dem Exerzieren entsprechendes einzuführen, ist schwerlich durchführbar. Selbst eine eigentlich militärische Instruktion setzt einen Vorgesetzten voraus, der dafür Zeit hat. Ein lazarettkranker Unteroffizier ersetzt das nicht.

2. Zu der Wirkung des Müßiggangs als solchem trat das törichte Verhalten des hiesigen Publikums. Das natürliche Gefühl der Dankbarkeit verband sich mit dem Sensationsbedürfnis und dem Wunsch, dieses und zugleich den eignen »Pseudo-Patriotismus« auf billige Art zu betätigen. Die Leute wurden in die Familien eingeladen, dort und in den Wirtshäusern mit Speise und Trank regaliert, insbesondere zum Alkoholgenuß, dem sie entwöhnt und nicht gewachsen waren, verleitet, zum Schwatzen und Renommieren provoziert, ihre bedauernswerte Lage in den Lazaretten kritisiert und dadurch ihre Unzufriedenheit und Renitenz erweckt. Während in der ersten Zeit die Kranken des Lobes über die Lazarettbeköstigung voll waren, begann nun ein ewiges Schelten darüber, anonyme Briefe und Klagen aller Art häuften sich, ohne daß — wie zweifelsfrei festgestellt

werden konnte — die Qualität des Gebotenen sich irgend geändert hatte. Es ist, da über die Zuständigkeit, wie sich zeigte, beim Kgl. Generalkommando sowohl wie bei der Zivilbehörde Zweifel obwalten, dringend zu wünschen, daß für die Zeit des Kriegszustands und des Uebergangs der vollziehenden Gewalt auf die Militärgewalt deren Befugnis, den Wirten sowohl als auch (was ebenso wichtig ist) Privatpersonen, die Verabfolgung von Alkohol und andern Genußmitteln bei Strafe zu verbieten, durch Gesetz zweifelsfrei festgestellt wird. Einem entsprechenden Antrag des Unterzeichneten konnte wegen jener Zweifel nicht Folge gegeben werden. Das vom Garnisonskommando Heidelberg und für die auswärtigen Reservelazarette an die Verwundeten erlassene Wirtshausverbot genügte nicht, wie die Erfahrung zeigte.

3. In der ersten Zeit waren fast nur Norddeutsche und Bayern in den Lazaretten, also nicht hier beheimatete Leute. Das änderte sich teils durch zahlreiche Ueberweisungen in Heimatlazarette, teils durch zunehmende Zuweisung badischer Verwundeter in badische Lazarette. Parallel damit ging eine rapide Verschlechterung der Disziplin. Ganz erklärlicherweise: der landesfremde Lazarettkranke fühlte sich hier nicht zur Landesbevölkerung, sondern zum Verband des Heeres gehörig, ähnlich wie im Felde und verhielt sich entsprechend. Das Landeskind fühlte sich als ein verdienstvoller und daher anspruchsberechtigter Bestandteil der einheimischen Bevölkerung, deren Neigung zur Verhätschelung sich ihm naturgemäß besonders stark zuwendete. Es ist nicht zu verkennen, daß diese schweren Nachteile für die Militärdisziplin andern Gesichtspunkten unversöhnbar entgegenstehen können. Der Lazarettkranke befriedigt, selbst wenn er keine eigne Familie hat, seine sexuellen Bedürfnisse in der Heimat im Durchschnitt in menschlicherer, weniger verrohender und im ganzen auch hygienisch unbedenklicherer Art als in fremden Orten, wo er auf die Prostitution angewiesen ist. Er ist in der Lage, seiner Familie mindestens durch Beratung, eventuell auch durch ein gewisses Maß von Mitarbeit ökonomisch zu helfen. Er kann, wenn er voraussichtlich dauernd untauglich bleibt, die nötigen Schritte zum Uebergang in einen geeigneten Beruf leichter tun. Indessen die militärische Disziplin und solche Gesichtspunkte bürgerlicher Moral und Fürsorge stehen sich hier prinzipiell unvereinbar gegenüber. Daß der Leichtverletzte, voraussichtlich bald wieder Dienstfähige möglichst dicht hinter der Front belassen und nur eventuell

vor der Wiedereinstellung kurz nach Hause beurlaubt und alle voraussichtlich dauernd Dienstuntauglichen so bald als möglich der Heimat und Familie zugeführt werden sollten, ist wohl jetzt allgemein anerkannt. Für die dazwischen liegenden Fälle ist eine eindeutige Antwort nicht möglich.

Zwei Kategorien machten disziplinär besondere Schwierigkeiten und erklärten das Wiederanschwellen der Straffälligkeit im Frühjahr 1915: die Geschlechtskranken, welche aus hygienischen Gründen gänzlich in Klausur genommen werden mußten (gut 200), und die orthopädisch Behandelten (rund 4—500). Beide Kategorien umfaßten objektiv kräftige und subjektiv sich kräftig fühlende junge Leute von disziplinär überaus schwierigen Qualitäten. Ueber die orthopädisch Behandelten insbesondere scheinen einige Bemerkungen am Platze.

Bekanntlich hängt das außerordentliche Prestige der Orthopädie eng zusammen mit der zunehmenden Bedeutung der Renten, infolge vor allem unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung. Selbst sehr bedeutende Aufwendungen für Orthopädie rentieren sich für die rentenpflichtigen Verbände glänzend, wenn dadurch eine allgemeine Herabdrückung der massenhaften Renten um 10—15% erzielt wird. Der mit maschinellen Hilfsmitteln arbeitende Orthopäde leistet diesen Dienst und ist kraft der Position, welche er dadurch erlangt, in die Lage versetzt, zunehmend Operationen, zunächst Nervennähte und andre seinem Fach naheliegende, dann aber auch andre und schließlich fast die ganze Extremitätenchirurgie in den Bereich seiner Tätigkeit zu ziehen. Nicht nur ökonomische, sondern auch ideelle Interessen legen ihm dies nahe: die bloße Kontrolle der mechanischen orthopädischen Apparate und des Hantierens der Kranken an ihnen, ist ziemlich geisttötend und befriedigt ihn erfahrungsgemäß selten. Auch hier am Ort lag daher die tatsächliche Kontrolle und Leitung der orthopädischen Uebungen in den Händen orthopädisch nicht geschulter jüngerer Aerzte oder des Personals. Schon die große Zahl der orthopädischen Betten, außerdem die Reisen, die Prothesenfragen und daneben die allgemeinen Interessen der Orthopädie als Fach schloß eine intensive persönliche Durcharbeitung des Krankenmaterials für den anfänglich leitenden Orthopäden aus. Es war die einstimmige Klage aller dem Unterzeichneten persönlich bekannten, gebildeten, orthopädisch Behandelten, daß sie an den Apparaten im wesentlichen sich selbst

überlassen seien und im Gegensatz zu der Massagebehandlung keinen rechten Fortschritt verspürten. Die Einsichtnahme in die Hauptkrankenbücher bestätigte die Wahrnehmung, daß die Behandlung sich oft endlos ausdehnte und Leute festhielt, welche zum mindesten zur Garnisondienstleistung längst befähigt gewesen wären. Ob es nicht künftig zweckmäßiger wäre, einen großen Teil solcher Leute Truppenteilen am Ort zuzuweisen und neben dem Dienst orthopädisch üben zu lassen, und ob nicht in vielen andern Fällen der Uebergang zu einer körperlichen Berufsarbeit zweckmäßiger wäre, ist vielleicht der Erwägung wert. Jedenfalls waren diese Leute nicht Lazarettkranke im gewöhnlichen Sinn, konnten sich auch nicht als solche fühlen, sondern gewissermaßen als in Pension eingelagert, und machten disziplinär, wenn man sie an die Lazarettordnung binden wollte, die größten Schwierigkeiten. Mit Zunahme der orthopädischen Betten stieg daher die Straffälligkeit.

4. Die Abnahme der Strafen im Winter steht wohl mit der damals ermöglichten Durchführung des Unterrichts im Zusammenhang, die Zunahme im Frühjahr außer mit den schon erwähnten Umständen mit der gesteigerten emotionellen (sexuellen) Erregung und der notgedrungenen Einstellung des Unterrichts.

5. Die Erhöhung der Krankenlöhnung im Herbst 1915 hat die Disziplin verschlechtert. Die Leute benutzten das Geld vielfach nur, um sich Alkohol zu verschaffen. Vom disziplinären Standpunkt aus erscheint fraglich, ob diese Erhöhung der individuellen Geldbezüge, welche bei 3000 Kranken im Jahr rund 200 000 Mk. baren Mehraufwand bedeutete, nicht zweckmäßiger durch Bereitstellung dieser Mittel als Fonds für Kollektivzwecke (materiell: Verbesserung der Abendkost, ideell: Schaffung von geeigneter Beschäftigung) verwendet worden wäre.

6. Steigende Schwierigkeit der Disziplin bedingte endlich auch die immer erneute Nachmusterung der Polizeiunteroffiziere, welche schließlich fast alle körperlich kräftigen und energischen Persönlichkeiten den Lazaretten entzog, zusammen mit der maßlosen Ueberlastung der Unteroffiziere durch Listenführungen aller Art.« (Es folgen noch detaillierte Ausführungen über die Urlaubsgewährung und ein Abschnitt über die Beziehungen der Militärbehörden zum Roten Kreuz, die aber nicht zu Ende gebracht sind.)

SIEBZEHNTES KAPITEL.

DER VORREVOLUTIONÄRE POLITIKER.

Weber versenkt sich nach seiner Verabschiedung zunächst in religionssoziologische Arbeiten. Er hatte sich dafür schon in den letzten Monaten der Dienstzeit täglich eine Stunde herausgespart. Im Septemberheft 1915 des »Archivs« beginnt die Aufsatzreihe über »Wirtschaftsethik der Weltreligionen« mit einer geschichtsphilosophischen »Einleitung« und den ersten Kapiteln über den Konfuzianismus. Diese Darlegungen waren schon zwei Jahre zuvor niedergeschrieben und sollten gleichzeitig — zur wechselseitigen Erläuterung und Ergänzung — mit der für »Wirtschaft und Gesellschaft« bestimmten, religionssoziologischen Systematik erscheinen. Weber verzichtet nun auf diese Absicht. Das Novemberheft der Zeitschrift bringt den Abschluß der chinesischen Studie und die »Zwischenbetrachtung«, jene Typenlehre der verschiedenen Erlösungsreligiositäten und ihrer Haltung zur »Welt« von der schon die Rede war. Auch diese Abschnitte waren vor dem Krieg geschrieben. Weber will nun die wirtschaftsethische Bedeutung der andren asiatischen Religionen ergründen, zunächst die des Hinduismus und Buddhismus. Dazu bedarf er der englischen Zensusberichte der Berliner Bibliothek. Er reist deshalb im November nach Charlottenburg und versenkt sich in Berge von Forschungsmaterial. Aber nicht allein die gelehrte Arbeit zieht ihn nach der Reichshauptstadt, — er will vor allem auch politische Luft atmen, den Pulsschlag des Weltgeschehens fühlen und sehen, ob er irgendwo helfen kann.

Wie steht es damals um Deutschland? Das zu Ende gehende zweite Kriegsjahr hat im Spätsommer begeisternde Erfolge gebracht: Sieg auf Sieg gegen die Russen. Sie sind aus Litauen und Kurland, aus Polen, Westgalizien und Ungarn verdrängt. Die Türkei behauptet die Dardanellen gegen den französisch-englischen Ansturm, und das gegen Serbien siegreiche

Bulgarien hat sich auf die Seite der Mittelmächte gestellt. Aber auch die Wagschale der Feinde ist mit gewichtigen Ereignissen beschwert: der frühere Dreibundgenosse Italien steht im Kampf gegen Oesterreich; in großen Abschnitten der Westfront stockt der Fortschritt längst im zermürbenden Stellungskrieg, ja in Flandern und einigen anderen heiß umkämpften Gebieten sind die Deutschen zurückgewichen. Dazu werden die Erfolge der Blockade fühlbar: die wichtigsten Lebensmittel müssen rationiert werden. Und schließlich: Spannung mit den Vereinigten Staaten seit der Versenkung der Lusitania!

Weber ist außer sich, als Oesterreich es zum Bruch mit Italien kommen läßt — nach seiner Meinung hätte dem durch rechtzeitige Konzessionen vorgebeugt werden müssen. »Ja es steht s c h l e c h t, die ganze Staatskunst der letzten 25 Jahre bricht nun zusammen, und es ist eine sehr schlechte Genugtuung, das ‚immer gesagt' zu haben. Der Krieg kann nun endlos dauern.« — Auch die Torpedierung der Lusitania betrachtet er als schweres Unheil, denn eine große neutrale Nation, die auf Ehre hält, kann sich zwar allenfalls Vernichtung von Sachgütern gefallen lassen, nicht aber Vernichtung ihrer Bürger. Weber ist der Ansicht: wenn immer sich die Möglichkeit zu einem Status-quo-Frieden bietet ohne Einbuße, aber auch ohne irgendwelche Gebietserweiterungen, so muß sie sofort ergriffen werden. Denn bei der Ueberzahl der Feinde wird die Zeit nicht für, sondern gegen Deutschland arbeiten. Und dann: der Krieg als außergewöhnliche Anspannung aller heroischen Kräfte und liebenden Opferbereitschaft g r o ß a r t i g, wird als jahrelanger Alltag in jeder Hinsicht satanisch werden und mit der physischen auch die moralische Widerstandskraft des bedrängten Volkes aufreiben.

Um diese Zeit legt er seine Gedanken über die Frage des Friedenschließens in einer offenbar als Denkschrift für Regierung und Parlamentarier gedachten Abhandlung nieder — behält sie jedoch im Schreibtisch. Die öffentliche Erörterung der Kriegsziele war damals verboten, um so heftiger wurde heimlich von großen Interessentengruppen für Annexionen im Westen und Osten agitiert. Weber setzt dem einen »kühlen Kopf« und untrügliche Hellsichtigkeit entgegen. Er zeigt, daß Deutschland nur die Wahl hat: Entweder Weltpolitik auf dem Grunde einer Bündnispolitik zu treiben, oder aber euro-

päische Expansionspolitik, die sämtliche Weltmächte gegen es zusammenschließt. Koloniale Weltpolitik setzt vor allem Verständigung mit England voraus; sie wird ausgeschlossen durch Annexionen oder »Angliederungen« der im Westen besetzten Gebiete. Und diese würden nicht einmal die maritime Operationsbasis gegen England verbreitern, uns dagegen neue Feindschaften zuziehen und vor allem unsre Bedrohung durch Rußland steigern, das bei jedem Konfliktsfall dann nicht nur Frankreich, sondern außerdem England auf seine Seite bekäme. »Es widerstreitet den deutschen Interessen, einen Frieden zu erzwingen, dessen hauptsächlichstes Ergebnis wäre, daß Deutschlands Stiefelabsatz in Europa auf jedermanns Fußzehen stände.« Weber sieht eine weitere Gefahr jeder Annexionspolitik in ihrer den Krieg ins Unabsehbare verlängernden Wirkung. Möge der Ausgang sein, wie er wolle: die Verlängerung an sich trägt außereuropäischen Nationen, vor allem den Amerikanern, die industrielle Suprematie ein: »Wir werden in die Papierwirtschaft hineingleiten, die Inlandskapitalien aufzehren, unsre Industrie durch Minderung der für sie verfügbaren Mittel lahm legen, unsre ökonomische Expansionskraft verlieren.«

Ein weiteres hochpolitisches Problem, das Weber brennend interessiert, ist durch die mit Oesterreich gemeinsame Eroberung Russisch Polens geschaffen. Der dauernde Schutz unserer östlichen Flanke gegen den Druck des russischen Kolosses galt ihm ja von jeher als wichtigste nationale Aufgabe. Er kannte aus seiner Militärzeit die Deutschland einverleibten polnischen Gebietsteile und verfolgte die preußische Polenpolitik ständig und häufig mit scharfer Kritik. Als junger Professor hatte er mehrere Schüler zu volkswirtschaftlichen Studien über dieses Gebiet angeleitet, einer, der ihm besonders anhing: Leo Wegener machte als Direktor der Deutschen Genossenschaftsbank Posens Germanisierung zu seiner Lebensaufgabe. — Jetzt fragt sich, ob es gelingen wird, einen aus der Verklammerung mit Rußland gelösten polnischen Staat zu schaffen, der als »Schutzstaat« der Mittelmächte diesen ein Bundesgenosse wird? Ein ganzer Knäuel von Schwierigkeiten wäre zuvor zu entwirren: Ob die polnische Industrie überhaupt ohne Anschluß an das russische Hinterland existieren kann, ob eine Verständigung Deutschlands und Oesterreichs über die gegenseitigen Hoheitsrechte und Zollfragen zustande kommt, und vor allem: wie sich der wieder errichtete Staat verhalten wird,

wenn man ihm die seit langem zu Deutschland und Oesterreich geschlagenen Gebietsteile: Posen und Westgalizien nicht herausgibt? Die Eroberer verschieben die endgültige Regelung, nehmen vorerst die besetzten Gebiete in gemeinsame Oberaufsicht, helfen beim Wiederaufbau des verwüsteten Landes und eröffnen die Universität Warschau mit polnisch als Lehrsprache. Durch diese und andere »Kultur«-Taten hofft man die Freundschaft der Polen zu gewinnen.

Weber findet dies vorschnell, denn er überschaut den ganzen Komplex von Schwierigkeiten und sieht voraus, daß die Militärleitung weitere politische Fehler machen wird. Er wünscht sich in dieser Zeit nichts so sehr, als daß er durch persönliche Fühlung mit den Polen an diesem Punkt helfen und raten darf. Im Dezember 1915 veröffentlicht er zwei hochpolitische Artikel, in denen er an der Hand einer Analyse von Bismarcks Außenpolitik die eigenen Richtlinien für das belgische und polnische Problem zieht. Hinsichtlich des letzteren ist folgendes die Pointe: Die Wiederherstellung der staatlichen Selbständigkeit Polens heischt eine völlige Neuorientierung der polnischen Politik. Die Gewalt der Tatsachen weist nunmehr beide Nationen aufeinander hin, Schutz gegen Rußland ist Lebensfrage für beide. Folglich dürfen die Polen nicht mehr als Feinde behandelt, sondern müssen zu Verbündeten gewonnen werden. Deshalb muß auch die preußische Politik gegen die einverleibten Gebiete einen neuen Kurs nehmen. Nur durch Verständigung mit den preußischen Polen kann eine leidliche Lösung all der schwierigen Interessenkonflikte, die jetzt entstehen, gefunden werden. — Aber in Preußen ist man noch weit von dieser Einsicht.

»Ich werde doch suchen, polnisch zu lernen und dann Verbindung mit den Polen suchen.« Aber die Besprechungen mit Naumann und anderen befreundeten Politikern lassen ihn sehr bald bezweifeln, daß die Behörden sich seiner bedienen werden: Auch viele andere politische Köpfe seiner Richtung, die sich zur Mitarbeit bereit halten, bleiben unbeschäftigt.

»Daß sich hier für mich etwas fände, ist äußerst unwahrscheinlich, wie auch Naumann bestätigt. Nun, ich werde wohl nächster Tage anfangen, wenigstens einige Leute zu besuchen. Aber alles ist in »festen Händen«, und sie haben nur allzuviele freiwillige Berater und sind darin sehr wahllos, lassen sich von jedermann etwas vorerzählen, und jeder, der gerade da ist, »hat

Recht«. Sie wissen eben auch nicht von der Stelle zu kommen und sind durch die Oesterreicher stark gebunden, mit denen die Sache recht schwierig zu sein scheint, wie ja begreiflich ist.

Dernburg und alle, die die Erklärung gegen die Annexion Belgiens damals mitunterschrieben haben, sind absolut außer aller Beziehung zur Regierung, wissen von n i c h t s. Die Regierung d a r f gar keine Fühlung mit ihnen haben wegen der rabiaten Interessenten. S. kolonisiert in Gedanken Litauen — wo Menschen und Geld herkommen sollen, fragt er nicht. Auch nicht, was Deutsche auf diesem verlorenen Posten sollen? So macht jeder seinen Kram. Zusammenhang — ein Staatsmann! — fehlt. Den gibt es nicht, und den kann niemand ersetzen.« (25. 11. 15.)

Naumann, der von den Regierungsstellen ebenfalls nicht verwertet wird, plant private politische Arbeit und sucht Weber dafür zu gewinnen: Vorbereitung des wirtschaftlichen und in Zukunft politischen Zusammenschlusses mit den Bundesgenossen: »Mitteleuropa«. Weber hält diesen Plan schon allein auf industriellem Gebiet für sehr problematisch, denkt sich aber trotzdem in die Absichten des Freundes hinein und hält sich für ihn bereit.

»Lieber Freund! Sie überschätzen meine Mitarbeit. Ich werde zwar den ganzen Tag, Wochentag und Sonntag, von früh bis spät zur Verfügung auf dem Büro sein und alles machen, was man will. Aber ich kenne die Dinge absolut n i c h t, und handelspolitische Arbeit will gelernt sein. 14 Tage werde ich nur zuhören; ich habe seit 20 Jahren nichts Handelspolitisches und nie etwas über Oesterreich gearbeitet. Und bis zur letzten Minute habe ich hier absolut heterogene Sachen zu tun. Es ist ein Elend, daß ich nicht lieber an p o l i t i s c h e Fragen (Polen, Litauen) komme! Aber man macht, und herzlich gern, was gerade kommt. Nur: Schweigen davon, daß ich irgendwie an einer Sache mitarbeite, wo Regierungsvertreter kommen können. — Ich erzähle Ihnen da bald eine Geschichte aus Belgien. Ich sage jedermann: es sei eine absolut private Arbeit mit ‚Parteipolitikern'.« — Weber hofft noch, dadurch auch dem polnischen Problem, als eines Teils des mitteleuropäischen, näher zu kommen, und versucht unter diesem Gesichtspunkt auch den von ihm hochgeschätzten Kollegen Franz Eulenburg für Naumanns Ausschuß zu gewinnen.

»Das zentrale Problem ist zur Zeit P o l e n. Es scheint, daß das auswärtige Amt Kongreßpolen den Oesterreichern s c h o n a n-

geboten hat, mit der Anfrage: unter welchen Bedingungen Oesterreich es zu nehmen bereit sei. Diese politisch (Oberschlesien!) höchst gefährliche Lage erfordert die Fragestellung: wie würde sich die Beziehung zu Oesterreich-Ungarn dann stellen? Es ist klar, daß wir dann gar nicht umhin könnten, sehr feste Bindungen einzugehen, auch ökonomische und zollpolitische. Welche? (folgen detaillierte Ausführungen darüber) — — — —« Ist Einverleibung in Oesterreich indiskutabel, Einverleibung in Preußen erst recht (Freizügigkeit dieser Juden zu uns!!) so muß erörtert werden: welche zollpolitische Behandlung Polens, wenn es Schutzstaat beider Mächte wird, richtig ist. Dies setzt Einverständnis und Einigung beider auch außerhalb dieses speziellen Problems voraus, sonst geht es nicht. Frage: Worauf soll sich das Einverständnis erstrecken?

Für klug halte ich es taktisch, trotz großer Skepsis vorerst mit Naumann, Jäckh, Somary mitzuarbeiten unter der Annahme: es kommt etwas heraus — vielleicht etwas ganz anderes, äußerlich unendlich Bescheideneres, als diese hoffen —, um diese immerhin tüchtigen Leute nicht mit den Phantasten zusammenzutreiben. Tun Sie das doch, bitte, gegebenenfalls auch«.

Hie und da ergeben sich auch für Weber die erhofften Gelegenheiten: »Heute Verhandlungen mit einem Deutschpolen über die polnische Frage (nur über die — fast unlösbare — Frage der wirtschaftlichen Folgen der Loslösung von Rußland, welche den Ruin der Lodzer und Warschauer Industrie bedeutet). Sachlich recht interessant, da der Mann klug ist und sein Geld in Lodz in einer großen Fabrik stecken hat. Ich lerne sachlich Einiges, wenn auch nichts für ‚Ewig-keitswerte', das weiß leider der Himmel.«

Jedoch eine Aufgabe, wie er sie für sich selbst und den Fachgenossen erhofft: Aufenthalt in Polen lediglich als Privatmann, aber mit Zustimmung der Regierung und Erschließung des amtlichen Materials wird ihm vorenthalten: »Gestern erzwang ich eine Unterredung mit dem Unterstaatssekretär über die Frage, ob jemand nach Polen fahren oder sonst mit den polnischen Industriellen in Verbindung treten könne. Denn der Mißerfolg ist ja in diesem speziellen Fall sicher, wenn die amtlichen Instanzen direkt obstruieren. Leider tun sie das, wie die mir überaus ärgerliche Auseinandersetzung ergab, und zwar trotzdem ich den Vorspann eines Zentrums-Abgeordneten von

Rang und Einfluß genommen hatte: 1. Jede Verhandlung mit den Polen sei unerwünscht — 2. sie würde amtlich geführt. — 3. Das amtliche Material sei für uns unzugänglich. Tausend Gründe wurden angeführt, die alle Scheingründe waren. In Wahrheit wollen die Herren sich in diese politische Sache nicht hineinsehen lassen und haben Angst vor ‚Konkurrenz'. Diese ganze Berliner Atmosphäre, wo alle begabten Leute durch das Ressentiment der Dummheit, welches in den Reichsämtern herrscht, lahm gelegt werden, ist höchst widerlich, und nur Naumann zu liebe bleibe ich noch, um machen zu helfen, was sich machen läßt.« (28. 3. 16.)

Es ist also mal wieder nichts zu wollen, und Weber muß aus der Nähe ansehen, daß die Militärs eine völlig falsche Politik treiben. Die Regierung proklamiert — nach seiner Ansicht: viel zu früh — im Herbst 1916 das neue Königreich Polen, ohne sich über die wichtigsten Probleme schlüssig zu sein. Als Gegenleistung erwarten sie die Stärkung der eigenen Streitkräfte gegen Rußland durch polnische Freiwillige. Aber ihre Werbung gleich nach der Proklamation verläuft ergebnislos. Sie haben sich verrechnet und ihre Trümpfe umsonst ausgespielt. —

* * *

Anfang Dezember 1915 stellt die Linke im Reichstag die Frage, unter welchen Bedingungen Deutschland zu Friedensverhandlungen bereit sei? worauf der Reichskanzler erklärt, Deutschland sei zur Erörterung von Friedensangeboten bereit, mache aber selber keins: »Das deutsche Volk, unerschütterlich im Vertrauen auf seine Kraft, ist unbesiegbar. In unsrer Rechnung ist kein schwacher Punkt, kein unsichrer Faktor, der unsre felsenfeste Zuversicht erschüttern könnte.« »Für die deutsche Regierung ist der Krieg geblieben, was er von Anfang an war: der Verteidigungskrieg des deutschen Volks.« Unter dem Druck der Rechtsparteien läßt der Kanzler die Kriegsziele im Unklaren: »Ich kann nicht sagen, welche Garantien die kaiserliche Regierung z. B. in der belgischen Frage fordern wird, welche Machtgrundlagen sie für diese Garantien für notwendig hält.« — Weber verwirft diese zwiespältige und vieldeutige Haltung: die Lage fordert klare Formulierungen und einen festen Kurs. Was er selbst für wichtig hält, sagen folgende Zeilen an die Redaktion der Frankfurter Zeitung: »Ich bin gegen jede Annexion, auch

im Osten. Vielmehr, wenn es militärisch zu erzwingen wäre, für die Schaffung je eines polnischen, kleinrussischen, litauischen, lettischen autonomen Nationalstaats mit dem Recht für uns, von Warschau an nördlich Festungen zu bauen und zu besetzen, für Oesterreich von Warschau an südlich das Gleiche. Im übrigen nur: Zollverband mit Polen, Litauen, dem Lettenstaat, sonst volle Autonomie. Keinerlei deutsche staatliche Siedlungspolitik außerhalb unserer Grenzen. Im Westen: militärische Besetzung. Dauernd von Luxemburg, von Namur und Lüttich auf 20 Jahre, mit Pflicht der Räumung und als Pfand dafür, daß Belgien Ostende und die Südgrenze befestigt und verteidigt. Weiter nichts (in Europa). Also nur das militärisch Unentbehrliche, keinerlei »Annexionen«.

Der Eindruck, den ich in Berlin gewann, und sehr einfache politische Erwägungen bestimmen mich dazu. Aber ich gebe es völlig auf, gegen abweichende Ansichten zu polemisieren. Ich vermute, daß das Erreichbare hinter diesen »Optimal«-Forderungen zurückbleiben wird.« (Dez. 1915.)

»Vor allem gilt es, die »Erwartungen« und den »Appetit« bei uns herunterzuschrauben. Der Friede darf nicht — nicht zu stark wenigstens — hinter den erregten Erwartungen zurückbleiben. Und das ist der Erfolg der bisherigen Haltung der Regierung. Ich habe schon im September 1914 verlangt, daß man für Belgien den Ausdruck »Faustpfand« gebrauchen solle.« (25. 12. 15.)

Weber sucht, wo er irgend kann, privatim, durch Beeinflussung der ihm zugänglichen Kreise den Annexionsgelüsten entgegenzuarbeiten. Gelegenheit dazu bietet sich u. a. in der »Gesellschaft von 1914«, einem interlokalen politischen Klub in Berlin, in dem sich praktische Politiker aller Richtungen mit politisch interessierten Gelehrten und Beamten zu gemeinsamer Aussprache zusammenfinden: »Heute abend hörte ich eine Rede Sehrings über die Besiedlung Kurlands (!) — Phantasien, als ob wir allein in der Welt wären.« »Gestern abend in der ‚Deutschen Gesellschaft'. Wie üblich, Zank mit den Alldeutschen, übrigens in ganz guter Freundschaft. Aber das entsetzlich große Maul dieses Völkchens ist offenbar durch nichts klein zu kriegen. Ich bot einen Vortrag über die Demokratie in Amerika an. Da ich aber als »Flaumacher« gelte, so haben die Herren bei aller Höflichkeit wenig Neigung gezeigt, sich damit sehr zu beeilen«. (13. 3. 16.) »Montag rede ich um doch in der ‚Deutschen Gesellschaft' über

Demokratie im amerikanischen Leben, plötzlich Knall und Fall statt Göhre, der verhindert ist, gebeten, nachdem die Herren bisher stets ‚Angst' hatten: was ich wohl sagen würde.« »Ob die Rede vorgestern Abend den Leuten gefallen hat, weiß ich nicht. Sie war sehr ‚realistisch', denn ich hatte die vielen Phrasen der ‚Ideen von 1914' gründlich satt. Jedenfalls waren sie 2 Stunden aufmerksam und hatten lauter Dinge anzuhören, die sie meist sicher nicht gern hörten. (Stellung der Frau — Deutsche Sexualmoral — Völkerrecht usw.) Nun ich habe gesagt, was ich sagen wollte und damit ‚basta'.« —

* * *

II.

Im Februar 1916 droht ein neues Verhängnis, das alle andern Probleme zurückdrängt und Weber mit äußerster Besorgnis erfüllt: Der Bruch mit Amerika zufolge der verschärften Unterseeboot-Praxis. Man steht noch in Verhandlungen wegen der warnungslosen Lusitania-Torpedierung. Die Vereinigten Staaten verlangen, daß Deutschland ausdrücklich die Ungesetzlichkeit ihrer Versenkung anerkenne. Dies lehnt die deutsche Regierung ab, und sowohl der Staatssekretär wie der Kanzler erklären amerikanischen Pressevertretern: eher den Bruch als eine derartige Demütigung auf sich nehmen zu wollen. Weber ist außer sich über diese Vorgänge und schreibt darüber an Naumann: »Gelingt es der Wilhelmstraße nicht, die Sache mit Amerika um jeden Preis — um jeden! — aus der Welt zu schaffen, so hat unsere Arbeit so wenig Sinn wie irgendeine andere. Dann werden wir in $^3/_4$—1 Jahr ganz andere ‚Probleme' zu tun bekommen. Es ist doch zu hoffen, das Ihre Partei oder daß die ernsten Politiker derselben als einzelne jede Verantwortung in der denkbar schärfsten Form ablehnen. Daß in Deutschland niemand wußte, was ein amerikanischer Wahlkampf ist und was er für Folgen hat, trotz aller Beispiele der Geschichte, ist ein Skandal sondergleichen«.

Und am selben Tag: »Meine schlimmsten Befürchtungen werden durch das Interview Zimmermanns übertroffen. Wie ist es möglich, so etwas zu machen und sich so öffentlich festzulegen? Anstatt zu antworten: Selbstverständlich war der Angriff ‚völkerrechtswidrig'. Er war aber eine Vergeltungs-

maßregel gegen ebenso schwere Völkerrechtswidrigkeiten der anderen Seite. Aus hoher Schätzung der Freundschaft Amerikas haben wir, wie bekannt, die Konsequenz gezogen, unseren U-Booten ganz neue Instruktionen zu geben, und würden damit gern bis an die Grenze der überhaupt möglichen Rücksichtnahme gehen. Für die Zukunft wäre ein solcher nicht avertierter Angriff also rechtswidrig, und für die Vergangenheit haben wir ‚Entschädigung' zugesagt. Damit halten wir den Zwischenfall für zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt. — Fertig! Eum Deus perdere volt, quem dementat. Was hat unsere Arbeit noch für einen Zweck, wenn dieser Bruch erfolgt? Er bedeutet noch zwei Jahre Krieg, Ruin unserer Wirtschaft — was liegt dann an ‚Mitteleuropa'? Was tut die Partei?« (7. 2. 16.)

Als Weber, der sich seit Weihnachten einige Wochen zu Hause in seine gelehrte Arbeit vertieft hat, auf Naumanns Bitte im Februar 1916 nach Berlin zurückkehrt, findet er dort eine durch die andauernde Spannung mit Amerika äußerst verwirrte Lage: In bezug auf die Lusitania haben sich inzwischen die beiden Regierungen auf eine Formel geeinigt. Aber die Wiederaufnahme des »verschärften« Unterseebootkriegs gegen bewaffnete Kauffahrteischiffe, d. h. ihre warnungslose Torpedierung, schafft sogleich neuen Konfliktstoff. Und als nun Amerika verlangt, daß, gemäß völkerrechtlicher Vorschrift, zur Verteidigung bewaffnete feindliche Handelsdampfer nicht wie Kriegschiffe behandelt werden, setzt in Deutschland unter Führung des Großadmirals v. Tirpitz eine leidenschaftliche Agitation, nicht nur für den verschärften, sondern für den uneingeschränkten Tauchbootkrieg ein, d. h. für Torpedierung sämtlicher in der Kriegszone angetroffener, feindlicher und neutraler Schiffe. Tirpitz und seine Anhänger glauben, daß auf diese Weise England blockiert, ausgehungert und dadurch der Frieden erzwungen werden könne. Daß der Krieg mit Amerika dann unvermeidlich ist und schweres Unheil für Deutschland bedeutet, wollen sie nicht einsehen. Der Großadmiral gewinnt gegen den Kanzler die Heeresleitung für seine Pläne. Weber schreibt, am 20. 2. 16: »Politisch ist alles hier wenig vertrauenerweckend, niemand weiß, was mit Polen werden soll. Immer noch wird die sehr zweifelhafte Hoffnung auf Separatfrieden mit Rußland gehegt. Und vor allem ist die Lage mit Amerika recht ernst. Man hofft, bei ‚vorauszusehenden erneu-

ten Zwischenfällen' durch Zögerung, Lügen, kurz ‚kleine Mittel' durchzukommen. Da wird man sich irren. Aber die Marine ist wie versessen darauf, ihre neuen U-Boote zu probieren, und ihr ist alles ‚Wurst'. Niemand weiß, wie lange die Türken noch aushalten. Insbesondere in der Ernährung, die stark bedroht ist. Groß, und hoffentlich nicht ganz unberechtigt, ist der Optimismus bezüglich Rumäniens. Nun ‚qui vivra verra'. — Und am 23. 2. 16: »Wenn nur die verrückten Alldeutschen und Reichs-Marine-Leute uns mit Amerika nichts einbrocken! Die Folge ist 1. daß unsre halbe Handelsflotte: ¼ in amerikanischen, ¼ in italienischen Häfen! konfisziert und gegen uns verwendet wird, so daß also zunächst eine Vermehrung der englischen Schiffszahl eintritt — was diese Esel nicht berechnen; 2. daß wir 500 000 amerikanische Sportsmen als Freiwillige, glänzend gerüstet, gegen unsre müden Truppen bekommen — was diese Esel nicht glauben; — 3. 40 Milliarden bares Geld für die Gegner; 4. noch 3 Jahre Krieg, also sichrer Ruin; 5. Rumänien, Griechenland usw. gegen uns. Und alles: damit Herr v. Tirpitz ‚zeigen kann, was er kann'. Etwas Blöderes ist nie erdacht worden.« —

27. 2. 16: »Nun steht wirklich die Sache mit Amerika vor dem Bruch! Ganz wie ich gesagt hatte. Und immer, weil sachliche Fragen in öffentlichen Kundgebungen auf den ‚point d'honneur' gestellt werden, von ‚Demütigung' und so was geredet wird, und es dann keinen Weg zurück mehr gibt. Das Ganze ist schauerlich und ein Verbrechen. Und gerade jetzt, wo man sich über Verdun freuen möchte und fast alles gut steht. Es ist, als ob wir von Verrückten regiert würden. Du fragst, was wir sollen? Jedenfalls keine großen öffentlichen Reden halten, wenn wir so was machen wollen, nicht ‚pathetisch' werden, sondern kühlen Kopf behalten und rechnen. Die Bewaffnung von Handelsschiffen ist ‚zur Verteidigung' erlaubt, daran ist nichts zu ändern, und daß wir stets erneut gegen dies den Amerikanern ‚heilige' Völkerrecht handeln, wäre nur im Fall der Sicherheit des Erfolgs verzeihlich. Aber die ist eben nicht da. Ganz im Gegenteil! Im Fall des Bruches werden unsre Schiffe (die in amerikanischen Häfen liegen) von unsren U-Booten torpediert, denn sie werden dann gegen uns verwendet. Und dann ½ Million Sportsmitkämpfer, glänzend gerüstet, auf der Gegenseite mehr gegen unsre zunehmend verbrauchten armen

Kerle, 40 Milliarden Gold auch mehr usw. — Und das wegen ein paar Dutzend U-Booten! ‚Aushungern' kann man England noch weniger als uns. Es gelingt ja nicht mal die Truppentransporte ernstlich zu stören! — Doch genug. Es ist zu scheußlich auszudenken. Der Krieg kann eben noch Jahre dauern. Und das können z. B. die Türken gar nicht aushalten. Sie müssen dann von uns abfallen.«

5. 3. 16 ». . . . . Inzwischen ist die Gefahr mit Amerika auf dem Höhepunkt, und mir ist, als ob eine Horde Irrsinniger uns regierte. Alle Leute, die vor 14 Tagen meiner Ansicht waren, sind umgefallen. Die vor 14 Tagen sagten: »Ach, die Amerikaner schlagen ja nie los« — sagen jetzt: »Ach, die Amerikaner wollen ja den Krieg auf jeden Fall« — ganz wie damals bei Italien. Die paar ruhigen Leute hier wissen: Der Krieg ist verloren, wenn es losgeht. Finanziell, weil dann unsre Anleihe nicht gezeichnet wird. Wirtschaftlich, weil wir noch immer massenhaft Rohstoffe vom Ausland bekommen, die wir nicht entbehren können, und die dann fortfallen. Außerdem: weil dann Rumänien losschlägt, und die Türken in ½ Jahr Separatfrieden schließen, wenn unser Geld zu Ende ist. Es ist um toll zu werden. Und die wahnsinnige Wut, die man erregt, wenn man so einen Hetzer sachlich zu überzeugen sucht, hat etwas Unheimliches.

Die Agrarier wissen: Brot muß gekauft werden, auch wenn wir unterliegen, die Industrie und Schiffahrt ist dann ruiniert, diese Konkurrenten um die Macht sind wir dann los. Die — teils: Entmutigung — teils revolutionäre Verzweiflung der Arbeiterschaft sorgt dafür, daß sie, die Großgrundbesitzer, die Macht behalten, der Monarch ist dann in ihrer Hand. Und deshalb: ‚va banque'. — Hoffentlich glimmt die schwache Hoffnung nicht aus, daß die Rücksicht auf die Anleihezeichnung auf die deutsche Regierung drücken wird. Das ist jetzt die einzige Chance, und ich hoffe, sie wird ausgenützt.«

7. 3. 16. »Unglaublich der Optimismus der Militärs und Politiker bezüglich eines Kriegs mit Amerika. Ganz anders lautet es, wenn man die Leute unter vier Augen spricht, die für die Wirtschaft — Rohstoffversorgung — verantwortlich sind. Ebenso die Industrievertreter, außer den Granatenfabrikanten und den Agrariern, denen jede Kriegsverlängerung höhere Preise bringt.«

* * *

Weber tut, was er kann, um sich dem drohenden Verhängnis entgegenzustemmen. Er verfaßt zusammen mit Somary eine Denkschrift, welche bei den Parteiführern Einsicht verbreiten und den Kanzler gegen den Großadmiral stützen soll[1]). Ihre Beweisführung tritt nicht in apodiktischer Form auf, sondern kleidet sich in unerbittliche Hinweise auf die unzähligen und unerfüllbaren Bedingungen, von denen ein durchschlagender Erfolg des Unterseebootkriegs abhängt, und jeder der scharf gemeistelten Sätze schließt die Frage ein: Habt ihr auch all dies bedacht und nüchtern und richtig berechnet? Wehe wenn Ihr euch auch nur an einem Punkte verrechnet habt — dann kann auch die größte Tapferkeit Deutschland nicht vor der Niederlage und wirtschaftlichen Agonie retten.

Die Denkschrift wird anfangs März dem Auswärtigen Amt unterbreitet und etwa am 10. d. Mts. den Parteiführern zugestellt. Unter Bethmanns und Helfferichs Einwirkung war die Entscheidung am 4. März gefallen. Der uneingeschränkte Unterseebootkrieg wird vertagt, Tirpitz entlassen, aber das »verschärfte« Verfahren gegen die Kauffahrteischiffe neu eingeleitet. Webers Gutachten, das sich auch gegen den verschärften Handelskrieg richtet, kann kaum noch ins Gewicht gefallen sein, doch konnte es das Rückgrat des Kanzlers gegen den nun beginnenden Ansturm der Rechtsparteien stärken und Aufklärung verbreiten. Die Fanatiker ließen sich freilich durch nichts überzeugen.

»Ich schicke morgen die Denkschrift an die Parteihäupter. Das Auswärtige Amt, dem ich sie vorher schickte, schrieb umgehend (durch Boten), ich möge sie j a versenden, es sei dringend erwünscht, und sie werde sofort dem Reichskanzler vorgelegt. Dabei enthält sie nur Landläufiges! Es muß ihnen also das Wasser bis obenhin stehen. Die Lage ist eben recht ernst noch immer, und diese verdammten ‚Zufälle', die schließlich jeder voraussehen kann, sind das, was Einem das Gefühl gibt, auf dem Vulkan zu sitzen. Dabei Separatfriedensgelüste der Türkei — wer kann es ihr verdenken? W i r wollen Annexionen machen, und was haben wir den Türken an solchen zu bieten? Und üble Haltung Rumäniens. Nun, vielleicht geht alles besser als man denkt. Wenn sie nur nicht im Westen zu viel Menschen opfern! Unsre Spezialarbeit stößt auf starke Obstruktion der Behörden, gerade wie ich

1) Veröffentlicht in den gesammelten politischen Schriften.

es voraussah, und von meiner Sendung nach Polen ist keine Rede. — — —.«

»Ich bin auf die Reichstagsrede des Kanzlers gespannt und nach allen früheren Erfahrungen besorgt. Alle diese Leute sind so »brav«, und keiner ist ein Staatsmann. Deshalb können wir den Krieg noch so sehr gewinnen und werden doch nichts davon haben. Nun vielleicht kommt es dann mal wieder besser. — Mit jener »Denkschrift« werde ich die ganze Wut der Scharfmacher auf mich laden und als »flauer« Erzfeigling dastehen. Um so besser«. (Undatiert, vom 6. oder 13. 3. 16.)

»Anbei die Denkschrift, deren Versendung an all die konservativen Heißsporne nun wohl ein ungeheures Maß von Wut auf mich zusammenhäufen wird. Nützen tut es nicht — obwohl das Auswärtige Amt Versendung an den bayrischen Ministerpräsidenten und an alle möglichen hohen Tiere erbittet — aber man hat seine Pflicht getan. Mit getan hätte natürlich wieder mal niemand!« (Undatiert.)

— — »Die Denkschrift hast Du doch erhalten? Jetzt nach Tirpitz Sturz wird der Rückschlag wohl kommen. Wir haben angeblich 10 neue U-Boote. Und damit will man England blockieren! Und Kollege L. als Pythia des Admiralstabs! der sich schon bei der Getreide-Versorgungsfrage so gründlich verrechnet hatte, daß er bei der Getreideeinkaufsgenossenschaft jetzt vollständig drunter durch ist. Das jagte mir die Angst in die Glieder, ob die Leute wohl wirklich zuverlässig rechnen« (14. 3. 16).

»Die Kriegsgefahr, die Freitag-Samstag auf der Höhe stand, ist zur Zeit vorüber. Der Reichskanzler hat über Tirpitz gesiegt, wir werden nachgeben. Aber: wie? ohne unsrer Würde zu vergeben und ohne den Effekt der Nachgiebigkeit uns zu verderben durch große Protzen-Worte? Das ist die Frage. Tirpitz spielte ein unverantwortliches Spiel. Er mußte wissen, daß er gar nicht so viel Schiffe torpedieren kann im Lauf eines Jahres, um die Engländer, wenn sie sich auf unsren Bedarfsdeckungs-Standard stellen und unsre Maßregeln einführen, ‚auszuhungern'. Das ist einfach Unsinn. Nun aber pointierte er, wie ein desparater Spieler immer höher und erklärte: nur wenn er alle Schiffe, die sich der englischen Küste näherten, torpediere — also auch holländische, skandinavische, spanische usw., könne er den Erfolg ‚garantieren'. So meine er die Sache.

Also Krieg mit Holland, Dänemark usw. D a s brachte die Wendung. Wie ein hysterischer Kollaps dieses ‚Heldenkaisers': ‚schafft ein Mittel ein Ende zu machen', die Krisis schuf, so ein Angst-Kollaps vor dem Krieg mit Amerika, wo es viel ernster steht, als unsre Zeitungen erkennen lassen, die abermalige Wendung. Ob sie nicht etwa zu spät kommt, ist abzuwarten. Es ist heillos, w i e wir regiert werden in einem Augenblick, wo unsre ganze Existenz auf dem Spiel steht.« (15. 3. 16.)

»Der R e g i e r u n g habe ich sicher nichts Neues gesagt, sondern ihr nur einen Dienst erwiesen. Die Sache ging an die Abgeordneten. V i e l l e i c h t hat sie den Abgeordneten Sch. und einige wenige andre beeinflußt, vielleicht auch e t w a s die Zentrumsleute, die aber auch an sich klug und bei der Regierung Nr. 1 sind. Aber wirklichen E f f e k t hat sie sicher nur in sehr geringem Maß geübt, wenn überhaupt irgend welchen, die Sache bei der Regierung w a r schon entschieden«. (19. 3. 16.)

Weber erscheint in dieser Zeit die suggestive Wirkung des Großadmirals verderblich, und er bekämpft sie leidenschaftlich. Aber der Sturz des patriotischen Mannes empört ihn: » . . . . . Die rohe Art der Ausstoßung von Tirpitz — öffentliche Ankündigung, er sei ‚plötzlich erkrankt', zugleich mit dem Befehl, die Entlassung zu nehmen — am gleichen Tage stand der herkulische Mann in der Wilhelmstraße vor dem Auswärtigen Amt und schrie, daß jeder es hören mußte, dem Geheimrat Kiliani, der ihn fragte an: ‚Ob ich meinen Abschied e r b e t e n habe? mir ist befohlen! — b e f o h l e n!! — befohlen!!! (mit Donnerstimme!) zu gehen.' Das gibt furchtbar böses Blut und wirkt sicher deprimierend auf Freunde, ermutigend auf Feinde. Es ist höchst unklug, von der menschlichen Abscheulichkeit, die bei d i e s e m Monarchen immer die gleiche bleibt, ganz abgesehen. Daß er sachlich nachgab, mußte genügen. Dies ist eine Art Eingeständnis einer Niederlage. Friede mit Amerika bleibt ja nun wohl sicher, aber dazu brauchte man ihn nicht mit Fußtritten fortzuschicken.« (16. 3. 16.)

. . . . . »Tirpitz e r z w u n g e n e r Rücktritt ist so viel wie eine verlorene Schlacht, dem Eindruck im In- und Ausland nach. Er war bereit zu bleiben. Anstatt in der S a c h e sich so zu verhalten, daß die Gefahr von Verwicklungen ausgeschlossen wurde, und die P e r s o n zu halten, torpediert man ein holländisches Schiff und gibt dem einzig populären Minister einen Fuß-

tritt vor aller Welt. Resultat: mindestens 2 Milliarden weniger Anleihe-Zeichnungen, als sonst zu erwarten waren. Wo immer S. M. etwas macht — es ist sicher verkehrt. Diese Unverläßlichkeiten und jähen Umschwünge bedrücken hier jedermann, und die Stimmung der Reichsämter ist offensichtlich z. Z. recht deprimiert.« (17. 3. 16.)

Am 17. März versuchten die Rechtsparteien, mit Einschluß des Zentrums gegen den Kanzler vorzustoßen durch erneuten Antrag auf uneingeschränkte Ausnützung der Tauch-Boote — die Angelegenheit wurde jedoch im Sinne des Kanzlers im Haushaltsausschuß des Reichstags erledigt.

»Man erfährt jetzt über die Kommissionssitzung des Reichstags: 1. Die Admiralität hat glatt erklärt: die Abschließung Englands sei nicht möglich. (Die Zahl der jederzeit zum Dienst zu stellenden U-Boote ist noch kleiner als ich annahm). Nächsten Januar hätten wir — vielleicht — so viel U-Boote, um das zu können. (Geht m. E. auch dann nicht.) 2. Helfferich hat die Verantwortung für die finanziellen Folgen der Intervention Amerikas abgelehnt. Der Eindruck von all dem war derart, daß die frevelhafte konservative Fronde zusammenbrach. Hoffentlich für immer. Es ist ein Skandal, daß das Reichsmarineamt derart mit dem Feuer spielen konnte, und wenn der Reichskanzler auch nur das ‚Presse-Büro' preisgab, so waren doch in Wirklichkeit ganz andre Leute gemeint. Alles war: Bluff. Nun ist die Sache so: es muß so aussehen, als würde der Unterseebootkrieg verschärft geführt — denn wir dürfen uns ja nicht ‚geirrt' haben. Und deshalb — torpedieren wir darauf los und lassen die Sache dann langsam einschlafen. Aber sie kann uns — durch ‚Zufall' — den Krieg mit Amerika bringen! Das ist das Unqualifizierbare! Nun hoffentlich nicht, obwohl Hollands — nicht gegen uns, scheint es, gerichtete — Mobilisierung unbedingt drüben in Washington aufreizend wirkt. — Die Welt wird mit wenig Verstand gelenkt, das muß man sagen!« (1. 4. 16.)

Am 5. April beleuchtet der Kanzler die außenpolitische Lage im Reichstag und zwar wiederum vom Standpunkt eines unbesiegten und unbesiegbaren Volkes aus, dessen Kriegsziele künftig durch den erwarteten Erfolg abgesteckt werden: »Uns treibt nicht Eroberungssucht und Ländergier« —— »zu unsrer Verteidigung sind wir ausgezogen. Aber das was war, ist nicht mehr

— — — den Status quo ante kennt nach so ungeheurem Geschehen die Geschichte nicht.« Weber bemerkt dazu: »Die politische Luft ist nun etwas durchsichtiger. Diese Rede des Kanzlers ist ja nur möglich und zu verantworten, wenn er sicher ist: es ist auf absehbare Zeit keinerlei Aussicht auf ernsthafte Friedensverhandlungen. Und so steht es wohl auch. Geschickt und politisch klug fand ich sie auch so durchaus nicht, wenn auch, namentlich oratorisch — besser als die frühere. Der Fehler: daß nicht von Anfang an erklärt worden ist, daß Belgien nicht behalten werden sollte, ist eben jetzt nicht mehr zu reparieren, und im Osten sind die Hoffnungen der Kurländer usw. erweckt worden. Augenmaß hat keiner für das Mögliche und Nützliche. Und vor allem werden alle diese Dinge rein innerpolitisch behandelt. Der Kanzler mußte zeigen, daß er der ‚starke Mann' sei — ebenso ‚stark' wie Tirpitz, sonst war er wegen der Fronde der Konservativen verloren. Und die Politik der Konservativen und Großindustriellen ist ganz einfach: ‚je länger der Krieg dauert, desto mehr Sozialdemokraten schwenken nach ‚links' ab — um so besser für uns, die Stützen von Thron und Altar. Nur keinen Kompromißfrieden, denn dann müssen Konzessionen in der Wahlrechtsfrage gemacht werden. Das steckte auch hinter der ganzen U-Boot-Agitation. — Die Gefahr mit Amerika ist ja nun geringer — da wir nachgegeben haben —, kann aber jeden Augenblick wieder aufflammen, so lange der Krieg dauert. Sehr viel hängt von der Ernte ab — wird sie gut, dann werden die Engländer vielleicht die Sache aufgeben, andernfalls schwerlich. Der Kaffee reicht nur noch kurze Zeit. Zucker wird sich wieder bessern, die Fleischkarten werden sehr, sehr knapp ausfallen.« (7. 4. 16.)

Inzwischen ist schon neuer Konfliktsstoff mit Amerika erzeugt: die versehentliche Torpedierung der »Sussex«, eines französischen Personendampfers, der viele Neutrale, hauptsächlich Frauen und Kinder an Bord hatte. Die Vereinigten Staaten verlangen nun mitte April kategorisch die »unverzügliche« Einstellung des warnungslosen Verfahrens gegen Handelsschiffe. »Ja, die Torpedierung der ‚Sussex' war anerkanntermaßen eine Schweinerei sondergleichen, das Allerdümmste was geschehen konnte. Es befanden sich auf ihr aus allen neutralen Ländern — Spanien usw. — hervorragende Leute mit Familien, und es sind wesentlich Frauen und Kinder getötet. Geht das so weiter

— hoffentlich nicht! — dann haben wir den Krieg mit aller Welt sicher. Und es findet sich in den Parteien niemand, der an maßgebender Stelle die Verantwortung ablehnte und protestierte. Mit dem Rücktritt von Tirpitz und der Resolution — die eine schwere Niederlage der U-Boot-Schreier war — halten Alle die Sache für schönstens erledigt.« (5. 4. 16.)

»Mit Amerika geben wir also nach — aber wieder nicht mutig und offen und ohne Rückhalt, sondern mit ‚Wahrung des Gesichts', das ist das Bedauerliche. Diese Leute haben weder Augenmaß noch Würdegefühl. Es ist schon arg. Und daß sie uns diesen bösen Echec einbrockten, ist doch unbegreiflich und sehr traurig. Jeder konnte damals, als diese verdammten Interviews kamen, sehen, was passieren mußte. Warum nur diese Leute nicht? In Wahrheit aus feiger Angst vor den Konservativen. Jetzt wo es Ernst wurde, verkrochen sich die Schwadronneure alle in ihre Mauselöcher. Es wird schwer sein, den deprimierenden Eindruck abzuschwächen, den das machen muß, nachdem man so von dem ‚einzigen Weg' gefaselt hat, der zu einem ehrenvollen Frieden führe!« (2. 5. 16.)

Die unvermeidliche deutsche Konzession war nämlich an die Bedingung geknüpft, daß Amerika von England »die Freiheit der Meere«, also Aufhebung der Blockade verlange und durchsetze. Weber beurteilt dies als neuen politischen Fehler:

»Nun ist die Amerika-Note da. Man merkt, daß sie Zangengeburt ist. Neben sehr guten Partien im einzelnen doch im ganzen nur wieder das Bedürfnis: ‚Das Gesicht zu wahren'. Jedermann weiß, daß die einmal gemachte Konzession ohne sofortige Kriegsgefahr nicht zurückgenommen werden kann. Jedermann weiß, daß je später, je unmöglicher es wird, diesen Krieg (mit A.) zu riskieren. Jedermann weiß, daß inzwischen die Engländer sich verproviantieren. Was soll also diese Verklausulierung, wo nur ein ehrliches: ‚gut, wir geben nach — nun ist es Sache Eurer Ehre, das ‚Völkerrecht' auch gegen England durchzufechten', unsrer würdig war. Und dann ‚äußerste Konzession'. Immer sich so festzulegen! Es ist recht fraglich, ob uns diese Sache irgendwie vorwärts bringt. — Der Reichskanzler ist nervös sehr herunter und den Sachen gar nicht gewachsen. Am wenigsten den inneren Gegnern, die absolut skrupellos sind. Nun — wir werden ja sehen.« (7. 5. 16.)

Diese Kritik erwies sich als richtig. Der Erfolg war eine neue

diplomatische Niederlage: die Regierung der Vereinigten Staaten will »keinen Augenblick in Betracht ziehen, geschweige denn erörtern, daß die Achtung der Rechte amerikanischer Bürger auf hoher See von seiten der deutschen Marinebehörden in irgendeiner Weise oder im geringsten Grade von dem Verhalten irgendeiner andren Regierung — — — abhängig gemacht werde. Die Verantwortlichkeit in diesen Dingen ist getrennt, nicht gemeinsam; absolut, nicht relativ.« Dazu Weber in folgendem:

»Ja — die amerikanische Note hat ja nun die Sache erledigt. Aber die Niederlage bleibt auf uns sitzen. Wir haben mit großem Trara s. Z. die Sache inszeniert, von ‚Demütigung' gesprochen usw. — und nun kann die Note Wilsons feststellen, daß wir genau da stehen, wo wir standen, und nichts erreicht haben, außer daß jetzt jeder ‚Zwischenfall' doch noch den Krieg bedeuten kann und England die Gelegenheit wahrnimmt, seine Blockade zu verschärfen. Und unser dummer Vorbehalt, eventuell doch wieder ungewarnt zu torpedieren, gibt Wilson die Mittel, zu sagen: ‚ich tue n i c h t s', sondern warte ab, ob Ihr Euch nun gut benehmt, und dann — wollen wir sehen. Und dann die Sussex-Geschichte: dies stupide Leugnen und nachträgliche Eingestehenmüssen ist äußerst fatal. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt. Und welch übles Streiflicht zu unsren Ungunsten wirft das auf die ‚Tubantia' — kurz — diese ganze Sache ist überaus betrüblich, und die Kerle, die uns diese Niederlage eingebrockt haben, gehören an den Pranger. Denn man mußte wissen, ob man den Krieg mit Amerika riskieren konnte oder nicht, und wenn nicht, dann diese Sache lassen. Wilson ist sich — in seiner uns so fatalen Pedanterie — absolut ‚treu' geblieben, und das ist es, was die Leute hier gar nicht begreifen, daß jemand r e i n formalistisch, wie ein Jurist im Kolleg oder Doktorexamen, Politik treibt und selbst seine Note mit einem Satz schließt, der sicher aus seinem Kollegheft über die Verantwortlichkeit im Völkerrecht stammt. Während wir auf unsre ‚Realpolitik' so stolz sind! — aus der wir eine Theorie gemacht haben. Dieser Präsident führt die Politik wie eine j u r i s t i s c h e Diskussion in einem wissenschaftlichen Streit.« (10. 5. 16.)

* * *

III.

Nach diesen äußerst erregenden Ereignissen findet Weber in Berlin trotz alles Bemühens nichts Wesentliches mehr zu tun. Die Aemter und Behörden versagen ihm nach wie vor die Gelegenheit, und die handelspolitische Kleinarbeit für Mitteleuropa fruchtet nicht recht: »Die Arbeit — wenn man das so nennen will, geht träge ihren Weg. Vielleicht geht es im Mai lebhafter her, da wollen die Interessenten zusammenkommen. Aber es ist öde, so »überflüssig« zu sein. Fast war mir das Lazarett lieber! Ich sehne mich arg nach Haus, es ist ein zerrissenes Arbeiten hier gegen amtliche Obstruktion und auf einem mir fremden Gebiet. Und die Leute sind so maßlos ängstlich. Wenn sie sogar den Dezernenten des Reichsamts des Innern nicht nach Polen reisen lassen, d a n n kann ich als Privatmann mich in der Tat nicht beschweren. Und nur diese polnische Sache interessiert mich, auch sonst nur das Politische, das andre ist ja nur Mittel.«

Zum Glück fördert er nebenbei immer die wissenschaftliche Arbeit: »Ich fühle mich so wohl und arbeitsfähig, sobald ich mit chinesischen und indischen Sachen zu schaffen habe, sehne mich sehr danach. Halbbeschäftigung ist unerträglich. Gerade jetzt endlich kommt die Sache in Fluß und wird interessant. Aber ich habe nun 3 Monate gewartet, das ist genug. Ich sehne mich recht sehr nach Heidelberg und glaube, ich tue richtig, hier jetzt fortzugehen und die Sache anderen zu überlassen. Ich habe jedenfalls ein ä u ß e r s t ‚gutes Gewissen'.«

Die Heidelberger Freunde finden seit langem, es sei hohe Zeit, daß er mit ungeteilter Kraft zu seinem Werke zurückkehre: »K. Jaspers war vorgestern Abend bei mir, und wir sprachen wie oft, viel von Dir. Er sieht Dich mit so ‚großen Augen' — als neuen Typus, der die Kraft habe, ungeheure Spannungen seines Selbst und die Widersprüche des Lebens außer ihm, trotz völliger Illusionslosigkeit zusammenzuhalten und zu überbauen, der es sich sogar leisten könne, krank zu sein oder gar sich eventuell zu blamieren. Nun macht es mir Eindruck, daß Jaspers, der freilich Erkenntnis- und Wahrheitsstreben für den höchsten Lebenswert hält, sagt: ‚Es ist schade um jeden Tag, den dieser Max Weber für politische Dinge verschwendet, statt sich selbst zu objektivieren'. — Ich schreibe Dir dies, weil Du Dich ja doch gerade jetzt wieder besinnen mußt, wie Du die Dir geschenkten

Pfunde am fruchtbarsten verwertest — Du weißt ja, wie gern ich Dich jetzt dem Vaterland schenke — aber wenn die Apparate so starr gefügt und die Menschen, die sie steuern, so klein sind, daß für jemand wie Dich keine wirklich angemessene Aufgabe gefunden wird, dann darfst du Deine Kräfte nicht im Kleinbetrieb verzetteln. Vielleicht will das Schicksal Dich noch für Wichtiges aufsparen.«

Durch das vergebliche Warten auf die Gelegenheit zum Einsatz seiner politischen Gaben war die Berliner Existenz für Weber recht »ungetrost« geworden. Helene fand ihren Sohn oft still und verstimmt, und als sie die Ursache dafür bei sich selbst sucht, erschließt er sich ihr in folgenden, während der Hochspannung mit Amerika geschriebenen Zeilen: »Du sprichst wieder von dem, was Du mir nicht ‚bieten' könntest. Wie seltsam — wo die Sache doch gerade umgekehrt liegt. Ich meinerseits war nicht imstande, geistig und gemütlich viel herzugeben, und das liegt in den Umständen. Ich glaube, von all Deinen Söhnen hatte ich die stärksten angeborenen ‚kriegerischen' Instinkte, und da ist es eine schiefe und unbefriedigende Lage, jetzt nicht brauchbar zu sein, für das, was in erster Linie not tut. Und dann nicht einmal eine sonstige ausfüllende und zweifellos nützliche Verwendung finden zu können! — Ich halte an sich mit Maeterlink viel vom Zusammenschweigen. Aber auch jene etwas schwierige Lage — so sehr es gegen den Geschmack geht, angesichts der fürchterlichen Opfer, die andre bringen, davon noch Worte zu machen — schließt einem den Mund, zumal wenn man unter dem Druck bevorstehender schwerer Gefahren des Landes steht. Nun diese Gefahren Tatsachen geworden sind, denn ein friedlicher Ausgleich mit Amerika erscheint schwer denkbar und wäre wohl nur ein Aufschub. ist das anders. Es hat keinen Zweck mehr, über diese Dinge und ihre Unvermeidbarkeit zu grübeln. Und da ich jetzt entschlossen bin, auch die Konsequenz zu ziehn, und wenn man mich nun einmal nicht braucht, nicht zu etwas Nötigem braucht, einfach Schluß zu machen und ruhig zu warten, bis ich vielleicht doch wirklich nützlich sein kann, so werde ich weit weniger gedrückt wiederkommen, als ich war. Natürlich war mir ja in der Lazarettarbeit wohler, sogar sehr wohl, obwohl sie wirklich jeder Inspektor geleistet hätte — aber das war ja einerlei. Diese Berliner Sache war ein Zeitvertrödeln und Verschwatzen mit allerhand Menschen, ohne

das Gefühl etwas zustande zu bringen. — — — Man muß im ‚Dienst' sein, um etwas leisten zu können. Ich gewinne es nicht über mich, den geplagten Leuten in den Büros die Tür einzurennen, um ‚etwas machen' zu können. Zur Verfügung — das wissen hier alle — stehe ich jederzeit wieder.« (17. 4 16.)

Er nimmt im übrigen seine politische Unverwendbarkeit nicht pathetisch: anderen »grundgescheiten« Köpfen geht es ja ebenso. Für einige ist es ihm so ärgerlich wie für sich selbst:

»— — — — Möchten Sie endlich die Ihnen zukommende und sachlich unbedingt gebotene Verwendung finden! Muß man denn durchaus entweder ein Esel oder ein Streber sein, um von den Behörden akzeptabel gefunden zu werden? Was soll man zu folgender Unterredung sagen: General X im Großen Generalstab hier: ‚Herr Leutnant Y. Sie schreiben da von Produktionskosten der Industrie und Landwirtschaft? Nur die Industrie hat Produktionskosten, die Landwirtschaft hat so etwas nicht. Aendern Sie das also! Leutnant der Landwehr, Professor der Nationalökonomie (im Generalstab verwendet) ‚Zu Befehl Exzellenz'! — ? — Gott bessers!«

* * *

Bevor Weber für längere Zeit heimkehrt, bietet sich unvermutet Mitte Mai doch noch eine lockende Aufgabe: Im Interesse »Mitteleuropas« eine Reise nach Wien und Budapest zu mündlicher Erörterung zollpolitischer Fragen mit den Industriellen. Die nun schon seit 2 Jahren entbehrte Ferne bringt die immer erwünschte Anregung und entspannt zeitweilig die von Deutschlands Geschick so schwer belastete Seele. Webers Briefe von dort klingen nicht nur heiter, sondern voll politischer Zuversicht, im Gegensatz zu den früheren Aeußerungen schwerer Sorge. Sie sind absichtsvoll so hell gefärbt — die Zensurbehörden sollten sich daran stärken. Oesterreich dringt ja aber auch gerade durch Südtirol bis auf italischen Boden vor, und im Juni 1916 erfüllt der deutsche Seesieg am Skagerrak alle mit freudigem Stolz. Außerdem: bietet sich irgendein Lichtblick, so ist Weber immer bereit, trotz allem, der Hoffnung Einlaß zu gewähren. — Er genießt in Wien die Gastlichkeit des befreundeten Historikers L. M. Hartmann und ist sehr angeregt:

»Nun schon 2½ Tage hier, den ganzen Tag unterwegs, mit Menschen aller Art zusammen, komme ich kaum recht zu Atem,

um auch nur einen Gruß zu schicken. Es ist interessant und Zweck des Hierseins, einmal einen Eindruck von der Stimmung zu haben. Die ist ganz anders, als wir uns denken, glänzend. Man hat für uns Angst, daß wir verhungern — wie wir für die Osterreicher. Und tatsächlich ist hier schon vieles, besser organisiert als bei uns. Die prachtvollen Erfolge in Südtirol tun auch das Ihrige. Jedenfalls bin ich von diesen Eindrücken sehr erfreut, die Oesterreicher werden durchhalten. Da ich ja nur ein Privatmann bin, der für sich selbst Kenntnisse sammelt, so sehe ich natürlich nur Privatleute. Aber die gewinnende Liebenswürdigkeit und Offenheit der Oesterreicher ist doch etwas überaus Anziehendes. (26. 5. 16.)« — — — «Wien übt ganz seinen alten Zauber, und es ist so erfreulich, diese Eindrücke der gegenwärtigen für Oesterreichs Waffen so ehrenvollen Zeiten mitzunehmen, wo auch die vielen Pessimisten hier ein andres Gesicht machen als bisher. Der Friede ist ja offenbar noch immer ganz fern, trotz des vielen Redens davon, aber man hat doch die Zuversicht, daß alles gut gehen wird. Und gut und wichtig ist ja auch, daß die Oesterreicher einmal unbezweifelbar allein die Sache gemacht und glänzend vorbereitet haben. — — — Was ich hier tue? Ich sehe alte und neue Bekannte jeder Art zu jeder Tageszeit vom Kaffee im Café nachmittags bis zur Mitternacht. Gestern traf ich eine ganze Anzahl recht intelligenter Industrieller. Ich gestehe: das geistige Niveau ist hoch; auch mit Geschäftsleuten könnte man bei uns nicht leicht solche Unterhaltungen führen.« (29. 5. 16.)

»Die schönen langen Fahnen, die vom Rathaus herunterwehen, freuen mich, denn daß sie einem deutschen Seesieg gelten, ist von allen Wundern dieses Kriegs doch das Erstaunlichste. Wie sehr ist das unsren Flottenleuten zu gönnen! Wenn jetzt, wie zu erwarten, im Osten alles gut geht, so ist der Krieg ja innerlich erledigt durch die Erfolge Oesterreichs in Italien, die dieser Bande dort den verdienten Denkzettel gegeben haben. Wer hätte das für möglich gehalten! Morgen früh gehe ich nach Deutschland zurück und kann dann bald in Heidelberg sein. Ich bin jetzt in Berlin ganz überflüssig und fahre definitiv nach Hause, worauf ich mich ganz maßlos freue. Hier habe ich noch viele angenehme Menschen gesehen und gesprochen: immer dieselbe degagiert-feine Art, die so wohltut, und jenes ‚Weltmännische', welches uns so fehlt. Himmlisch war das Wetter,

und meine ganze Liebe zu Wien ist wieder da. Nächst München, die schönste Stadt deutscher Zunge! Aber man geht doch gern wieder in die Heimat.« (5. 6. 16.)

* * *

Weber verbringt nun einige stille Sommerwochen daheim und versenkt sich sogleich in die gelehrte Arbeit — beglückt von der Einheitlichkeit und stillen Harmonie kontemplativen Daseins. Aber ende August ist er doch wieder für kurze Zeit in Berlin — auf Naumanns Wunsch zu erneuter Besprechung der mitteleuropäischen Angelegenheiten. — Inzwischen hat sich die Lage draußen wieder verschlechtert. Längst haben die Oesterreicher ihre im Mai eroberten Stellungen in Südtirol verloren, jetzt stehen die Italiener auf österreichischem Boden. Auch die Ostfront ist dem russischen Ansturm gewichen, und überdies werden im Westen die deutschen Linien langsam durch die Engländer zurückgedrängt. Ende August stellt sich Rumänien auf Seite der Entente. Friedensverhandlungen mit Rußland scheitern. Es steht nicht gut. Und als Talisman gegen die beginnende Entmutigung, wird nun der von allen am höchsten verehrte Hindenburg zum Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen und zum Chef des Generalstabs ernannt. Er ist der Heros der Nation. Alle einigt der Glaube an seine militärische und menschliche Größe. Weber schreibt:

»Die Stimmung ist eben sehr verbreitet, daß Bethmann ‚nicht zu halten' sei, da er gegenüber Rußland bei den Friedensverhandlungen und gegenüber Oesterreich in der Polensache Niederlagen erlitten habe und e n t s c h l u ß unfähig sei. Das scheint in der Tat so. Er ist eben kein ‚Staatsmann' der arme Kerl, so wenig wie der jüngere Moltke ein Stratege war. Aber w e n n er geht, dann könnte nur H i n d e n b u r g die Nation zusammenhalten. Eine andere Persönlichkeit, die dann Frieden schließen könnte, sehe ich nicht. Und der ist auch kein ‚Staatsmann'. Es sieht hier nicht gut aus alles in allem, alle Leute so desorientiert, es ist seltsam — und wieder auch nicht. Denn diese unabsehbare Kriegsdauer!« (22. 8. 16.)

»Man denkt jetzt hier mehr über die w i r t s c h a f t l i c h e als über die Kriegslage nach; diese wird ja allmählich, scheint es, stabil werden. Aber wenn nach dem Krieg 40, 45, 50% Steuern vom Einkommen u n d Vermögen erhoben werden müssen — und

das wird nötig sein, w e n n er noch bis zum nächsten Sommer dauern sollte, — dann müssen wir a l l e ja unsre Lebenshaltung ändern. Nun, wir tun es mit unerschüttertem Herzen. Hoffentlich lohnt wenigstens ein anständiger Frieden diese wahnsinnigen Blut- und doch auch Gut-Opfer! Aber das liegt eben immer noch ganz im Dunklen und Fernen.« (23. 8. 16.)

»— — — — — Was dies Eintreten Rumäniens bedeutet, kann man noch nicht wissen. Die Qualität der Armee ist unbekannt und unerprobt. Die Lage ist gewiß ernst, und das frevelhafte Gerede der Leute wie D. Sch. sollte endlich aufhören. Aber ich glaube heute wie je: daß wir mit E h r e n aus der Sache kommen. Freilich die Rückwirkung auf die Zukunft ist wie bei Italien nicht zu bezweifeln. Wir werden diplomatisch immer isolierter und in der Wahl unsrer Bündnisse und Freundschaften immer beschränkter. Das scheint mir neben der unbekannten militärischen, eine wichtige politische Seite, die unsrer Weltpolitik den Rahmen eng zuschneidet. Daß Hindenburg erst jetzt, wo der Dynastie das Wasser an den Mund steigt, geholt wird, ist bedauerlich. Aber der Friede, den er schließt, wird von der Nation akzeptiert, wie er auch aussehen mag. Das ist der Sinn der Sache. (8. 9. 16.)

* * *

Von Berlin aus reist Weber an den Bodensee, um sich dort endlich nach zweijähriger ununterbrochener Anspannung einige Tage gemeinsamer Naturfreude mit der Gefährtin zu gönnen. Wie schön ist es auf dem weiten Wasser! Das wechselnde Licht schenkt den gelösten Uferlinien immer neuen Zauber. Der See strahlt das sanfte Blau des Septemberhimmels wieder; das in Herbstduft gehüllte Antlitz der Landschaft ist gereinigt von kleinlichem Menschenwerk — unirdisch. Aber in die harmonischen Bilder drängt sich dunkle Erinnerung. An diesem See hat Weber vor 18 Jahren vergeblich Genesung gesucht und seinen langen Leidensweg vorausgeahnt. — Die Gefährten sehen zum erstenmal die Stätten von damals wieder: Konstanz, den Konstanzer Hof, und die Vergangenheit tritt als unheimlich drohende Gestalt unverhüllt aus dem Schatten. Aber sie kann dem Mann nichts mehr anhaben. — Er hat bestanden, und ihn bewegt nicht die Sorge für sein privates Schicksal. Wenn er wiederum t i e f leidet, so ist es um Deutschland. Und jetzt, wo er trotz allem

in einer zweiten Blüte der Kraft steht, mag er wohl fühlen, daß Umfang und Gehalt seiner Geistigkeit durch die Entsagungen jener Jahre nicht zu teuer bezahlt sind: »Ich glaube, auf dich wirkten die alten Erinnerungen viel stärker als auf mich, mich haben sie gar nicht so arg bedrückt, wie Du dachtest, sondern das ‚Massenschicksal', das so ins Unabsehbare weiter geht. Nach dem Frieden — wann ist der wohl? — ziehen wir gleich einen Aufenthalt dort unten in Betracht. Es war trotz allem wunderschön und wohltuend mit Dir zusammen da im Wald, und so was muß künftig wieder viel öfter kommen. Hab Dank!«

IV.

Ende August hat die Agitation für den uneingeschränkten Tauchbootkrieg aufs neue eingesetzt. Immer tiefer dringt die Spaltung ins Volk. Außerparteiliche Vereine und Ausschüsse suchen die politische Willensbildung zu beeinflussen: die einen wirken für schnellen Verständigungsfrieden, die anderen, welche die Siegeszuversicht forcieren, betreiben den Sturz des Kanzlers und fordern rücksichtslose Anwendung aller Kampf- und Machtmittel, vor allem der U-Bootwaffe. Generäle und Admiralsstab bilden die Nebenregierung. Weber stemmt sich erneut dagegen und hält die öffentliche Erörterung dieser Frage für politische Torheit. Er schreibt an Naumann: »Der Wiederbeginn der U-Bootagitation legt die Frage nahe, ob denn die höchsten Stellen so sehr den Kopf oder den Mut verloren haben, daß sie diese Erbärmlichkeit, die in keinem einzigen der feindlichen Länder eine Analogie findet — Agitation über militärische Maßnahmen — weiterduldet. Nehmen wir einmal an — was ich nicht glaube —, daß die Verwendung der U-Bootwaffe militärisch, ökonomisch und politisch unbedenklich oder minder bedenklich würde — dann wäre es doch der Gipfel des Wahnsinns, das vorher merken zu lassen, und so dem Gegner die Warnung zu geben, sich entsprechend zu verproviantieren. Grade dann also müßte die Regierung in der Oeffentlichkeit mit lauter Stimme sagen: ‚Unter keinen irgendwie wahrscheinlichen Umständen kommt das in Frage!' Und müßte den Parteiführern der Rechten vertraulich, aber deutlich zu Gemüt führen, daß die wirksame Verwendung der U-Boot-Waffe durch deren eignes Geschwätz unmöglich gemacht werde,

die Diskussion in der Presse und in Reden aber bedingungslos verbieten und einschränken. Das alles ist so einfach, daß man sich schämt, es besonders zu schreiben und zu sagen. Aber das Einfachste scheint heute vergessen. Ich verstehe den Reichskanzler nicht mehr — es sei denn, daß er nicht durchsetzen kann, was er für richtig hält. Dann aber — sollte er gehen.« (18. 9. 16.)

Als Lloyd Georges Erklärungen an einen Pressevertreter, daß der Kampf bis zum Knock-out Deutschlands fortgesetzt werde, ihre Wirkung tun, richtet Weber sich wieder an die ihm befreundeten Politiker. Er schreibt an G. von Schulze-Gävernitz:

»Verehrter Freund! Hoffentlich läßt sich wenigstens in Ihrer Partei niemand durch das Gerede Lloyd Georges irremachen. Er ist ein Fanatiker — aber diese Sachen sind mit Berechnung gesagt: in der Hoffnung, daß die U-Boot-Hysterie (denn das ist sie) der Leute, die nicht durchhalten können, durch diese wahnwitzigen Drohungen so gesteigert werde, daß wir die U-Bootdummheit machen und uns dadurch Amerika und andere Neutrale auf den Hals ziehen. Nur so sind diese Reden verständlich. Aber die wirklichen Friedensbedingungen Englands sind ja aus der konservativen englischen Presse hinlänglich bekannt. Also keine Dummheiten. Natürlich muß man die törichte Rede ausnützen als Schauerbild für unsere lendenlahmen Friedensfreunde im Lande. Aber man muß sie richtig politisch einschätzen pro foro interno. Hoffentlich ist diesmal die allein entscheidende Rechnung richtig aufgemacht: 1. Wieviel Tonnage bedarf England, um im U-Boot-Blockadefall ‚durchzuhalten', falls es a) seine Baumwoll- und Wollschiffe günstig einstellt; b) statt Getreide: Mehl, statt Vieh: Konserven und Gefrierfleisch einführt usw.

Die Rechnung war nicht gemacht, als ich die Denkschriften, die alle schlecht waren, im Frühjahr sah. Und doch kommt alles allein darauf an. Mit vier Millionen Tons, welche Tirpitz torpedieren will, ist gar nichts gewonnen. Das sollen sich die Herren klar machen! Wer ist es, der diese Sachen rechnet? Verzeihen Sie diese hastigen Zeilen! Aber dieser ganz unsinnige und beschämende Rummel mit den U-Booten schädigt uns unsäglich. Frevelhaft ist es, den Truppen draußen und der Bevölkerung daheim vorzuspiegeln: es gäbe ein Mittel, den Krieg

zu verkürzen. Amerikas Eintritt verlängert ihn um 2—3 Jahre. Frevelhaft wäre es, wenn man den U-Bootkrieg machen wollte, es den Feind es merken zu lassen, auf daß er sich verproviantiere! Entweder Bethmann setzt ein Verbot aller und jeder direkten oder indirekten Erörterung militärischer Maßnahmen durch oder: ergeht.

Ceterum censeo: Gegen die U-Bootdemagogie muß eingeschritten werden mit Keulenschlägen von oben — sonst weiß ich nicht, wozu wir ‚Monarchie' heißen. Hauptsache!« (2. 10. 16.)

* * *

Gegen Jahresende machen die deutschen Waffen wiederum das Unmögliche möglich: die Westfront steht, im Osten rückt Hindenburg aufs neue vor, und vor allem: Rumänien ist besiegt und damit eine neue Nahrungsquelle für Heer und Volk erschlossen. Die Jahrestatistik verzeichnet Millionenziffern Gefangener und mehrere hunderttausend Quadratkilometer besetzten Gebietes. Der günstige Moment zum Darbieten der Friedenshand scheint endlich gekommen. Mitte Dezember wird den Feinden ein Angebot übermittelt. Weihnachtshoffnungen steigen auf. Aber die Regierung hält die Geste des Siegers für angemessen. Die Note beruft sich auf »die unüberwindliche Kraft« und die gewaltigen Erfolge der Mittelmächte. Dagegen werden immer noch die konkreten Friedensziele verschwiegen. Noch glaubt man Gebietsabtretungen im Osten und Westen und Kriegsentschädigung erreichen zu können — und wer es nicht glaubt von den verantwortlichen Leitern der Politik tut doch so, um nicht als schlechter Patriot zu gelten. Die Entente antwortet in höhnisch-feindseligem Ton. Lloyd George bezeichnet als englische Bedingungen: Vollständige »Wiederherstellung« und »Genugtuung« für die besetzten Gebiete. — Nun gibt die Regierung dem Drängen der Obersten Heeresleistung und des Admiralstabs nach. Der uneingeschränkte Tauchbootkrieg wird zum 1. Februar 1917 beschlossen. Kein anderer Ausweg als dieses äußerste Wagnis scheint übrig. Noch besteht Hoffnung, daß Amerika neutral bleibt. Die nach dort gerichtete Note hält Weber — wie die meisten diplomatischen Akte — wiederum für nicht geschickt. Er schreibt darüber an Naumann am 3. 2. 17:

»Warum fehlt in der Note an Amerika — Erklärung über den verschärften U-Bootkrieg — die doch dort ‚Eindruck' machen bzw. Wilson e r l e i c h t e r n will, vielleicht doch den Frieden zu erhalten, und dazu ja die Gelegenheit an sich gut wählt — der e i n e entscheidende Satz: ‚die Maßregel wird s o f o r t aufgehoben werden, nachdem die Gegner auf Grund und im Sinne der Anregung über einen Interessensausgleich auf dem Fuße der Gleichberechtigung und künftigen Vermeidung von Bedrohungen eingetreten sein werden'?, d. h. also nach Zusammentritt einer Friedenskonferenz. Es ist doch klar, daß dies die Lage der Gegenpartei erschwert und uns s e h r wenig gekostet hätte. Wenn beigefügt werden könnte: ‚Wir führen keinen Eroberungskrieg', statt daß dies nur die Oesterreicher sagen durften — so kostete das auch nichts und wirkte gut. Unterließ man das aus Angst vor den Alldeutschen? Das wäre bedauerlich! Unsre Lage war so, daß es ratsam war und noch ist.«

Indessen, als die Entscheidung vollzogen ist, stellt sich auch Weber hinter die Regierung, so gut aus politischer Disziplin wie in der leisen Hoffnung, daß die a n d e r e n recht, er aber sich geirrt haben könne. In diesem Wunsch schreibt er ermutigend an einen über das drohende Verhängnis verzweifelten jungen Freund. Der Darlegung aller Gründe, welche die gefährliche Aktion jetzt weniger aussichtslos erscheinen lassen als im Frühjahr, fügt er hinzu:

»Trotzdem i s t es ‚va banque', wenn man will. Es sind einige sehr wichtige Steine für uns im Brett und eine Anzahl mir ganz unbekannter gegen uns. Die Abschätzung ist sehr schwierig. Gewiß: es war Anfang August 1914 ähnlich. Auch als Italien, auch als Rumänien losschlug. Möglich ist, daß diesmal die Sache schief geht. Nun, dann heißt es mit Prometheus: ‚Meinst Du, ich soll in die Wüste gehen, weil nicht alle Blütenträume reiften?' H a ß der Welt gegen uns ist besser, als die bisherige kühle Verachtung, die nicht wiederkommen wird. Hoffentlich finden wir dann die ‚Distanz', die uns in der Tat so fehlt. Man leidet darunter, daß man nicht ‚dabei' ist, das ist die Sache, denn sonst — warum soll der politische Himmel nur u n s immer lachen? Ich leide jetzt weniger als alle die 25 Jahre, die ich die hysterische Eitelkeit dieses Monarchen alles verderben sah, was mir heilig und teuer war. Jetzt ist ‚Schicksal' geworden, was vorher menschliche Dummheit verschuldete. Und mit dem

‚Schicksal' wird man fertig. Es wird sich auch später lohnen, ein Deutscher und nichts anderes zu sein, auch wenn es übel gehen sollte — was übrigens doch recht fraglich ist. Das Schlimmste ist diese Verlängerung des Kriegs, die die wahrscheinliche Folge ist. Aber: es muß bestanden werden draußen und folglich auch drinnen.«

* * *

Weber hatte nun schon öfter im kleineren Kreis wieder gesprochen. Ende Oktober 1916 war es dem Leiter der fortschrittlichen Volkspartei in München, Dr. H., gelungen, ihn auf die Tribüne zu locken — seit 19 Jahren zum erstenmal. Was mochte er empfinden, als er bemerken mußte, daß das freie Wort ihm wieder zu Gebote stand, und daß er die Seelen der Hörer in seiner Hand hielt? Wahrscheinlich war er zu sehr von der Sache hingenommen, um bewußt darüber zu reflektieren. Das Thema hieß »Deutschland unter den europäischen Weltmächten«. Weber will nicht als Parteimann sprechen, denn »Politik habe ich immer nur unter nationalem Gesichtspunkt angesehen, nicht nur die auswärtige, sondern alle Politik überhaupt« — also noch genau so wie schon als junger Mann. Demgemäß ist letzter Maßstab der Orientierung nicht die innere Politik, sondern allein die Außeninteressen: Deutschlands besondere Lage als eines Machtstaats, der wie kein anderer ringsum von großen Machtstaaten eingeschlossen ist. Diese geographische Lage verlangt sachliche, nicht Gefühlspolitik, Politik des schweigenden Handelns, nicht renommistischer Eitelkeit, weitsichtige Bündnis-, nicht Eroberpolitik. Inhaltlich vertritt Weber vor allem die Verständigung mit England. Denn nach seiner Meinung ist Rußland der gefährlichste Feind; die Bedrohung von dort durch den Druck der Volkszunahme und den Landhunger des russischen Bauern die einzige, die sich gegen Deutschlands Existenz als nationaler Machtstaat richtet. England kann uns den Seehandel fortnehmen, Frankreich Land, ein siegreiches Rußland bedroht unsre Selbständigkeit und unsre nationale Kultur. Die Entwicklung im Osten bringt Weltentscheidungen, denen gegenüber der Streit im Westen künftig als Lappalie erscheinen wird. — Zum Schluß dieser Rede deutet Weber in wenigen Sätzen den historischen Sinn des Krieges. Eigentlicher

Kriegsgrund ist Deutschlands Entwicklung zum Machtstaat. Und warum sind wir ein machtstaatlich organisiertes Volk geworden? Nicht aus Eitelkeit, sondern um unsrer Verantwortung vor der Geschichte willen. »Nicht die Dänen, Schweizer, Norweger, Holländer werden künftige Geschlechter, unsre eignen Nachfahren zumal, verantwortlich machen, wenn kampflos die Weltmacht — und das heißt letztlich: die Verfügung über die Eigenart der Kultur der Zukunft — zwischen den Reglements russischer Beamten einerseits und den Konventionen der angelsächsischen »society« andrerseits, vielleicht mit einem Einschlag von lateinischer »raison« aufgeteilt würde. Sondern uns. Und mit Recht. Weil wir ein Volk von 70 statt von 7 Millionen sind, weil wir also im Gegensatz zu jenen kleinen Völkern unser Gewicht in die Wagschale der Geschichte werfen können — deshalb eben liegt auf uns und nicht auf jenen, die verdammte Pflicht und Schuldigkeit vor der Geschichte: das heißt, vor der Nachwelt, uns der Ueberschwemmung der ganzen Welt durch jene beiden Mächte entgegenzuwerfen. Die Ehre unseres Volkes gebot, uns nicht feige und bequem dieser Pflicht zu entziehen — um Ehre — nicht um Aenderungen der Landkarte und Wirtschaftsprofit — geht dieser Krieg.«

* * *

Im Frühjahr 1917, als die letzte Karte — der uneingeschränkte Tauchbootkrieg — eingesetzt wird, sind alle Kräfte der Nation aufs äußerste gespannt. Der Spalt hat sich geschlossen, die Volksgenossen sind einig. — Der »Ostererlaß« des Kaisers verspricht die baldige Beseitigung des Klassenwahlrechts in Preußen, der Weg zur Demokratisierung des Staatswesens soll beschritten werden. Zunächst scheinen die Erfolge der Tauchboote das Wagnis zu bejahen. Man berauscht sich aufs neue an den Riesenzahlen der versenkten feindlichen Tonnage. Und dann kommt den Mittelmächten sogar ein Wunder zu Hilfe: der Sturz des Zarismus, die russische Revolution. Die revolutionäre Regierung erklärt als russisches Kriegsziel einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Aber das neue Kabinett ist zwiespältig: der imperialistische Miljukow gegen Tscheidsee und Kerenski. Weber rät deshalb zunächst zu äußerster Vorsicht und macht wiederum ganz konkrete Vorschläge an Naumanns Adresse.

Erst nach Miljukows Sturz wünscht er weitgehendes, wenn auch vorsichtiges Entgegenkommen:

»Angesichts der jetzt vorliegenden Erklärungen der russischen Machthaber — gleichviel, wie man ihren Wert einschätzt, und ich schätze ihn nicht hoch ein aus Gründen, die Sie kennen — wird die Reichsregierung unmöglich eine s e h r entgegenkommende Erklärung gegen Rußland vermeiden können, oder wir fachen nicht etwa nur den dortigen Kriegseifer gewaltig an und erbittern die Neutralen (Skandinavien) gegen uns, sondern steigern die Verstimmung in Oesterreich in vielleicht gefährlicher Art und versteifen vor allen Dingen auch die Haltung unserer stark von dorther beeinflußten Sozialdemokratie. Auch und gerade, w e n n man überzeugt ist, daß im Augenblick aus Friedensverhandlungen n i c h t s wird, ist es unter allen Umständen klug, sich auf den Boden der russischen Erklärung zu stellen und also unter allen Umständen zu erklären:

1. Daß wir mit Rußland sofort auf der Basis: keine Annexion, keine Entschädigung, gegenseitige Garantien durch Ausschluß aller einander bedrohenden militärischen Maßregeln und Schiedsgerichtsvertrag, Frieden zu schließen bereit sind. 2. Daß wir Polen ebensowenig zu ‚knechten' geneigt sind, wie die russische Regierung dies tun zu wollen erklärt hat. 3. Daß wir bezüglich der Westmächte keinerlei weitere Erklärung abgeben können, s o l a n g e von dort undiskutierbare, mit der Erklärung der russischen Regierung unvereinbare Kriegsziele vertreten werden.

Ich würde es für klug halten, wenn g a r n i c h t s weiter hinzugesetzt und vor allem alles Moralisieren, alle unfreundlichen Seitenblicke auf England als ‚Kriegshetzer' und alles Bedauern, daß Rußland ‚für England bluten müsse' f o r t g e l a s s e n würde. Keine Nation läßt sich gern auf die Schulter klopfen und bemitleiden, und alle diese Wendungen in unseren früheren Erklärungen haben uns (im Gegensatz zu Oesterreich, welches sie vermied) n u r geschadet. — — — — (Es folgen Einzelheiten.)

Werde der Krieg fortgesetzt, dann freilich müßten wir uns angesichts der dadurch offen bekundeten Absicht der Eroberung und Bereicherung auf unsere Kosten vorbehalten, künftig alle Konsequenzen daraus zu ziehen. Ich bin überzeugt, daß der Krieg jetzt f o r t g e s e t z t wird, daß aber der Effekt einer solchen Erklärung im In- und Auslande um so beträchtlicher sein würde,

je nüchterner und sachlicher sie abgegeben wird. Lord Salisbury sagte seinerzeit im Burenkrieg: ‚Wir wollen keine Diamantfelder und Goldgruben.‘ Die Erklärung wirkte sehr vorteilhaft. Als dann die militärisch-diplomatische Lage endgültig so war, daß er sie hatte und gefahrlos behalten konnte, behielt er sie. Wir machen es bisher genau umgekehrt. Das halten wir für ‚ehrlich‘. Aber es müßte doch auch den Militärs und den verständigen Führern des Zentrums und der Rechten privatim klar zu machen sein, daß Lord Salisburys Verfahren das klügere von den beiden ist. Und in unserem Falle ist es auch in einem höheren Sinne ehrlich. Denn den Ausgang des Krieges kennen wir nicht. Wenn wir im nächsten Jahre diplomatisch ebenso und in der Ernährung und Kohlenversorgung womöglich noch etwas knapper stehen als jetzt, so wird der Krieg nach aller Voraussicht glatt verloren, weil dann 1. die inneren Zustände schlechthin nicht mehr zu halten sind und 2. wir durch unseren dann ganz unvermeidlichen finanziellen Bankerott auch bei noch so günstigen Friedensbedingungen zu jeder Art von Welt- und Kolonialpolitik für Generationen ganz außerstande und finanziell bündnisunfähig werden, während die amerikanischen Subsidien den Gegnern über die Katastrophe hinweghelfen und sie politisch aktionsfähig erhalten.

Diese sachlichen Gründe sprechen unbedingt dafür, nichts zu tun, was den Krieg verlängert, und jede noch weniger entgegenkommende als die oben angegebene Erklärung, oder eine ähnliche birgt diese Gefahr in sich. Am übelsten wäre es, wenn gar keine Erklärung oder eine in bezug auf Rußland verschwommene abgegeben würde. Könnte man auch für Frankreich und Belgien jede ‚Annexion‘ und ‚Knechtung‘ ausdrücklich abweisen, so wäre das gut.

Ueber jene finanzielle und wirtschaftliche Konsequenz einer Verlängerung des Kriegs bis ins nächste Jahr helfen auch die glänzenden Tauchbooterfolge in keiner Weise hinweg, ganz abgesehen davon, daß die Möglichkeit, ein technisches Werkzeug durch ein anderes zu paralysieren, niemals ausgeschlossen werden kann. Ich habe immer die Besorgnis: daß der Reichskanzler sich von den Alldeutschen einschüchtern läßt. Diese Gesellschaft ist glatt zu Boden geschlagen, wenn der Friede überhaupt in absehbarer Zeit zustande kommt, und gleichzeitig mit dem

Friedensschluß, oder schon vorher, die Regierung für Preußen die Parole ausgibt: daß das Wahlrecht keines Mannes, der im Felde gestanden hat, hinter dem irgend eines Daheimgebliebenen zurückstehen darf. (8. 5. 17 an Naumann.)

V.

Weber ist in beständiger politischer Erregung und hält es nicht aus, sich allein auf gelehrte Arbeit zu konzentrieren. Da ihm die Gelegenheit sowohl zu militärischem Dienst wie zu praktischer Arbeit versagt ist, versucht er aufs neue, vom Schreibtisch aus als politischer Erzieher zu wirken. Vom Anfang des Jahres 1917 an nimmt er öfter in der Frankfurter Zeitung zu Fragen der Außenpolitik Stellung. Und im Frühsommer beginnt er eine Reihe bedeutsamer Abhandlungen zu Verfassungsfragen. Die innere Neuordnung — für Weber an sich durchaus ein Problem zweiten Ranges — wird ja, je endloser sich der Krieg hinzieht, um so wichtiger. Denn die Bereitschaft der Volksmassen, draußen immer noch länger für ungeklärte und ihnen fernliegende Ziele zu bluten, erscheint nur dann gewährleistet, wenn allen wenigstens formal gleicher Einfluß auf die staatliche Willensbildung eingeräumt und der Obrigkeitsstaat zum Volksstaat umgebildet wird. Das verlangt: Beseitigung der Beamtenherrschaft in der Politik, Beseitigung des preußischen Klassenwahlrechts, Parlamentarisierung der Regierungen und Demokratisierung aller staatlichen Institutionen.

Die Diktion dieser, auf heiß umstrittene und immer noch hinausgezögerte Verfassungsänderungen zielenden Aufsätze [1]) ist sehr verschieden von derjenigen der außenpolitischen.

Letztere sind rein sachlich, sehr ruhig im Ton und wirken allein durch umsichtige Argumentation und Beherrschung der Historie. Diese tragen — obwohl sie ebenfalls ein umfassendes staatsmännisches Wissen heranziehen — den Charakter von Streitschriften. Sie üben schneidende Kritik an den aufgehäuften politischen Sünden des wilhelminischen Zeitalters, belasten damit jedoch weniger die einzelnen verantwortlichen Personen, als das System: die Struktur des Staats und der Regierung. Nebenbei bekommen »die Literaten« ihr Teil — d. h. jene in praktischer

[1]) Gesammelte politische Schriften S. 126 ff.

Politik ungeschulten und unverantwortlichen Schriftsteller — teilweise Professoren — »die stets Beifallssalve der herrschenden Schicht sind«, nie zu haben, wenn es gälte, die Fehler der Regierenden gemeinsam zu rügen. Statt dessen, weil es weit billiger ist, auf die Parteien des Reichstags schelten, die sich im unbewußten Interesse an ihrer eigenen privilegierten Stellung der demokratischen Entwicklung entgegenstemmen und nicht merken, daß »ihr Wille zur Ohnmacht« im Inneren in seltsamen Kontrast zu ihrem renommistisch vertretenen »Willen zur Macht« nach außen steht, die es sich zum Geschäft machen, allerlei »Ideen von 1914« zu fabrizieren, für die der Krieg geführt werde und dgl. mehr; »gute Leute aber schlechte Musikanten«. »Man hat gesagt: es sei jetzt nicht die Zeit, innerpolitische Probleme anzurühren, wir hätten jetzt anderes zu tun. »Wir?« — Wer? Doch wohl die Daheimgebliebenen. Und was hätten diese zu tun? Auf die Feinde zu schelten? Damit gewinnt man keinen Krieg . . . . . Oder: Reden und Resolutionen über das, was »wir« zuerst alles annektieren müssen, ehe »wir« Frieden schließen können?«

Weber gilt an sich die monarchische Staatsform als die zweckmäßigste, weil sie die Spitze der Regierung dem politischen Konkurrenzkampf entrückt, eine gewisse Stetigkeit des Kurses und Unabhängigkeit der Regierung von den Parteien gewährleistet. Auch hält er den Fortbestand der deutschen Einzeldynastien aus kulturpolitischen Gründen für erwünscht. Freilich »turmhoch« über allen Fragen der Staatsform steht ihm die Nation und ihre Zukunft in der Welt. Und sie ist seit Jahrzehnten durch die politischen Leiter aufs Spiel gesetzt. »Keinen Schuß Pulver würde ich tun und keinen Pfennig Kriegsanleihe zeichnen, wenn dieser Krieg ein anderer als ein nationaler wäre, wenn er die Staatsform beträfe, womöglich ein Krieg dafür, daß wir diese unfähige Dynastie und das unpolitische Beamtentum behalten. Die Staatsform ist mir völlig »wurst«, wenn nur Politiker und nicht dilettierende Fatzkes wie Wilhelm II. und seinesgleichen das Land regieren. Ich sehe jetzt keinen andren Weg als rücksichtslose Parlamentarisierung quand même, um diese Leute »kaltzustellen«. Ganz und restlos. Die Beamten sollen dem Parlament unterworfen sein. Sie sind Techniker. Und ihre Macht bleibt im rein parlamentarischen Staat ganz genau so groß wie sonst, aber da, wo sie hingehört. Bei

uns nehmen sie sich heraus, »Politik« zu treiben, und man hat gesehen, mit welchem Ergebnis! Und mit welcher Charakterlosigkeit gegenüber dem gekrönten Dilettanten! Staatsformen sind für mich Techniken wie jede andere Maschinerie. Ich würde ganz ebenso gegen das Parlament und für den Monarchen losschlagen, wenn dieser ein Politiker wäre, oder es zu werden verspräche.«

Diese Briefstelle ballt das staatspolitische Problem, um das sich jene Abhandlungen drehen, in wenigen Sätzen zusammen. — Bismarck, Meister der Außenpolitik, hinterließ als innenpolitisches Erbe eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung, ohne allen und jeden politischen Willen, gewohnt, daß der große Staatsmann für sie die Politik besorgen werde. Starke Parteien zerbrach er, selbständige politische Charaktere duldete er nicht. Das negative Ergebnis seines gewaltigen Prestiges war ein machtloses Parlament mit tief herabgedrücktem geistigen Niveau. Und als Folge davon: die ausschließliche Herrschaft des Beamtentums.

Was bedeutet das für die Politik? Daß »Beamtengeist« dort herrscht, wo ein anderer: nämlich der leitende Geist des Politikers hingehört. Beide sind sehr verschieden und sollen es sein. Denn an beide werden ganz verschiedene Anforderungen gestellt. Zum Beispiel: Der Beamte hat seine Eigenwilligkeit zu beugen und dem Befehl der vorgesetzten Behörde zu gehorchen, auch wenn er ihn für verkehrt hält. Der politische Leiter, der so handelt, verdient Verachtung. Der Beamte soll über den Parteien stehen, d. h. aber außerhalb des Kampfs um die eigne Macht. Und eben dies: Kampf um die eigne Macht und die aus der Macht folgende Eigenverantwortlichkeit für seine Sache ist Lebenselement des Politikers. Ueberall, wo es sich um pflichttreue Erfüllung festumschriebener Aufgaben handelt, hat sich das deutsche Beamtentum glänzend bewährt, aber gänzlich versagt, wo es mit politischen Fragen befaßt wurde. — Weber stellt diese Thesen unter Beweis, indem er die verhängnisvolle Tragweite aller Fehler der auswärtigen Politik seit Bismarcks Sturz zeigt. Seine jahrzehntelange Sorge hatte sich erfüllt, sein Ingrimm über »das persönliche Regiment« als berechtigt erwiesen. »Unverantwortlich und beispiellos in der Politik aller Großstaaten war das Verhalten der leitenden Staatsmänner in all diesen Fällen.« Sie duldeten das öffentliche Auf-

treten des Monarchen und die Veröffentlichung seiner Aeußerungen, während politische Klugheit verlangt hätte, daß der führende Staatsmann zuvor um Rat gefragt und bei Nichtbefolgung aus dem Amt geschieden wäre. Daß dies nicht geschah, beruht auf der falschen Struktur des Staats, der Leute mit Beamtengeist an Stellen setzt, in die Männer mit eigner politischer Verantwortlichkeit gehören.

Das einzige Gegengewicht der Beamtenherrschaft im Rahmen der Monarchie wäre ein kraftvolles Parlament, das positive Politik treiben kann. Nur das parlamentarische System, wonach entweder die Verwaltungsleiter dem Kreise der Volksvertreter entnommen werden, oder doch des Vertrauens der Mehrheit bedürfen, wird die Nation zu politischem Denken erziehen. Und vor allem: Erst dann lohnt sich politisches Wirken für Führernaturen.

Die richtige Auslese der politischen Führer ist das für Weber wichtigste Problem des Parlamentarismus und der Demokratisierung. Denn beides bedeutet nicht »Massenherrschaft«. Immer beherrscht das politische Handeln die Manövrierfähigkeit kleiner Gruppen, oder aber ein Einzelner »cäsaristisch« als Vertrauensmann des Volks. Die Masse der Abgeordneten soll immer nur Gefolgschaft der an der Regierung beteiligten Führer sein. Nur wenn die Existenz der Parteien davon abhängt, daß ihre Vertreter in jenen Kreis aufsteigen, wird auch das Parteiwesen gehoben. Politische Begabungen werden sich dann leichter gegen die Parteihonoratioren und Lokalgrößen durchsetzen.

Weber formuliert präzise, bessere Führerauslese ermöglichende, Vorschläge zur Verfassungsreform und veranschaulicht deren Wirkungen bis in alle Verzweigungen des politischen Lebens. Er fordert vor allem Beseitigung der gesetzlichen Hemmnisse, die hindern, daß politische Führer zugleich Parlamentarier und Regierungsmitglieder sein können, die also der Beteiligung der Volksvertreter an der Leitung des Staats im Wege stehen. Dadurch allein wäre freilich die richtige Führerauslese noch nicht gesichert — es muß gesorgt werden, daß der Politiker sich ausreichende Sachkenntnis aneignet: der Reichstag darf nicht länger »zur dilettantischen Dummheit verurteilt bleiben«. Deshalb ist wichtig, daß er das Recht zu wirksamer fortlaufender Verwaltungskontrolle erhält. Mittel dafür ist ein Enquete-

recht, das Kenntnis der Tatsachen und der Verwaltung ermöglicht. Nur durch eine derartige Schulung an den Realitäten entsteht ein mächtiges Arbeitsparlament als Auslesestätte, nicht für bloße Demagogen, sondern für sachverständige Berufspolitiker. — Muster für diesen Vorschlag ist die Kommissionsverfassung des englischen Parlaments.

Ganz neu und von großer Tragweite ist dagegen Webers Forderung nach einem Enqueterecht der Minderheiten, davon wird gleich die Rede sein. Ganz neu in der Erörterung staatsrechtlicher Probleme ist auch, daß Weber seine Vorschläge nicht auf ideologische Staatstheorien stützt, sondern ausdrücklich und absichtsvoll: rein praktisch-utilitarisch, als Gebot der Stunde hinstellt. Der Staat gilt ihm nur als Rahmen für das Leben der Nation — man muß die Freiheit haben, ihn zu ändern, wenn seine Struktur zur Folge hat, daß große Teile der Nation ihr Zugehörigkeitsgefühl verlieren. Und alle bisherige Staatsmetaphysik ist Weber verdächtig als eine Art Mimikry, mit der sich die privilegierten Schichten vor Umlagerung der Herrschaftssphären schützen. In diesem Punkt teilt er Karl Marx' Auffassung des Staats und der Staatsideologie.

Gebot der Stunde — nicht etwa absolute Norm — ist Parlamentarisierung als Garantie einer besseren Außenpolitik durch Beseitigung unkontrollierbarer und unverantwortlicher Einflüsse, Demokratisierung zur Erhaltung des inneren Friedens als unausweichliche Folge des Kriegs. Außerdem ist sie auch Gebot der Gerechtigkeit. Denn wenn der moderne Staat jedem Bürger eine gewisse Gleichheit des Schicksals und vor allem den Tod auf dem Schlachtfeld bietet, so ist er ihm auch jenes Minimum politischen Einflusses durch das allgemeine Wahlrecht schuldig. —

Weber erörtert alle möglichen Einwände gegen die Demokratie, vor allem den, daß sie die vornehmen Traditionen und die politische Weisheit der bisher den Staat beherrschenden »aristokratischen« Schichten zerstören werde. Er fragt: »Wo ist denn die deutsche Aristokratie mit ihrer vornehmen Tradition?« Gäbe es sie, so wäre zu diskutieren. Aber sie ist ja, außerhalb einiger Fürstenhöfe, einfach nicht da. Denn Aristokratie im politischen Sinn fordert eine ökonomisch sturmfreie Existenz. Ein Aristokrat muß für den Staat leben können, statt von ihm leben zu müssen. Er muß ökonomisch abkömmlich sein,

um äußerlich und innerlich für politische Zwecke zur Verfügung zu stehen. Nur der Großrentner und der ganz große Standesherr hat die hinlängliche Distanz vom ökonomischen Interessenkampf. Solche Personen sind zwar in Deutschland vereinzelt da, nicht aber als politische Schicht wie in England. Der preußische Junker ist längst landwirtschaftlicher Unternehmer geworden und damit in den Interessenkampf verflochten. Stempelt sich diese, ihrem Wesen nach bürgerliche Unternehmerschicht durch feudale Gesten zur Aristokratie, so entsteht eine Parvenüphysiognomie. Die Träger altpreußischen Staatswesens und deutscher Kultur — einerlei, ob adlig oder nicht — tragen ökonomisch-sozial penetrant bürgerlichen Charakter«.

Also nach Webers Ansicht gibt es keine deutsche Aristokratenschicht von hinlänglicher Breite und politischer Tradition, die zerstört werden könnte. Und ebensowenig eine vornehme gesellschaftliche Form. Denn die typische soziale Erziehung des Nachwuchses der Führerschichten und der Bürokratie — das deutsche Kouleurwesen — ist nicht geeignet, die ganze Nation zu einem selbstsicheren Herrenvolk durchzuformen. Der spezifisch deutsche Begriff der Satisfaktionsfähigkeit, der den Zutritt zur Gesellschaft eröffnet, ist nicht demokratisierbar, er bildet vielmehr formal eine Kastenkonvention, die material nicht aristokratischen, sondern plebejischen Charakters ist. »Die Deutschen sind ein Plebejervolk — oder wenn man es lieber hört, ein bürgerliches Volk der Arbeit, und nur auf diesem Boden kann eine spezifisch deutsche Form entstehen, die unsrer bürgerlichen sozialen und ökonomischen Struktur angemessen und daher echt und vornehm ist.

* * *

Weber, dem der Zugang zu praktisch-politischem Wirken versagt ist, tut sich mit seinen Abhandlungen und Briefen nicht genug; anfang Mai 1917 übermittelt er außerdem an Konrad Haußmann als Mitglied des parlamentarischen Verfassungsausschusses zwei detaillierte Gesetzentwürfe zur Verfassungsänderung. Der eine betrifft die Beseitigung des die parlamentarische Regierungsform verhindernden Artikels 9, wonach der Reichskanzler nicht Mitglied des Reichstags sein kann, und fordert die Bildung eines Reichskronrats, der die Aufgabe haben

soll, der Verbreitung impulsiver politischer Aeußerungen des Monarchen ein Ende zu machen. — Der andere, in 16 Paragraphen gegliederte, Entwurf formuliert die Einführung eines Rechts der Volksvertretung durch besondere Ausschüsse Erhebungen zu veranstalten. Dies sog. Enqueterecht soll sich auf alle Angelegenheiten erstrecken, die verfassungsmäßig der Gesetzgebung, Verwaltung oder Beaufsichtigung des Parlaments unterstehen. Sein Zweck: Verwaltungskontrolle und Tatsachenaufklärung soll durch Akteneinsicht, Vorladung, Kreuzverhör, eidliche Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen erreicht werden. Und zwar soll der Reichstag verpflichtet sein, auf Verlangen eines Viertels seiner Mitglieder derartige Ausschüsse einzusetzen — also ein Enqueterecht der Minderheiten. Weber begründet diese Vorschläge vor allem mit der Notwendigkeit zur Kontrolle der in jedem modernen politischen Gemeinwesen — ganz gleich, welcher Form — unvermeidlich wachsenden Macht der Bürokratie, die nicht nur auf spezialistischer Fachschulung und Sachkunde beruht, sondern außerdem auf dem sorgfältig als »Amtsgeheimnis« gehütetem D i e n s t w i s s e n. — Vor diesen Privilegien verpuffen bloße Parlamentsrechte ins Leere. Das Enqueterecht wäre die zweckmäßigste Korrektur. Es ist ein Mittel, die Publizität der Verwaltung zu erzwingen, wenn keine sachlichen Gründe zum Geheimhalten bestehen.

Außerdem gibt sie in der gedachten Form auch den parlamentarischen M i n d e r h e i t e n Einfluß auf Regierung und Verwaltung. Sie bildet dadurch einen wirksamen Schutz gegen die Uebergriffe und Gefahren der »Mehrheitswirtschaft«, der in andren parlamentarisch regierten Ländern noch fehlt.

* * *

Webers politische Abhandlungen erscheinen in einer Zeit neuer schwerer Spannung. Sie erregen Aufsehen. Er erhält zustimmende und ablehnende Zuschriften. Seine Vorschläge zur Verfassung werden Programmpunkte der Linksparteien. Einer von den Artikeln, der die Duldung der politischen Fehlgriffe des Monarchen durch die politischen Leiter zur Verantwortung zieht, veranlaßt die Militärbehörde, die Frankfurter Zeitung unter Zensur zu stellen. — Deutschland ist um diese Zeit wieder in mehrere Lager gespalten. Die Zuversicht, daß die Tauchboote,

wie versprochen, den Frieden bis spätestens Sommers Ende erzwingen, schwindet. Die ersten amerikanischen Truppen landen. Die Aussicht auf Sonderfrieden mit Rußland scheitert. Die sozialistische Linke propagiert den »Versöhnungsfrieden« ohne Annexionen und Entschädigungen, die Rechte den »Machtfrieden«, eine mittlere Gruppe den »deutschen Frieden«: keine Annexionen in Europa, aber Rückerwerb der Kolonien. Die Rechte wie die Linke drängen den Kanzler zu klarer Formulierung der Kriegsziele, zu Entscheidungen in der inneren Politik. Er aber will sich auch jetzt weder auf ein Eroberungs- noch ein Verzichtprogramm festlegen und schiebt die Erfüllung des Ostererlasses hinaus. Nur geringfügige Reformen werden erreicht, das parlamentarische System findet keine Mehrheit. In Preußen vereiteln die Konservativen die Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts. Weder Kaiser noch Kanzler wagen durchzugreifen.

Die Spannung entwickelt sich zur beispiellosen inneren Krise, als der Abgeordnete Erzberger die Fehler in der Berechnung der Tauchbootwirkungen aufdeckt und eine Friedenskundgebung auf der Grundlage der Politik vom 4. 8. 1914 fordert. Unter den Parteien herrscht ungeheure Erregung. Die Rechte setzt alles dagegen ein. Aber Zentrum und Linke erzwingen Mitte Juli eine Friedensresolution mit dem Verzicht auf Annexionen. Die Linke verlangt gleichzeitig die sofortige Einführung des parlamentarischen Systems. In Preußen befiehlt der König eine Gesetzesvorlage zur Einführung des Reichstagswahlrechts. Der Kanzler, dem es weder gelungen ist, das Volk hinsichtlich der Kriegsziele zu einen, noch eine geschickte Außenpolitik zu führen, noch durch großzügige Verfassungsänderungen zu befriedigen, wird gestürzt. Weber erfährt von Konrad Haußmann, daß die Krisis sehr stark unter dem Einfluß seiner Aufsätze gestanden habe. Aber er hält die Verquickung der innerpolitischen Reformen mit der Friedensresolution für höchst unglücklich: »Man merkt die Erregung, die einem diese Aussicht auf endlosen Krieg und finanziellen Ruin des Landes und die entsetzlich ungeschickte Art bereitet, wie sowohl Erzberger als auch die Regierung diese Krise lösen. Erst die Sensation im Reichstag, dann die Parole: Parlamentarismus, das bringt Frieden! — unerhört geradezu, denn wer will das wissen? Daß die Demokratisierung mit der Friedenshoffnung in Beziehung gesetzt wird, ist ein sehr schwerer Fehler. Das Ausland gewinnt den Eindruck, daß

wir am Ende unserer Kraft sind und hofft auf mehr: Revolution — und das verlängert den Krieg. Und im Innern wird es nun heißen: Diese Konzessionen sind unter dem Druck des Auslands gemacht. Es ist eine elende Geschichte. Der neue Mann (Michaelis) ist sicher ein glänzender Beamter. Ob auch ein Staatsmann? Die erste Rede beweist es nicht, eher das Gegenteil: ein Bethmann mit mehr Willenskraft. Das ist ja ein Vorteil, aber genügt nicht.« (21. 7. 17.)

Der neue, auch diesmal ohne Mitwirkung der Parteien ernannte Kanzler erweist bald seine politische Unfähigkeit. Weber analysiert diese Vorgänge bei der Neubearbeitung seiner Aufsätze als lehrreiches Beispiel dafür, wie sich das Fehlen der parlamentarischen Führerschaft in Fällen innerer Krisen äußert: »Als eine starke Reichstagsmehrheit auf einen positiven Entschluß der Reichsregierung bestand, versagte das System sofort an allen Enden. Die ratlosen Regierungsvertreter mußten die Zügel am Boden schleifen lassen, weil sie keinen Fuß in den Parteiorganisationen hatten. Der Reichstag selbst bot in seiner politischen Führerlosigkeit das Bild voller Anarchie, weil die sog. Parteiführer niemals ihren Platz am Regierungstisch gehabt hatten und auch damals als künftige Leiter der Regierung nicht in Betracht kamen. Die Parteien sahen sich vor eine Aufgabe gestellt, die bisher nie in ihrem Gesichtskreis war, und der sie daher weder nach ihrer Organisation noch nach ihrem Personalbestand gewachsen waren: eine Regierung aus sich zu bilden. Dazu erwiesen sie sich selbstverständlich als völlig unfähig, machten gar nicht den Versuch dazu und konnten ihn auch gar nicht machen. Denn von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken verfügte keine einzige Partei über einen Politiker, der als Führer anerkannt gewesen wäre — ganz ebensowenig, wie das Beamtentum selbst.«

Als Weber seine politischen Aufsätze gesammelt publizieren will, wendet sich die militärische Zensurbehörde an das badische Unterrichtsministerium mit dem Ersuchen, auf den Verfasser einzuwirken, daß die Veröffentlichung gewisser Teile unterbleibe. Die ministerielle Zuschrift ist sehr taktvoll, Weber antwortet daher entgegenkommend, daß er die Aufsätze schon ohnehin in eine mehr akademische Form umgearbeitet habe, nunmehr jedoch auf ihre Veröffentlichung nicht freiwillig verzichten könne. Er motiviert sein Verhalten folgendermaßen:

»— — — — Ich gehe wohl kaum fehl, wenn ich die Bemerkungen über die Veröffentlichung politischer Aeußerungen des Kaisers als der militärischen Auffassung anstößig ansehe. Aus zahlreichen zustimmenden Zuschriften entnehme ich, daß darin eine unter einer Deckadresse geführte Polemik gegen den Monarchen selbst gefunden wird, und gerade dies hat mir Anlaß zu umfassenden Aenderungen gegeben. Eine etwa unvermeidliche Polemik gegen den Monarchen persönlich würde ich unbedingt offen führen. Hier handelt es sich aber um das schwer fehlerhafte Verhalten teils der verantwortlichen politischen Leiter, teils des Zivilkabinetts, teils höfischer Instanzen. Der Kaiser selbst kann nur insofern betroffen werden, als er die Konsequenzen der Veröffentlichung seiner an sich nicht selten sehr berechtigten Aeußerungen nicht voll übersehen hat. Seit 20 Jahren herrscht über diese Dinge innerhalb Deutschlands ohne allen Unterschied der Parteien und Volksschichten, nachweislich selbst bis in die Kreise der regierenden deutschen Fürsten keinerlei Meinungsverschiedenheit. Daß hier Wandel eintritt, ist für die deutsche Politik ungleich wichtiger als alle wahlrechtlichen oder Verfassungsreformen. Meine politische Stellung hat sich von ganz anderen Ausgangspunkten her lediglich unter dem Eindruck gewandelt, daß hier keinerlei andere Instanz die pflichtmäßigen Schritte tat, um einen solchen Wandel herbeizuführen. Mit rein gelehrten Arbeiten beschäftigt, würde ich es gewiß nicht für meines Amtes gehalten und der Zeitlage entsprechend gefunden haben, durch eine solche »Flucht in die Oeffentlichkeit« auf diesen schlimmsten Schaden unserer Zustände hinzuweisen, wenn nicht die völlige Unbelehrbarkeit der Umgebung des Monarchen noch während des Krieges sich gezeigt hätte. — — — — (Es folgen die bekannten Beispiele.)

Es ist in hohem Grade beklagenswert, daß anscheinend sowohl unentbehrliche Reformen wie unumgängliche Aenderungen politischer Gepflogenheiten bei uns stets nur unter einem Druck, entweder von außen oder von unten und immer erst dann vorgenommen werden, wenn es im sachlichen Interesse zu spät ist. Da das aber so ist, müssen daraus die Konsequenzen gezogen werden.

Auch unter der Voraussetzung, daß das Großherzogl. Ministerium nicht alles hier Ausgeführte für richtig halten sollte, glaubte

ich doch es aussprechen zu sollen, um dem Eindruck entgegenzutreten, als ob es sich hier etwa um eine journalistische Gelegenheitspolemik handele. Dem Großherzogl. Ministerium ist bekannt, daß ich an sich rein wissenschaftlichen Arbeiten und künftig vielleicht einmal wieder dem Lehrberuf zu leben beabsichtige, an der aktiven Politik nicht teilzunehmen wünsche und in meine L e h r tätigkeit politische Werturteile hineinzuziehen, aus p r i n z i p i e l l e n Gründen weit strenger vermeide, als manche anderen akademischen Lehrer.« (8. 8. 17.)

V.

Weber hatte — wie schon erwähnt — inmitten aller Unruhe des Berliner Treibens und seiner eigenen politischen Erregtheit doch seit Ende 1915 an den Abhandlungen über Hinduismus und Buddhismus gearbeitet und sich im Herbst 1916 in das antike Judentum versenkt. Sein Hebräisch reichte aus, um wieder aus den Quellen zu schöpfen. »Max ist jetzt beinahe ‚dürr', — dabei aber sehr fleißig und im ganzen frisch. Er studiert das Alte Testament, analysiert die Propheten, Psalmen und das Buch Hiob, und liest mir abends manchmal ein wenig vom Neuesten vor.« Da er jedoch außerdem politische Aufsätze schreibt, ferner einzelne Teile von »Wirtschaft und Gesellschaft« durchknetet, so ziehen sich die religionssoziologischen Arbeiten über eine längere Zeitspanne hin und bleiben, ihrem Plane nach, unvollendet. Webers Absicht war, auch die Psalmen und das Buch Hiob im Zusammenhang zu analysieren und dann das talmudische Judentum. — Studien dafür hatte er schon vor dem Krieg für die Religionssoziologie in »Wirtschaft und Gesellschaft« gemacht.

In dem vorhandenen, in sich geschlossenen Teil über das antike Judentum, sind vor allem die altisraelitischen Propheten als besonderer Typus eigenartig aufgefaßt und eindrucksvoll dargestellt: nämlich als die ersten geschichtlich beglaubigten »politischen Demagogen« und ihre gesammelten Weissagungen als »die frühste, unmittelbar aktuelle politische Pamphlet-Literatur«. Weber zeigt, daß die Propheten immer dann auftraten, wenn Großmächte die Heimat bedrohten, und wenn es sich um Sein oder Nichtsein des jüdischen nationalen Staats handelte. Dann standen sie mitten im Strudel der Parteiungen und Interessenkämpfe. Und zwar vor allem hinsichtlich der auswärtigen Politik. Ob sie wollten oder nicht — sie mußten Parteigänger der Träger der

jeweiligen Außenpolitik werden. — Als Weber sich einige Jahre zuvor im Rahmen seiner systematischen Religionssoziologie mit dem altisraelitischen Prophetentypus befaßte, hatte er jene Begriffe noch nicht verwendet. Erst das Erleben des Kriegs und des politischen Treibens zeigte ihm offenbar diese Seiten. Besonders ergriff ihn die Gestalt des Unglückspropheten Jeremia, dessen Analyse wie die der Puritaner starke innere Beteiligung durchschimmern läßt. Wenn er der Gefährtin abends daraus vorlas, so sah sie in manchem sein eignes Schicksal.

Jeremia fleht Gott an, ihm zu erlassen, daß er weissage. Er will nicht, er m u ß reden, was reden zu müssen, er als furchtbares Geschick empfindet. Auf Jahwes Befehl redet er öffentlich auf den Straßen, und zwar immer gegen die Machthaber des eignen Volks, den König und die Seinen. Jahwe spricht durch ihn hindurch, zwingt ihn, Unheil zu weissagen und dem König zu fluchen, weil er den Bund mit Jahwe nicht hält und fremden Göttern Zugeständnisse macht. Ungebändigt entlädt sich die glühende Leidenschaft des Propheten — aber diesen »Titanen des heiligen Fluchens« gebietet nicht die eigne Person, sondern Jahwes Sache. Und nachdem er dann recht behalten hat — keine Spur von Triumph darüber. Und auch nicht wie zuvor dumpfe Verzweiflung. Sondern neben schwerer Trauer die Eröffnung von Hoffnung auf Gottes Gnade und bessere Zeiten. Und bei allem wilden Zorn über die Verstocktheit der Hörer, läßt er sich durch Jahwe mahnen, nicht durch unedle Worte das Recht zu verwirken, seine Stimme zu sein. Der Unheilsprophet wird gefürchtet, gehaßt und oft verfolgt. Beim König findet er keinen Rückhalt, denn dieser kann mit seinen Ratschlägen und Mahnungen politisch nichts anfangen. Gegenpropheten treten auf und suchen seine Rede durch Gewalt, List und Spott zu entkräften. Er ringt einsam mit seinen Gesichten und kehrt nach ihrer Verkündung, von den Andern mit Grausen und Furcht betrachtet, in sein Haus zurück. Das Charisma ist sein Privileg: niemals ist es sein Ziel den »Geist« auch über seine Hörer kommen zu lassen. Deshalb stützt er sich nicht wie der christliche Prophet auf eine pneumatische Gemeinschaft. Im Gegenteil: Unverstanden und gehaßt von der Masse, weiß er sich niemals von ihr getragen und gehegt als von gleichgesinnten Genossen, wie die christlichen Apostel. Sondern über ihm liegt das Pathos innerer Einsamkeit. Nicht Schwärme von Ekstatikern, sondern ein oder

einige Schüler teilen seinen einsamen Rausch und seine ebenso einsame Qual. — Er nimmt niemals für sich in Anspruch, ein Heiland oder exemplarischer religiöser Virtuose oder sündlos zu sein. Er bietet auch nichts Eignes an Heilsgütern. Er hält das Volk zur Sittlichkeit und zum Gehorsam gegen Gott an, aber er verkündet weder eine neue Gotteskonzeption, noch neue Heilswege, noch auch nur neue Gebote, sondern nur die religiöse Verinnerlichung. Er ist der Mund des jedermann bekannten Gottes.

ACHTZEHNTES KAPITEL.

INTERMEZZO.

Auch dieser Sommer (1917) schenkt Zeiten der Entspannung von der wachsenden Sorgenlast. Weber versenkt sich längere Zeit in die stille Harmonie des Oerlinghäuser Daseins. Er wird dort gepflegt und verwöhnt und nimmt an allem, was der Alltag bringt, innigen Anteil. Ein kleines Enkelkind Winas ergötzt ihn, es läuft durch das hohe Tor seiner Beine. Nachmittags, wenn die Frauen handarbeiten, liest er ihnen vor: Gedichte von St. George und aus Gundolfs Goethebuch; was sie nicht ganz verstehen, labt doch ihre Seele durch die Musik seiner Stimme. Ab und an dringen sie ihm auch für den erweiterten Kreis einen Vortrag ab, etwa über die indischen Kasten oder die jüdischen Propheten oder die soziologischen Grundlagen der Musik. — Noch ist hier nichts zerstört, die Zeit scheint still zu stehen und den Traum über das Land zu spinnen, alles sei noch wie einst. — Freundliche Bilder umschweben die Seele: »Ich schlafe in dem üblichen wunderschönen Zimmer und schreibe an dem alten Schreibtisch. Es ruft alles doch a u c h: ‚Heimat, Heimat!', und das bedeckt-sonnige Wetter steht der so unendlich deutschen Landschaft wunderbar schön. Es ist ein großer Jammer, daß Du nicht auch hier bist, denn überall denkt man Dich hinzu. Am Scheerenkrug — Pfingsten vor 24 Jahren — weißt Du noch? mit dem kleinen Mützchen auf dem dicken kurzen Haar, ganz rot wie ein Röschen. Und dann die Hochzeit drüben in dem Saal und anstoßenden Zimmer. Es ist still und sehr heimlig, ich denke es wird gut tun und war wohl das Richtige. Propheten — Wilhelm II. — Frankfurter Zeitung — alles ist ganz weit weg.«

»Diese Landschaft ist doch von ganz unglaublicher Schönheit. Die Senne verliert ja jetzt allmählich ihre einstige, dem Meer ähnliche, endlose Einsamkeit; statt der r ötlichen Heide sieht man mehr dunkle Waldschonungen auf der einen und Ge-

treidefelder auf der andern Seite. Aber der Blick bleibt doch ganz bezaubernd, und nach der Seite der Porta Westfalika ist er unverändert, mit dem Eindruck unerschöpflicher Fruchtbarkeit und heimeliger eigenbrödlerischer Behaglichkeit. Nach beiden Seiten aber unermeßlich friedlich, — es scheint unfaßbar und unvorstellbar, daß dies Land in einem Existenzkampf begriffen ist.«

»Es ist jetzt wieder himmlisch schön, an diesem frühen Morgen zumal, die Sonne weich und warm, der Blick über die fruchtbare Ebene aus dem Fenster der Herrenstube so wunderbar wie nur je. — — — Sie ‚nudeln' mich hier fabelhaft, ich fürchte, ich nehme an Seelenschönheit ab und an Körperfülle zu, aber es scheint ja, daß Ihr Weiberchen dies Bestreben habt, und jedenfalls tut es zwischendurch ganz gut. Denn der Winter und nächste Frühsommer wird übel werden.«

* * *

Dann bringt der Frühsommer und Herbst zum äußersten gefüllte Tage geistigen Austauschs und Kampfs in der Burg Lauenstein. Sie thront einsam über Thüringens ernsten Tannenwäldern auf kahlem Gipfel, ihr graues Gemäuer zeichnet sich gegen den Himmel. Lange hatten dort Proletarierfamilien genistet, dann erwarb sie ein Liebhaber. Nachdem er seine ganze Existenz für ihre stilgerechte Wiederherstellung eingesetzt hatte, öffnete er sie als Gaststätte. Dorthin berief der Jenenser Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs einen bunten Kreis: Gelehrte, Künstler, politische Schriftsteller, »Lebenspraktiker«, freideutsche Jugend zum Austausch über Sinn und Aufgabe unsrer Zeit.

Von bekannten Gelehrten nahmen u. a. teil: Crusius, Meinecke, Jaffé, Sombart, Tönnies, Weber; von Künstlern: R. Dehmel, P. Ernst, J. Winkler, Vershofen, W. v. Molo; von politischen Schriftstellern und »Lebenspraktikern« G. Bäumer, Th. Heuß, Grabowski, Kampfmeier, Scheffler, Maurenbrecher u. a. Unter der Jugend befanden sich Bröger, Kroner, Uphoff, Toller, junge Künstler, die indessen nicht nur ihr Werk bilden, sondern eine neue soziale Epoche heraufführen wollten. Grundthema der Erörterungen sollte die Verknüpfung von Kultur- mit politischen Fragen sein; der Hauptveranstalter hoffte noch weiteres: daß nämlich die Zusammenkünfte dem Werden eines neuen deutschen, ins Religiöse eingesenkten Geistes dienen würden.

Marianne Weber, Max Weber.

Der Rahmen ist stimmungsvoll. Die altertümlich möblierten Räume öffnen ihre Fenster auf waldige Berghänge, sie schauen in mehrere Talfalten hinein — man trifft sich im Rittersaal oder im Burghof. — Die bunten Ranken des wilden Weins verhängen die Mauern. Vom Giebel herab senkt sich die deutsche Fahne — das Symbol überpersönlicher Gemeinsamkeit. Auch das Altertümliche ringsum, das dem Zeitensturm getrotzt hat, spricht von den gemeinsamen Wurzeln deutscher Kultur, von einer Vergangenheit, in der alles und jeder seinen vorbestimmten Platz hatte, alles geborgen war in sinnvoller Deutung. Wie uneinheitlich fühlt und denkt dagegen dieser Kreis moderner Deutscher; Sie sprechen dieselbe Sprache, aber sie verstehen sich schwer. Die Generation der Gereiften spalten vor allem die verschiedenen politischen Ueberzeugungen, und die Jungen trennen sich von den Alten durch Abkehr von allen überkommenen Wertungen, vor allem durch Abkehr von einer Staats- und Gesellschaftsordnung, die immer aufs neue den Krieg erzeugt. Sie ersehnen Vereinfachung des Daseins, neue Vergemeinschaftung, neue Gläubigkeiten. Diese gottfremde Welt erscheint ihnen reif zur Vernichtung. Sie erwarten die Geburt einer neuen, die der übernationalen Vereinigung, in der endlich Frieden, Brüderlichkeit, Solidarität, Sozialismus herrscht.

Die Aelteren sind ebenfalls tief erschüttert von der europäischen Katastrophe, allein gegründet in ihre persönlichen Lebensaufgaben und an ihren Wertungen verankert. Die Meisten wissen: Umwälzung äußerer Ordnung vermag die menschliche Grundnatur nicht zu ändern — und sie ist es, die den Hoffnungen der Jungen Widerstand entgegensetzt. Unter den Aelteren sucht vor allem der vielfach gewandelte, nunmehr »alldeutsch« orientierte Schriftsteller Max Maurenbrecher für seine konservative Staatsidee zu werben. Er stellt sie als spezifisch deutsch dem »demokratischen Individualismus« Westeuropas entgegen — der Staat als »Idee«, als Objektivierung des »Absoluten« soll den Subjektivismus überwölben. Weber ist in diesem Augenblick, wo alles darauf ankommt, die notwendigen inneren Reformen durchzusetzen, solche Staatsromantik verhaßt. Er bekämpft sie scharf, das politische Duell der beiden Männer droht fast, alle andern Diskussionen zu erdrücken. Alle die zahllosen politischen Fehler des wilhelminischen Zeitalters sind ihm gegenwärtig. Es erregt ihn schwer, daß sich auch in diesem Kreise Intellek-

tueller so viele der notwendigen inneren Umbildung des mißleiteten Staatswesens entgegenstemmen — können oder wollen sie denn immer noch nicht sehen? Sind sie denn nie dazu zu bringen, sich auf den Boden illusionsfreier Wahrheit zu stellen? Er äußert gegen den Gesinnungsgenossen Th. Heuß mit leidenschaftlicher Geste: »Sobald der Krieg zu Ende ist, werde ich den Kaiser so lange beleidigen, bis er mir den Prozeß macht, und dann sollen die verantwortlichen Staatsmänner Bülow, Tirpiz, Bethmann-Hollweg gezwungen werden unter Eid auszusagen.«

In den stilleren Abendstunden kommt auch die Jugend durch intimen Austausch zu ihrem Recht. Draußen im hellen Mondschein unter den hohen Mauern der alten Burg — wie geisterhaft unwirklich ragt diese Poesie in den kampferfüllten Augenblick hinein! Oder in einem der dunkel getäfelten Gemächer mit dem alten Gerät, wo einer der Freideutschen die Sehnsucht der Jungen nach neuer Prophetie entschleiert. Manchem erscheint was sie sagen als chaotischer Schwulst und Ausdruck allzu starken Sichwichtignehmens. Webers so verschlossener Natur sind diese Selbstbekenntnisse ebenfalls fremd. Schwärmerei, die aus dem Alltag harter Kämpfe in ein Jenseits der Stimmung flüchtet, macht ihn ungeduldig. Aber er vollzieht doch die Einfühlung, und ringt dann mit ihnen um Klarheit und Sachlichkeit. Er sucht ihnen nahe zu bringen, warum gerade jetzt nationale Selbstbehauptung, Deutschlands Errettung, die Forderung des Tages ist, hinter der alles andre verblaßt: Was hülfe es, die eigne Seele zu gewinnen, wenn die Nation verkümmert? Daß man während der ersten Tagung durch ein mittelalterliches Mysterienspiel religiöse Gemeinschaftsgefühle erwecken will, lehnt er als schlimme Verirrung ab. Ueberhaupt dies Gerede über das Weltgeheimnis und dies Bekennen-sollen in einem größeren Kreis —wie die Jugend wünscht — unmöglich! Was er darüber denkt, ist in folgenden Zeilen an einen der jugendlichen Teilnehmer ausgedrückt:

»Natürlich läßt sich sehr über Ihre Wünsche reden, vorausgesetzt, daß feststeht, was denn nun eigentlich ‚bekannt' werden soll. Sogenannte ‚letzte Standpunkte'? Das gibt Geschwafel und Sensation, sonst nichts. Und vor allem: ich habe nach sehr langen Erfahrungen und auch prinzipieller Ueberzeugung den Standpunkt: daß nur durch Erprobung der eigenen vermeintlichen ‚letzten' Stellungnahme an dem Verhalten zu scharf zu-

gespitzten ganz konkreten Problemen sein eigenes wirkliches Wollen dem Einzelnen klar wird. Machen Sie also einen Vorschlag, etwa: ‚Pazifismus' (ist nur eine Anregung — ich glaube doch zu spüren, wie nahe das Ihnen allen liegt), oder was Sie wollen in rückhaltlos ‚bekennender' Art zur Aussprache zu stellen. Sollte ich an den Veranstaltungen weiter teilnehmen, so werde ich der Allerletzte sein, der dies nicht mitmacht. — Aber ich habe eines dazu zu sagen: nicht nur diese Frage, sondern — obwohl Sie alle das, wie ich weiß, nicht glauben und sehen — alle Kulturfragen werden beeinflußt durch die scheinbar rein äußerliche Vorfrage: wie dieser Krieg zu Ende geht. Denn danach richten sich die besonderen Zukunftsaufgaben des deutschen Wesens innerhalb der irdischen Welt. Alle letzten Fragen ohne Ausnahme werden von rein politischen Ereignissen berührt, so äußerlich diese scheinen. Deshalb ist alles jetzt — und vollends von uns Nichtteilnehmern am Kriege — Geredete so überaus unverbindlich. Dennoch: ein solches Thema ist möglich. — Die Grenze des ‚Bekennens' liegt für mich da, wo es sich um Dinge handelt, die ‚heilig' sind. Sie gehören in die menschlich im höchsten Sinn ‚gute Stunde' und in den Kreis engster persönlich Verbundener, nicht aber auf eine ‚Versammlung', wie sie auch aussehe, eines ‚Publikums'. ‚Publikum' ist mir jeder, den ich nicht genau menschlich kenne. Anders handelt und darf handeln nur: der Prophet oder Heilige und (in seiner Sprache) der Künstler.«

Weber ist während der Lauensteiner Tage geistig sehr bewegt. Es bedarf nur leichter Berührung, damit sein aufgespeichertes Wissen und Erleben hervorbricht. Er redet den ganzen Tag und halbe Nächte. Mehrere kleine photographische Aufnahmen zeigen ihn in lebhaften Gesprächen, umringt von einem Kreis aufmerksam Lauschender. — Während der Herbsttagung, die der Aussprache über das »Führerproblem im Staat und in der Kultur« gewidmet ist, hält er den einleitenden Vortrag über »die Persönlichkeit und die Lebensordnungen«.

Die Fülle des sich ihm zudrängenden Stoffs ist gewaltig, sein Wissen erdrückend, vor allem für die jungen Künstler, die nach expressionistischer Primitivität streben, und deren Denkgefäße zu eng sind, um diesen Strom in sich aufzunehmen. Sie rebellieren innerlich dagegen. Das ist ja die verhaßte Wissenschaftlichkeit, die keinen einfachen Weg zur Lösung der praktischen Probleme

zeigt, weil sie ein ganzes Gewebe ineinander verschlungener Vorgänge übersieht; die zu jedem »Ideal« der Gesellschaftsformung die Frage stellt, durch welche Mittel es erreichbar ist, was dafür geopfert werden muß? und dadurch das Wählen und Handeln erschwert. Diese nüchterne Unbestechlichkeit nimmt ihnen den Mut zum Schwärmen. Sie fühlen sich zugleich abgestoßen und magnetisch angezogen. Denn der Mensch, der hinter dieser Intellektualität steht und durch sie hindurch spricht, ist so geheimnisvoll lebendig, so gar nicht nur gelehrt. Ist nicht auch er, wenn er durch Wort und Geste redet, ein Künstler? Einigen erscheint er als »Satan« — andern als ihr »Gewissen«. Als Weber nachts über den Schloßhof schreitet, hört er, wie ihn die jungen Leute in irgendeinem Winkel dramatisieren. Er hat nicht nur ihr Denken, sondern auch ihre Phantasie erregt. — Sein verhaltenes Ethos fühlen die Meisten. Könnten sie ihn doch für die kommende Zeit zum Führer und Propheten gewinnen! Aber er weigert sich. Er hat kein neues Heil zu künden, wie sie es ersehnen, und solange es um Deutschland geht und draußen täglich tausendfach gestorben wird, interessiert er sich auch nicht für eine neue Weltordnung. Er will gern ihr Lehrer sein in der Wissenschaft wie in der Politik, wenn sie harte Bretter bohren wollen. »Darin glaube ich mein Handwerk zu verstehen«. Aber wer von ihm lernen will, muß zuvor einsehen, daß intellektuelle Rechtschaffenheit die schlichte Tugend der Wissenschaft, daß sie ein fachlich betriebener Beruf ist, im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern und Propheten. Der Prophet, nach dem sich so viele der jüngsten Generation sehnen, ist eben nicht da. Es ist unser Schicksal in einer gottfremden, prophetenlosen Zeit zu leben: »Es kommt ein Ruf aus Seir in Edom: Wächter wie lang noch die Nacht? Der Wächter spricht: Es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt ein andermal wieder.«

* * *

Von Lauenstein flieht Weber noch einige Tage in die Stille des Thüringer Waldes, nach Schwarzburg. Kindheitsbilder steigen auf. Dort wanderte er vor 40 Jahren mit dem Vater und den jüngeren Brüdern und schrieb der Mutter seine ersten Reisebriefe.

Er schaut jetzt gern auf jene Zeit zurück und erinnert sich noch vieler Einzelheiten. Er trägt überhaupt seine Kindheit und Jugend in gegenwärtiger Lebendigkeit mit sich und erzählt gern davon. Die Gefährten schauen vom sanften Bergrücken auf die sich bunt färbenden Hänge, in grüne Täler. Sie lagern sich in ein weiches Bett goldbraunen Laubes, das in der Wegrinne zusammengeweht ist. Vollendung und Frieden des Herbstes sind ausgegossen. Sie vergessen eine Weile das drohende Verhängnis. Gott sei Dank, daß die Zukunft verhüllt ist.

* * *

Als Nachwirkung der Lauensteiner Tage beteiligen sich im Winter 1917—18 einige sozialistische und pazifistische Studenten an Webers Sonntagen. Sie sind durch das Kriegserlebnis bis in die Wurzeln erschüttert. Ernst Toller ist darunter. Er wird zutraulich und bringt eigne Gedichte, die er vorliest. Die Zuhörer werden bewegt von dem Hauch einer reinen Seele, die an die ursprüngliche Güte und Solidarität der Menschen glaubt und glaubt, daß es möglich sei, die auf Befehl ihrer Regierungen einander mordenden Völker zum Fortwerfen der Waffen zu bringen. Weber sagt, noch sei für Deutsche nicht die Zeit zu pazifistischer Propaganda, noch dürfe der Wille zur nationalen Selbstbehauptung nicht gebrochen, den Kriegern draußen ihre schwere Pflicht nicht verekelt werden. Aber die Friedensbewegung werde sich durchsetzen, wenn dieser Krieg ohne positives Ergebnis für irgendeine Nation sich in sich selbst vernichte. — Indessen Toller wirbt unter der studentischen Jugend für seinen Glauben. Eine Gruppe organisiert sich, die auf Webers Führerschaft und Zustimmung zu einem Aufruf hofft, der unter anderem die Herrschaft des Eros in der Welt und Aufhebung der Armut fordert. Weber entsetzt sich über die Verworrenheit dieses Programms und den Mangel an Wirklichkeitssinn, ist jedoch bereit, mit den jungen Leuten zu disputieren, was sie ablehnen. Als Toller und seine Gefolgschaft beginnen, für den Generalstreik zu agitieren, wird er verhaftet. Weber beantragt darauf seine eigne Vernehmung und bewirkt Tollers Befreiung. Daß die jungen Leute von der Universität fortgewiesen werden, kann er nicht hindern. — Im Spätherbst 1918, kurz vor Ausbruch der Revolution, disputiert Weber in Frankfurt in kleinem Kreise wiederum über Pazifismus. Auch

jetzt weigert er den jungen Leuten die Führerschaft und bekennt sich als ihr Gegner, falls sie nicht Ernst machen mit ihren Idealen und sich allen Geboten der christlichen Brüderlichkeitsethik unterstellen. Sein strenges Entweder-Oder: entweder den Grundsatz der Bergpredigt vom Hinhalten der Backe im persönlichen wie im öffentlichen Leben, also Verzicht auf jede Form der Gewaltsamkeit — oder aber Klarheit darüber, daß in einer Welt, die sich durch dieses Gesetz nicht gestalten läßt, der Krieg nur eine unter andern Kampfformen und vielleicht nicht die gemeinste ist. Das verdrießt die jungen Leute, denn sie wollen die Revolution. Im Anschluß an dies Zusammensein trägt ein älterer Pazifist, Professor G. brieflich Weber seine Ueberzeugungen vor und tadelt ihn, daß er seinerzeit die Heidelberger Studenten in ihrer Bedrängnis allein gelassen und mit Sophismen abgespeist habe, indem er ihnen die »Versucher«-Frage stellte, ob sie bereit seien, ihr ganzes Leben nach den Lehren der Bergpredigt einzurichten. G. verlangt u. a. als Vorbedingung zur moralischen Wiederaufrichtung der Menschen, daß jeder Einzelne sich zur Schuld am Kriege bekenne, vor allem aber die Intellektuellen. Darauf antwortet Weber:

»Sehr geehrter Herr Kollege! Ich danke sehr für Ihren freundlichen, eingehenden und ernsten Brief, den ich gern ausführlicher beantworten würde, als die hiesigen Verhältnisse es jetzt gestatten. Entschieden zurückweisen muß ich Ihre Bemerkung, ich hätte die Studenten hier 1917 ‚im Stich gelassen'. Ich habe den reichlich unreifen, aber zum Teil ernsten jungen Leuten bei Vorlegung ihres ‚Aufrufs' angeboten, mit ihnen die Sache eingehend in einer Besprechung zu erörtern. Das wurde abgelehnt — warum? ist nicht meine Sache. Darauf habe ich dem Führer: Herrn Toller gegenüber die Verantwortung für Derartiges abgelehnt. Als er wegen seiner Generalstreikrede verhaftet war, führte ich sofort meine Vernehmung als Zeuge durch das Kriegsgericht herbei. Was ich da gesagt habe, ist eine Sache für sich. Er wurde aus der Haft entlassen. Also: Sie sind falsch berichtet. — Ich kann mich natürlich auch auf die Behauptung: meine Erinnerung an Revolution, Streik usw. sei ‚versucherisch', nicht einstellen: Ich verstehe Sie einfach nicht. Entweder — oder! Entweder dem Uebel nirgends mit Gewalt widerstehen, dann aber: — so leben wie der heilige Franz und die heilige Klara, oder ein indischer Mönch, oder ein russischer Na-

vordnik (?). Alles andere ist Schwindel oder Selbstbetrug. Es gibt für diese absolute Forderung nur den absoluten Weg: den des Heiligen. Oder: dem Uebel mit Gewalt widerstehen wollen, weil man sonst mitverantwortlich dafür ist. Daß gerade der Bürgerkrieg oder sonstige Vergewaltigung — wie jede Revolution mindestens, allermindestens als ‚Mittel' zum Zweck sie anwendet — ‚heilig' sein soll, gerechte Kriegsnotwehr dagegen nicht, ist und bleibt mir schlechthin ein Rätsel. Wenn jetzt Polen in Danzig und Thorn, oder Tschechen in Reichenberg einziehen sollten, so ist das erste: die deutsche Irredenta muß gezüchtet werden. Nicht ich werde das tun, denn ich bin selbst gesundheitlich zum Krieg untauglich. Aber jeder Nationalist muß es tun und vor allem die Studenten. Irredenta heißt: Nationalismus mit revolutionären Gewaltmitteln. Vielleicht ist es Ihnen so sympathischer als ‚Krieg'. Aber es ist dasselbe, und das habe ich selbstredend gemeint, und werde ich auch öffentlich sagen.

Ich habe über die ‚Schuld' der andern im Kriege geschwiegen, mich auch nicht an dem ekelhaften Moralisieren beteiligt, gleich ekelhaft auf beiden Seiten. Daher darf ich jetzt sagen: dies Wühlen in Schuldgefühlen, wie ich es mehrfach finde, ist Krankheit. Genau wie auf religiösem Gebiet das Geißlertum, auf sexuellem der Masochismus. Die Politik der letzten zwei Jahre war frevelhaft, nicht weil sie Kriegspolitik, sondern weil Sie leichtfertige Politik und verlogen war. Unsere Politik vor dem Krieg war dumm, nicht: ethisch verwerflich, davon ist gar keine Rede. Dabei bleibe ich. — Ob wir uns verständigen oder nicht — haben Sie Dank für Ihren Brief und den Ernst Ihrer Gesinnung.« (13. 11. 18.)

* * *

Die Erzählung greift zurück. Weber reist im Spätherbst 1917 wieder nach Wien, diesmal in persönlicher Angelegenheit. Die dortige Universität wünscht ihn als Lehrer zu gewinnen. Als kurz vor Ausbruch des Kriegs Münchner Kollegen ihn fragten, ob er vielleicht eine Dozentur übernehmen wolle, hatte er den Gedanken weit abgewiesen und sich sehr erregt, als er spürte, daß seine Frau einen Versuch für erwünscht hielt: »Schrecklich, daß Ihr Euch den Gedanken, ich könne wieder aufs Katheder, immer

noch nicht aus dem Sinn geschlagen habt!« Jetzt steht er anders; schlimme Erinnerungen sind überdeckt, er weiß sich im Besitz einer beständigeren Leistungsfähigkeit als damals. Ein Versuch in der schönen Stadt lockt ihn, ohnehin wird er nach dem Krieg einen festen Verdienst suchen müssen. Die persönlichen Verhandlungen ergeben allseitiges, unbegrenztes Entgegenkommen, denn die Wiener Universität hat Mangel an bedeutenden Lehrern. Man will alles nach seinen Wünschen einrichten, Umfang und Art der Lehrtätigkeit soll er selbst bestimmen — wenn er nur kommt. Er ist ergriffen, entschließt sich zum Versuch und übernimmt ein Ordinariat probeweise für das Sommersemester 1918.

Aber er fühlt von vornherein, dauernd wird er sich doch nicht von Deutschland trennen, auch nicht mit vollen Amtspflichten belasten können. — Weber übersiedelt im April einige Wochen vor Semesterbeginn nach Wien. Erster Frühling breitet sich leise über die herrliche Stadt. Trotz des schweren auf ihr lastenden Drucks, scheint immer noch Freude und Schönheit der Sinn ihres Daseins. Alles lächelt ihn an: die milde, schon südlich anmutende Landschaft, wie das Entgegenkommen der Kollegen und die liebenswürdige Aufgeschlossenheit der anderen. Er trifft die ihm bekannten Politiker und Staatsmänner und findet sie auch jetzt, im Gegensatz zu den Berlinern, ohne Amtsüberheblichkeit, offen und mitteilsam. Am Tage arbeitet er ungestört auf der Bibliothek, abends besucht er ab und an das Theater. Die seit langem entbehrte eiweißhaltige Nahrung spendet Wohlsein und Kraft. Das Leben ist wieder einmal neu. Aber bald drängen sich in dies dankbar genossene Feriendasein lästige »Pflichten«. — Die Besuche innerhalb der Fakultät. Weber dispensiert sich nicht davon, wie er denn von jeher Gewicht darauf legt, das kollegiale und gesellschaftliche Zeremoniell zu beobachten. Nun zeigt sich die Kehrseite der Großstadt: Jeder Besuch ist eine Reise mit unzulänglichen Verkehrsmitteln, dann die vielen Treppen und die belanglosen Gespräche; seit vielen Jahren ist er derart langweiliger und überflüssiger Formalitäten entwöhnt: »Ich bin rasend strapaziert durch das Gehen und Stehen auf der Elektrik. Geht das so weiter, so ist die Frage des Dozieren-Könnens bald glatt erledigt. Diese Besuche sind eine furchtbare Belastung, ich halte das nicht aus«.

Ueberhaupt: die bloße Technik des Lebens, die ihm hier niemand abnimmt, kostet so viel Kraft, und dann der büro-

kratische Schlendrian. Schon vor Semesteranfang überschleicht ihn das Gefühl: Es wird doch nicht gehen. Die ersten Vorlesungen nach fast 19 jähriger Pause sind denn auch eine gewaltige Anstrengung. Er trägt unter dem Titel »positive Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung« seine religionssoziologischen Forschungen vor, ferner seine Staatssoziologie. Er muß sich erst wieder in den Kollegton hineinfinden und beurteilt seine Leistung als »mittelgut«. Bald zeigt ihm jedoch die von Mal zu Mal wachsende Hörerschar, daß ihm das Charisma des Lehrers geblieben ist. Nach einiger Zeit liest er im größten Auditorium vor überfüllten Bänken, und etwa ein Drittel der Hörer sind reife Menschen: Politiker, Beamte, Dozenten. Sein Kolleg ist ein »Ereignis«.

Nach Pfingsten sitzt auch die Frau bewegt und gespannt unter den Hörern. Er redet über das religions-soziologische Thema meist 2½ Stunden hintereinander, bis es dunkelt in dem schönen getäfelten Raum. Den Kollegton hat er noch nicht wiedergefunden. Was er bietet ist vielmehr meist eine hinreißende Kunstleistung, der überreiche Stoff konstruktiv völlig bewältigt, alles plastisch, und das Entlegendste: Orient und Okzident überwölbt. Die Gedankenführung erreicht fast jedesmal einen Punkt, von dem aus das Entfernte plötzlich ein neues Licht wirft auf die allen vertrauten Gegenwartsprobleme. So etwa, wenn er darstellt, durch welche religiösen Vorstellungen das indische Kastenwesen die antirevolutionäre Gesinnung erzeugt, und dann die entgegengesetzten Glaubenshintergründe des modernen europäischen Sozialismus danebenstellt. — Weber verhält sich rein wissenschaftlich und vermittelt werturteilsfreie empirische Erkenntnis. Dennoch spürt man ihn in der Tiefe erregt. Fragt man ihn nach dem Grund, so sagt er nur: »Die Tatsachen selbst sind eben doch so fabelhaft interessant.« Wie er es in der Vorbemerkung zum ersten Band seiner religionssoziologischen Aufsätze ausgedrückt hat: D e r G a n g d e r M e n s c h h e i t s s c h i c k s a l e b r a n d e t i h m e r s c h ü t t e r n d a n d i e B r u s t. — Jeder dieser übersteigerten freien Reden, die ebensoviel konzentrierte Wissenspräsenz wie Phantasie verlangen, zehren am Kräftekapital. Der Frau mischt sich Bangen in die Begeisterung: D a s kann er natürlich nicht lange aushalten. Weber ist denn auch nach jeder dieser lang ausgedehnten Darbietungen völlig erschöpft.

Nachdem die ihn noch im Korridor umdrängenden Fragesteller geduldig befriedigt sind, schleicht er stumm zum »silbernen Brunnen«. Das gute Mahl dort, und die Zigarre stellen ihn allmählich wieder her und geben ihm die Zuversicht, daß er auch morgen noch durchhält. Aber dann sagt er, sich maßlos überfordernd: »So müßte ich täglich lesen können, wenn ich Professor sein wollte.« Die Frau hält ihm entgegen, daß auch das Singen des Tristan nicht täglich möglich, und daß seine Reden ganz unakademisch und zu große Verwöhnung der Studenten seien.

Kollegen und Behörden suchen ihn auf jede Weise die dauernde Entscheidung für Wien abzugewinnen. Am schwersten ist es, den Bitten der Jugend, auch der jungen Gelehrten, die ihn als geistigen Mittelpunkt wünschen, zu widerstehen. Er schwankt und verweist die Bittenden an eine andre Instanz: »Meine Frau bewirtschaftet mich.« Sie aber war von vornherein der Meinung, daß der Wiener Aufenthalt ein »Abenteuer« bleiben solle, denn dieser Mann gehöre unter allen Umständen nach Deutschland. Und inzwischen hat ihn sowohl die philosophische, wie die juristische Fakultät in Heidelberg eindringlich gebeten, wenigstens einen Teil des Jahres dort zu lehren. Wenn er nur das Semester aushält! Ein neuer Zusammenbruch wäre Verhängnis. Daß er gefährdet ist, zeigt u. a. folgendes Erlebnis: An einem Feiertag machen die Gefährten einen schönen Ausflug auf den Kahlen Berg. Weber labt sich an dem herrlichen Blick auf die große Stadt, den breiten Fluß und das Rund sanftgeschwungener waldiger Höhen, hinter denen fern das Hochgebirge dämmert. Er ist heiter und rühmt die »linde Schönheit« und Deutschheit dieses Bildes. Sie wandern gegen Abend über die reifenden kornttragenden Hügel hinab, zurück bis zur Elektrik in einer der Vorstädte. Aber Weber ist erschöpft, ehe er sie erreicht hat und wird plötzlich unmutig. Dann fällt ihm ein, daß er vergessen hat, sein Schlafmittelrezept in die Apotheke zu schicken. Zum Glück hat er es bei sich. Aber es ist Sonntag abend. Die bekannte Apotheke ist geschlossen. Man pilgert weiter, findet endlich eine andre, die den Nachtdienst versieht, aber sie weigert sich, das Rezept ohne vorherige ärztliche Bestätigung zu wiederholen. Weber kennt keinen Arzt, und mittlerweile ist es sehr spät geworden. Erschöpft und erregt gerät er in Verzweiflung. Morgen droht das große Kolleg — die Nacht wird natürlich schlecht,

er wird morgen völlig unfähig sein — nein, aussetzen kann er das Kolleg trotzdem nicht — »hätten wir doch diesen verfluchten Ausflug gelassen und dann diese Dummheit, zu Fuß zu gehen — nun werde ich bestimmt wieder krank!« Alle Beruhigungsversuche schlagen fehl. Er will lieber überhaupt nicht ins Bett. Nach Mitternacht verläßt ihn die Frau ratlos und verzweifelt. — Da findet sie unverhofft noch einige Tabletten ihres eigenen Schlafmittels — diese Erlösung! Der Mann ist sofort aus dem Bann seiner Angst befreit. Seine Züge entspannen sich, er lächelt. Nun wird er Ruhe finden. Und er schläft wirklich und ist am folgenden Tag auf dem Posten.

Aber der Entschluß steht fest. Weber reicht Mitte des Semesters sein Entlassungsgesuch ein, verspricht jedoch, künftig semesterweise als freier Lehrer nach Wien zu kommen. — Er ist nun seelisch entlastet, auch die Kollegübung macht sich fühlbar, aber er wird viel eingeladen, und in Erwartung bedeutsamer politischer Gespräche versagt er sich nicht. Dies, und die sonstigen Großstadtstrapazen führen ihn noch einige Male an den Rand bedenklicher Ueberreizungen. Schließlich schafft er doch alles, ja tut noch ein Uebriges. Er hält noch einen Vortrag für Offiziere über Sozialismus und lehrt und disputiert in der letzten Woche täglich. Das Feuilleton einer Wiener Zeitung hält den Eindruck seiner Lehrer-Persönlichkeit fest. Er lehnt die »Theaterrezension« ärgerlich ab, aber folgende Sätze haben als Reflex in der Seele eines Unbeteiligten Interesse: »— — — — — Hochgewachsen und vollbärtig gleicht der Gelehrte einem der deutschen Steinmetze aus der Zeit der Renaissance. Nur die Augen haben nicht das Unbefangene und die Sinnenfreude des Künstlers. Der Blick kommt aus dem Innersten, aus verborgenen Gängen und schweift in weiteste Ferne. Diesem Aeußern des Mannes entspricht auch die Ausdrucksweise. Sie hat etwas unendlich Plastisches. Es ist eine fast hellenische Art des Sehens, die hier zutage tritt. Die Worte sind einfach geformt. In ihrer ruhigen Schlichtheit erinnern sie an zyklopische Quadern. Erscheint aber im Mittelpunkt der Betrachtung eine Person, dann wird sie sofort monumental, jeder Zug ist wie in Marmor gemeißelt und dabei in hellster Beleuchtung. Ab und zu wird die Rede durch eine leichte Bewegung der Hand unterstützt. Feingliedrig und schmal, mit spitz zulaufenden Fingern und einem etwas eigenwilligen Daumen, ließe sie eher auf eine Petro-

niusnatur schließen, als auf einen Gelehrten. — Seit den Tagen von Unger, Lorenz von Stein und Jhering hat noch kein akademischer Lehrer an der Wiener juristischen Fakultät so viele Hörer um sich gesammelt wie Max Weber. Es ist aber keineswegs die rhetorische Meisterschaft des Mannes allein, die diese außerordentliche Anziehungskraft hervorruft, auch nicht das Ursprüngliche und streng Sachliche seines Gedankengangs, sondern in erster Linie die Fähigkeit, Empfindungen zu wecken, die in den Seelen der anderen schlummern. Aus jedem Wort geht deutlich hervor, daß er sich als Erbe der deutschen Vergangenheit fühlt und vom Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor der Nachwelt beherrscht wird. — — — — —«

* * *

Im Lauf des Sommers lagert sich der Druck schwerer über Wien. An der österreichischen Front steht es schlecht, die Offensive gegen Italien ist gescheitert. Draußen im Feld und drinnen wird gehungert. Zu den Hungernden gehören auch manche Professorenfamilien. Diese Kreise werden in Gemeinschaftsküchen gespeist und rechnen sich ihre abgetragene Kleidung zur Ehre. Die unterernährten Beamten schlafen an ihren Pultdeckeln ein. Durch die Straßen schleicht der Bettel. Man spürt die nahende Katastrophe. — Weber möge nun selbst in einigen Briefstellen über seine Wiener Zeit sprechen:

»Nun bin ich schon 8 Tage in der — bezaubernd schön im Frühlingsschmuck stehenden — Stadt, war eben in der Hofoper, in einer Fakultätssitzung, im Prater, täglich viele Stunden in der Bibliothek und sehe, wie ich vorerst existieren werde. Jedenfalls: sehr e i n s a m. »Geselliger Verkehr« stockt auch hier. Abends geht alles früh zu Bett, nur gegen Abend locken die Cafés wie immer. Der Magen ist froh den deutschen Kartoffeln entronnen zu sein. Denn davon ist hier keine Rede, ich habe noch keine gesehen. Eier, daneben auch Fleisch und jetzt Frühlingsgemüse ißt der Mann, der das b e z a h l e n kann. Ich bin immer satt — der Körper freut sich des vielen Eiweiß. Freilich sind die Preise phantastisch! Die Wohnung ist ordentlich, vor allem s a u b e r. Lästig ist neben mir ein junges Ehepaar mit den üblichen Untugenden eines solchen, besonders nach Tisch. Sonst wäre es geradezu »ideal«. Denn vor dem Fenster grünen

die Bäume, sie verdecken die nüchternen Hinterhausfronten fast ganz. Alles ist totenstill. Es ist warmes Wetter — man kann den Ueberzieher beim Gehen kaum ertragen und lebt ausschließlich bei offenem Fenster. Heute Mittag oder morgen fange ich an Besuche zu machen, wovor mir bei den Entfernungen etwas graust. Es geht mir gut — das ist nicht zu leugnen. Das Gehirn leistet — vorerst — das Seinige, alles gefällt mir, ob auf die Dauer, ist fraglich, aber für jetzt (Pension Baltic, Skodagasse 15, 14. 4. 18.)

»— — Die Stadt ist nach wie vor bezaubernd schön, sowohl der junge Frühling, wie die alte Vornehmheit der Straßen und Höfe in ihrem schweren Barock. Die sonstigen Verhältnisse sind nur da lästig, wo man mit dem »Staat« zu tun hat. Z. B. bis heut habe ich noch kein Geld, aller List und Tücke ungeachtet. Ich mußte inzwischen Frau Hartmann anborgen! Es ist fast unglaublich. Ebenso war natürlich meine Vorlesung absolut falsch angezeigt, 1stündig statt 2stündig usw. So was gehört mit dazu. Die Bibliotheken haben sämtlich keine ordentlichen Kataloge, was die sonst große Annehmlichkeit ihrer Benützung sehr abschwächt. Und so noch manches. Dennoch — es ist schön hier, nur muß man nicht 5 und mehr Stunden Kolleg haben, das geht nicht ohne starke Belastung für den nervösen Menschen. Aber so wie dies Semester wird es ganz schön gehen und sein. — Klenau ist hier, und wir waren einen Abend zusammen, Dienstag ist seine Symphonie, und Montag will ich in die »Elektra«. Denn der »große Richard« ist da und dirigiert selbst. Nachher, Mittwoch oder Donnerstag vielleicht zu Moissy. Du siehst, ich lasse mir nichts abgehen, und jetzt geht es ja auch noch, nachher, wenn erst Kolleg ist, nicht mehr so gut. — Sonst lebe ich sehr gut. Samstag ist in der Pension »brotloser Tag«, da ißt man dann Eier und freut sich des Vorwands dafür, denn das Maisbrot ist ein elendes Zeug. — Der Lebenslauf des Tages ist also: Morgens nach dem Tee zur Bibliothek bis ½1, dann zum Essen, dann die halbe Stunde Ruhe, während deren das verdammte junge Ehepaar mich nicht schlafen zu lassen entschlossen scheint. Dann Bibliothek, von 3 Uhr an bis 6 Uhr, dann ins Café oder spazieren, dann nochmals bis 8 Uhr Bibliothek, dann zu Klomser oder in ein Speisehaus zum Essen, dann zu Hause Zigarre (durch »gütige Vermittlung« erstandene seltene Kostbarkeit!), dann zu Bett«. (19. 4. 18.)

An Helene Weber zum Geburtstag. »Hier vor meinem Fenster habe ich einen großen, dicht mit alten Bäumen bestandenen Binnenhof, Vögel sind drin, sonst Totenstille. So etwas gibt es nur in Wien im Stadtinnern. Ich wohne 10 Minuten von der Universität, die am ‚Ring' gegenüber dem Hofburgtheater liegt, mit Elektrischer nach dem Prater usw. vor der Tür. Man hört den Stadtlärm nur von Ferne brausen, und wenn nicht ein junges Ehepärchen nebenan sein Wesen triebe, so wäre dies geradezu ‚ideal'. Jedenfalls lebe ich unter gesundheitlich denkbar günstigen Bedingungen und komme jetzt eben aus dem Wiener Wald zurück, in dem der Vorfrühling liegt — es ist warm und neigt zu Frühlingsregen. In 14 Tagen erst fangen wir an zu lesen. Was wir sonst uns von Dir und was wir für Dich wünschen — Du weißt es. Erhalte Dich uns so schön und stark und lebendig in Deiner Liebe, wie es immer und auch jetzt wieder gewesen ist, und behalte die Freude am Leben. So schrecklich die Zeit ist — so groß ist sie doch. Gewiß: bei dieser Offensive denkt man jeden Tag an die Leute dort, besonders an Klara's Sohn, der so mitten drin ist, und überhaupt jeden Morgen neu, dies ‚immer noch' — man kann es oft nicht ertragen und ist eingeschnürt und äußerungsunfähig, Du hast das ja in Heidelberg an mir gespürt. Und doch, wenn es sein mußte, ist man dankbar, es mitzuerleben.« (14. 4. 18.)

An dieselbe: »Hab Dank für Deinen liebevollen Brief. Die Sachen lassen sich hier freundlich an, d. h. zu lesen beginnen wir erst nächste Woche, und einstweilen ist viel Schinderei mit den Besuchen — die mich sehr strapazieren bei den endlosen Entfernungen — und der verfluchten österreichischen Staatskasse, die in ihrer unendlichen »Gemütlichkeit« nun schon 2½ Wochen braucht, um den Entschluß zu fassen, mir mein Geld auszubezahlen. Sonst aber ist alles s e h r bezaubernd, die alte Stadt im Frühlingsschmuck: morgens wecken mich die Drosseln in dem großen parkartigen Hof mit alten Bäumen vor meinem Fenster. Das findet man inmitten der Großstadt ja nur in Wien. — — — Man schwelgt in Eiern, Fleisch, Mürbekuchen, wundervollem Kaffee und überhaupt glänzender Küche, wenn man sie nur bezahlt. Daß man morgens im Café gegenüber der Universität stets zwei Eier essen kann, ist doch bei uns undenkbar! Theater und Oper habe ich sehr nahe, hörte neulich die Entführung und werde bald »Lear« sehen. Himmlisch sind die

Ausflüge in den Wiener Wald, nur kam ich bisher wenig dazu, das wird dann mit Marianne nachgeholt. Freilich eine »Heimat« kann das hier nicht werden, und ich werde die Sache auch in vollem Umfang nicht leisten können unter den Großstadtbedingungen, das sehe ich schon jetzt sicher voraus.

Ja, die Politik auch in Estland und Livland ist n i c h t erfreulich, sondern recht gefährlich und leichtfertig für die Zukunft, und was i n n e r politisch wird, ist höchst unsicher. Da müssen dann die Leute aus dem Feld sich ihren Staat aufbauen, wie s i e wollen. Aber wenn man denkt: wovor wir bewahrt worden sind, so ist es doch fast ein Wunder, und man wirft eben allen »Pessimismus« von sich.« (22. 4. 18.)

An eine Schwester: »———— Hier jubilieren die Drosseln in dem schönen alten, sehr großen Wiener Binnenhof mit einem Park alter Bäume, auf die mein Fenster hinausschaut, und die alte Stadt schmückt ihre bezaubernde Vornehmheit mit dem wunderbarsten Frühling aller Stadien, je nachdem man in den Vorfrühling des Kahlenbergs per Zahnradbahn hinauffährt oder in der eben vollendeten Obstbaumblüte bleibt, oder in der Ueppigkeit des Prater mit seinen Wiesen, Alleen und Frühjahrskorso. Vom Krieg bemerkt der B e m i t t e l t e fast zu wenig. Theater und Oper in meiner nächsten Nähe sind höchst verführerisch besetzt und immer 8 Tage vorher ausverkauft, die allgemeine Eleganz ist fabelhaft, für phantastische Preise ißt man phantastisch gut, wie im Frieden, labt sein Auge an den doch wirklich erstaunlich schönen Mädchen, sieht sehr schöne Gespanne, obwohl der Gentleman-Fiakerkutscher seit den Autos ausgestorben ist, und genießt die in den Bürgerschichten massiv, aber anmutig lebensfrohe, in den Oberschichten läßlich feine, etwas behaglich müde, kulturgesättigte Luft des Menschentums. Eine ‚Heimat' kann das nicht geben. Aber alle 2 Jahre ½ Jahr hier — das würde mir schon passen. Organisatorisch alles leicht ‚schlampig' und gemütlich. Geld zu zahlen vergessen sie Einem einfach bis man grob wird. Vorlesungsanzeigen drucken sie falsch ab. In den Seminaren und Instituten eine naive Bummelei. Und alles inkurabel. Dafür verantwortlich sein zu sollen — unmöglich. Aber es einmal mitmachen — höchst reizvoll, w e n n ich es gut vertragen sollte. Die Vollstellung als Ordinarius könnte ich hier nie ausfüllen unter den Großstadtbedingungen, das sehe ich schon jetzt halb mit Resignation, halb mit Erleichterung, mit gutem Grund wieder heimkehren zu können. ———«

»— — — Was mich hier »anstrengt«, ist die Großstadt-Technik. Diese Besuche! Kein Ende abzusehen. Vormittags kommt man nicht zum Arbeiten, nachmittags ist man zerschlagen. Denn in der Elektrik steht man in drangvoller Enge. Und alles wohnt 4 Stock hoch und ½ Stunde weit draußen. Ueberhaupt das viele Laufen! Das ist doch das, was ich einfach nicht kann. Und deshalb geht es nicht trotz allen Reizes. »Wohnung« für uns wäre schwerlich zu kriegen. Die Uebersetzung ist fabelhaft, die Preise phantastisch, gebaut wird nicht werden können. Kurz, es wird nicht werden, das sehe ich, weil ich die Sache nicht machen kann. Aber Pfingsten werden wir uns zusammen freuen. — Vorgestern zu Abend bei dem Direktor der Kreditanstalt Hammerschlag. Wie üblich ½9 Uhr, Essen ¾9, gegen 10 Uhr kamen dann die »Nachtischgäste«: 2 Exzellenzen, Dr. Friedjung, der berühmte Historiker und andere. Degagiert und angeregt wie immer. Nur werden diese Sachen allerdings etwas spät: vor 2 Uhr ist man nicht im Bett, während es »Cafés« nach 11 Uhr ja nicht gibt. Dienstag also das erste Kolleg, heut und morgen Besuche, Mittwoch und Donnerstag auch. — — — —«

»So, das erste Kolleg ist auch gewesen. Ich lese nun Montag abend 2 Stunden (6—8), Dienstag 1 (7—8), Mittwoch 1 (7—8) letzteres beides von nächster Woche an. Etwa 60—70 Hörer, die wohl auf 30—40 schmelzen werden (nach der Zahl der Mitschreibenden). Es »schlaucht« mich gewaltig! Lieber 10 »Vorträge« frei, als 2 Kollegstunden! Muß sehen, ob ich es durchhalte. Jedenfalls: volle Lehrtätigkeit ist undenkbar, das sagt mir der Zustand meines Körpers heut. Die Studenten sind recht aufmerksam, da ist nicht zu klagen. Diese Lauferei — Besuche usw. — ist das, was einfach nicht geht. Der Kopf gerät in die elendeste Verfassung und verlangt Schlafmittel. Und dann das gebundene laute Sprechen. Und die Vorstellung: die Leute verstehen mich ja nicht. Kurz, es ist eine Strapaze, die nicht gehen wird. Gesprochen habe ich »mittelgut«. Vor 8 Tagen hätte ich sehr gut geredet. Aber das Laufen in 20 verschiedene Stadtteile, fast stets 4 Treppen und der Aerger hatten mich halb tot gemacht. Es ist doch toll, daß ich erst Montag mein Geld bekam! Und erst auf eine Eingabe hin, die der Statthalterei sagte, daß ich mir diesen »unwürdigen« Zustand nicht gefallen lasse und sofort kündigen werde!

Sonst ist alles wunderschön, der Frühling — ich war Montag

abend im Wiener Wald oben — die Schönheit der alten Stadt und die Menschen, auch die Arbeitsräume und dgl. Aber ich bin doch ein Gelehrter und aus Gesundheitsgründen — leider kein Lehrer mehr. Damit muß man sich abfinden. — — —«

»So, die zweite Kollegstunde (d. h. 2 Stunden von 6—8) ist auch vorüber, gleich kommt die Dritte, morgen Seminar. Besuch hat sich gehoben, namentlich eine Anzahl Kollegen sind eifrig da und schreiben nach. Herrgott, ist das eine Strapaze! 10 freie Vorträge sind nichts gegen 2 Stunden Kolleg. Einfach das Gebundensein an Disposition, an Nachschreibenkönnen der Leute — es ist fabelhaft. Mehr als 2—3 Stunden wöchentlich wird nie gehen. Dabei spreche ich höchstens mittelgut, ich weiß das ja sehr genau. Und das trotz, vielleicht wegen Vorbereitung, die eben doch unentbehrlich ist. Nein — ich bin für die Feder und für die Rednertribüne geboren, nicht für den Katheder. Die Erfahrung ist mir etwas schmerzlich, aber ganz eindeutig.«

»So, wieder sind 2 Kollegtage vorüber, ziemlich anstrengend, weil die Zuhörerzahl abermals, jetzt auf bedeutend über 300, gewachsen ist, die z. T. an den Wänden umherstehen, ein größerer Hörsaal ist nicht da. Aber wie üblich nach so langer Pause der schlechten Nächte geht es mir nicht unerheblich besser. Uebermorgen wäre Feiertag, aber die jungen Leute verlangen ihr Kolloquium, und so muß ich es morgen abend halten. Morgen mittag bin ich mit Baron von Plener bei Exz. Sieghart zusammen, Samstag abend mit dem Sektionschef Riedl und Ministerialbeamten auf der Rohrerhütte. Wann ich schließe, läßt sich noch nicht absehen. Die ernsthaften Zuhörer ließen bitten, ich möge doch bis in den August lesen, das tue ich nun nicht, schon weil das Geld nicht reicht. Inzwischen ist im Reichstag wieder gottverdammtes Geschwätz gemacht worden, und haben die armen Kerle von hier an der Piave wieder ihr übliches Pech gehabt. Beides nicht erfreulich.«

»In den letzten Tagen habe ich erzwungenermaßen ziemlich häuslich gelebt. Die starke Ueberreizung sprang auf die Verdauung über, der Magen kehrte sich mir um und um, so daß ich Freitag aussetzen mußte und mehrere Tage fast 24 Stunden schlief. Jetzt ist das ziemlich wieder vorbei und der alte Zustand, etwas gemildert, wieder da. Morgen ist wieder Kolleg, Dienstag auch, dann noch 5 mal und 5 Kolloquien. Ich zähle natürlich nur

noch, wie lange die Geschichte noch dauert, denke aber durchzuhalten.«

»Mir ist, nachdem die Magennerven sich beruhigt haben, wesentlich freier im Kopf zumute, und wenn es mir gelingt, jetzt schlechte Nächte zu vermeiden, denke ich die Sache durchzuhalten bis zum 17. oder 18. Juli. Heut sprach ich im Offizierskorps (Friedenspropaganda-Abwehr) über »Sozialismus« vor recht angenehmen Leuten (300) etwa 1½ Stunden, dann »Anfragen«. Morgen ist Kolloquium, übermorgen esse ich bei Exz. Sieghart. Die Vorlesungen am Montag und Dienstag waren etwas mühsam, scheinen aber Beifall gefunden zu haben, jedenfalls war der Besuch stark, wie üblich.« —

»Es geht mir erträglicher. Das Kolleg ist nach wie vor überfüllt und anstrengend, zumal ich mich doch nun eilen muß, im Stoff vorwärts zu kommen. Gestern war ich beim sächsischen Gesandten (v. Nostitz) mit H. von Hoffmannstal, ein kluger feiner Wiener, aber durchaus nicht s o raffiniert kultiviert, wie der »Tod des Tizian« vermuten läßt. Angenehm war die Art, wie er über George und Gundolf sprach, deren Mißachtung gegen sich er kennt. Heut abend in einem Vortrag des sehr angenehmen Herrn v. Rosthorn (Pekinger Botschafter) über China. Wüßte ich nur, wann geschlossen wird. Einige sprechen vom 22. 7.! Nun alles hat ja einmal ein Ende. Ich wollte in der Tat, es wäre schon da, denn immer auf diesem Qui vive? mit der Gesundheit zu existieren, ist kein Vergnügen. Indessen, ich denke ja diese 4 Wochen noch durchzuhalten. —«

»Gestern, Samstag ein recht nettes Diner bei Exz. Sieghart mit dem deutschen Botschafter und einigen Politikern, dann mit freideutscher Jugend bis 11 Uhr. Heut beim sächsischen Gesandten zum Tee. Morgen wieder Kolleg! Wie es gehen soll, weiß ich nicht, eine »Erkältung« macht mich völlig blöd und kaput — es ist eben i m m e r so eine Ueberreizungserscheinung da, bald diese, bald jene. Ist es für G e l d nötig, dann will ich die halb-tierische Existenz des Kolleg-Lesens gern führen, denn dann muß es sein. Aber für »ideale« Zwecke und Gesichtspunkte — nein! Dazu ist das Opfer an aller und jeder Lebensfreude zu furchtbar. Denn es hat sich nichts, rein gar nichts gegen die Zeit vor 20 Jahren geändert.«

»Wieder sind zwei Kollegtage vorüber, nun noch 2 × 2 und 2—3 Seminarabende, dann ist die Sache überstanden. Hoffent-

lich halte ich durch. Der Besuch war auch gestern so, daß die Leute an den Wänden standen in diesem großen Hörsaal.«

»Ich las diese Woche jeden Tag, der Besuch ist immer noch leidlich stark, obwohl alles geschlossen hat und Examina sind. Den Heidelberger Juristen und Philosophen schrieb ich auf ihre Briefe, daß ich eventuell nächsten Sommer in Heidelberg ein kleines Kolleg halten wolle. Die hiesigen Herren wollen irgend etwas mit mir machen, ich habe gebeten es keines falls jetzt, vor Besetzung des Ordinariats zu tun. — — —«

Marianne an Helene. »Denke gestern abend ist der Max heimgekehrt, noch lebendig, wenn auch unglaublich mager, obwohl er täglich zweimal Fleisch und etwa 4 Eier gegessen hat. Aber ich hoffe, die Ruhe und sommerliche Schönheit hier ersetzen ihm die Magenfreuden, die, wie er behauptet, in Wien letzthin die einzigen Kompensationen für die furchtbaren geistigen Strapazen waren. Er hat nämlich in der letzten Woche noch täglich gelesen und im Kolloquium öfter eine dreistündige Diskussion gehabt. Die Leute haben gar nicht genug bekommen können. Gottlob, daß er nicht zusammengebrochen ist, aber nun muß er wieder lernen, ohne Schlafmittel zu existieren, dazu ohne die anregende Nahrung. Ueber Krieg und Politik spricht er nicht gern — es täte nicht gut. — Er war aber gestern abend so glücklich, »nach Hause« zu kommen, daß alle unangenehmen Dinge kein Gewicht hatten.«

* * *

Weber ist zwar eine Zeitlang sehr müde, aber die erwartete Erschöpfung tritt nicht ein. Er kann bald wieder arbeiten und hat nun eine schöne stille Zeit. Im September reisen die Gefährten nach Oerlinghausen und treffen sich dort mit Helene und anderen Familiengliedern. Dort, wo sie einst die grüne Hochzeit gefeiert haben, soll ihnen nun auch die silberne bereitet werden. Wina hat sich seit langem auf ihre Gäste vorbereitet. Schon Monate zuvor war eine große gebratene Gans in einen zinnernen Sarg eingelötet, die Mär davon beschäftigte das Dorf. Derart gerüstet ermöglicht sie ein schönes Fest trotz der Zeiten Bedrängnis. Herbstsonne liegt über den Gärten, das Laub färbt sich schon, aber noch leuchten die roten Geranienbeete. Morgens sucht jeder im Garten ein Portion Bucheckern, aus denen Oel geschlagen werden soll. — Der Kreis ist kleiner als damals,

manche geliebte Gestalt entschwand längst für immer. Auch von Winas stattlichen Söhnen fehlt Einer, sein blühendes Leben sank am allgemeinen Opferhügel dahin. Aber noch grünen kräftig die beiden Zweige der Weberfamilie: Helenens und Winas Sprößlinge, noch walten diese Mütter. In der Morgenfrühe erklingt es wie einst: »Lobe den Herrn o meine Seele«. — Und noch einmal reichen die Schwesterhände Gaben und den Silberkranz und sprechen dazu die von Helene gedichteten Verse. Beim Mahl wechselt Rede und Gegenrede der zum Feiern Vereinten. Ein Hauch aller Holdheit und aller Schwere des gewesenen Lebens steigt in die Worte, wie die zarten Perlen aus der Tiefe des Weins. Sie haben einander so v i e l zu danken: die Frau ihrem Manne, daß er sie in voller Freiheit neben sich stellte und nach eignem Gesetz werden ließ, der Mann seiner Frau, daß sie ihm den Alltag segnete, — den Müttern für ihre unerschöpfliche Liebe — dem Schicksal, daß es mit seinen Prüfungen zugleich die Kraft verlieh, sie zu ertragen. — Aber die Gefährten fühlen sich nicht am befriedeten Ende, sondern am Beginn einer neuen schwereren Phase, die neue Bewährung fordern wird. Webers Lebensschiff schwankt wiederum auf bewegter See. Ob zu neuen Ufern — wer weiß es? Und selbst das harmonische Glück der ehelichen Gemeinschaft erscheint nicht als bequem gesichertes Gut, sondern sie wissen: es ist stets neu der Veralltäglichung abzuringen. — Eine Woche nach diesem Fest erfolgt Bulgariens Zusammenbruch — ein böses Zeichen. Die Hoffnung auf ein erträgliches Kriegsende schwindet. Nun hätten sie kaum noch feiern können. Weber wird sehr still und in sich gekehrt — »man trägt jetzt einen eisernen Ring ums Herz«. Er leidet schwer und lästert ab und an den Weltenlenker.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

DER NACHREVOLUTIONÄRE POLITIKER.

Die Darstellung nimmt den politischen Faden wieder auf und greift zurück. Ende 1917 sind die auf die Tauchboote gesetzten Hoffnungen längst gesunken, und die Heere stehen zwar immer noch in Feindesland, werden aber mehr und mehr in Verteidigungsstellung gedrängt. Die inneren Gegensätze verschärfen sich aufs neue. Es geht immer um dieselben Dinge: die Frage des Friedensschließens und Verfassungsreformen. Von den Sozialdemokraten, deren nationale Gesinnung sich all die Jahre bewährte, haben sich die »Unabhängigen« als radikal pazifistischer und revolutionärer Flügel abgespalten; das Gegenteil erstrebt die im Herbst 1917 konstituierte »Vaterlandspartei«, in der Tirpitz und Kapp alldeutsche und konservative Elemente sammeln. Sie bekämpft die Friedensresolution und die inneren Reformen, fordert, daß Belgien und andere besetzte Gebiete dauernd behalten werden, und propagiert die politische Beeinflussung der Truppen gegen den Verständigungsfrieden und gegen die Regierung. Ihre Taktik vergiftet den innerpolitischen Kampf vor allem dadurch, daß sie gegenüber allen andren auf die besondere Qualität ihres Patriotismus pocht. — Dieser Partei stellt sich als außerparteiliches Gebilde »der Volksbund für Freiheit und Vaterland« entgegen, der den »Verständigungsfrieden« und den sofortigen freiheitlichen Ausbau aller staatlichen Einrichtungen fordert. Einen Ende Dezember veröffentlichten Aufruf unterschrieb mit Brentano, G. Bäumer, H. Delbrück, Naumann, Oncken, Troeltsch und andren auch Max Weber. — Das bei Kriegsbeginn alle einende und erhebende nationale Gemeinschaftsgefühl ist nun gründlich zerstört. Die gemeinsam bedrohten Volksgenossen hassen und bekämpfen einander.

Als z. B. Weber im Dezember 1917 in einer Versammlung des »Volksbundes« die Agitationsformen der Vaterlandspartei,

vor allem die ihm sehr bedenkliche Politisierung des Heeres kritisiert und sich dabei einer von Blücher auf dem Wiener Kongreß geprägten Sentenz bedient, verkehren sich seine Worte im Kopf eines Hörers in ihr gerades Gegenteil — ein willkommener Demonstrationsstoff für die rechtsradikalen Gegner, die deshalb nicht den Versuch machen, sich der Richtigkeit der Behauptung zu versichern. Weber wehrt sich in folgender Erklärung: »daß sich in Heidelberg ‚Bürger' finden würden, welche aus meinem Munde den Satz: »Die Feder macht wieder gut, was das Schwert verdorben hat«, gehört zu haben sich einreden, übersteigt selbst diejenigen Erwartungen, welche ich bei meiner sehr geringen Einschätzung der Intelligenz der sog. Vaterlandspartei gehegt habe. Daß eine ähnliche angebliche Aeußerung dann in einer öffentlichen Versammlung in der Aula reproduziert und zum Gegenstand eines Telegramms an den Reichstag gemacht wurde, ist bedauerlich, weil solcher Unsinn die Bürgerschaft Heidelbergs dem Spott preiszugeben geeignet ist. Ich benutze gern die Nötigung, auch öffentlich festzustellen, was ich wirklich und zwar hier nicht zum erstenmal gesagt habe: »Die Politisierung des Heeres im allgemeinen, und die Hereinzerrung der obersten Heeresleitung in den politischen Parteikampf durch Telegramme und Huldigungsadressen einzelner Parteien im besonderen, muß uns zu der Bitte an unsre großen Heerführer veranlassen: »Sorgt dafür, daß nicht einst gesagt werden kann: was Ihr mit dem Schwerte gutgemacht habt, das habt Ihr dadurch verderben lassen, daß Ihr Euch in das Getriebe und auf das Glatteis der innerpolitischen Parteikämpfe habt zerren lassen.« Denn der Offizier, welcher sich auf ein Gebiet begibt, das er nicht beherrscht, setzt seine Autorität bei der Mannschaft und der Nation auch da aufs Spiel, wo sie ihm zusteht — — — —«[1]).

Um dieselbe Zeit kommt Deutschland draußen nun wirklich das große Wunder zu Hilfe: der sich schon im Frühjahr ankündigende Zusammenbruch des revolutionären Rußlands ist vollständig. Der Bolschewistenstaat verlangt Mitte Dezember den Waffenstillstand und bietet einen Verständigungsfrieden an auf der Grundlage eines nationalen »Selbstbestimmungsrechts«, das sich besonders auf die Völker der Randstaaten erstrecken soll. Deutschland ist grundsätzlich zur Annahme dieser Formel

[1]) 10. 12. 17 »Eingesandt« im Heidelberger Tagblatt.

bereit, weigert sich jedoch, die baltischen Provinzen vor dem allgemeinen Friedensschluß dem Bolschewismus preiszugeben. Auch in anderen Punkten tritt der unterhandelnde General mit der Geste des Siegers auf. Darüber geraten die Verhandlungen ins Stocken. Die Russen hoffen, daß der revolutionäre Funke nach Deutschland überspringt. Das Ergebnis ist: Sonderfriede mit der Ukraine, jedoch ein Schwebezustand mit Rußland, das den Krieg einstellt, aber keinen Frieden schließt. Die deutschen Truppen rücken erneut nach Osten vor. Weber bemerkt dazu: »Die Sache in Brest-Litowsk macht mir keinen guten Eindruck. Der Erfolg muß ja zeigen, was bei dieser unnütz schroffen Tonart herauskommt, aber ich glaube, Trotzki ist klüger als unsre Leute.« Und einige Wochen später, als die Verhandlungen stocken: »Kein Russe kann ohne absoluten Zwang Riga an Deutschland ausliefern. Jeder Friede auf dieser Basis wäre absoluter Scheinfriede, der nur so lange dauert, wie sich Rußland nicht rühren kann. Trotzki hat, da wir ja keinerlei Möglichkeit haben, wesentliche Teile des Landes zu besetzen, kein schlechthin zwingendes Interesse am Frieden, das mußte man sich sagen. W e n n man also weiterkommen wollte, durfte d i e s e Formulierung nicht gewählt werden, die das Militär verlangt hat. Und der Zwischenfall Hoffmann war ein Skandal. Er konnte uns das Bündnis kosten. Der Pessimismus in bezug auf unsre L e i t u n g ist es, der Scheidemann und Genossen zu ihrer pessimistischen Politik veranlaßte, mit anderen Worten die feste Ueberzeugung: die Sache geht doch trotz allem schief, a l s o lassen wir sie eben laufen.« (7. 2. 18.)

»Die Offensive im Westen ist beschlossen (die kalkulierten Verlustziffern sind märchenhaft und grauenvoll!). Vom Ausfall erhofft man alles. Ob mit Recht? Ich wette 2:1 auf Frieden im H e r b s t. Aber h ö h e r wette ich n i c h t. Denn das Militär ist rein verrückt bei uns. Geht die Wahlrechtsvorlage schief und kommt der Generalstreik, dann ist Schlimmes möglich. — Rathenau wettet auf noch 3 Jahre Krieg. Das kann nicht sein; es ginge nicht ohne Revolution ab. Aber alles ist unsicher.« (17. 1. 18.)

Das Auftreten der Vaterlandspartei veranlaßt die deutschen Linksradikalen zu bedrohlicher Gegenwirkung. Sie organisieren in Berlin und in andren Großstädten den ersten p o l i t i s c h e n Streik in Deutschland, den mehrtägigen Ausstand der Rüstungsarbeiter. Er soll den Weltfrieden und die immer noch verschleppte

Demokratisierung erzwingen. Die Reichsregierung stellt sich auch jetzt auf den Herrenstandpunkt und verweigert die Aussprache mit der Streikleitung. Dennoch wird schweres Unheil abgewendet, weil die Gewerkschaften sich dagegen stemmen und die mehrheitssozialistischen Führer die Arbeiter wieder in die Hand bekommen. — Weber schreibt darüber an Oncken: »Die politischen Vorgänge in Berlin sind zum verzweifeln. Aber wer dieses politische Irrenhaus vor 14 Tagen gesehen hat, konnte sich nicht wundern. Das Verhalten des Kriegspresseamts: das In-die-Presse-Lanzieren der Ressortschwierigkeiten mit dem Militär über Brest und die Rede General Hoffmanns hat in Wien und infolge davon in Berlin alles verdorben. Kein Mensch auf der Linken glaubt an das gleiche Wahlrecht (auch Naumann nicht), und es stand völlig fest, daß dann die Sozialdemokratie die Arbeiter nicht mehr halten konnte (das hatte sie stets erklärt und auf die Folgen hingewiesen). Ihre Lage ist nicht einfach, denn unter den letzten Eindrücken schwenkt alles nach links zu den Unabhängigen ab.« (1. 2. 18.)

Trotz allem ist Anlaß zu neuer Hoffnung. Rußland, der gefährlichste Feind, ist kampfunfähig und muß Ende März ein Friedensdiktat annehmen, das große Teile des Landes in deutsche Gewalt bringt. Ohne den ständigen Nachschub der wohlgenährten und aufs beste ausgerüsteten amerikanischen Truppen im Westen wäre nun wohl ein annehmbarer Frieden gesichert. Aber jetzt? Alle Siege scheinen weiter davon wegzuführen. Die große Frühjahrsoffensive für die schon im voraus fürchterliche Verlustziffern »kalkuliert« sind, soll das Kriegsende erzwingen. Sie bringt auch wiederum monatelang wunderbare Erfolge. Die deutschen Truppen stehen tief in Frankreich, Paris wird durch Ferngeschütze beschossen, schon wiegen sich junge Offiziere in der Hoffnung, dort einzuziehen. Als Ende Juni der Staatssekretär des Auswärtigen, v. Kühlmann, im Reichstag erklärt, daß der Krieg mit der Waffe allein nicht zu beendigen sei, und die Verhandlungsbereitschaft der Regierung andeutet, muß er dem Ansturm der Alldeutschen weichen. — Aber Mitte Juli setzt im Westen die große Gegenoffensive ein, und vom August an erzwingt die feindliche Uebermacht den Rückzug der Deutschen an allen Fronten. Endlich kann nicht länger verhehlt werden, daß der Vorrat an Menschen, Nahrungsmitteln und vor allem Kriegsmaterial erschöpft und Oesterreichs Kraft zusammengebrochen

ist. Im großen Hauptquartier wird festgestellt, daß die Mittelmächte außerstande sind, den Kriegswillen der Gegner militärisch zu brechen. Nun beginnt von deutscher Seite die rednerische »Friedensoffensive«. Aber die vordringenden Feinde sind nicht zum Verhandeln bereit. Die Staatsmänner halten ihre Dialoge über den Ozean, und Deutschland hört immer dieselben Forderungen: Es soll Belgien wieder aufrichten, alle besetzten Gebiete herausgeben, alle Schäden wieder gutmachen, Elsaß-Lothringen und den Polen einen freien Zugang zum Meer abtreten. Diese Forderungen vertritt nun auch Wilsons Weltfriedensprogramm: seine sog. 14 Punkte. Er hält die Wage des europäischen Schicksals. Man hofft noch auf ihn. Schärfer als je bekämpfen sich in Deutschland die Parteien des »Macht«- und des »Verständigungsfriedens«. Aber über die Unmöglichkeit seiner Verstümmelung im Westen und Osten sind a l l e einig. — Die Regierung gibt das Scheitern der Offensive zu: »Die Lage ist ernst, aber wir haben keinen Grund, kleinmütig zu sein.« Die Mehrheitsparteien drängen jetzt auf Parlamentarisierung. Der ebenso wie seine Vorgänger dem politischen Einfluß der Militärs unterstehende Reichskanzler (v. Hertling) erklärt sich dagegen und tritt zurück. Die Bahn für Verfassungsreformen ist frei. Aber Deutschland ist in höchster Gefahr. Wer soll nun ans Steuer? Viele, die seine politischen Aufsätze gelesen und ihn reden gehört haben, denken: Max Weber könne der Mann sein. Einer seiner Berliner Jugendfreunde schreibt am 2. 10. 18 an Helene Weber:

»Es drängt mich in diesen Tagen, wo ich so viel an Sie gedacht habe, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. Ich kann nämlich das Gefühl nicht loswerden, daß die innere politische Krise, in der wir uns befinden, nur durch e i n e n Mann gelöst werden könnte, und das ist Ihr Sohn Max. Immer einmal wieder, je mehr ich darüber nachdenke, will mir scheinen, als ob er dazu berufen wäre, in dieser schweren Zeit unser Führer zu sein. Heute waren ein paar sozialdemokratische Führer aus Sachsen bei mir, mit denen ich geschäftlich zu sprechen hatte, aber naturgemäß kamen wir auf die Politik, da sie eben die Fraktionssitzung verlassen hatten und mir erzählten, daß man noch immer keinen Kanzler gefunden habe. Max von Baden gefiel ihnen ganz und gar nicht. Da sagte ich ihnen: ‚Warum holt ihr euch nicht den andren Max von Baden her, den Max Weber, das ist die geeignete Persönlichkeit, vielleicht die einzige, die uns nottut.‘ Der Ge-

danke leuchtete ihnen sehr ein, und sie wollten in der heute abend stattfindenden Fraktionssitzung seinen Namen in die Debatte bringen. Ich verspreche mir so viel davon, wenn er erst in Frage gezogen wird, und zweifle nicht, daß sich alle Mitglieder der Mehrheitsparteien auf ihn zusammenfinden würden. Ich gestehe übrigens offen, daß ich nicht immer mit Maxens früheren politischen Betätigungen einverstanden war, daß ich z. B. sein warmes Eintreten für Bethmann seinerzeit nicht recht verstanden habe. Aber sein politisches Genie, sein tiefes Wissen, seine glänzende Beredsamkeit, die ungeheure Fülle seines Intellekts prädestinieren ihn, wie keinen anderen, zur führenden Rolle gerade in solchen Zeiten, wo nur die Besten für uns gut genug sind — — —.« (2. 10. 1918.)

So dachten damals viele, die abseits vom Parteiwesen standen und dessen immanente Triebkräfte nicht kannten.

Aber für die Berufspolitiker kam ein der aktiven Politik und dem Parteigetriebe fernstehender Mann nicht in Frage. Und die milde kluge Art eines edlen Fürsten, des Prinzen Max von Baden, schien auch den Konservativen annehmbar. Er wird Kanzler und entscheidet sich für das Programm der Mehrheitsparteien, also außenpolitisch für den Verständigungsfrieden, innenpolitisch für das parlamentarische System und Preußens Demokratisierung. Endlich scheint der bedrohte Staat durch neue Einmütigkeit des Volks mit der Regierung in die Bahnen der Vernunft gelenkt. Vertreter der Linken treten ins Kabinett. Noch darf man hoffen, daß die Demokratie imstande ist, Deutschland zu retten. Die Front ist ja ungebrochen, und noch stehen die deutschen Heere auf feindlichem Boden. Da, gleich zu Beginn des neuen Kurses, verlangt die Oberste Heeresleitung — Ludendorff — ein unverzügliches Friedens- und vor allem: Waffenstillstandsangebot an Wilson. Der Reichskanzler stemmt sich dagegen — vergebens, die Feldherren bestehen darauf. Die allgemeine Bestürzung in Deutschland ist ungeheuer, das Ausland deutet es als Zeichen unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruchs. Weber äußert darüber am 11. Oktober zu Naumann:

»Angesichts der furchtbaren Verantwortung wird die Regierung unbedingt dafür Sorge tragen müssen, unmittelbar nach Abschluß des Friedens und der Demobilisation *vor* den Wahlen mit einem *Rechenschaftsbericht* vor das Land zu treten. Diese wichtige und schwierige Aufgabe muß *jetzt*

schon in die Wege geleitet werden, insofern als mit der Feststellung der Tatsachen — detailliert mit allen Belegen und Zeit- und Personenangaben — die zu den entscheidenden Entschlüssen führten und der Stellungnahme aller einzelnen für die Lage verantwortlichen Personen jetzt schon begonnen werden muß. Wer das macht, ist einerlei: Aber es muß unbedingt geschehen, sonst wird man die Unterlassung sehr bereuen. —

Wenn ich vorläufig öffentlich gänzlich schweige, bisher wenigstens, so hat das seinen Grund darin, daß ich, wie wir alle draußen, absolut nicht im Bilde bin und Desavouierung durch Ereignisse und Schritte fürchte. Ich gestehe, daß wir den Eindruck einer hemmungslosen Nervenlosigkeit haben, aus allem, was wir von Berlin hören. Das könnte der Nation furchtbar teuer zu stehen kommen. Hoffentlich ist es anders. Ich habe jetzt, wo das Unheil da ist, absolut ruhiges Blut. Ich hoffe, Sie auch.«

Er sieht nun wieder alles, was kommen wird, voraus. Schon am nächsten Tag verweist er die ihm befreundeten Politiker G. v. Schulze-Gävernitz, H. Delbrück, Naumann darauf, daß nur der sofortige freiwillige Thronverzicht des Kaisers Monarchie und Dynastie vielleicht noch retten können. Er schreibt am 11. Oktober 1918 an Professor v. Schulze-Gävernitz:

»Als aufrichtiger Anhänger monarchischer — wenn auch parlamentarisch beschränkter — Institutionen und der deutschen Dynastie insbesondere, ist meine feste Ueberzeugung: daß der jetzige Kaiser im Interesse des Reichs und der Dynastie zurücktreten muß. Er kann es mit voller Würde, wenn er erklärt: ‚er beharre dabei, nach Recht und Gewissen gehandelt zu haben, wie er gemußt habe; das Schicksal sei gegen ihn gewesen, und er wolle der neuen Zukunft seines Volkes nicht als Hindernis im Wege stehen.‘ Es ist seiner und des Kaisertums unwert, in einem verstümmelten Deutschland ‚das Gnadenbrot‘ zu essen — und so würde es kommen. Geht er, ohne Druck von außen, jetzt, so geht er in Ehren, und das ritterliche Mitgefühl der Nation ist bei ihm. Vor allem aber: die Stellung der Dynastie bleibt gewahrt. Bleibt er, so wendet sich das unvermeidliche Strafgericht über die schweren Irrtümer der Politik auch gegen ihn; das ist nicht zu ändern. Es müßte eine geeignete Persönlichkeit gewonnen werden, die dem Monarchen, wenn er die Lage

nicht erkennt, sie darlegt. Ich gestehe offen, die Art seines Regierens mit entschiedener Abneigung beobachtet zu haben. Aber im Interesse des Kaiser t u m s darf ich nicht wünschen, daß ein Kaiser m i t U n e h r e n endet, sei es, daß er später unter äußerem Zwang geht, sei es, daß er auf dem Thron fortvegetiert. Daß wir, wenn er geht, bessere Bedingungen bekommen, ist nur ein sekundärer — wenn schon schließlich auch kein unwichtiger! — Gesichtspunkt. Aber stellen Sie sich die furchtbaren Demütigungen vor, denen der Monarch entgegengeht, wenn er bleibt! Furchtbar zu denken! Und auf Generationen nachwirkend! Ich schrieb dies auch Naumann und Hans Delbrück.«

Als nichts dergleichen geschieht, schreibt Weber wieder und wieder eindringliche Briefe: »Der Rücktritt des Kaisers ist und bleibt die zentrale Frage. Wäre er doch s o f o r t erfolgt! Jetzt ist alles schwieriger, das gebe ich zu, aber es m u ß geschehen. Ein Bekenntnis m o r a l i s c h e r Schuld, sei es von seiner, sei es von unsrer Seite, liegt darin nicht. Daß er aber p o l i t i s c h e Fehler schwerster Art gemacht hat, m u ß er auf sich nehmen, damit sowohl er wie die Nation in Würde leben kann. . . . . Grundlegend wichtig wäre, daß r e c h t s stehende Männer die absolut entscheidende Bedeutung des Schritts für die Zukunft der Dynastie erkennen würden, vor allem Zentrum, Nationalliberale, Freikonservative — denn der äußersten Rechten traue ich das Augenmaß nicht zu. . . . . Es stimmt mir hier jeder zu, aber niemand hat den Mut, die Folgerungen zu ziehen.« —

Der Schritt geschieht nicht und wird in der Folgezeit dadurch erschwert, daß nunmehr der um Vermittlung ersuchte W i l s o n ihn f o r d e r t: »Die Vereinigten Staaten wollen nicht mit den militärischen Beherrschern und monarchischen Autokraten Deutschlands verhandeln. Sie würden von ihnen nicht Friedensverhandlungen, sondern U e b e r g a b e verlangen.«

Nun drängen die Heerführer auf Fortsetzung des Kampfs bis zum äußersten. Viele sind dazu bereit. Aber ihre Forderung findet keine Mehrheit im Reichstag. Nicht nur die Erschöpfung der Massen entscheidet dagegen, sondern auch andere Probleme: der drohende Zerfall des Reichs. So empfängt z. B. Weber in München folgende Eindrücke: »Im Fall eines Aufrufs zur ‚nationalen Verteidigung' ist der Abfall Bayerns vom Reich eine automatisch sich vollziehende Tatsache. K e i n e hiesige Instanz und k e i n e hiesige Partei ist andrer Meinung, und der König

wird um Erhaltung seiner Krone willen keine andre Wahl haben.« (6. 10. 18.) Und vier Wochen später an H. Oncken: »Zur Kenntnis der Lage in Bayern folgendes für jetzt streng vertraulich: Der Zentrumsvorsitzende Abgeordnete H., jetzt inzwischen Minister, trat vor 14 Tagen im Abgeordnetenhause vor mehreren Hörern an den Vorsitzenden der Liberalen mit dem Bemerken heran: die Parole »Treue zum Reich« in den Kundgebungen der Linken werde doch wohl besser vermieden, da man nicht wisse, was aus dem Reich werde, und da es doch Vorteile bringen könne, dasselbe sich selbst zu überlassen und mit Deutsch-Oesterreich zusammenzugehen — auch finanziell (Reichsschulden). Leider hat die Tatsache schon mindestens 100 Mitwisser, da sie auf der Fortschrittlichen Vertreterversammlung in Nürnberg — »vertraulich« mitgeteilt und besprochen wurde, was höchst inopportun war. Nach einer öffentlichen Versammlung, in der ich die Loslösungsidee verspottet und an die Kündigung des Zollvereins und an den damaligen Ausgang der Zolltrennung erinnert hatte, wurde ich von einem Ingenieur antelephoniert, der diese Gründe für z. Z. ganz unstichhaltig erklärte und auf meine Bemerkung: »Sie möchten es doch versuchen«, nur erwiderte: »Das werden wir auch.« Daß der Hof das Ganze nicht ungern sähe, weiß jedermann. — »Reichstreu« ist nur die Linke, bei den Sozialdemokraten aber mit dem Vorbehalt, daß Wilhelm II. fort müsse, widrigenfalls man an nichts glaube. —

Im übrigen war die Stimmung durch die Bank auch bei den besten Männern, so extrem für Frieden auf jeden Fall — da jeder Versuch, den Widerstand zu organisieren, zur sofortigen Anarchie führe, daß es zum Verzweifeln war.« (6. 11. 18.)

* * *

Als jetzt die Militärgewalten dem Reichstag unterstellt werden, tritt Ludendorff von der Heeresleitung zurück; dagegen harrt Hindenburg aus auf seinem Posten, und alles, was er in dieser Zeit tut, vermehrt die allgemeine Ehrfurcht. — Der Kaiser entweicht ins Große Hauptquartier. Die Linke verlangt seine Abdankung. Wilson hält das Weltgeschick in Händen. In diesen Tagen warnt ihn Weber in einer kurzen Einsendung an die Frankfurter Zeitung vor der Verschärfung seiner Bedingungen: — — — »Wird seinem Begehren, daß die deutsche Regierung solche Waffen-

stillstandsbedingungen annehmen soll, die einen weiteren militärischen Widerstand unmöglich machen, Folge geleistet, so würde dadurch nicht etwa nur Deutschland, sondern in weitestem Maß auch er selbst etwa aus der Reihe der für die Friedensbedingungen maßgebenden Faktoren ausgeschaltet. Seine eigne Stellung als Schiedsrichter der Welt beruhte und beruht darauf und nur darauf, daß die deutsche Militärmacht mindestens so viel bedeutet, daß sie ohne die Mitwirkung der amerikanischen Truppen keinesfalls zur Unterwerfung gezwungen werden kann. Würde dies anders, so gewinnen die unzweifelhaft vorhandenen, absolut intransigenten Elemente der übrigen feindlichen Staaten die Oberhand und sind in der Lage, den Präsidenten mit höflichem Dank für seine bisherige Hilfe glatt beiseite zu schieben. Seine Rolle wäre ausgespielt. ——— [1])«

Aber das Unheil ist schon unterwegs: Am 3. November meutern die Matrosen auf der im Kieler Hafen liegenden Flotte. Am 4. November hält Weber auf Veranlassung der Fortschrittlichen Volkspartei eine politische Rede in München. Dort finden in jenen Tagen bereits ununterbrochen linksradikale Versammlungen und Straßenumzüge statt. Sein Thema heißt: »Deutschlands politische Neuordnung.« Nach dem Gefühl einiger Zuhörer war es eine seiner leidenschaftlichsten Reden, »wobei sich seine Glut im Bewußtsein ihrer selbst zu äußerster Kälte bei der Zergliederung der Lage zu dämpfen suchte, aber immer wieder durchschlug« [2]). Er appelliert an die Instinkte mannhafter Selbstbehauptung gegenüber dem Feind und an den Willen zur Erhaltung des Reichs: »Der Ruf Los von Preußen ist eine verbrecherische Dummheit.« Das eigentümliche Schicksal der Welt ist, daß der erste wirkliche Weltherrscher ein Professor ist. Wie sehr er Professor ist, sieht man an der großen Dummheit, die er gemacht hat: den Waffenstillstandsbedingungen. Verhindert er nicht, daß Deutschland waffenlos in die Friedensverhandlungen eintritt, so ist es mit seiner eignen Herrschaft zu Ende. Dann werden die französischen Generäle sagen: »Danke sehr, jetzt werden wir auch ohne Dich mit Deutschland fertig.« — Zum Frieden gibt es zwei Wege, den des Politikers und den der Bergpredigt. Der Politiker muß den Frieden so schließen, daß alle Beteiligten sich ihm aufrichtig fügen können. Der andre Weg

[1]) Vgl. Gesammelte politische Aufsätze S. 340.

[2]) Nach Aufzeichnungen einiger Zuhörer.

heißt: Frieden um jeden Preis! Vor den Vertretern dieser Forderung kann man die größte Hochachtung haben, wenn sie bereit sind, die Ethik der Bergpredigt auch sonst zu verwirklichen. Die Frage, ob bei unerträglichen Bedingungen der nationale Verteidigungskampf wiederaufgenommen werden soll, ist von den Frontsoldaten zu entscheiden. Revolution führt nicht zum Frieden. Der Bolschewismus ist eine Militärdiktatur wie jede andere und wird wie jede andre zusammenbrechen. Und ausgeschlossen ist, daß die bürgerliche Gesellschaft durch Revolution in den sozialistischen Zukunftsstaat überführt wird. Ihre Folge wäre Einmarsch der Feinde und spätere Reaktion.

Ein Teil der Hörer waren bürgerliche Intellektuelle und freideutsche Jugend, ein Teil Linksradikale: von chiliastischen Hoffnungen erregte Kommunisten und Anarchisten, darunter der russische Bolschewist M. Levien und der, bis dahin als charakteristische Schwabinger Bohème-Figur bekannte, Erich Mühsam. Als Weber sich gegen den Frieden um jeden Preis und gegen die Revolution äußert, unterbricht ihn Levien mit Zwischenrufen, auf die Weber immer sarkastischer erwidert. Die Erregung wird schon während der Rede groß, eine feindselige Luft dringt zum Rednerpult. Diese Leute können und wollen ihn nicht mehr verstehen. In der Diskussion kommen sie mit kommunistischen Schlagworten, Webers Argumente fallen zu Boden. Das Bürgertum schweigt. Zum erstenmal geschieht es, daß feindselige Masseninstinkte sich gegen ihn kehren und er ihrer nicht Herr wird. Das demagogische Treiben beeindruckt ihn als »häßlich« und von unheilvoller Vorbedeutung. Nach dem Vortrag trifft Weber einen Kreis seiner Hörer bei E. Katzenstein, der einige Tage später die Besetzung des Münchner Polizeipräsidiums leitet. Noch scheint keiner von den Anwesenden zur Revolution entschlossen. Weber sitzt »wie ein alter Ritter« unter ihnen und spricht heißen Herzens über das Versagen des Kaisers, der den einzig würdigen und richtigen Schritt zur Rettung der Monarchie nicht tut. Man bestürmt ihn mit Fragen: was soll denn nun geschehen? Er antwortet darauf wieder: »Die Frontsoldaten müssen entscheiden.« Das wollen die Jungen nicht anerkennen, sie sind zeitweilig selbst draußen gewesen und überzeugt, daß nur Freiheit vom Militär den richtigen Ueberblick verleiht.

Was freideutsche Jugend, die noch am Scheideweg stand zwischen revolutionärer und national-patriotischer Haltung, über

Webers Darlegungen dachte, und was sie von ihm wünschte und sonst erhoffte, drückt in charakteristischer Weise folgender Brief eines sehr gescheiten jungen Mannes (G. W. Klein) aus:

München, 6. und 7. 11. 18. »— — — — An Ihnen, Herr Professor, hängen die politischen Hoffnungen der Besten, soweit ich es übersehen kann — und ich hätte nichts so gewünscht, um es einfach zu sagen, als Sie auf dem Reichskanzlerposten zu sehen, weil ich wirklich im Umkreis aller politisch lebendigen Menschen keinen sehe, dem ich zutraute, so wie Sie, ganz bestimmt zu wissen, was er wollte und das unbedingt männlichste und beste zu wollen. Weil es mir außerdem wichtig scheint und heute ganz dringend, nicht nur was, sondern w i e es getan wird. Wir brauchen jetzt einfach einen Erzieher, der das ganze Volk diese Dinge so verarbeiten lehrt, daß es etwas daraus macht. Es tut mir aufs tiefste leid, daß es mir in Heidelberg nicht gelungen ist, Ihnen persönlich soweit nahe zu kommen, um mich mit Ihnen über diese so wichtigen Dinge unterhalten zu können, und ich weiß deshalb nicht, ob Sie mir die Kompetenz zuerkennen werden, wenn ich Sie auf einige Einwendungen aufmerksam mache, die im Kreis der mir bekannten Jugend und auch von mir erhoben werden. . . . . Man sagt in erster Linie: Sie gingen mit der Zeit nicht mit. Ich darf Ihnen sagen, daß ich mich diesem Vorwurf nicht anschließe, vor allem dort nicht, wo er erhoben wird, in Ideologenkreisen. Ich habe das schon in Heidelberg gehört und nun wieder bei Ihrer Rede. Zu dieser Rede möchte ich Ihnen gestehen dürfen, daß sie auch mir inhaltlich wenig Neues sagte. Was mich schlechthin begeisterte, war die Haltung und die ungeheure Lebendigkeit, mit der Sie sprachen. Ich habe den Glauben, daß Sie die Umstellung, die auch für uns weitgehendst Liberale unleugbar nötig geworden ist, nicht mit der Schnelligkeit vollziehen konnten und durften, wie wir: die Jugend, die noch nicht fest geworden, sich den Umständen viel leichter anpassen kann. Ich hatte daher den Eindruck, daß Sie, ohne darüber zu sprechen, sich das verändern ließen, was sich veränderte, und daß Ihnen vielleicht im Grunde am meisten daran gelegen war, in dieser Umwertung aller Werte, die eine Entwertung aller Werte zu werden droht, einmal klar und scharf die Haltung eines ernsten, ritterlichen und unbedingt anständigen Menschen fixieren zu wollen. Ich trat mit diesen Erklärungen auch den Vorwürfen der andern entgegen. . . . . Worin wir

auch den Vorwürfen der andern entgegen. Wofür wir Sie als Führer dringend brauchen, ist nicht die Frage, ob man seine linke Wange hinhalten soll oder kein Unrecht dulden, sondern darin, daß Sie dem klaffenden Widerspruch eines quantitativen oder eines qualitativen Sozialismus Worte verleihen. Es drängt ja, und jeder Augenblick ist wichtig. Es handelt sich jetzt darum, ob wir uns der Menge und der Zahl überliefern, oder ob wir den schleunigsten Versuch machen, die entfesselte Bewegung in die Bahn zu lenken, wo sie wertvolle Arbeit schafft und Schönheit, Bewegtheit ins Leben bringt . . . . . Es ist psychologisch begreiflich, daß nach einer Zeit so unerhörten Unglücks, so außerordentlicher allgemeiner Trauer, wie sie dieser Krieg gebracht hat, und nach einem verelendeten Dasein, wie es der Arbeiter zu führen hatte, einfach gar nichts andres gedacht wird als Glück, Glück, Glück! Bekommen wir jetzt den Bürgerkrieg, so wird das Elend so zum Himmel wachsen, daß kein andres Gefühl mehr übrig bleibt als dies: Nur endlich Schluß und etwas Glück in diesem elenden Dasein! Das trat ja hervor bei Ihrem Vortrag hier. Sie waren Ihrer ganzen Haltung nach Repräsentant des N i v e a u s und redeten zu Zuhörern, die nichts andres wollten als etwas Freude, und denen der Gedanke an nur ein Opfer mehr für irgendein ihnen hypothetisches Niveau ein Greuel ist. Die Zuhörerschaft verstand Sie einfach nicht und hatte wahrscheinlich zum großen Teil das Gefühl, als kämen Sie von einem andren Planeten. — — Wer versteht denn heute noch, wenn jemand wie Sie ausrufen: ‚Deutschland, das wir mehr lieben als je!' Das war diesen Zuhörern Phrase, die sie nicht mitempfanden, jeder denkt an sich und seinen Vorteil. . . . . .«

Weber ist kaum von München zurück, als dort die Revolution ausbricht. Bayern wird zum Freistaat erklärt, die »Volksregierung« der Arbeiter- und Soldatenräte konstituiert sich nach russischem Muster. Noch hofft die Berliner Regierung der Bewegung Herr zu bleiben. Noch glaubt der Kaiser, an der Spitze des Heeres die Ordnung in der Heimat wiederherstellen zu können. Noch hofft der Reichskanzler, durch Thronverzicht des Monarchen den allgemeinen Umsturz zu hindern. Aber nun ist es einmal wieder zu spät. Am Tage der Abdankung des Kaisers wird auch in Berlin »die deutsche Republik« ausgerufen. Zugleich verkünden die Kommunisten »die freie sozialistische Republik« nach bolschewistischem Muster. Am Tage danach werden die über alle Maßen fürchter-

lichen Waffenstillstandsbedingungen angenommen. Viele verdrängen ihre Verzweiflung im revolutionären Tatenrausch. Sie träumen sich an die Schwelle einer vollkommeneren Gesellschaftsordnung — endlich scheint die Bahn frei für das Reich des Friedens, der Völkerversöhnung, Gemeinschaft und menschlicher Solidarität. Die andern freilich, die Stützen des alten Regimes, machen die Revolution für den Umfang des nationalen Unglücks verantwortlich. Sie schaffen die Dolchstoßlegende und schmähen das »treulose Volk«, das sich nicht mehr zum letzten Verzweiflungskampf aufraffen kann.

Wo immer Weber diesem Urteil begegnet, empört es ihn, namentlich dann, wenn es Kollegen von der beschützten Höhe ihres Katheders fällen. Aber ebenso stark verneint er die Revolution und die an sie geknüpften Hoffnungen. Unter dem Eindruck der Münchner Vorgänge und des traurigen Schauspiels, daß junge Burschen den heimgekehrten Offizieren die Achselstücke abreißen, nennt er sie »einen blutigen Karneval, der den ehrenvollen Namen einer Revolution nicht verdient«. Und wenn er versteht, daß es so kommen mußte, so sieht er zugleich voraus, daß die Umwälzung in diesem Zeitpunkt Deutschlands Friedenschancen verschlechtern und seinen finanziellen Zusammenbruch herbeiführen wird, ohne doch sozialistischen Institutionen Dauer verleihen zu können. Seine Teilnahme für den Kampf des Proletariats um menschenwürdige Existenz war seit Jahrzehnten so groß, daß er sich öfter überlegt hatte, ob er sich nicht als Parteisozialist ganz in ihre Reihen stellen könne — aber immer mit negativem Ergebnis. »Sozialist« konnte man — ebenso wie »Christ« — ehrlicherweise nur dann sein, wenn man bereit war, die Lebensform der Besitzlosen zu teilen, jedenfalls auf ein durch ihre Arbeit unterbautes Kulturdasein zu verzichten. Das war für Weber seit seiner Erkrankung unmöglich, sein Gelehrtentum war nun einmal von Kapitalrenten abhängig. Außerdem: in der Substanz seines Wesens blieb er Individualist. Dennoch hätte er sich zu andrer Zeit für den Versuch durchgreifender Umgestaltung der Wirtschaft — ihre »Sozialisierung« sehr interessiert, aber in diesem Moment? Nein, denn alle derartigen Experimente würden das Staatsgefüge weiter lockern und die nationale Katastrophe verschlimmern. —

»Eine Neuordnung, die Produkt dieser furchtbaren Niederlage und Schändung ist, wird schwerlich einwurzeln. Gewiß, an dem

‚Glauben' (an eine sozialistische Zukunft) kann man sich freuen, auch wenn man ihn nicht teilt. Aber man teilt ihn eben nicht, so fest mir selbst das Vertrauen auf unsre Zukunft als solche steht. Und ich fürchte, wenn sich zeigt, daß Glaube zwar Berge versetzen, aber nicht ruinierte Finanzen und Kapitalmangel sanieren kann, wird die Enttäuschung — nach allem, was den Menschen sonst schon genommen ist — für Viele gerade der Gläubigsten unerträglich werden und sie innerlich bankrott machen. Mich nicht, wenn ich gesund bleibe und arbeiten kann, denn ich kann glaubenslos — in diesem Sinn — leben.« (Nov. 1918.)

* * *

Weber war in jenen Wochen zu jedem Einsatz für die Nation und zur Führung der Jugend bereit. Aber niemand war da, ihm zu folgen. Daß bei den jungen Pazifisten und Kommunisten, die auf eine Weltenwende in ihrem Sinne hofften, sein nationales Ethos zu Boden fiel, war am Ende nicht zu verwundern, daß dies aber auch bei der am Ueberlieferten orientierten Jugend geschah, konnte wohl erschüttern als Symptom völliger moralischer Erschöpfung durch den Krieg. Es geschah in einer Heidelberger Studentenversammlung. Ein Freund zeichnete darüber folgendes auf: »Weber stellte die politische Hoffnungslosigkeit der Lage für die gegenwärtige Generation schleierlos und unbarmherzig vor Augen, um gerade aus dieser Hoffnungslosigkeit mit seinem nationalen Glauben die damals unbegriffenen Konsequenzen zu ziehen: Sie wissen — sagte er —, was es heißt, einem einmarschierenden Feinde, dem mit einer Armee nicht mehr zu widerstehen ist, die Stirn zu bieten. Sie kennen die Methoden aus der russischen Revolution von 1905. Da heißt es: Alles für die Zukunft glauben, für sich selbst alle Hoffnung fahren lassen. Dem Lebenden ist nur beschieden: Einkerkerung und Standgericht. Wenn es soweit ist, wenn Sie entschlossen sind, keine großen Reden zu führen, aber schweigend dafür zu sorgen, daß den ersten polnischen Beamten, der es wagt, Danzig zu betreten, eine Kugel trifft — wenn Sie entschlossen sind, die Wege zu beschreiten, die dann unvermeidlich sind, dann bin ich für Sie da, dann: Her zu mir! Diesen Worten, die mit einer ausgreifenden Armbewegung, als wollte er seine Kameraden zu sich ziehen, gesprochen wurden, folgte eisiges verständnisloses Schweigen. Schweigen hätte andren Sinn haben können, aber das weitere zeigte, daß dem nicht so

war. Weber fuhr fort die gegenwärtigen Möglichkeiten zu entwickeln, von der Ehre der Studenten zu sprechen und von der Hoffnung, daß Deutschland was, wie einst Treitschke sagte, als einziges unter den europäischen Völkern eine zweite Jugend gehabt habe, nun auch eine dritte beschieden sei. Dann schloß er: Ein Hundsfott aber, wer Couleur trägt, solange Deutschland am Boden liegt! Das Schweigen hielt an, aber in dieser Sache wurde die Verständnislosigkeit bald zur Empörung. Vor Webers Hause gingen Studenten in Couleur ostentativ auf und ab. Einige Zeit danach sandte er in höflicher Form das Band an seine eigene Korporation zurück. Nie wieder sprach er von dem Willen dieses Augenblicks, dem Feinde mit Wissen sichren Untergangs zu widerstehen.«

II.

Weber überläßt sich nicht der hadernden Verzweiflung, sondern sucht aufs neue zu helfen. Und wo immer er guten ehrlichen Willen findet, freut er sich daran, so vor allem an dem besonnenen Verantwortlichkeitsgefühl und der schlichten Tüchtigkeit der Mehrheitssozialisten, welche die von ihnen nicht gewollte Revolution gegen die Bolschewisten zu meistern suchen. Auf ihre Bitte tritt er eine Zeitlang dem Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrat bei, vielleicht daß er ihm durch sein Wissen nützen kann. Er verträgt sich gut mit den Arbeiterführern. Wirkliche Unvernunft scheint sich in diesem gesegneten badischen Land nicht halten zu können. So findet sein Glaube an den deutschen Menschen, an Deutschland immer neue Nahrung. Illusionen sind ihm nicht zerstört, denn er hatte keine. Deshalb ist er nun für seine Umgebung, die ihn früher so oft als politischen Pessimisten empfand und seine Einsicht »verdrängte«, der starke Halt.

»Ueber das Schwere, was wir erleben, ein andres Mal! Fast noch schwerer war die jahrelange stille Sorge davor! Den Kopf hochhalten! Nach dem Frieden gibt es zu tun. Wohl dem, der mit Vollkraft dabei sein kann. Ich kann es höchstens mit halber.« Und einige Wochen später: »Der Zusammenbruch Ludendorffs, die Demoralisierung der Armee: Folge des ewigen Aufpeitschens der ‚Stimmung' durch Versprechungen, die unmöglich erfüllt werden konnten, diese Kurzsichtigkeit und dieser Mangel an Augenmaß für das Mögliche, dann diese Würdelosigkeit des Kaisers und die Zerfahrenheit der Dilettantenregierung

— das alles war qualvoll. Lange werden wir daran zu tragen haben, was unserer Ehre geschah, und nur der Taumel der ‚Revolution' ist jetzt eine Art von Narkotikum dagegen für die Menschen, ehe die schwere Not kommt. Greulich ist auch das viele Phrasenwerk und deprimierend die vagen Hoffnungen und ganz dilettantischen Spielereien mit einer ‚glücklicheren Zukunft', die doch in der Ferne liegt, so fern wie je. Woran man sich f r e u t, ist die schlichte Sachlichkeit der einfachen Leute von den Gewerkschaften, auch vieler Soldaten, z. B. im hiesigen ‚Arbeiter- und Soldatenrat', dem ich zugeteilt bin. Sie haben ihre Sache ganz vorzüglich und ohne alles Gerede gemacht, das muß ich sagen. Die Nation als solche ist eben doch ein Disziplinvolk — freilich, wenn d a s einmal wankt, dann wankt — das sieht man ja — auch alles, auch im Innersten dieser Menschen. Entscheidend ist jetzt, ob die verrückte Liebknecht-Bande niedergehalten wird. Sie werden ja ihren Putsch machen, da ist nichts zu ändern. Aber es kommt darauf an, daß man ihn schnell niederwirft, und dann nicht etwa wilde Reaktion treibt, sondern sachliche Politik. Das muß man hoffen — wissen kann man es nicht. Geht es schlimm, dann muß man die Amerikaner, ob man will oder nicht, Ordnung schaffen lassen. Hoffentlich bleibt uns die Schande erspart, die Feinde schalten lassen zu müssen. Ueber dem allen denkt man fast nicht mehr an den Verlust von Metz und Straßburg! — sollte man es für möglich gehalten haben? — — —« (18. 11. 18.)

* * *

Ende November geht Weber einige Wochen nach Frankfurt, um die Redaktion der Frankfurter Zeitung auf ihren Wunsch politisch zu beraten. Er schreibt dort seine Aufsätze über »die neue Staatsform« zur Vorbereitung der neuen Verfassung. Am 2. 12. erlebt er den Einzug des unbesiegten Heeres, der ihn tief erschüttert. Alle Häuser sind bekränzt, in allen Fenstern und auf den Dächern drängt sich Kopf an Kopf. Brausender Jubel empfängt die Männer, die Uebermenschliches geleistet und erduldet haben. Wie schmuck sind sie noch! Jeder Stahlhelm trägt ein Kränzlein, jeder Gewehrlauf einen Strauß. Vom Opernhaus, wo der Heerführer mit seinem Stabe hält, weht die rote Fahne — gegenüber steht der alte Kaiser in Erz, hoch zu Roß, das Symbol des geeinten Reichs. Ein einfacher Feldgrauer, Mitglied des Soldatenrats, entbietet dem General den ersten Gruß. In diesem

Augenblick drängt sich zusammen, was draußen und drinnen geschehen ist. Die hohen Offiziere schauen mit starrem Blick und festgeschlossenen Mund ins Leere, ergraute Männer weinen.

Die innere Lage verschlimmert sich täglich: Kommunistische Fanatiker: Liebknecht und Rosa Luxemburg suchen den Sozialisten die Leitung der unblutigen Revolution zu entreißen und statt der demokratischen die sozialistische Republik, d. h. die proletarische Diktatur mit dem Rätesystem durchzusetzen. Der Münchner Führer K. Eisner, bayrischer Ministerpräsident, veröffentlicht Dokumente, die dem Feind Material für die »Schuldlüge« liefern. Von solchen »Bekenntnissen« hoffen die Pazifisten mildere Friedensbedingungen. Anfang Dezember erfolgen in Berlin und München die ersten blutigen Putsche. Der Einmarsch der Feinde droht.

Weber schreibt in diesen Tagen aus Frankfurt: »— — Hier glaubt jeder, daß der Bürgerkrieg in Berlin unvermeidlich ist und daß Deutschland dann erst mal in Stücke geht; — es ist schon zum Verzweifeln. — Allerdings dürfte Wilson nochmals nachdrücklich erklären: Sozialisten liefere er kein Brot und gebe er keinen Frieden. Das wurde heute mitgeteilt. Aber den Banden Liebknechts wird das völlig einerlei sein. Sie plündern ja dann und was nachher kommt, ist Wurst, denn dann verduften sie schleunigst. Es ist noch nicht sicher, ob Frankfurt nicht doch Okkupationsgebiet wird — manche von dem feigen Bürgerpack wünschen es sogar! Aus Angst vor den Sozzen! Hole sie der Teufel.« (22. 11. 18.)

»Haußmann schreibt, er habe mich als Gesandten in Wien vorgeschlagen. Es wird nichts daraus, das steht fest. Denn diese Leute wollen ja auch nur belogen sein, im pazifistischen Sinn. Dabei ist der Uebermut der Gegner grenzenlos und das Allerschlimmste zu befürchten; und denen ist Erzberger noch zu wenig schlapp! Ueberhaupt diese unbegabte Friedenskommission!« (25. 11. 18.)

»Vorerst ist Kuddelmuddel, und die ganze Sache geht rapid der Katastrophe zu. Die Münchner sind ja völlig verrückt und würdelos. Aber da ist nichts zu machen, und ich halte den Einmarsch der Entente für ziemlich sicher. Nun alles nimmt ein Ende, und wir kommen schon mal wieder hoch. Man möchte nur: die Hefe wäre endlich einmal geleert! Diese Regierung wird mich nie brauchen, ich ihr nie dienen. Herr Haase und Genossen — im Gegensatz zu den Gewerkschaftlern und Ebert — brauchen nur Schmeichler, Lakaien und Charakterlose, gerade wie die Fürsten. Die Schwätzer und Schreier sind obenauf und der Haß.« (29. 11. 18.)

»Alles ist in der Realität so furchtbar und schandbar, daß man Gott dankt, zu tun zu haben, — man müßte doch sonst fast überschnappen. Wie lange dieser Karneval wohl noch dauert? Es geht rapide bergab mit unserer Wirtschaft. Alles wird wahnsinnig desorganisiert, alle Reserven aufgezehrt, und ich glaube: das Ende ist Putsch und Okkupation. Aber der Mangel an Haltung: die Würdelosigkeit ist doch das Schrecklichste, was man erlebt. Und diese Gespräche der Leutnants, die man an Nachbartischen hört! Unglaublich diese Plattheit und matter-of-fact-Stellungnahme.«

Weber sieht alles schleierlos, aber er fühlt dennoch in dem Volk, dessen Glied er ist, die unzerstörbaren Kräfte und Qualitäten. Er glaubt an die Nation wie an sich selbst in dem Sinn, daß kein äußeres Schicksal, kein noch so schwerer Druck ihre geistige Substanz vernichten kann. So vermag er in diesen fürchterlichen Tagen an Friedrich Crusius [1]), der ihn um ein Urteil über das was ist und kommt, gebeten hat, folgendes zu schreiben: »Wenn ich lange schwieg, geschah es, weil ich ziemlich sicher bin, daß wir noch immer nicht die Hefe dieses furchtbaren Kelches der Erniedrigung getrunken haben. Der wahnwitzige Hasard Ludendorffs, dann als Rückschlag diese ‚Revolution' hat alle geordneten Mächte aufgelöst, speziell in Berlin: wirklich treue formierte Truppen hat die Regierung nicht gegen die Liebknechtschen Banden, daher ihre unvermeidliche Schwäche. Dauert diese Ochlokratie, wie es zu erwarten ist, an, oder vielmehr siegt sie (temporär) in einem Putsch — der unbedingt kommt — dann kommt die feindliche ‚Rettung', Okkupation, gerufen oder ungerufen. Solange man das noch vor sich sieht, ist es schwer, etwas öffentlich zu sagen.

Inzwischen versuche ich die Erörterung mehr formaler Fragen in der Frankfurter Zeitung. Solange so massive technische und ökonomische Probleme den Kopf gefangen nehmen, wie das jetzt der Fall ist und sein wird — es handelt sich um die nackte Existenz der Massen — kommt man zu den Kulturproblemen innerlich nicht recht. Auch von diesen steht die Arbeit an der Herstellung jener ganz nüchternen moralischen ‚Anständigkeit', die wir — im Großen gesehen — hatten, und die wir im Krieg verloren haben — der schwerste Kriegsverlust — durchaus obenan. Also ganz massive Erziehungsfragen. Mittel: nur das amerikanische Klubwesen, einerlei zu welchem Zweck: Ansätze dazu finden sich bei der ‚Freideutschen Jugend'. Andere

[1]) Professor der klassischen Philologie in München.

Mittel kenne ich nicht, da das Autoritäre — dem ich ganz vorurteilslos gegenüberstehe — jetzt völlig versagt, außer in Form der Kirche. Ablehnung aller geistigen Narkotika jeder Art, von der Mystik angefangen bis zum ‚Expressionismus': ‚Sachlichkeit' als einziges Mittel der Echtheit und die Heranbildung des Schamgefühls — gegen den ekelhaften Exhibitionismus der innerlich Zusammengebrochenen — welches allein ‚Haltung' geben kann. — Zur Zeit ist unser ‚Gesicht' so zerstört, wie das keines Volkes in ähnlicher Lage je gewesen ist, weder Athens nach Aigospotamos und Chaironaia, noch vollends Frankreichs 1871. Aber schnöde, ungerecht und lieblos sind die jetzigen billigen Urteile, die von den Anhängern der zusammengebrochenen Hasardpartie — natürlich — daran geknüpft werden. Ueber vier Jahre Hunger, über vier Jahre Kampfer- und Morphiumspritzen der Stimmungsmache vor allem — das hat so auch noch kein Volk über sich ergehen lassen müssen. Wir fangen noch einmal wie nach 1648 und 1807 von vorn an. Das ist der einfache Sachverhalt. Nur daß heute schneller gelebt, schneller und mit mehr Initiative gearbeitet wird. Nicht wir, aber schon die nächste Generation wird den Beginn der Wiederaufrichtung sehen. Natürlich gebietet die Selbstzucht der Wahrhaftigkeit, uns zu sagen: mit einer weltpolitischen Rolle Deutschlands ist es vorbei: die angelsächsische Weltherrschaft — ‚ah c'est nous qui l'avons faite', wie Thiers zu Bismarck von unserer Einheit sagte — ist Tatsache. Sie ist höchst unerfreulich, aber: viel Schlimmeres — die russische Knute! — haben wir abgewendet. Dieser Ruhm bleibt uns. Amerikas Weltherrschaft war so unabwendbar wie in der Antike die Roms nach dem punischen Krieg. Hoffentlich bleibt es dabei, daß sie nicht mit Rußland geteilt wird. Dies ist für mich Ziel unserer künftigen Weltpolitik, denn die russische Gefahr ist nur für jetzt, nicht für immer, beschworen. Im Augenblick ist natürlich der hysterische ekelhafte Haß der Franzosen die Hauptgefahr. — Ich bin — wie Eulenspiegel beim Weg bergan — absoluter Optimist, nur: auf lange Sicht, für unsere eigene Nation. Alle ihre Schwächen hat man nun gesehen, aber man kann auch, wenn man will, alle ihre ganz fabelhafte Tüchtigkeit, Schlichtheit, Sachlichkeit sehen, die Fähigkeit — nicht: schon das Erreichen! — zur ‚Schönheit des Alltags', im Gegensatz zur Schönheit des Rausches oder der Geste der anderen. Die nächsten zehn Jahre werden noch entsetz-

lich sein. Dafür, daß der politisch-soziale Masochismus jener würdelosen Pazifisten, die jetzt wollüstig in ‚Schuld'-Gefühlen wühlen — als ob der Kriegserfolg innerlich etwas bewiese, wie ein Gottesgericht und als ob der Schlachtengott nicht ‚mit den größeren Bataillonen' wäre. (Wir haben gezeigt: nicht immer!) — dafür, daß das schwindet, sorgen schon die Feinde. Den wütenden Klassenkampf müssen wir austoben lassen, bei der furchtbaren inneren Ermattung, die kommen wird, nur sorgen: daß er sich keine Theorie auf sich selbst macht, sondern, sich ehrlich eingesteht. Ehrlichkeit überhaupt ist jetzt das Allererste. Wir haben der Welt vor 110 Jahren gezeigt, daß wir — nur wir — unter Fremdherrschaft eines der ganz großen Kulturvölker zu sein vermochten. Das machen wir jetzt noch einmal! Dann schenkt uns die Geschichte, die uns — nur uns — schon eine zweite Jugend gab, auch die dritte. Ich zweifle nicht daran, Sie auch nicht — quand même! Was man jetzt öffentlich sagt, ist natürlich stets ‚rebus sic stantibus', nicht pour jamais! ‚Toujours y penser'. Herzlichen Gruß und Handschlag. Ihr alter Max Weber.« (24. 11. 18.)

Ende Dezember, als die Spartakusaufstände immer drohendere Formen annehmen, schreibt er noch einmal an Crusius: »— — Ich fürchte, wir bekommen auf jeden Fall Bürgerkrieg und Invasion. Das muß dann auch noch durchgemacht werden, so schwer und furchtbar es ist. Denn ich glaube an die Unverwüstlichkeit dieses Deutschland, und niemals habe ich es so sehr als ein Geschenk des Himmels empfunden, ein Deutscher zu sein, als in diesen düstersten Tagen seiner Schande. Haben Sie etwas Geduld, so schwer es ist.« (26. 12. 18.)

III.

Durch seine im November in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Aufsätze über die neue Staatsform stellt sich Weber in die Reihen derer, die an Deutschlands politischem Neubau arbeiten. Hier einige der Grundgedanken: Bismarcks Werk ist dahin. Was nun? Parlamentarische Monarchie oder Republik? Auch jetzt wäre die erstere vorzuziehen, denn sie ist »die technisch anpassungsfähigste und in diesem Sinn stärkste Staatsform«. Eine radikale soziale Demokratisierung würde durch sie nicht notwendig verhindert. Aber die letzten Vorgänge ma-

chen es unmöglich, für sie einzutreten. »Das Bekenntnis zur Republik ist uns also diktiert.« Allerdings nicht nur die politische Gegenwartslage, auch dauernd bedeutsame Gründe sprechen dafür: Die Erziehung des Bürgertums zu neuem verantwortungsbereiten und selbstbewußtem politischem Geist. Seit Jahrzehnten herrscht der Geist der Sekurität, der Geborgenheit im obrigkeitlichen Schutz, Angst vor jeder Neuerung, kurz der feige Wille zu innerpolitischer Ohnmacht. Dem macht die Republik ein Ende. Das Bürgertum wird nun wie die Arbeiterschaft auf die eigne Kraft gestellt, es muß zum erstenmal die Erfahrung machen, daß »der Regenschirm des Gottesgnadentums, der über seine Gottesgnaden-Portemonnaies ausgespannt war, zugeklappt ist.« Weber erörtert die verschiedenen, im Rahmen einer Republik möglichen, Verfassungsformen. Durch keine vorgefaßte staatsrechtliche Theorie gebunden, geht er ausschließlich von dem historisch Gegebenen und der Forderung des Tages aus. Das Deutsche Reich ist ein vielgliedriger Bundesstaat. Deshalb fragt sich vor allem, ob unitarische oder föderalistische Struktur? Sozialistische Organisation der Wirtschaft würde den Einheitsstaat fördern. Aber in dem verarmten Land, das zum Wiederaufbau Auslandskredit braucht, ist sie nicht möglich. Auch auf republikanischem Boden muß Raum für den Föderalismus sein. Weber wäre an sich die unitarische Lösung erwünscht, aber er hält sie vorerst für unerreichbar. Wie soll also der Föderativstaat, auf den das Vorhandene hinweist, aussehen? Die bisherige hegemoniale großpreußische Struktur fällt fort, vor allem die Verbindung der höchsten Spitze des Reichs mit der preußischen Staatsspitze. Dann aber fragt sich, ob das neben der Volksvertretung zu schaffende Organ nach Art des bisherigen Bundesrats aus Delegierten der Einzelstaaten bestehen oder aber ein »Staatenhaus« werden soll, d. h. ein durch die einzelstaatlichen Parlamente gewähltes Repräsentantenorgan. Weber zieht grundsätzlich das Staatenhaus als die demokratischere Institution vor, empfiehlt jedoch trotzdem das Delegiertenorgan, weil nur dadurch den Einzelstaaten ein Maß von Beteiligung an der Zentralregierung gesichert ist, das ihr partikularistisches Machtstreben dämpft.

Sehr wichtig — vor allem für die Art der Führerauslese — ist schließlich die Frage, ob eine rein parlamentarische oder eine plebiszitäre Struktur der Republik erstrebt werden soll. — Solange der deutsche Staat in die monarchische Spitze auslief, vertrat Weber die Führerauslese durch das Parlament. Nun, wo der

Monarch fortfällt, fordert er, daß die oberste Spitze: der Reichspräsident durch unmittelbare Volkswahl erkoren wird und dadurch selbständige Autorität gegenüber dem Parlament erhält. Er soll das Haupt der Exekutive sein und im Konfliktsfall zwischen Parlament und Regierung direkt an das Volk appellieren können. Volkswahl des Präsidenten bedeutet also Einschränkung des Parteieinflusses auch bei der Auswahl der Minister, und Einschränkung der Aemterpatronage überhaupt. Gegner des Parlamentarismus kommen dabei auf ihre Rechnung, denn Demokratie und Parlamentarismus sind nicht identisch. —

In derselben Zeit, als Webers verfassungsrechtliche Aufsätze erscheinen, übernimmt der neue Staatssekretär des Innern Dr. H. Preuß die Ausarbeitung des Entwurfs einer Reichsverfassung. Er lädt zu vertraulicher Beratung einen kleinen Kreis Sachverständiger ein, darunter Weber. Das ist eine Aufgabe, wie er sie sich wünscht. »——— Gestern also Sitzung. Preuß macht seine Sache sehr gut, er ist eben doch sehr gescheit. Es soll morgen schon alles fertig sein — so schnell ist wohl noch nie eine ‚Verfassung' gemacht worden. Das Gespenstische der Lage liegt darin, daß alles doch vielleicht Makulatur wird, wahrscheinlich sogar, denn das Rad geht über die Dinge und uns alle hinweg. Es sei denn, daß jetzt, was möglich ist, eine Diktatur Eberts kommt.«

»——— So, die Reichsverfassung ist — im Prinzip fertig, sehr ähnlich meinen Vorschlägen. Aber es ging den ganzen Tag mit sehr gescheiten Leuten heiß her, es war ein Vergnügen, Montag bis Donnerstag abend. Heut zum erstenmal schlief ich fest aus.« (13. 12. 18.)

Weber stimmte in vielen Punkten mit dem Leiter der Konferenz überein. Allerdings dessen Grundidee: Auflösung Preußens in einzelne Freistaaten zur Erleichterung des Einheitsstaats konnte er sich nicht anschließen. Denn er war von vornherein überzeugt, daß dieser Plan undurchführbar sei, nicht nur zufolge der traditionsgebundenen Gegnerschaft, sondern auch aus staats- und wirtschaftstechnischen Gründen. Auch er zöge den Einheitsstaat vor, allein er sieht voraus, daß das historisch Gegebene vorerst die Erhaltung des föderalistischen Systems fordert. Also gilt es soviel Unitarismus wie möglich in eine grundsätzlich föderalistische Verfassung einzubauen, nicht umgekehrt, wie Preuß will. Für den Entwurf siegt dessen Tendenz, aber sie wird schon in den vorberatenden Ausschüssen wesentlich abgeschwächt und findet keine

Mehrheit in der Nationalversammlung. Der föderative Charakter des Reichs blieb gewahrt, allerdings wurden ihm die »Länder« in wichtigen Punkten unterstellt. — An einer Stelle hinterließ Webers Arbeit nachweisbare Spuren in der Verfassung. Sein ganz originaler Beitrag zum Preußschen Entwurf war die Einführung eines verfassungsmäßigen, auch auf die Minderheiten ausgedehnten Enqueterechts. Er hatte es — wie wir sahen — schon in seinen vorrevolutionären politischen Abhandlungen gefordert und konkrete Gesetzesvorschläge formuliert [1]). Die Konstituante nahm es an. Dies neue innerparlamentarische Kontrollorgan kann nicht nur die parlamentarische Korruption verhindern, sondern ermöglicht auch den sonst zu bloßer Opposition gezwungenen Minderheiten die positive Aktion und wird durch beides ein Mittel des Ausgleichs zwischen den widerstreitenden parlamentarischen Kräften, also ein regulatives Prinzip des Parlamentarismus überhaupt, »eine Vergeistigung der parlamentarischen Form«, »ihre Befreiung vom Absolutismus der Mehrheiten« [2]). Diese Neuerung (§ 51 der R.V.) wurde auch von den »Ländern« übernommen und ging ferner bisher in die Verfassungen von Danzig und Lettland über.

Auch das andre von Weber geforderte Korrektiv der Parlamentsherrschaft: die Volkswahl des Reichspräsidenten und seine autoritäre Stellung wurde im Entwurf formuliert und in die Verfassung aufgenommen. Als trotzdem die Nationalversammlung die erste Wahl vollzog, plädiert Weber nochmals in einer Berliner Zeitung eindringlich dafür, daß die zweite durch das Volk geschehe: »Wie diejenigen Monarchen nicht nur am vornehmsten, sondern auch am klügsten handelten, welche rechtzeitig ihre Macht zugunsten parlamentarischer Einrichtungen beschränkten, so möge das Parlament die Magna Charta der Demokratie: das Recht der unmittelbaren Führerwahl freiwillig anerkennen.«

* * *

Ob Weber nun auch als praktischer Politiker Verwendung finden wird? Sehr viele warten darauf, und eine Zeitlang scheint es so. Mitte November erfolgt, im wesentlichen auf Alfred Webers Anregung, die Gründung der Deutsch-demokratischen Partei. Die mächtige Flutwelle der Ereignisse vereinigt große Teile des früher

[1]) Vgl. S. 598.

[2]) W. Lewald, Enqueterecht und Aufsichtsrecht im Archiv des öffentl. Rechts. Heft 3, S. 315 f.

»nationalliberalen« Bürgertums mit den »Fortschrittlichen« zu dieser zeitgemäßen Neubildung. Sie will ein aus allen Schichten gebildetes Zwischenglied sein, zwischen den sozialdemokratischen und den bürgerlichen Parteien, so wie einst Naumanns nationalsoziale. Viele aus den geistig führenden Schichten treten ihr bei, die sich ebenso entschlossen wie die sozialistische Arbeiterschaft auf den Boden der echten Demokratie stellen, aber im Gegensatz zu ihr das Experimentieren am Wirtschaftssystem ablehnen und die nationale Idee der internationalen überordnen. Weber unterzeichnet den Gründungsaufruf nicht. Er hat sich ja noch vor kurzem für die Erhaltung der parlamentarischen Monarchie eingesetzt und kann sich nicht von heute auf morgen zum Republikaner wandeln. Nun fordert freilich die Zeit Entscheidung für das republikanische Prinzip. Enthusiasmus bringt er zunächst ebensowenig dafür auf, wie für die Revolution. Aber er sieht keinen andern Weg zur Rettung Deutschlands und stellt sich deshalb entschlossen auf den Boden der neuen Partei. Ende November, Anfang Dezember und Januar hält er in ihrem Dienst große politische Reden in Wiesbaden, Hanau, Heidelberg, Frankfurt, Karlsruhe, Fürth. Er kehrt die Front jetzt schärfer als früher gegen links. Denn die Unschlüssigkeit der Mehrheitssozialisten gegenüber den Kommunisten, die daraus entstehende Gefahr einer spartakistischen Diktatur, die blutigen Putsche in Berlin und München, und vor allem die fürchterliche Mißwirtschaft der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte erscheinen ihm als schweres nationales Unglück. Und dann: »dieser stupide Haß gegen das inländische Unternehmertum, das in der neu aufzubauenden deutschen Wirtschaft nur die Herrschaft ausländischen Kapitals zur Folge haben wird«.

Die Reden, deren Stoffülle zugleich konstruktiv beherrscht und von Leidenschaft durchglüht ist, machen immer starken Eindruck, obwohl er sich demagogischer Rhetorik enthält und stets auch dem politischen Gegner gerecht wird. So umspannt seine Würdigung zugleich Ludendorffs militärische Genialität wie Liebknechts und Rosa Luxemburgs Idealismus: »Die Diktatur der Straße hat ein Ende gefunden, wie ich es nicht gewünscht habe. Liebknecht war zweifellos ein ehrlicher Mann. Er hat die Straße zum Kampf aufgerufen — die Straße hat ihn erschlagen. Ehrlich waren auch die Arbeiter- und Soldatenräte. Das Bürgertum darf nicht vergessen, was es ihrer ehrlichen redlichen Arbeit

verdankt. Aber ihre Zentrale in Berlin war in politischer Hinsicht unter jeder Kritik und die allerschlimmste Dilettantenwirtschaft. Sie hat die Heeresdisziplin ruiniert. — Durchgreifende Sozialisierung ist zur Zeit unmöglich. Unsere Lage gestattet nicht die Ausschaltung des privaten Unternehmers. Kredit wird nur dem Gehirn gewährt. Niemals wird eine Regierung, hinter der nicht gleichberechtigt das selbständige Bürgertum und selbständige Unternehmer stehen, Kredit bekommen. — Wenn der wirtschaftliche Ruin so weitergeht, werden wir die faktische Fremdherrschaft erhalten, und unsre Kaufleute werden dann in ihren eigenen Fabriken nur noch die Angestellten der Amerikaner sein. — Fällt der Friede so aus, wie zu befürchten ist, was durch den unzeitgemäßen Ausbruch der Revolution mit verschuldet wurde — dann wird für einige Jahre ein Chauvinismus in Deutschland entstehen wie nie zuvor. Und wenn die Fremdherrschaft kommt, dann werden wir ein ungeheures Erwachen des nationalen Empfindens erleben.« —

Weber Charisma ist bei ihm, die Kraft seiner Jugend scheint zurückgekehrt. Aus Fürth, wo am Schluß die Kommunisten mit Stuhlbeinen auf ihn zudrohten, dann aber von seiner Gelassenheit gezügelt wurden, erhielt er von den Veranstaltern der Versammlung eine Zuschrift, in der es u. a. heißt: »Noch niemals hat hier ein Mann der Wissenschaft, der erkannte, daß jetzt auch diese der Politik und damit der deutschen Sache dienen muß, so offen, so klar und so furchtlos unsre Lage enthüllt und als Führer des Volks ihm die Fackel der Erkenntnis vorangetragen, wie Sie . . .«

Am Abend nach der Fürther Versammlung betrat Weber auch in Heidelberg das Podium. Er war sehr blaß, aber im Vollbesitz seiner geistigen Herrschaft. Am Schluß erhob sich aus den Reihen der Hörer ein von Deutschlands Schmach und Zerrissenheit tief gebeugter Greis und dankte, daß er ihm den Glauben an das Vaterland wiedergegeben habe.

* * *

Am 1. 12. hielt Weber in Frankfurt a. M. eine Rede für die demokratische Partei. Als er geendet hatte, verlangten die anwesenden Parteigenossen spontan, daß er an erster Stelle auf die Liste des hessen-nassauischen Wahlkreises gesetzt werde. Auch die am 19. 12. stattfindende geschlossene Mitgliederversammlung des Frankfurter Parteivereins stellte ihn, entgegen dem Vorstandsvorschlag, wiederum mit allen außer zwei Stimmen an erste Stelle. Die Partei-

parole war ja: »Was an starken und führenden Persönlichkeiten vorhanden ist, gehört in die Nationalversammlung.«

Unter diesen Umständen war Weber bereit, zu kandidieren. Er selbst würde sich nicht zur praktischen Politik drängen, denn er ist unsicher, ob seine Nerven ihren Anforderungen standhalten, ob er beim Handeln den kühlen Kopf behält, wenn Leidenschaft in ihm aufsteigt. Er weiß auch, daß ihm die Einordnung in Gruppen, die weniger als er selbst verstehen, schwer wird. Keinenfalls ist er bereit, sich durch die üblichen Bemühungen innerhalb der Parteivereine zu einem Mandat »herauf zu dienen«. Das wäre zu unangemessen. Aber wenn man ihn jetzt ohne Umschweife zum politischen Führer erwählt, so wird er darin die »Berufung« erkennen, auf die er im tiefsten Grunde wartet.

Die Frankfurter Parteimitglieder sind stolz auf ihr ungewöhnliches Vorgehen, die Zeitung rühmt es als vorbildliche Art der Führerauslese. Dadurch ist Webers Frankfurter Kandidatur öffentlich festgelegt, so daß kein anderer Wahlkreis ihn aufstellt. Alles erscheint ja auch selbstverständlich. Weber bekümmert sich weiter nicht um die Sache, Betriebsamkeit für sich selbst ist seiner Natur allzu entgegen. Da — nach Weihnachten, wenige Tage vor dem Ablieferungstermin der Wahllisten erfährt man in Heidelberg ganz zufällig, daß die Wetzlarer Wahlbezirkskonferenz des 19. Wahlkreises hinter verschlossenen Türen den Willen der Wähler korrigiert hat. Eine Frankfurter Lokalgröße steht nun an erster Stelle, Webers Name ist weit nach unten geschoben. Die Entrüstung ist groß, namentlich bei den Heidelberger Parteigenossen, denn wäre Weber nicht die ganze Zeit über von Frankfurt in Beschlag genommen, so hätte man ihn vielleicht auf die badische Liste bringen können.

Am 2. 1. 19 spricht Weber in Heidelberg über Deutschlands Wiederaufbau. Als er das Podium betritt, begrüßt ihn tosender Applaus, den er mit energischer Geste zurückweist. Er zeigt noch einmal alle Fehler der wilhelminischen Epoche bis in die letzte Zeit, der Zustrom der Gedanken formt sich zu packenden, allen verständlichen Bildern. Er versteht auch den nationalen Stolz aufzurichten: »Der Krieg war unabwendbar, er mußte ausgefochten werden, weil ihn die Ehre gebot. Und die Geschichte wird Deutschland einst preisen, weil es die Welt vom Zarismus befreite.« Am Schluß fordert die Versammlung stürmisch, daß die badische Parteileitung gedrängt werde, ihn noch in letzter Stunde an erster

Stelle auf die badische Liste zu setzen. Eine Abordnung begibt sich nach Karlsruhe. Aber es ist zu spät. Die Liste ist fertig und keiner der Anwärter bereit, für ihn zu verzichten. Nun erbitten die Heidelberger seine Zustimmung für eine Aktion über den Kopf des Parteiausschusses hinweg. Aber er versagt sie: ein derartiger Disziplinbruch sei unmöglich.

Weber nimmt die ganze Angelegenheit sehr ruhig, er kennt ja die Parteimaschine und den Mandatshunger und gesteht den Berufspolitikern auch das Recht darauf zu. Nur als ein selbst an sichrer Stelle kandidierender Parteigenosse ihm wohlmeinend mitteilt: er würde versuchen, ihn noch im letzten Augenblick auf die Reichsliste zu bringen, läuft ihm die Galle über. Sein Ehrgefühl ist verletzt. Er verbittet sich zornig, in die Rolle eines von andren patronisierten Mandatjägers gedrängt zu werden. Der Parteigenosse hat gemeint, das Seine getan zu haben, und ist äußerst bestürzt, daß er dafür moralisch geohrfeigt wird. In der Frankfurter Zeitung erklärt Weber am 5. 1. 19: »Die fortgesetzten öffentlichen Erörterungen über meine Nichtaufnahme in die Kandidatenliste der Provinz Hessen-Nassau sind mir im Interesse der Disziplin nicht angenehm. Da ich nicht Berufspolitiker bin, ist sie für mich auch nicht von Bedeutung, und in der Nationalversammlung werden sich hoffentlich hinlänglich Persönlichkeiten finden, die ebenso gut wie irgend jemand sonst an einer brauchbaren Verfassung mitarbeiten können. Was Ihre Andeutung anlangt, daß ein andrer Wahlkreis mich hätte aufstellen können, so bemerke ich, daß ich mir die Nominierung in Frankfurt n u r ihres streng d e m o k r a t i s c h e n Verlaufs wegen gefallen ließ, und es natürlich verschmähte, den Parteihonoratioren — deren Macht, wie sich, beiläufig bemerkt, zeigt, durch das vermeintlich so demokratische Verhältniswahlrecht, welches zum F e i l s c h e n führt, nur gesteigert wird — i r g e n d w e l c h e K o n z e s s i o n e n z u m a c h e n.«

Damit ist Webers Verzicht auf politische Führerschaft, auf praktische politische Wirksamkeit großen Stils, entschieden. Zum zweitenmal wird seine staatsmännische Begabung aus der aktiven Sphäre zurückgedrängt, diesmal nicht durch in ihm selbst liegende Ursachen, sondern durch die Subalternheit der politischen Betriebe, durch den Ehrgeiz der Durchschnittlichen. Die Nation hatte keine Verwendung für ihn in einem Augenblick, wo jedermann nach Führern rief. —

IV.

Weber hat nun zu wählen zwischen allerlei andersartigen Angeboten. Eine Anfrage der Universität Göttingen hatte er schon im Sommer abgelehnt. Aus Berlin wird er zur Annahme eines Lehrstuhls an der dortigen Handelshochschule gedrängt — das würde zugleich Gelegenheit zu indirektem politischem Wirken bedeuten. Die Frankfurter Freunde suchen ihn zur Leitung des Instituts für Gemeinwohl, in Verbindung mit einer Dozentur an der Universität und Beteiligung an der Zeitungsredaktion zu gewinnen; gleichzeitig verhandeln die Münchner und die Bonner Universitäten wegen Uebernahme eines Lehrstuhls. Weber fühlt sich trotz aller furchtbaren seelischen Erregungen nervös stabiler als ein halbes Jahr zuvor in Wien, und er will jetzt, wo aus der zerstörten Welt eine neue aufgebaut werden muß, nicht nur die Feder führen. Er bedarf irgendeiner Form unmittelbaren Wirkens auf Menschen, bedarf auch eines neuen Bodens, dem er Kräfte entziehen kann. Das Angebot des preußischen Dezernenten und früheren Heidelberger Kollegen Becker ist besonders großzügig. Er bietet Weber in Bonn bei hohem Gehalt eine eigens für ihn zugeschnittene Professur für Staats- und Gesellschaftswissenschaften mit nur zweistündiger Lehrpflicht. Diese Stellung wäre also jedenfalls seiner Kraft angemessen und vereinbar mit der Förderung seines Werks. Aber schon seit längerer Zeit schweben mit den Münchner ihm befreundeten Kollegen L. Brentano und W. Lotz Verhandlungen: Brentanos berühmter Lehrstuhl ist neu zu besetzen. Die längst vertraute herrliche Stadt und die dortigen nahen Freunde locken. Weber will sich jedoch nicht wieder für Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft verpflichten, er ist diesen Fachdisziplinen entwachsen. Die Entscheidung ist schwierig. Als Fakultät und Regierung zustimmen, daß er im wesentlichen soziologische Vorlesungen übernimmt, senkt sich die Wage für München. Weber will im Sommersemester nur ein einstündiges Kolleg und Uebungen halten, die normale Lehrtätigkeit soll im Winter beginnen. Denn bevor Frieden geschlossen ist, läßt ihn die Politik doch nicht ganz los.

Im Januar publiziert er einen Aufsatz zur Kriegsschuldfrage [1]) und verflicht in die Erörterung Vorschläge für ein künftiges

[1]) Gesammelte politische Schriften S. 381.

kriegsrechtliches Völkerbundsstatut. Er weist darin das »Bekennen« deutscher Pazifisten als schlechthin würdeloses Verhalten von Naturen ab, die das Antlitz der Wirklichkeit nicht ertragen und sich deshalb eine Weltordnung zurecht machen, in der die Niederlage Folge einer Schuld sein muß. Jedoch der Kriegsausgang ist kein Gottesgericht, der Erfolg beweist schlechthin nichts für oder gegen das Recht, wie ungezählte Leichenfelder der Geschichte zeigen. Freilich: Fehler sind gemacht, der verhängnisvollste war die von Tirpitz betriebene Flottenpolitik — England m u ß t e sich durch den Umfang des deutschen Flottenbaus bedroht fühlen. Aber die entscheidende Verantwortung trägt der russische Imperialismus, der Zarismus als System, der den Krieg unter allen Umständen um seiner selbst willen wollte und nach seinen politischen Zielen wollen mußte.

Um diese Zeit knüpft der ins Privatleben zurückgetretene Prinz Max von Baden Beziehungen mit Weber an. Die Männer verstehen sich gut und gewinnen große Sympathie füreinander. Welche Wirkung hätte zu andrer Zeit ihre Zusammenarbeit an verantwortlicher Stelle haben können! Was sie jetzt als Privatleute vermögen, verweht der Sturm. Alles kommt darauf an, der Entente noch einen erträglichen Frieden abzuringen. Prinz Max und sein Stab haben Verbindung mit englischen und amerikanischen Politikern: Oberst House, Trevyglian, Morel u. a. Durch ihre Hilfe soll versucht werden, das Schulddogma zu entwurzeln und England für sachliche Verhandlungen zu gewinnen. Aber man weiß und erfährt von drüben die Bestätigung: nichts ist zu machen, wenn das deutsche Volk sich nicht selbst ermannt und eine in sich einheitliche Regierung die Zügel strafft. Vor allem ist die Wiederherstellung einer Wehrmacht notwendig.

»— — — Heute war wieder ein Engländer bei mir. Ich sagte ihm im wesentlichen: Entweder könne man als Gentleman oder als »Old Maids« reden. Letzterenfalls müsse von »Schuld« und dergleichen die Rede sein, und die Sache sei für beide Teile würdelos. Andernfalls sei zu sagen: ‚We lost the match, your sake is, what is to be done to face the responsibility in history?‘ und angesichts dieser, Englands und Deutschlands allein würdigen, Behandlung müsse ich bekennen, die englischen Staatsmänner nicht zu verstehen. Ohne eine grundstürzende Wandlung der Gesinnung bei i h n e n sei alles hoffnungslos, denn Verletzung unserer Interessen könne man vergessen, Ver-

letzung unserer Ehre aber nicht. Mit »Pfaffen« würde ich mich nicht an den Verhandlungstisch setzen. — Im übrigen sagte ich ihm: so lange die deutsche Regierung nicht im alleinigen Besitz aller Waffenvorräte sei, halte ich sie nicht für verhandlungsfähig. Die Stellung dieser Bedingung seitens der Alliierten würde ich sachlich verstehen, aber andre, die jetzt erörtert würden (Begrenzung der Wehrmacht usw.) seien eine ehrenkränkende Einmischung in unsre inneren Angelegenheiten und — weil ganz und gar unnütz und durch keinerlei sachliches Interesse diktiert — höchst unklug.« (An Oncken, 19. 2. 19.)

Auf Veranlassung des Prinzen Max wird anfangs Februar in Webers Hause »die Heidelberger Vereinigung für eine Politik des Rechts« gegründet. An der ersten Konferenz beteiligen sich u. a. die Professoren L. Brentano, Alfred Weber, A. Mendelssohn-Bartholdy, R. Thoma, ferner General a. D. Graf Max Montgelas, Hauptmann Colin-Roß, General von Holzing, fast lauter Patrioten, die während des ganzen Kriegs die Annexionspolitik bekämpft und für den Verständigungsfrieden gewirkt hatten. Graf Montgelas erhielt s. Z. als Gegner des Einmarschs in Belgien den Abschied. Die Männer beschließen die fortlaufende systematische Bekämpfung des Schulddogmas im Ausland, ferner die Abwehr der feindlichen »Greuel-Kampagne« und erörtern die verschiedenen Möglichkeiten zur Neubildung einer Wehrmacht. Colin-Roß hält vorerst nur die Bildung eines angeworbenen Söldnerheeres für möglich, von Holzing hofft auf die baldige Einführung des Milizsystems nach Schweizer Art. — Die Vereinigung fordert zunächst öffentlich die Einsetzung einer internationalen neutralen Kommission zur Untersuchung der Kriegsursachen, und sie appelliert gleichzeitig an das Volk, der Regierung die Grundlagen einer neuen Wehrmacht schaffen zu helfen. Die englische Antwort auf das demgemäße Angebot der deutschen Regierung lautet ablehnend: »because it is long since established, that the German Government is responsible for the outbreak of the war.« Nun fordert Weber auf Veranlassung des Prinzen Max seinerseits das Auswärtige Amt auf, die deutschen Archive zu öffnen und die persönliche Vernehmung der Beteiligten vor einer Instanz zu veranlassen, deren Zusammensetzung jedem unbefangenen Urteil, insbesondere aber künftigen Geschlechtern jede Garantie für Aufklärung der Wahrheit bietet.

Das Auswärtige Amt, das eine derartige öffentliche Aufforderung gewünscht hatte, betraute daraufhin zuerst K. Kautsky, dann Graf Montgelas und Professor W. Schücking mit der Herausgabe aller amtlichen Dokumente. — Als dann später ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß gebildet wurde, zur persönlichen Vernehmung der von der Entente beschuldigten Staatsmänner und Heerführer, mißbilligt Weber als groben Fehler, daß ein Drittel der Kommission vor der sich Männer wie Hindenburg, Ludendorff, Bethmann-Hollweg u. a. zu verantworten hatten, aus Politikern jüdischer Herkunft bestand.

Er verachtete den Antisemitismus. Aber er bedauerte die Tatsache, daß in jener Zeit so viele Juden unter den revolutionären Führern waren. Daraufhin angesprochen, ob er nun auch Antisemit werde? lehnte er solche Möglichkeit entrüstet ab: es sei aus der historischen Situation der Juden begreiflich, daß grade aus ihnen diese revolutionären Naturen hervorgingen. Aber bei den bestehenden Gesinnungen sei es politisch unklug, daß sie als Führer hervorträten und als solche zugelassen würden. Er dachte realpolitisch und sah die Gefahr, daß dadurch an sich wünschenswerte politische Begabungen in der öffentlichen Meinung diskreditiert wurden. — Auch in diesen Fragen jüdischer Problematik hat er sich mit seinen jüdischen Freunden, denen er stets menschlich rückhaltlos und ohne Hintergedanken entgegentrat, restlos verstanden.

* * *

Auf Veranlassung des Prinzen Max wird Weber zu den, unter Leitung des Grafen Bernstorff stattfindenden Konferenzen des »Ausschusses für Friedensverhandlungen« zugezogen und zur Begleitung der Delegation nach Versailles aufgefordert. Der Gedanke, zu den Vielen gehören zu sollen, die sich der Regierung damals für dieses spannende Vorhaben aufdrängten, ist Weber äußerst peinlich. Der Gang nach Versailles mußte doch für jeden deutschen Patrioten zum Schwersten gehören, was es für ihn gab — wie war es nur möglich, daß die Männer der neuen republikanischen Aera sich nun mit derselben Begier, wie früher die Monarchisten zu höfischen Akten, zu dieser Staatsaktion wie zu einer Sensation drängten! Der Gelegenheit zu nützen, will er sich natürlich nicht entziehen. In diesem zwiespältigen Empfinden richtet er folgende Zeilen an den Grafen Bernstorff:

»Gegenüber der allgemeinen eitlen und vielgeschäftigen Neigung, überall mit dabei sein zu müssen, mit welcher unsere sogenannte Revolution uns beschenkt hat, scheint es richtig, sich in jedem Fall die Frage vorzulegen: ob denn irgendein sachlicher Anlaß dazu wirklich besteht. Das wäre nur zu beurteilen, wenn mir — gleichviel welche — konkrete Leistungen politischer oder sachlicher Art abverlangt würden, bei denen die Möglichkeit bestände, daß andere sie nicht ebenso gut oder besser als ich erledigen. Da Prinz Max von Baden, wie ich höre, sich für die Zuziehung meiner Person zu den Pariser Verhandlungen interessiert hat, so möchte ich ausdrücklich bemerken, daß in Versailles m. E. schon weit mehr als zu viel Persönlichkeiten anwesend sind, darunter aber erfreulicherweise eine Anzahl hervorragender Fachleute — wie Herr Warburg und Herr Melchior und manche andere, mit denen ich an Sachkunde nicht konkurrieren könnte. Wenn ich über die Frage was, wann und wie gewisse Dinge ev. politisch — öffentlich oder gegebenenfalls privatim — zu sagen wären, gewisse, übrigens schwerlich eigenartige Ansichten hatte und habe, werden diese Fragen, wenn erst einmal Verhandlungen beginnen, erledigt sein, und schon deshalb würde es sich kaum rechtfertigen lassen, mit nach Paris zu fahren, um so weniger als gerade diese Dinge den leitenden Staatsmännern vorbehalten sind.«

Schließlich überwand man seine Zurückhaltung — vielleicht bot sich ja doch die immer willkommene Möglichkeit zu helfen. In Berlin bestätigte sich zunächst, was er befürchtet hat. Die Nutzlosigkeit der Beratungen von Leuten, denen keine Verantwortung zustand.

»— — — Hier war gestern die erste Sitzung. Ein gräßlich zweckloses nichtiges Gebaren: lange ‚Referate' über die Lage der Probleme, die meist wenig Neues sagten, fast keine Debatte. Bei zwei Punkten griff ich ein, aber alles blieb »akademisch«, keinerlei Gewähr dafür, daß man nicht in die Luft redet. So ist das völlig nutzlos, und ich halte mich für durchaus überflüssig, habe das auch mit Schärfe betont. Mittwoch ist die zweite — letzte! — Sitzung mit dem Rest der Referate. Mir konnte niemand Aufschluß geben, wozu wir eigentlich hier sind. Ich gehe daher morgen zu Graf Bernstorff — der vorsitzt — und frage ihn, bleibe bis Mittwoch hier, scheide dann aber aus und gehe nicht mit nach Paris, wenn nicht ganz schlüssige

Antworten gegeben werden können. Dies ist reine Statistenrolle.« (30. 3. 19.)

»Ich sprach heute Graf Bernstorff, den Vorsitzenden unsres Kollegiums. Zweck der Sache ist, daß wir ein Gutachten über die Bedingungen abgeben: ‚annehmen oder ablehnen'? — sobald sie bekannt sind. Dafür sind ca. 2—3 Wochen in Versailles vorgesehen. Das kann ich ja mitmachen, dann aber habe ich genug und gehe zurück, nehme auch an den ‚definitiven Verhandlungen' nicht teil. Denn da gehöre ich nicht hin. Möglich ist aber, daß die Entente überhaupt sagt: ‚nicht mehr als 20 Leute', — und dann gehe ich gar nicht erst hin. Die Art der Zusammensetzung der ‚Gutachter' — rein parteipolitisch! — ist ein schwerer Fehler und wird sich rächen. Stinnes z. B. hätte unbedingt dazu gehört, wurde aber abgelehnt. Anfangs sollten wir 12 Leute sein, dann wurden es 17. Welch ein Unsinn! Wie gesagt: ich denke. es kommt noch eine Reduktion der Zahl« (2. 4. 19).

Da die politischen Freunde drängen, entschließt sich Weber doch, die Friedensdelegation nach Versailles zu begleiten. Der Weg führt wiederum über Berlin. Inzwischen ist bekannt geworden, daß die Entente wirklich die Auslieferung der Heerführer, der Staatsmänner und des Kaisers zur Friedensbedingung macht. Weber ist außer sich. Er sieht darin die teuflische Absicht, die Ehre einer großen Nation zu vernichten. In diesen Wochen spricht er einmal von der Sehnsucht nach dem blauen südlichen Meer, in das man hineingeht — weiter und weiter — für immer. ‚Aber das kann ich Marianne nicht antun'.

Gibt es denn keinen Weg, um jene äußerste Schande abzuwenden? Ja, er weiß wohl, was er an Stelle der verantwortlichen Führer täte: Sich sofort freiwillig über den Rhein begeben, in die Hände der amerikanischen Behörde ausliefern und Vernehmung vor einem internationalen Gerichtshof verlangen. Ein solcher Akt souveräner ethischer Selbstbehauptung würde vielleicht die Nation von der unerhörten Zumutung befreien, das Ausland moralisch beeindrucken und außerdem im Inland das Ansehen der für den Ausgang des Kriegs Verantwortlichen wiederherstellen.

Als sofort nach dem Zusammenbruch die Anklagen gegen Ludendorff begannen, plante Weber einen Aufsatz zu dessen Rechtfertigung. Wie schon erwähnt, würdigte er ihn auch in seiner politischen Rede Anfang Januar in Heidelberg. Das Ethos des

großen Heerführers sollte nicht mit anderen als den ihm zukommenden Maßstäben gemessen werden: ein General muß an seinen Stern glauben, er muß w a g e n. Wenn er verliert, so darf man nicht nur nach dem Erfolg urteilen. Der Würde heldischer Größe darf nicht zu nahe getreten werden. — Als dann Tatsachen bekannt wurden, die erst den ganzen Umfang der Verantwortung des Heerführers für die Politik gegenüber den Polen und Türken klarstellten, war Weber allerdings empört: Solche Uebergriffe vernichten den ethischen Wert des militärischen Führers. Sein Gesetz ist die Begrenzung. Der General muß sich dem verantwortlichen Staatsmann unterordnen. Er darf nicht Politik treiben, von der er nichts versteht, geschweige denn in gefährlicher Stunde seine militärische Unentbehrlichkeit zu Erpressungen auf politischem Gebiet benutzen. Weber unterläßt nun die beabsichtigte Rechtfertigung. Aber er glaubt trotz allem an die persönliche Würde und Größe Ludendorffs. Er w i l l einfach daran glauben. — Jetzt ist eine Situation, in der der General sie bewähren kann. Dem schmachvollen Verlangen der Entente, das Deutschland vor neue unlösbare Komplikationen stellt, kann er durch Selbstauslieferung zuvorkommen, dadurch seinen eigenen blanken Schild dartun, die Ehre der Nation retten und dem Feind die größten Schwierigkeiten machen. Vor allem: ein solcher heroischer und ritterlicher Akt würde den Glauben der Nation an sich selbst und zugleich ihr moralisches Ansehen im Ausland stärken.

In diesem Sinne schreibt Weber kurz vor seiner Abreise nach Versailles an Ludendorff. Er teilt darüber in einigen flüchtigen Zeilen an seine Schwester mit: »Ich fahre sogleich nach Versailles — auf dringendes Ersuchen. Wozu? weiß ich nicht, verspreche mir und der Sache nichts davon. Aber man tut es halt. Vorher habe ich Ludendorff noch einen brieflichen Rat gegeben. Er, Tirpitz, Capelle, Bethmann usw. müssen — angesichts des Auslieferungsbegehrens der Feinde — w i s s e n, was sie jetzt s o f o r t zu tun haben. Nur dann kann das Offizierkorps einmal ruhmvoll auferstehen, wenn sie den Feinden freiwillig ‚den Kopf hinhalten'. Abwarten, was sie tun!«

* * *

Die kurze und ablehnende Antwort des Generals war noch nicht in Webers Händen, als er von Versailles über

Berlin zurückreiste. Deshalb trieb es ihn, dem Mann Aug' in Auge zu sehen und seinen Standpunkt mündlich darzulegen. Auf Vermittlung einiger deutsch-nationaler Abgeordneter fand eine mehrstündige Unterredung statt. Die Herzen der beiden Männer schlugen gleich in heldischem Patriotismus, aber die Verständigung wurde ihnen schwer. Weber hielt Ludendorff die von der Heeresleitung begangenen politischen Fehler vor, jener machte ihn für die Sünden der Revolution und des neuen Regimes verantwortlich. Schließlich fanden sie sich doch in dem glühenden Willen zu Deutschlands Wiederaufbau — freilich über die Mittel dachten sie sehr verschieden. Das Gespräch klang lange in Weber nach, er erzählte es öfter mit allen Gesten und Betonungen. Und wenn er allein war in seinem Studierzimmer, so machte sich die tiefe politische Erregung dieser Wochen manchmal in lauten Dialogen Luft. Er argumentierte mit den Gegnern und ließ sie antworten. Einiges, was Weber aus dem Gespräch mit dem Heerführer erzählte, ist später von Freunden aufgezeichnet.

Ludendorff, der Webers Begehren aus dessen Briefe kannte: Warum kommen Sie damit zu mir? Wie können Sie mir Derartiges zumuten?

Weber: Die Ehre der Nation ist nur zu retten, wenn Sie sich freiwillig ausliefern.

L.: Die Nation kann mir den Buckel herunterrutschen! Diese Undankbarkeit!

W.: Trotzdem, diesen letzten Dienst müssen Sie uns noch erweisen.

L.: Ich hoffe der Nation noch wichtigere Dienste erweisen zu können.

W.: Nun, dann sind Ihre Bemerkungen wohl auch nicht so ernst gemeint. Uebrigens handelt es sich nicht nur um das deutsche Volk, sondern auch darum, daß die Ehre des Offizierkorps und der Armee wiederhergestellt wird.

L.: Warum gehen Sie nicht zu Hindenburg? Er war doch Generalfeldmarschall?

W.: Hindenburg ist 70 Jahre alt — außerdem, jedes Kind weiß doch, daß Sie damals in Deutschland Nummer Eins waren.

L.: Gott sei dank!

Das Gespräch wurde bald politisch, über die Ursachen des Zusammenbruchs und die Eingriffe der obersten Heeresleitung in die Politik. In die Enge getrieben lenkt Ludendorff ab: Da

haben Sie ja nun Ihre gepriesene Demokratie! Sie und die Frankfurter Zeitung sind daran schuld! W a s ist denn nun besser geworden?

W.: Glauben Sie denn, daß ich die Schweinerei, die wir jetzt haben, für D e m o k r a t i e halte?

L.: Wenn Sie so sprechen, können wir uns vielleicht verständigen.

W.: Aber die Schweinerei vorher war auch keine Monarchie.

L.: Was verstehen Sie d a n n unter Demokratie?

W.: In der Demokratie wählt das Volk seinen Führer, dem es vertraut. Dann sagt der Gewählte: ‚Nun haltet den Mund und pariert. Volk und Parteien dürfen ihm nicht mehr hineinreden.

L.: Solche ‚Demokratie' kann mir gefallen!

W.: Nachher kann das Volk richten — hat der Führer Fehler gemacht — an den Galgen mit ihm! — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Männer unterhielten sich zuerst sehr erregt, dann schließlich ganz ruhig und freundlich, obwohl sie ja in der Sache aneinander vorbeisprachen. Aber Weber war tief enttäuscht. Nicht so sehr deshalb, weil der General sein Begehren ablehnt —, er fürchtete sich natürlich nicht vor dem Tode' — sondern in sonstiger menschlicher Hinsicht. Sein Resümee war: »Vielleicht ist es für Deutschland doch besser, daß er sich nicht ausliefert. Sein persönlicher Eindruck würde ungünstig wirken. N o c h e i n m a l würden die Feinde finden: ‚die Opfer eines Krieges, der diesen Typus kaltstellt, haben sich gelohnt!' Ich verstehe jetzt, wenn die Welt sich dagegen wehrt, daß Menschen wie er ihr den Stiefel auf den Nacken setzen. Mischt er sich aufs neue in die Politik, so muß man ihn rücksichtslos bekämpfen.«

* * *

Die vom Graf Brockdorff-Rantzau als Reichsminister des Auswärtigen geführte Friedensdelegation bestand schließlich aus 80 Personen, darunter waren bedeutende Politiker, politisch interessierte Gelehrte, Organisatoren der Wirtschaft wie Rathenau, Warburg, H. Delbrück, Graf M. Montgelas, Prof. A. Mendelsohn-Bartholdy — eine Auslese deutscher Intelligenz aus den Gebieten des Handelns und Denkens. Die Männer wurden quasi in Schutzhaft genommen, die ihnen zur Unterkunft angewiesenen

Hotels am Rande des Versailler Parks waren durch Pallissaden von der Außenwelt abgesperrt. Die Hoffnung auf mündliche Erörterungen mit dem »Obersten Rat« erfüllt sich nicht. Bei Uebereichung der Friedensdokumente wird ihnen erklärt, daß nur kurz befristete schriftliche Verhandlungen zugelassen seien. Die Fürchterlichkeit des Vertrags überbietet die schlimmsten Erwartungen. Aus der Schuldanklage ist das Recht abgeleitet, der entwaffneten Nation unerfüllbare Bedingungen aufzuzwingen, als Handhabe zu weiterer Vernichtung. Dazu sollen die Deutschen das in den Vertrag eingefügte Schuldbekenntnis unterzeichnen. Ein Aufschrei des Entsetzens vereinigt das deutsche Volk. Die Regierung und alle Parteien, einschließlich der äußersten Linken, erklären die Bedingungen für unannehmbar. Der Gedanke an einen allgemeinen Volkskrieg keimt auf. Noch besteht Hoffnung, den Feinden durch diesen gemeinsamen Druck Milderungen abzuringen.

Die deutsche Delegation überreicht Note auf Note und einen Gegenvorschlag. Der »Oberste Rat« stützt seine Forderungen auf einen Kommissionsbericht über »die Verantwortlichkeit der Urheber des Kriegs«. Dessen Mitteilung wird verweigert, jedoch dringen wesentliche Teile davon in die französische Presse. Die Entgegnung wird Professor H. Delbrück, Graf Max Montgelas, Professor A. Mendelssohn-Bartholdy und Max Weber übertragen. Weber schreibt: »Nach zwei Nächten und einem Tag kam ich Freitag früh hier an. Per Auto durch Paris, die Boulevards entlang, durch den Arc de Triomphe, Bois de Boulogne, St. Cloud, hierher in diese Vergatterung. Man hat Raum im Park spazieren zu gehen, aber unbehagliche Zimmer und keinerlei ordentliche Räume, am wenigsten zum Schreiben. Morgen kommt H. Delbrück, übermorgen Graf Montgelas, dann soll die »Schuld«-Note redigiert werden, derentwegen man mich hingeholt hat. Vorher habe ich noch einige Vorschläge zur Ost-Note gemacht, hoffentlich mit Erfolg. Jedenfalls mache ich bei der Schuld-Note nicht mit, wenn da Würdelosigkeiten beabsichtigt oder zugelassen werden. Vorgestern aß ich bei Brockdorff mit Simons zusammen. Br. macht einen guten Eindruck, ich bin gespannt, ob er auch fest ist. Die Zersplitterung der Arbeit ist hier sehr groß und das Geschick im Redigieren sehr gering. Die Stimmung ist recht gedrückt. Die wirtschaftlichen Bedingungen sind, je näher man

sie ansieht, desto mehr, so furchtbar und so raffiniert, daß, wenn sie auch nur zur Hälfte angenommen werden, man in der Tat nur in ein finsteres Loch sieht, ohne allen, auch noch so entfernten Lichtblick. W a s zu erreichen ist, ist sehr unsicher. Regierung und Delegation sind zur A b l e h n u n g entschlossen, falls in den territorialen Fragen und in den entscheidenden wirtschaftlichen nichts erreicht wird.« — (Mitte Mai aus Versailles.)

Die Denkschrift »zur Prüfung der Schuldfrage« wird am 28. 5. überreicht. Sie besteht aus sechs Textteilen, denen in elf mit Erläuterungen versehenen Anlagen die Belege beigefügt sind. Das rund 150 Druckseiten umfassende Dokument ist als deutsches Weißbuch (über die Verantwortlichkeit der Urheber am Krieg) amtlich veröffentlicht. Sehr sachlich gehaltene Darlegungen versuchen, die feindlichen Behauptungen Punkt für Punkt zu entkräften — nichts ist vertuscht. Auf Oesterreichs Verhalten fällt ein ungünstiges Licht: Sein kurzfristiges Ultimatum an Serbien, seine Ablehnung des englischen Vermittlungsversuchs, seine Weigerung jedes Meinungsaustauschs mit Petersburg, sind als schwere Fehler bezeichnet. Aber die Hauptverantwortung fällt auf die imperialistische russische Politik, deren Ziel der Panslawismus, die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns, Ausdehnung auf dem Balkan, Eroberung der türkischen Meerengen war. »Nur als Verteidigungskrieg gegen den Zarismus hat das deutsche Volk den Kampf 1914 einmütig und entschlossen aufgenommen.«

Die Darlegungen und Beweisstücke ändern nichts an der feindlichen Haltung. Die Antwort des Obersten Rats bezeichnet aufs neue mit theatralischer Pathetik den Krieg »als das größte Verbrechen an der Menschheit«, »welches jemals eine sich für zivilisiert ausgebende Nation mit Bewußtsein begangen hat«. Die deutschen Gegenvorschläge werden abgelehnt. Die Gegner diktieren Wiedergutmachung bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit, Heeresauflösung, Auslieferung der Schuldigen, Ausschluß Deutschlands vom Völkerbund usw. Immerhin sind einige Zugeständnisse erreicht. Vor allem wird eine künftige Revision des Vertrags in Aussicht gestellt. — Bis zur Unterzeichnung bleibt nur kurze Frist. An der Westgrenze steht das feindliche Heer, lechzend nach dem Siegeszug durch Deutschland. Was soll geschehen? Weber schreibt: »O, es war scheußlich in Versailles. Um n i c h t s hat man mich gefragt, d. h. m a ß-

geblich gefragt, und zuletzt stellte man mir dann doch die Zumutung: ‚Jetzt schreiben Sie die Einleitung zu diesem Entwurf.‘ Ich habe das so getan, daß ich wußte: das nehmen sie nicht. Denn wie kann man, wenn man nicht weiß, wie diese z. T. unglaublichen Zumutungen (100 Milliarden! Heeresauflösung!) entstanden sind und — 3 Stunden Frist erhält?? — Und wie soll ich dem Grafen Brockdorff auf seine Frage: »was soll geschehen?« antworten, wenn er mir nicht sagen kann, was das Kabinett für den Fall der Ablehnung eigentlich vorbereitet hat? Ob es fest bleiben wird?«

Einen Augenblick schien es, als seien alle in der heroischen Haltung einig. Aber als der Feind auf der Forderung vorbehaltloser Annahme beharrt, öffnet sich wiederum ein Spalt zwischen Deutschen und Deutschen. Die Rechtsparteien und die Demokraten votieren für bedingungslose Ablehnung — nicht nur aus Heroismus, sondern in der Voraussicht, daß die Unerfüllbarkeit des Vertrags Frankreich den Vorwand zu weiteren unabsehbaren Repressalien bietet. Aber außer den »Unabhängigen« erklärt sich auch Erzberger und ein Teil seiner Partei für Annahme. Sie ziehen die Mehrheitssozialisten nach sich, die sonst aufs neue das bolschewistische Chaos gewärtigen. »Um zu retten, was zu retten ist«, beschließen Zentrum und Sozialdemokraten die Unterzeichnung. Ob sie das Richtige taten, wird die Geschichte entscheiden. — Weber gehörte zu denen, welche die Annahme des Vertrags verweigerten.

Seine Meinung war: Volk und Regierung sollten dem Einmarsch der Feinde keinen Widerstand leisten und ihnen die Verwaltung des Reichs übergeben. Wahrscheinlich würden sie sich dann bald überzeugen, daß dabei nicht viel zu holen sei, und neuen Verhandlungen zugänglich werden. Er vermochte jedoch auch den anderen Standpunkt zu würdigen. »— — — Ich gestehe, politisch äußerst ratlos zu sein. Persönlich wäre ich auf jede Gefahr für Ablehnung. Aber ich vermute: die Volksabstimmung kommt dann, nimmt den Frieden an, und das halte ich für das Schlimmste, weil es uns innerlich so stark bindet. Das Ganze kann einen wahrhaft krank vor Wut und Verzweiflung machen.« (20. 6. 19.)

»Nun ist es also geschehen. Oh, es ist furchtbar! Denn nun kommt erst die Schikane, da ja die Bedingungen nicht erfüllt werden können, eine lange Reihe von Demütigungen und Quälereien, — darin sind die Franzosen Meister. Tausendmal lieber

effektive brutale Fremdherrschaft, ganz offen, und für uns ein klares Ziel! Aber freilich, bei dieser Gemeinheit der U.S.P. war alles in Frage gestellt, und ich verstehe die Andersdenkenden. Warten wir ab, was nun im Osten passiert. — Man merkt doch jetzt erst an Leib und Seele, was diese letzten Monate bedeutet haben, und wie sehr man im Stillen auf irgendein »Wunder« hoffte — oder auf eine Ehrenrettung, so wie sie die braven Seeleute in Skapa Flow gemacht haben. Wenn doch Ludendorff s. Z. den richtigen Entschluß — dem die andren ja gefolgt wären — gefunden hätte! Er konnte uns diese letzte Schande der »Auslieferungspflicht« ersparen oder ihr doch zuvorkommen. Jetzt ist es dafür zu spät. Was sollte diese Erklärung vor einem »unbefangenen« Tribunal erscheinen zu wollen! Das nützte nichts.« (München, 26. 6. 19.)

»— — — Ich fürchte, wir stehen mit diesem Frieden erst am Anfang des Elends. Denn er ist ja absolut unerfüllbar, und die Franzosen werden nun erst anfangen, uns zu zwiebeln, zu schikanieren, das Rheinland abzusprengen usw. Ich fürchte, es gibt einen »Schrecken ohne Ende« und wir werden doch die teilweise Besetzung und Zerstückelung des Reichs bekommen. Nun: es muß ja nicht sein, und wir wollen das Beste hoffen. Ich habe hier den Eindruck, daß die Nichtunterzeichnung in kurzer Zeit zum Abfall Bayerns, der Revolution der »Unabhängigen« und der Klerikalen geführt haben würde. Diesen Grund dagegen verstehe ich. Im übrigen übersehe ich die Lage noch jetzt nicht klar. Die Friedensdelegation und alle Sachverständigen waren einstimmig gegen die Annahme, sicher auf Grund der Eindrücke, die sie aus den Pariser und sonstigen Quellen empfangen hatten. Nun — es ist jetzt geschehen, und nun muß positive Politik gemacht werden. Da ist es natürlich grundfalsch, sich vom Handeln auszuschalten (wie die demokratische Fraktion es getan hatte), aber das wird sicher nur kurz dauern. Der einzige Lichtblick ist Scapa Flow, und hoffentlich finden Ludendorff und die anderen noch jetzt, freilich: zu spät!, eine Form, uns die Auslieferung in würdiger Form zu ersparen. Der Kaiser — nun der ist in Sicherheit: auf Kosten seiner Dynastie.« (28. 6. 19.)

»— — — Du sagst, ich schriebe nichts von diesem Frieden? Ach ich war derart müde und »wurstig«, daß ich die Abgespanntheit der Nation verstand. Die »Ablehnung« hätte natürlich

nicht eine A b lehnung sein dürfen, sondern eben: Auflösung der Regierungen und Uebertragung der Souveränität auf den Völkerbund — solche oder ähnliche Handlungen, welche Kriegsmaßregeln unmöglich gemacht hätten. D a s wenigstens wäre möglich gewesen. Wenn ich freilich die Stimmung hier in Bayern überdenke, so frage ich mich nachträglich natürlich auch, ob irgendeine Chance war, daß etwas Gutes: Erwachen des inneren nationalen Widerstands dabei herauskam. . . . . Ich glaube, ich werde jetzt gänzlich unpolitisch, vorerst jedenfalls.« (1. 7. 19.)

»E r b ä r m l i c h , daß der Kaiser den rechten Entschluß n i e findet. Und auch Hindenburgs Brief ist eben — 2 Monate zu s p ä t. All diese Leute mußten persönlich s o f o r t hinübergehen und sich stellen, s o b a l d die Auslieferung verlangt würde. Aber für so was haben sie eben keinen Sinn!« (9. 7. 19.)

ZWANZIGSTES KAPITEL.

DER LEHRER UND DENKER.

Webers Aeußerungen über den Friedensvertrag sind schon im Isartal geschrieben. Nach der Rückkehr von Versailles braucht er eine Zeitlang völlige Ruhe, um der seelischen und nervösen Erschöpfung Herr zu werden. Seine Vorlesungen beginnen erst im Juni, denn für die Kriegsteilnehmer ist ein Frühjahrssemester eingeschoben. Die Uebersiedlung des Haushalts steht auch erst für Herbst bevor. Er zieht sich nach Wolfratshausen zurück und lebt eine Zeitlang fast wie auf Reisen: »Ich habe 3 volle Tage Nichtstun hinter mir — d. h. ich bin, nachdem ich Freitag fast den ganzen Tag und 2 Nächte geschlafen, einfach geschlafen hatte, Samstag noch ganz blöd war, gestern und heut Stunden weit gelaufen — vielleicht etwas reichlich. Denn eine ganz unsinnige Müdigkeit kommt nun durch, hemmt alles Denken und Tun, und nur das unerhört herrliche Wetter und die himmlisch leichte Luft dieser Hochebene veranlaßt einen doch hinauszugehen, und dann verläuft man sich im Isarwald oder oben auf der Hochebene und kommt so zu Dauermärschen. Auf den Zustand des Kopfes, wenn ‚Arbeit' beginnen soll, bin ich gespannt. Gerade eben schickte ich eine Kolleganzeige fort, fange Dienstag an: ‚Die allgemeinsten Kategorien der Gesellschaftswissenschaft', und werde alle 14 Tage, denke ich, Seminarbesprechungen mit älteren reifen Leuten halten — strengt nicht so an wie mit Ungeübten. Aber freilich bin ich begierig, was der Körper machen wird.«

Die Münchner Atmosphäre ist immer noch gefüllt mit heftigen Spannungen aus den letzten und blutigsten Unruhen. Dort war es ja den gemäßigten Sozialisten nicht wie in Berlin gelungen, die Revolution in die Geleise des Rechts und der Ordnung zu drängen. Der Umtrieb landfremder Kommunisten war hier stärker als irgendwo, und schon Eisner hatte an Stelle »des parlamentarischen

Sumpfs« die Räteregierung setzen wollen. Seine Ermordung radikalisiert dann auch die Gemäßigten. Die drei sozialistischen Parteien vereinigen sich und verkünden Ende Februar die Räterepublik. Das Proletariat ist bewaffnet. Das volksgewählte Parlament läßt sich zu sozialistischen Experimenten drängen. Der junge österreichische Nationalökonom O. Neurath wird mit der »Vollsozialisierung« Bayerns betraut, um der immer mehr anschwellenden kommunistischen Bewegung Schach zu bieten. Das mißlingt indessen. Im April reißen die Bolschwisten die Herrschaft an sich, zum zweitenmal wird die Räterepublik proklamiert, diesmal mit einer roten Armee. An der Spitze steht zuerst ein geisteskranker politischer Abenteurer, dann der Student Ernst Toller und der Bohemien Erich Mühsam und schließlich die radikalen Bolschwisten Levien, Leviné-Nissen, Axelrot, letztere lauter Stamm- und Landfremde. Reichstruppen müssen gegen München marschieren, Toller ist Abschnittskommandeur der roten Armee. Fast sämtliche Erlasse der Räteregierung werden von ihm unterzeichnet. Jetzt triumphiert wirklich der blutige Karneval. München wird nun einige Tage durch die Diktatur der roten Armee verängstigt, der Geiselmord geschieht. Dann endlich in den ersten Maitagen nach schweren Straßenkämpfen siegen die Regierungstruppen. Die Erbitterung der Bevölkerung über die Revolutionäre und ihre fremdländischen jüdischen Anführer ist groß und erzeugt gesteigerten Ausländerhaß, Antisemitismus und alldeutschen Nationalismus. Der Pendel schlägt nun nach der andern Seite aus, Bayern will die »Ordnungszelle« des Deutschen Reichs sein und trachtet nach Wiederherstellung der Monarchie. Gelänge sie hier, so wäre die Stunde der Gegenrevolution auch wohl für das übrige Reich gekommen. Oder aber es böte sich Gelegenheit, Bayern vom Reich zu lösen und damit endlich die norddeutsche Hegemonie abzuschütteln. Blau-weiße und schwarz-weiß-rote Bünde und Bestrebungen werben um Gefolgschaft. Teils arbeiten sie gegeneinander, teils sind sie einig in dem Ziel, das Rad der Geschichte zurückzudrehen.

Auch in den Kreisen der Universität hat die Wut über die Sozialisierungsversuche der Rätezeit und die zeitweilige Bedrohung der Lehrfreiheit tiefe Spuren hinterlassen. Der Wille zur Restauration herrscht vor, die Studenten sind politisiert, Lehrer und Schüler in feindliche Lager geteilt.

Ein Hochverratsprozeß folgt dem andern. Weber hat wieder Gelegenheit, Bedrängten zu helfen. Er zeugt für die politische Lauterkeit des Sozialisierungskommissars O. Neurath und vor allem für E. Toller, dessen idealistische Gesinnung ihm ebenso außer Zweifel steht wie seine politische Unreife. Es gehörte zu den Grotesken der bayerischen Revolution, daß junge Leute wie er wirklich eine Zeitlang regiert und die Massen hinter sich gebracht hatten. Weber charakterisiert ihn im Verhör als »Gesinnungsethiker«, der den politischen Realitäten gegenüber weltfremd sei und sich unbewußt an die hysterischen Instinkte der Massen gewendet habe: »Gott im Zorn hat ihn zum Politiker gemacht.«

Er schreibt in diesen Wochen: »Das Stadtbild ist noch recht kriegerisch, man vertieft die Schützengräben, verstärkt die Drahtverhaue usw., wohl weil die Regierung wieder hierher übersiedeln will. Fortwährend finden Verhaftungen statt, in Ansbach am Starnberger See ist gestern ein ganzes Bolschewistennest nebst Korrespondenz und russischem Geld ausgehoben worden. Ich bin noch zu müde und stumpf, um ganz ‚über' diesen Dingen zu stehen. Nun es wird schon alles gehen und besser als man denkt. Nur j e t z t sieht es so schauderhaft aus. ——— Dieser Brief ist ein wenig müde wegen der entsetzlichen politischen Lage und der jetzt nachkommenden Abgespanntheit. Aber sonst geht es ganz gut.«

* * *

Ende Juni übersiedelt Weber nach München. Er wohnt angenehm und hat in der Universität L. Brentanos schönes Arbeitszimmer. Als er seinen Namen an dieser Türe liest, freut er sich leise — wer hätte gedacht, daß er doch noch einmal in dieser Stadt ein berühmtes Katheder besteigen würde! Er eröffnet sein erstes Kolleg mit einer Betrachtung über die politische Lage. Es soll — so sagt er — im Hörsaal das erste und letzte Wort über Politik sein, denn sie gehört nicht aufs Katheder und in die Wissenschaft, sondern dorthin, wo der freie Luftzug der Kritik weht. — Seine Sätze sind durchbebt von der Tragödie Deutschlands: Wir stehen in aller Form unter Fremdherrschaft. Wir sind gleich den Juden zum Pariavolk gemacht, die deutsche Regierung ist Büttel fremder Interessen und zur Racheübung an den eignen Volksgenossen gezwungen. Wir können nur e i n gemeinsames Ziel haben: aus dem Friedensvertrag einen Fetzen Papier zu

machen. Im Augenblick ist das nicht möglich, aber das Recht auf Revolution gegen Fremdherrschaft läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Notwendig ist jetzt die Kunst des Schweigens und die Zurückgewöhnung an schlichte Alltagsarbeit. — — — Die Schüler kommen bald scharenweise in seine Sprechstunde, er berät sie und verteilt Arbeiten. Sie betrachten ihn mit scheuer Ehrfurcht, finden ihn »majestätisch« aussehend »wie ein Löwe« — zum Fürchten, wenn sich die beiden von der Nasenwurzel aufstrebenden Stirnfalten zu tiefen Furchen zusammenziehen und die Augen blitzen. Aber der Blick wird sehr gütig und entspannt, wenn sie sich Rat suchend an ihn wenden. Manche der jungen Männer, die nun als Seminarteilnehmer in nähere Berührung mit Weber kommen, sehen in ihm mehr als ihren Lehrer — obwohl er nichts andres sein will. Sie verehren ihn heimlich wie die Inder ihren »Guru«, jene Lehrer der Weisheit, von denen erwartet wird, daß sie zugleich Nothelfer, Berater, Seelsorger sind. Aber sie fühlen: nur durch sachliche Hingabe finden sie Zugang zu seiner Person, nur wo er sachlichen Eifer spürt, erregen sie sein Interesse. Einer seiner reifsten und edelsten Schüler: Jörg von Kapher, ein durchdringend kritischer Geist, der jedoch nun nichts andres will als Weber liebend verstehen, kleidete den Eindruck der jungen Leute in folgende Worte: »Er war sachlich durch und durch. Der ganze Heroismus der Sachlichkeit, der ja wohl der Heroismus unsres Zeitalters ist, wurde in ihm lebendig. Und deswegen war seine Sachlichkeit ein solch unerschöpfliches Erlebnis. Deswegen waren seine sachlichen Erörterungen, sein Vortrag wie ein Kunstwerk, nicht in der Form, aber in ihrem Wesen. . . . . Nicht was er vom Gegenstand sagte, wurde zum Wesentlichen, sondern der Gegenstand selbst schien vor uns hinzutreten in seiner Unerschöpflichkeit, und er war sein Interpret. — Auf Sachlichkeit gestellt waren auch seine persönlichen Beziehungen zu uns. Und gerade deswegen waren sie uns so unendlich wertvoll. Wie kein Gebiet der Forschung ihm uninteressant erschien, so vermochte er auch jedem unserer Gedanken Interesse entgegenzubringen. Und Interesse war bei ihm nie etwas Halbes. Den ganzen Ernst, der seine Arbeit beherrschte, brachte er auch der unsrigen entgegen. Er prüfte und verwarf — nicht leicht, denn er verstand. Er verwarf rücksichtslos, aber wo er etwas fand, das ihm wertvoll erschien, da setzte er sich ganz dafür ein, um es zur Entfaltung zu bringen, und wiederum war ihm nichts zu gering.

Einen solchen Keim konnte er mit unendlicher Güte und Liebe pflegen. Die ganze Wärme seiner Persönlichkeit strahlte auf den, in dem er einen Gedanken oder eine wertvolle Regung gefunden zu haben glaubte. Sie belebte, gab Kraft und machte hoffnungsvoll. So bedeutete die Arbeit unter seiner Leitung nicht nur sachliche Bereicherung, sondern Wachsen der Kräfte und der Freudigkeit.« — Innere Vornehmheit verbot dem jungen Mann bei dem geliebten Lehrer um Beachtung seiner Person zu werben. Das Ergebnis solcher Selbstbescheidung klingt aus folgenden Worten: »Vielleicht liegt in dieser entpersönlichten Beziehung die einzige Möglichkeit, an der Hingebungskraft eines Menschen teil zu haben und seine Gaben zu genießen, wenn wir einmal aus dem Kreise der Blutsgemeinschaft heraustreten. Vielleicht ist es Gesetz dieser Kraft, daß sie unmittelbar nicht auf die gerichtet sein kann, die sie letztlich belebt. Wer uns nichts zu bieten vermag, als seinen guten Willen und die Bereitschaft uns zu lieben, ist uns wohl nie eine Hilfe, manchmal aber eine Last. Diejenigen, die den Menschen am meisten geschenkt haben, und deren Liebe uns unermeßlich erscheint, waren Diener eines Fremden, eines Gottes, einer Sache. In dessen Namen konnten sie fordern, was den Menschen am schwersten war: »Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach.« Sie trösten nicht, aber sie geben Kraft.«

* * *

Weber scheint inmitten seiner Schüler eine zweite Jugend geschenkt zu sein; das Berufsleben schließt sich zum Kreis. Aber er ist noch sehr angegriffen, das Lehren strengt ihn an. Er muß auch seine Werke fördern. Endlich soll ja die seit lange vergriffene »protestantische Ethik« zusammen mit andern religionssoziologischen Schriften neu erscheinen. Es ist noch mancherlei daran zu tun. Auch die beiden Reden »Wissenschaft als Beruf« und »Politik als Beruf« sind im Druck, letztere hat sich zu einer umfänglichen Abhandlung ausgewachsen. Und der geistige Abstand zwischen ihm und den meisten Schülern ist sehr groß. Fast scheint es unangemessen, daß er noch ihren Zwecken dient, statt seinem Werke; andrerseits bemerkt er, daß der Zwang zu wiederholter mündlicher Formulierung seiner soziologischen Kategorienlehre ihre Prägnanz befördert. So schwankt die Stimmung stark je nach dem Maß seiner Leistungsfähigkeit, und es ist gut, daß ergebene Freunde ihn betreuen und ablenken. Zu den neu Hinzukommen-

den, die ihm wohltun, gehört auch der jüngere Kollege Karl Rothenbücher, Lehrer der Staatswissenschaften, mit dem ihn die politische Gesinnungsgemeinschaft nahe verbindet.

»Ich bin gründlich müde, das merkte ich auch im gestrigen ersten Kolleg. V i e l zu viel Leute, so und soviele standen — nun d i e s m a l aber w e r d e n sie sich bald drücken; ich rede ganz abstrakt, rein begrifflich — absichtlich. Massen von Anmeldungen zum Seminar, das ich sehr langsam angehen lasse. Für den Winter habe ich zwei Stunden Wirtschaftsgeschichte, zwei Stunden ‚Staaten, Klassen, Stände' angekündigt und ‚Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten'. Diese in formlosen Einzelrücksprachen oder allenfalls alle 14 Tage eine Stunde. Ich hoffe, es geht: höchst merkwürdig, daß mich d i e s e Art p h y s i s c h e r Leistung so strapaziert.«

»Also die zweite Kollegstunde ist auch vorbei. Wieder mal so entsetzlich überfüllt, daß man s c h r e i e n muß. Dies ist das Anstrengendste vor allem, und die Sache ermüdet mich tatsächlich ganz gewaltig, dem Gefühl nach m e h r als zuerst in Wien (wohl weil ich durch diese Demagogie und Versailles ‚zermürbter' bin, denn das spüre ich). Und dann ist das K l i m a hier mir ja in der Tat nicht günstig: Es fehlt die Abspannung infolge der kräftigen hohen Luft, und gerade bei solcher Tätigkeit braucht man das. Außerhalb des Kollegs bringe ich daher fast n i c h t s fertig, täglich 1—2 Stunden, dann will die Sache nicht mehr.«

»Mit dem ‚Arbeiten' geht es sehr mäßig: 1—2 Stunden am Tag. Man ist erstaunlich zerschlagen, der Kopf in übler Verfassung. Aber es wird schon gehen, und die langsame Eingewöhnung ist wohl der einzige Weg, es wieder zu können. Ich nehme jetzt die ‚Protestantische Ethik' vor, zur Vorbereitung für den Druck. Dann: die ‚Wirtschaftsethik'. Nachher die Soziologie, deren Einleitung ja gleich dem Kolleg ist. Abwarten, wie es geht! Ich bin jetzt nun einmal ein Mann der F e d e r: n i c h t des Katheders. Aber was sein muß, muß sein. F r e u d e ist nicht dabei — anders als zuerst in Wien. Hilft halt nichts, wir werden es schon kriegen. Versorgt bin ich glänzend. Außer Else Jaffé, deren Anna mir Eier bringt, nimmt mich auch Sascha Salz mit Butter in Enterprise — also was soll mir geschehen? Ich glaube doch, man k ö n n t e hier heimisch werden. Es ist alles so heiter: Stadt und Menschen — nur das Klima ist s c h e u ß l i c h.

Das muß ich schon sagen. Jetzt seit 3½ Wochen Regen und keinerlei Ende abzusehen!«

»Ich arbeite langsam fort — an der Ausgabe der ‚Protestantischen Ethik' und der andern Artikel und werde die Sache schon durchhalten, denke, es soll auch im Winter gehen nach einer ordentlichen Ruhe und Ablauf all der Depression, die auf einem lastet. Wenn Du es machen kannst, bringe mir doch die schwarze Mappe mit, in der die Musik-Soziologie steckt. Ich will dann, wenn Du da bist, diese Sache mal im Seminar vortragen, und Du kannst dann zuhören, wenn Du willst, ja? Im übrigen wollen wir recht vergnügt zusammen sein, auch Musik hören (Mozart, Wagnerfestspiele), nicht? Hoffentlich hört das elende Wetter auf, — dies Klima ist wirklich ekelhaft und so kalt. Sonst geht es mir ganz ordentlich, — Folge absolutester Faulheit, für die Deine und Elses Ratschläge vor dem Himmel die Verantwortung tragen. Es ist hier alles ruhig geblieben, bleibt auch ruhig, aber im Winter? bei der Arbeitslosigkeit und dem Kohlenmangel? Mir graust es etwas. Deine lieben Briefchen klingen immer, trotz aller ‚Hetze' im ganzen heiter, hoffentlich geht es Dir wirklich leidlich.«

»— — Gerade wollte ich gestern in den ‚Englischen Garten' — nachdem ich Donnerstag ein wenig fleißig gewesen war — da telephonierte Else Jaffé aus Irrschenhausen, daß Brentano seinen Besuch hier draußen angesagt habe, und ob ich nicht helfen wolle, ihn zu ‚unter halten'. Nun, das tat ich gern, und da es wunderbares Wetter wurde, endlich, endlich, so blieb ich da, verpaßte den Zug und wurde dann hier unter Zusammendrängung von Kind und Kegel untergebracht. Heut früh — Du kennst ja das Häuschen — war auf dem Balkon schon um 6 Uhr glühende schöne Sonne, und ich spazierte in einem Licht- und Sonnenbad, während das Häuschen noch in tiefem Schlafe lag. Heut mittag geht es wieder in die Stadt nach dieser ‚Eskapade'. Der Wald ist in der Frühe so wunderbar, windstill und wie in Erwartung. — Du siehst aus allem, daß es mir jetzt wieder ganz erträglich geht, freilich wohl auch: daß dies um den Preis einer ganz unerhörten Faulheit geschieht: kaum daß der ‚Geist des Kapitalismus' neben dem Kolleg etwas weiterrückt! Nun — Du gabst mir ja den permesso. — Also die Mutter kommt Dienstag. Ich habe leider in den Tagen, außer Seminar, auch den Prozeß Neurath, wo ich Zeuge

bin, nachdem ich es schon bei Toller war — der 5 Jahre Festung bekam: Das Gericht geriet in gute Laune, als ich die ganze Seltsamkeit jener Lauensteiner Sache erzählte, und das nützt immer. Schönsten Dank für Dein liebes Briefchen, es klang ja in aller Wehmut doch ganz heiter; ja ein Lebensabschnitt ist es halt, und manches ist hier auf keine Weise so schön zu machen, wie wir es in Heidelberg hatten. Warten wir ab, was hier werden kann, wenn ich — hoffentlich — die Sache durchführen kann..«

* * *

Gegen Ende des kurzen Semesters ist Weber schon leidlich angepaßt, er fühlt sich versponnen in die um die Universität kreisende Gemeinschaft und beteiligt sich an ihr mit dem ihm eignen Eifer. Als seine Frau im August eine Zeitlang da ist, gewinnt er sich Zeit ab, um allerlei Schönes mit ihr zu genießen: den Altar Matthias Grünwalds, bevor er in die Fremde wandert; dann einen sommerlichen Ausflug auf die Roseninsel. Er verbindet die Gefährten enger mit der großartigen Weite des Gebirgslandes, das ihnen nun Heimat werden soll — sie spinnen allerlei freundliche Träume: wie schön es sein würde, da draußen am See im Anblick der Bergkette ein Sommerasyl zu haben, wie so viele andre Münchner.

Auf der Bühne sehen sie Ibsens Brand, dessen tiefer Symbolgehalt sie sehr bewegt, ohne daß sie es aussprechen: Dieser von einem strengen Gott erfüllte Mann macht radikalen Ernst mit dem Gehorsam gegen das Absolute. Aber er fordert nicht nur von sich selbst jedes Opfer, sondern will auch die andern Erdenkinder dahin führen, wo er stehen kann. Jedoch sie sind nicht geschaffen, ihm zu folgen, sie wollen erst glücklich leben und dann Gott dienen. Deshalb treiben sie den Führer, der sie ständig überfordert, in die eisige Einsamkeit. Und erst in der Todesstunde erfährt er den Gott, dessen Barmherzigkeit höher ist als sein Gesetz. — Vielleicht hatte irgendwann auch für Weber die Möglichkeit bestanden, ein Mann des »Alles oder Nichts« zu werden. Aber immer wieder öffnet er sich dem ganzen Erdenleben der andern mit seinem Reichtum und seinem Zwiespalt, immer wieder läßt er sich liebend und forschend auf alles Menschliche ein. Sich selbst mißt er an der absoluten Forderung, aber er drängt sie niemand auf, und

er will durchaus lieber zu den Sündern gehören als zu den »Gerechten«.

* * *

Nach Schluß des ersten Semesters kehrt Weber noch für einige milde Herbstwochen in das alte Haus nach Heidelberg zurück, in dem Empfinden, hier schon losgelöst zu sein, aber: »Später finden wir uns hier alle wieder zusammen«, schreibt er seiner Schwester Lili, die mit ihren Kindern in die Odenwaldschule gezogen ist. Die Heidelberger Freunde bereiten den Scheidenden noch ein Abschiedsfest, es fällt gerade in die Tage der silbernen Hochzeit des Jahres zuvor.

Weber hatte so abseits von der Universität gelebt — die Jugend nannte ihn den Mythos von Heidelberg — vielen Kollegen war er nur als ein unbequemer, erregbarer Mann bekannt, dessen geistige Ueberlegenheit lastend, dessen ethische Maßstäbe überspannt, dessen stete Kritik am politischen Verhalten des eignen Kreises beunruhigend war. Aber nun zum Abschied fanden sich viele ein, um noch einmal an ihm teilzuhaben. Die Frauen feierten die Scheidenden in Musik und Versen, die Männer in Rede und Gegenrede. Als die Nymphe des Löwenbrunnens Webers Jugend heraufzauberte, stießen die Gefährten sich heimlich an: »wie am Polterabend.« — Eberhard Gothein und Hermann Braus fanden geistvolle Worte; letzterer zeichnete sie später auf. Als Mediziner verglich er Webers Wirkung auf den Organismus der Universität launig mit der Wirkung der neuentdeckten »Hormone« auf den Körper. Ihre Fortnahme verursache lebenbedrohende Ausfallerscheinungen, aber vom klugen Arzt an einen andern Standort verpflanzt, kämen sie nach wie vor dem ganzen Organismus zu gute; so würde der Scheidende, auch von München aus, in Heidelberg weiterwirken. Und dann fand er noch andre Bilder: »Ich denke für mich an die Zeit, da ich als Kriegskamerad unter Ihnen arbeitete und vieles Ernste, manches Heitere und Sonderbare mit Ihnen zusammen erlebte. Es waren kleine Dinge, aber wir sahen sie im Spiegel der großen Zeit. Viele haben ganz Andres und Größeres in ihrer Nähe erlebt. Aber was es auch war, jeder der Ihnen nahe stand, hat Ihre Ritterlichkeit und aufrechte Mannhaftigkeit gesehen, hat Ihre unbestechliche Gesinnungstreue empfunden, wie eine moderne Verlebendigung des Dürerschen Ritters zwischen Tod und

Teufel. — Ich gedenke auch dieser zähen Arbeitskraft, welche das Kleinste nicht für zu gering hielt, wenn es galt, einer großen Sache zu dienen. Das große Erlebnis jedoch, das Keiner verliert, der Sie je gekannt hat, ist dieses: Einen höchsten Maßstab menschlicher Fülle, ein Ausmaß reichsten, aus Tiefen aufquellenden Vermögens erlebt zu haben, den Glauben daran, daß Dyonisos nicht tot ist.« — Webers Dankworte umfaßt Alle in der Verbundenheit durch das gemeinsame überpersönliche Schicksal. Er bekräftigt seinen unerschütterlichen Glauben an Deutschland und seine Liebe zu der holden Schönheit dieses Landes, dessen Seele in seinen Wäldern atmet. Er hebt auch ein wenig den Schleier von sich selbst, von den Jahren seines Krankseins und was Heidelbergs Lindheit ihm bedeutet hat, als er langsam zu neuem Leben erwachte. Es sei ihm zumute, als verließe er die Heimat, um in eine schöne, aber kühle Fremde zu gehen. Jedoch man dürfe heute keine Luxusexistenz führen. Und da Politik fruchtbar zu treiben jetzt unmöglich sei, bleibe die schlichte Berufsübung als nächste Pflicht.

* * *

Ein früher Winter überfällt München. Eines Morgens ist das noch volle frische Laub der stolzen Pappelreihen, die der Straße jenseits des Siegestores den großen Zug geben, erfroren. Traurig rascheln die toten Blätter, wenn der Wind sie umstreicht. Aber bald prangen die Bäume im Mantel des Rauhreifs — ein wunderbarer Anblick, wie vom Tor aus die weißen Wächter gegen den blauen Himmel stehen. Und die vornehmen gelblichen Häuser um die Universität hauchen in der klaren Kälte Mut und Kraft aus. Weber ist nun ganz bereit, das Leben noch einmal neu aufzubauen. Die Gefährten wohnen erst provisorisch in den schon vertrauten Räumen der Freunde und ziehen dann in das dicht am englischen Garten gelegene Häuschen von Helene Böhlau. Dieser Rahmen ist eng im Verhältnis zu der Großräumigkeit des Heidelberger Hauses, aber heimelig und entspricht Webers Drang, der kargen Zeit gemäß — bescheiden — zu leben. Und die kleine Seestraße ist ein traulicher Winkel. Hier verzahnt sich noch die Großstadt mit dem einst weit vor ihren Toren gelegenen Dörfchen Schwabing. Kleine Dorfhäuser, deren Dach mit der ausgestreckten Hand zu erreichen sind, und hinter deren Scheiben altmodische Pflanzen träumen, behaupten sich noch neben

ihren stolzen Stadtschwestern. Webers Arbeitsklause, kleiner als die Heidelberger, sonst ähnlich in der Form, schaut auf ein winziges Gärtchen, zwei weiße Birkenstämme und eine junge Blutbuche verstecken die häßliche Brandmauer gegenüber. Auch nach der Straßenseite schaut man in einen Hain von Föhren und Birken, den Kindern der Hochebene. Wo die Straße am englischen Garten mündet, rauscht ein Isararm, und einige Schritte weiter führen zu dem großen See, den Enten und Möven bevölkern. Die Entdeckung des Biebersteinschlößchens, das ganz wie aus Goethes Zeit da liegt und träumt, macht große Freude. Welche Wohltat, nicht in die kalten Steingefängnisse der Großstadtstraßen gebannt zu sein!

* * *

Gerade bevor Weber sein Winter-Kolleg beginnt, vollendet Helene ihren Lauf. Die lebensstarke Frau hatte sich immer ein langsames Erlöschen — das Erleben ihres Endes gewünscht. Nun trifft der Tod sie im Nu, ohne ihr ein sanftes Abschiednehmen zu vergönnen. Im Sommer hatte sie noch Monate bei Marianne in Heidelberg verlebt und dann auch ihren Sohn Max in München besucht. Ihre Gestalt war klein und gebeugt, und beim Gehen wurde der Atem kurz. Sie sprach öfter davon, nun werde wohl bald das Ende kommen, deshalb gehöre sie nach Hause, denn ihren Kindern wolle sie die Last ersparen. Sie möchte freilich noch gern eine Weile leben, möchte noch gern erleben, daß Deutschland sich wieder aufrichte. — Auch sonst plante sie noch allerlei: Ihre letzte Schwester, die Witwe des Geologen E. W. Benecke, gehörte zu den aus Straßburg Vertriebenen. Sie war körperlich hilflos in das Heidelberger Vaterhaus heimgekehrt, seit Jahren gelähmt, geistig gehemmt, aber unverändert in dem letzten geheimnisvollen Kern ihres Wesens. Sie hatte nun Webers Wohnung bezogen. Helene wollte den Winter bei ihr verbringen und sie ganz einhüllen in Liebe und gemeinsames Erinnern. Dann beabsichtigte sie in das Mommsenhaus überzusiedeln, um ganz mit ihren Kindern zu leben.

Die Kraft ihres letzten Tages widmete sie einem ihr gemäßen Liebesdienst: Schon seit längerer Zeit wollte ihr Herz nicht mehr, Gehen und Treppensteigen waren eine schwere Anstrengung. Sie wohnte im 4. Stock und einmal täglich herunter und hinauf war das äußerste. Aber an diesem Tage

erkämpft sie sich heimlich zweimal den Aufstieg. Eine alleinstehende befreundete Mitarbeiterin, die ebenfalls viele Treppen hoch wohnt, kommt aus ihrem Urlaub zurück, sie sollte doch »warm« empfangen werden durch ihren Freund den Grudeherd, dessen Anheizung viel Zeit und Sorgfalt kostet. Helene geht in der Frühe fort, einen schweren Beutel am Arm. Sie schleppt einige Briketts und ihr eignes Mittagessen — irgend jemand sieht sie tief gebeugt des Weges schleichen. Mühsam bezwingt sie die vielen Stufen, aber dann erreicht sie, was sie will, und ist sehr befriedigt: die tote Asche glüht. Als am Abend dieses Tages ihr Herzschlag zu stocken beginnt, entsinkt ihren immer fleißigen Händen ein Erstlingsjäckchen. Der Kampf ist schwer. Ihre Tochter Klara steht ihr bei. — Alle ihre Kinder vereinen sich an ihrer Bahre. Sie ahnen nicht, daß es das letzte Zusammensein ist. Das geliebte Mutterantlitz trägt die schmerzlichen Spuren des Durchlittenen. Und daß sie nun so in sich beschlossen und unzugänglich daliegt, paßt gar nicht zu ihr, war sie doch ein Gleichnis des immer bewegten schaffenden, kämpfenden Lebens. Aber ihr Weiterwirken in den Liebenden und durch sie hindurch kann nicht zu Ende sein. Jetzt nehmen die Kinder Abschied, aber sie werden zu ihr zurückkehren. Der älteste Sohn redet am offnen Sarg und stellt ihre Gestalt vor sie hin. Er preist vor allem ihre Lebensliebe, ihre feurige Kraft und den in allem Schicksal bewahrten unerschöpflichen Humor. Idas Sohn Otto, immer ihr Herzensfreund, weiht die Bestattung. Er spricht von ihrer tätigen ethischen Religiosität — »ihrem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit«, der Unbedingtheit ihres Forderns gegen sich selbst, der steten Spannung, in der sie lebte, weil sie immer schmerzvoll den Abstand fühlte zwischen höchstem menschlichen Streben und seinem letzten Ziel. — Für die Frauen war damit noch nicht alles gesagt. Wie für den Mann nur der Mann Maßstab und Vorbild ist, so für die Frau nur die Frau, deshalb wird s i e von den besondern weiblichen Wesenswerten am stärksten ergriffen. Was die verehrenden Frauen als Helenes Charisma empfanden, deutet ihnen Marianne: Jene schöpferische u n b e d i n g t e Liebe, deren Fülle unabhängig ist von dem, was ihr entgegen getragen wird, die sich nie genug tut im beglückenden Aufrauschen des Gefühls, sondern die unmittelbar zur hilfreichen Tat drängt und ringsum befruchtet.

* * *

Danach beginnt Webers Winterarbeit. Er hat sich, ganz gegen seine ursprüngliche Absicht, von den Studenten, denen seine Kategorienlehre zu schwer ist, drängen lassen, einen Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu lesen, also ein neues Kolleg von riesigem stofflichem Umfang. Das Wissen dafür steht ihm im wesentlichen zu Gebot, aber der Aufbau will geschaffen, und mancherlei neue Forschungsergebnisse müssen berücksichtigt werden. Das Kolleg findet im Auditorium Maximum vor etwa 600 Hörern statt. Er hat von Stunde zu Stunde viel dafür zu tun. Außerdem hält er soziologische Uebungen und ein Dozentenkolloquium in einem Kreis von Kollegen, die ihn darum gebeten haben. Dieser wissenschaftliche Austausch macht ihm viel Freude. — Seine Kraft ist völlig absorbiert, er muß sehr vorsichtig leben, ja in den ersten Wochen überfällt ihn wiederum die Angst, vollen Amtspflichten nicht dauernd gewachsen zu sein. Dazu peinigt es sein Ehrgefühl, daß er den, bis zur Besetzung eines weiteren volkswirtschaftlichen Lehrstuhls überbürdeten, Kollegen W. Lotz nichts abnehmen kann. Er erwägt die Vertauschung seines Ordinariats mit einer »außerordentlichen« Professur, die gerade geschaffen werden soll, und macht die entsprechende Eingabe. Nun fühlt er sich innerlich entlastet, erhält jedoch keine Antwort. Und schon vor Weihnachten ist er eingewöhnt, bewältigt die Lehrpflicht mühelos und fühlt sich zunehmend sichrer — ganz anders als in Wien.

Es ist doch ein großes Wunder — diese zweite Jugend. Er selbst empfindet es so. Wird das so weitergehen? — Bei der üblichen Jahresfeier der Universität trägt Weber den rubinfarbenen Ornat der staatswissenschaftlichen Fakultät — königlich schreitet die hohe Gestalt; ein leise lächelnder Blick streift schnell die Frau. Er weiß, daß sein Anblick sie bewegt. Aber soll das Lehramt seine endgültige Wirkensform sein? Früher erschien es wohl als unvergleichliche Höhe. Jetzt wo der Wiederaufbau Deutschlands für unabsehbare Zeit jede staatsmännische Begabung braucht, sieht es sich anders an. Als die Gefährtin in dieser Zeit ihm einmal sagt: In einigen Jahren, wenn er noch älter und gesünder wäre, würde ihn die Nation doch noch rufen, »und dann gehst Du auf jede Gefahr« — nickt er und sagt mit feierlichem Ernst: »Ja — ich habe das Gefühl, als habe mir das Leben noch etwas vorenthalten«.

* * *

Mitte Januar 1920 erregen sich die politischen Leidenschaften aufs neue an einem Ereignis: der Begnadigung des Grafen Arco de Valley, Kurt Eisners jugendlichem Mörder. Weber mißbilligt das Urteil trotz seiner Sympathie für den Täter, denn es ist nicht nur ungerecht, sondern auch verhängnisvoll. »Die politischen Morde werden Schule machen.« Nationalistische Studenten, die Arco als einen der ihrigen betrachten, feiern diesen Ausgang durch eine Demonstrationsversammlung in den Räumen der Universität, und zwar im Beisein des alldeutsch gesonnenen Rektors. Dabei plaudern sie aus, daß sie nach Arcos Verurteilung mit Hilfe einer Reichswehrabteilung geputscht haben würden. Als ein sozialistischer Kommilitone den andern Standpunkt vertritt, wird er von einem Mitglied des Studentenausschusses beschimpft. Magnificenz nimmt keinen Anstoß daran. Nun beklagt sich die gekränkte Minderheit erregt bei Weber. Dieser wendet sich für sie an den Rektor und ersucht um alsbaldige Remedur, mit der Bitte, »seine Rücksichtslosigkeit gegebenenfalls nicht unterschätzen zu wollen«. Als zwei Tage später noch nichts erfolgt ist, eröffnet er seine Vorlesung etwa mit folgenden Worten: »Ich sehe mich, entgegen meinem sonstigen Brauch in politischen Dingen, veranlaßt, zu dem was letzten Samstag hier vorgefallen ist, eine Bemerkung zu machen. Und Sie haben das Recht rückhaltloses Farbebekennen auch in der S a c h e zu verlangen. Sie haben den Grafen Arco gefeiert, weil dieser wie es auch m e i n e Ueberzeugung ist, vor Gericht ritterlich und in jeder Beziehung mannhaft aufgetreten ist. Seine Tat ging aus der Ueberzeugung hervor, daß Kurt Eisner Schande auf Schande über Deutschland gebracht hat. Dieser Meinung bin auch ich.

Trotzdem ist es eine schlimme Schwäche, ihn zu begnadigen, so lange das Gesetz gilt, und i c h als Minister hätte ihn erschießen lassen. Ihre Demonstration hätte mich nicht gehindert. Im Gegenteil! Aber das Ministerium ist vor Ihnen zurückgewichen. Arcos Grabstein hätte auch das noch immer spukende Gespenst Kurt Eisners gebannt, jetzt wird er als Märtyrer im Volk weiter leben, weil Arco lebt. Das ist zum Nachteil des Landes. Und was werden Sie durch Ihre Kundgebungen aus Arco machen? Täuschen Sie sich nicht: Eine Kaffeehaus-Sehenswürdigkeit! Ich hätte ihm etwas Bessres gewünscht! Sodann sind hier am Samstag Beschuldigungen gefallen, Beschuldigungen, die bis heute noch nicht zurückgenommen sind. Ein H u n d s f o t t, der das nicht tut!

Und dann noch eins: Es ist hier von der putschbereiten Reichswehr im Verein mit der Studentenschaft gesprochen worden. Meine Herren, d a s sind keine Verschwörer, die mir imponieren können, deren Eitelkeit dann so groß ist, daß sie solche Dinge öffentlich a u s p l a u d e r n müssen. Ueber die Sache selbst ist ja kein Wort zu verlieren.

Aber das sei Ihnen gesagt: Zur Wiederaufrichtung Deutschlands in seiner alten Herrlichkeit würde ich mich gewiß mit jeder Macht der Erde und auch mit dem leibhaftigen Teufel verbünden, nur nicht mit der Macht der Dummheit. Solange aber von rechts nach links Irrsinnige in der Politik ihr Wesen treiben, halte ich mich fern von ihr.« (19. 1. 20.)

Zwei Tage danach wurde die Beschimpfung der sozialistischen Studentenschaft korrigiert. Darauf nahm Weber zu Beginn seines nächsten Kollegs den hypothetischen »Hundsfott« zurück. Trotzdem setzte, als er dann die Vorlesung beginnen wollte, tobendes Pfeifen und Johlen ein. Von den Alldeutschen hinkommandierte Studierende der Tierarzneischule und andere rechtsradikale Jünglinge, die Weber nicht kannten und auch bei seinen früheren Ausführungen nicht anwesend waren, benahmen sich so, wie sie es in Wahlversammlungen gelernt hatten. Als Weber ruhig auf dem Katheder stehen blieb und sie auslachte, wurden sie noch wilder. Seine Schüler wollten gerade auf die anderen losschlagen, da wurde das Licht ausgedreht und der Saal geräumt. Weber ging gleich danach in eine größere Gesellschaft, war sehr angeregt und schlief dann trefflich. Politische Händel wirkten offenbar immer erfrischend. —

* * *

Um diese Zeit wird einmal in Webers Seminar über Oswald Spenglers alle Welt beschäftigendes Werk (Der Untergang des Abendlands) disputiert. Weber sieht darin die geschichtsphilosophische Konzeption eines sehr geistvollen und gelehrten »Dilettanten«, der die Ergebnisse historischer Forschung in seine spekulativen Konstruktionen preßt. Einige Seminarteilnehmer, die den Verfasser persönlich kennen, wünschen sich eine Disputation zwischen ihm, Weber und einigen anderen Denkern. Die Männer sind bereit, ihre Klingen zu kreuzen. An einem kalten klaren Wintertag treffen sie sich in den Räumen des

Rathauses. Um den kleinen Kern der Gelehrten knäult sich in mehreren Reihen die Jugend, vorwiegend Freideutsche, auch junge Kommunisten und Sektierer aller Art sind dabei. Das geistige Turnier dauert anderthalb Tage und ist äußerst spannend. Weber greift sehr behutsam an und mit den ritterlichsten Waffen. Der Respekt vor dem andersgearteten Geist macht seine Kritik erträglich. Andere verfahren rücksichtsloser. Spengler bleibt vornehm-beherrscht als man ihm Stein auf Stein aus seinem Gedankenbau zieht. Gegenseitiges Ueberzeugen hinsichtlich der Grundthese ist nicht möglich. Die jungen Zuhörer überwältigt einmal wieder ein ungeheures Wissen, das ihnen doch keine Antwort gibt auf die Frage: »Was sollen wir denn aber tun?«

Einige der Jungen ziehen Weber mit dem Dichter Paul Ernst und dem Sozialisten Otto Neurath hernach noch in ihren Kreis, um sich endlich ihrerseits auszusprechen. In einem der winzigen Dorfhäuser der Seestraße haben sie ein Asyl, das außer Stühlen und Tisch nur ein großer brauner Kachelofen möbliert. Der Winternachmittag ist bitter kalt. Der Ofen erwärmt sich langsam, denn er bekommt nur wenig Nahrung. Aber diese jungen Männer und Frauen sind hart gewöhnt, durch die Armut und den Schützengraben, und sie sind stolz auf ihre Bedürfnislosigkeit. Weber sitzt im Pelzmantel auf der Ofenbank, ausdrucksvoll hebt sich sein Kopf von den Kacheln ab, — sein glattes Haar ist jugendlich dicht und braun, der Bart jedoch von vielen Silberfäden durchzogen: Seine auseinanderstrebenden Spitzen werden öfter von der feingliedrigen Hand zusammmengestrichen. Der Blick schaut so gütig und so ganz gewillt, sich in die Jungen einzufühlen.

Was sie u. a. umtreibt, ist der Glaube, daß man durch Begründung kommunistischer Oasen — ländlicher Siedlungen und dgl. — die natürlichen Zellen einer neuen höheren Weltordnung schaffen könne — die friedliche Ueberwindung des Kapitalismus, oder wenigstens Befreiung von ihm für diejenigen, die ernstlich davon frei sein w o l l e n. Und indem sie gemeinsam der Erde die Nahrung abgewinnen, hoffen sie auch frei zu bleiben von spezialistischer Berufsarbeit. Denn sie sehen darin einen die Seele ertötenden Zwang. Aber Kulturmenschen wollen sie trotzdem bleiben. »Landwirtschaft mit Kunstgewerbe« hat Spengler ironisch bemerkt. Der Dichter Paul Ernst, der selbst seit einigen Jahren mit Hilfe seiner überaus tüchtigen und klugen Gattin eine Bauern-

stelle bewirtschaftet, um sich den Unterbau seiner geistigen Existenz zu schaffen, weiß, was dazu gehört an Fleiß und Energie und warnt. Einige von den Jungen haben schon praktische Versuche gemacht, sind jedoch gescheitert. Ein besonders kühner junger Mann will eine größere Gefolgschaft von Intellektuellen und Proletariern nach Sibirien führen, das er durch den Krieg kennt, und mit ihnen dort ein vorbildliches kommunistisches Gemeinwesen schaffen. Dabei schwebt ihm nicht nur solidarisches Wirtschaften, sondern auch das anarchische Ideal: die Befreiung von den staatlichen Formen der Herrschaft vor. Weber bemüht sich, ihnen klar zu machen, daß nur kleine familienhafte Gemeinschaften, nicht aber größere Gemeinwesen ohne Gesetz und Gewalt organisiert werden können. Aber ihr chiliastischer Enthusiasmus ergreift ihn — er möchte ihren Glauben nicht zerstören, ihre Energien nicht lähmen, und erklärt sich bereit, sie in praktischen volkswirtschaftlichen Fragen zu beraten. Aber die jungen Siedler fühlen, daß er keiner der Ihren werden kann. Sie sind enttäuscht und werfen ihn zum alten Eisen. — Zu Hause spinnt sich der Austausch mit Paul Ernst und seiner Frau noch bis Mitternacht fort — es sind Stunden hoher geistiger Bewegtheit. Bald danach kommt O. Spengler ins Haus, und wieder entzündet sich Geist an Geist. Der Gelehrte, auf seine geschichtsphilosophischen Konstruktionen angeredet, bekennt sich dazu, ein »Dichter« zu sein.

II.

Im übrigen vergeht der Winter in rastloser konzentrierter Arbeit. Das Kolleg verlangt viel, außerdem korrigiert Weber den ersten Band der religionssoziologischen Schriften und arbeitet vor allem an seiner soziologischen Kategorienlehre in »Wirtschaft und Gesellschaft«, dessen erste Bögen schon länger ausgedruckt sind. Im Frühjahr soll dieser Teil erscheinen. Hier mögen einige Ausführungen über Form und Methode dieses Werks, dem Ertrag von Webers wissenschaftlicher Lebensarbeit folgen, die vielleicht Laien das Verständnis erleichtern.

Die »verstehende Soziologie« besteht aus zwei methodisch verschiedenartigen Teilen, die beide unvollendet geblieben sind: einer systematischen Typenlehre und den ihr teilweise korrespondierenden Abhandlungen, in welchen die historischen Konkretheiten vermittelst der Typenbegriffe verknüpft und geordnet

werden. Mit anderen Worten: Die in den schildernden Teilen zur Durchdringung historischer Vorgänge verwendeten begrifflichen Konstruktionen sind im ersten Teil systematisch geordnet und zu möglichster Eindeutigkeit durchgearbeitet. Die Begriffslehre setzt also umfassende Beherrschung der Geschichte voraus, denn sie wird nicht, wie etwa spekulative Gedanken-Gebilde, aus allgemeinen Obersätzen oder Prinzipien deduziert, sondern unmittelbar aus dem konkreten Tatsachenmaterial herausgestaltet, durch Induktion k o m p o n i e r t. Weber hat deshalb auch die historisch analysierenden und schildernden Abhandlungen schon vor dem Krieg und zwar »aus dem Kopf« geschrieben — ohne Anmerkungen. Material und Apparat bedurfte er nicht dafür, er verfügte frei über ein universales Wissen. Erst später fixierte er dann die Kategorienlehre: die im Sommer 1918 in Wien, und dann die ein Jahr danach in München gehaltenen Vorlesungen zwingen ihn dazu. — Jetzt — einige Monate vor seinem Ende — erhält sie die letzte Fassung. Er knetet die schwierigen Begriffe immer aufs neue und arbeitet noch viel in die Korrekturen hinein.

Schließlich gelingt es ihm, eine ihn selbst befriedigende Prägnanz des Ausdrucks zu erreichen — freilich: »Die Leute werden den Kopf schütteln«. Er ist sich klar, daß seine Methode, die altbekannte historische, nationalökonomische, juristische und theologische Denkgebilde mit völlig neuem Inhalt erfüllt, zunächst nicht nur schwer verständlich, sondern auch befremdlich sein wird. Auf die Gründe kommen wir sogleich, zuvor noch einiges über die Form.

Die Diktion des ganzen Werks, vor allem aber der Begriffslehre ist sehr verschieden von derjenigen der übrigen: die Sätze sind fast immer kurz, Subjekt und Prädikat nahe beieinander, ohne Einschachtelungen. Unter Ziffern und Buchstaben geordnet folgt Satz auf Satz, gleichsam Schlag auf Schlag. Die definitorischen Akte sind auf den kürzesten Ausdruck gebracht und in eine eigentümliche Formel gekleidet: »Soziologie soll heißen« »soziales Handeln soll — — — heißen«, »Betrieb soll — — — heißen«, »Herrschaft soll — — — heißen« usf. Dieser Imperativ drückt jedoch nicht etwa einen Anspruch auf Geltung der neuen Konstruktionen außerhalb des Rahmens dieser speziellen Soziologie aus, sondern ihr Sinn ist im Gegenteil: »In m e i n e r Begriffslehre soll es so heißen, zu bestimmten methodischen Zwecken nenne i c h diese Gebilde so — und nur der wissenschaftliche

Ertrag soll mein Verfahren rechtfertigen; mögen andere Soziologien und vor allem andre Disziplinen für ihre Erkenntniszwecke anders verfahren. — Auch die zwischen die Definitionsakte eingebauten Veranschaulichungen und Interpretationen, die den soeben zusammengeballten Inhalt wieder auseinanderfalten, sind meist in durchsichtig konstruierte Sätze gegossen. Der Denkprozeß vollzieht sich in straffem, quasi rhythmischen Schritt, und wer die Voraussetzungen zum Verstehen mitbringt, wird in logischem Schwung mitgerissen auf dem Weg durch den bewältigten Stoff. Allerdings wird es vorerst nicht vielen so gehen, denn jeder der knappen Sätze ist ein Zeichen für Vorstellungsreihen, die Zeit und Raum überspannen und mit dichtem Gehalt gefüllt sind — wer wenig davon beherrscht, dem bleiben sie leer.

Die folgenden Bemerkungen über die Methode und die dahinter stehende wissenschaftliche Gesinnung setzt die Ausführungen im 10. Kapitel S. 325f. voraus. — Weber treibt »verstehende Soziologie« als empirische Wissenschaft »eine Abgrenzung die niemand aufgenötigt werden soll und kann«. Ihr Objekt ist das einzig verstehbare Moment der Geschichte, nämlich das sinnhaft orientierte Handeln einzelner und mehrerer Menschen, und zwar ihr aufeinander bezogenes, deshalb »sozial« genanntes Handeln. Indem sie es deutend versteht, erklärt sie es zugleich ursächlich. Was Weber als Sinn des Handelns feststellen will, ist, wie wir aus früheren Bemerkungen schon wissen, der subjektive, vom Handelnden selbst »gemeinte« Sinn seines Handelns als einer letzten konkreten, empirisch erfaßbaren Realität; nicht etwa irgendwelche der Wirklichkeit spekulativ überbaute Gedankengebilde. Damit zieht sich die verstehende Soziologie die Grenze gegen alle dogmatischen Wissenschaften wie Jurisprudenz, Logik, Ethik, Aesthetik, die an ihren Objekten einen »gültigen«, »richtigen« oder »wahren« Sinn erforschen wollen. Am nächsten steht sie der Geschichte. Sie teilt mit ihr das außerwissenschaftliche Moment, nämlich die Auswahl kulturbedeutsamer Vorgänge aus einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit des Gleichgültigen; ferner das wissenschaftliche: Die kausale Zurechnung und deutendes Verstehen als Erkenntnismittel. Aber während die Geschichte primär das Ergründen wichtiger Einzelzusammenhänge interessiert, befaßt sich die Soziologie umgekehrt mit dem Typischen, bildet Typen-begriffe und sucht die ge-

nerellen Regeln der sich immer und überall wiederholenden »Abläufe« sozialen Handelns. Also in diesem Interesse für das Generelle ist sie der Naturwissenschaft verwandt, jedoch von ihr verschieden, nicht nur durch ihr Objekt, sondern auch durch die andersartige logische Bedeutung ihrer Allgemeinbegriffe, die wir schon kennen [1]).

Da aber Weber im Rahmen dieses Werks die Neukonstruktion und systematische Anordnung solcher »Idealtypen« vollzieht, sei an folgendes erinnert: Ihre Gliederung zum System, um eines geschlossenen Weltbildes willen, konnte für Weber keinen Sinn haben. Denn sie wollen nicht definitive Fixierungen sein, sondern zeitweilige Haltepunkte im Fluß eines sich immer verändernden historischen Erkenntnisprozesses. Außerdem: die empirische Forschung selbst liefert aus sich kein einheitliches Prinzip durch das kulturbedeutsame Wirklichkeitsbestandteile auf bestimmte Weise wissenschaftlich zwingend — geordnet werden könnten. Sie führt vielmehr immer nur zu einer Vielheit von letzten Wertideen und Lebensmächten — »Göttern« — die um Beherrschung des Daseins miteinander konkurrieren. — Selbstverständlich ist freilich, daß diese sich absichtsvoll in ihre Grenze bannende empirische Wissenschaft stets um ihre eigenen außerempirischen Voraussetzungen weiß, ja sie als ihre Bedingung erkennt: einmal die allgemeinen Kulturwertideen, an deren Hand die Sichtung des Wichtigen und Unwichtigen vollzogen wird, und ferner als die spezielle persönliche »Idee« des Forschers: eine möglichst klare, möglichst objektive, möglichst universale Erkenntnis dessen, was war und ist, vor allem die möglichste Durchdringung moderner Lebensmächte. Als Weber einmal nach dem Sinn seiner Wissenschaft für ihn selbst gefragt wurde, antwortete er: »Ich will sehen, wieviel ich aushalten kann.« — Was wollte er damit andeuten? Vielleicht — daß er als seine Aufgabe ansehe, die Antinomien des Daseins zu ertragen, ferner: seine Kraft zur Illusionslosigkeit aufs äußerste anzuspannen und trotzdem die Ungebrochenheit seiner Ideale und die Hingabefähigkeit an sie zu bewahren.

Diese Ideen stehen hinter der empirischen Forschung und ihren Begriffen. Aus der Sacherkenntnis selbst werden spekulative Gedankengebilde verwiesen — auch die Vorstellung eines Ueberwirklichen oder eines Reichs zwingender objektiver Geltungen sind

[1]) Vgl. S. 327 f.

ausdrücklich und absichtsvoll vermieden — als eine Aufgabe, die nicht in die empirische Wissenschaft hineingehört. Aus der besonderen Absicht dieser verstehenden Soziologie den Realitätskern typischen sozialen Handelns von allen wertspekulativen Umhüllungen zu befreien, ergibt sich ihre spezifische Eigenart, nämlich erstens — was als logisches Paradox erscheinen könnte — die rationale Konstruktion wirklichkeitsferner Typenbegriffe. Weber spürt den Regelmäßigkeiten sozialen Handelns über den ganzen Erdball nach und schließt sie in Begriffe zusammen, durch welche die Handelnsabläufe derart gedacht sind, als ob sie sich ohne Störungen durch irrationale, d. h. unberechenbare Einflüsse vollzögen, was in Wirklichkeit niemals geschieht. An der Hand dieser Abstraktionen sollen dann die irrationalen Bestandteile des konkreten Handelns als »Abweichungen« um so deutlicher gesehen werden. Also auch für die empirische Soziologie ergibt sich der eigentümliche Sachverhalt, daß die Eigenart des Seienden durch die Konfrontierung mit einem Nicht-Seienden — die rationale Abstraktion — erkannt wird. Aber hier handelt es sich um das Herantragen von logischen Denkgebilden an die Wirklichkeit. Die Abstraktion dient der wissenschaftlichen Wahrheit, während das Herantragen ethischer, politischer, metaphysischer Gebilde an die Tatsachen außerwissenschaftlichen — »praktischen« — von der Subjektivität des Forschers ausgewählten Zwecken dient.

Die von Weber erstrebte empirische Wirklichkeitserkenntnis verlangt jedoch zweitens nicht nur das Fernhalten von »dogmatischen« Vorstellungen aller Art aus dem Denkprozeß, sondern außerdem auch die Entkleidung von einem logischen Schleier bestimmter Art, dessen sich andre Wissenschaften, wie z. B. die Jurisprudenz, die Geschichte, die Nationalökonomie mit Recht bedienen: Deren Begriffsbildung liegt nämlich die Vorstellung zugrunde, als gäbe es handelnde Kollektivpersönlichkeiten. Sie denken infolgedessen komplexe Gebilde wie Staat, Nation, Genossenschaft, Aktiengesellschaft, Familie u. a. m. als Einzelindividuen. Anders die verstehende Soziologie. Sie durchstößt diese logischen Fiktionen, um bis zu der letzten verstehbaren Realität, dem sinnorientierten Handeln des und der Einzelnen vorzudringen. Davon bald einige Beispiele. Ihre Methode kann also als »rationalistisch« und »individualistisch« bezeichnet werden, wobei jedoch der Gedanke an individuali-

stische Wertungen ebenso irreführend wäre, »wie etwa die Meinung der rationalistische Charakter der Begriffsbildung bedeute den Glauben an das Vorwalten rationaler Motive oder gar eine positive Wertung des Rationalismus.« Es soll einmal nichts andres als der Realitätskern illusionsfrei zu Bewußtsein gebracht werden.

So einfach, selbstverständlich, ja banal dies erscheint — die demgemäße Neukonstituierung allbekannter Begriffe trägt den Charakter einer logischen Revolution. Vor allem sind Webers staats- und rechtssoziologische Definitionen für die Jurisprudenz, seine religionssoziologischen für die Theologie derart befremdlich, daß sie damit vermutlich zunächst nicht viel anfangen können. Begriffe wie legitime Ordnung, Recht, Verband, Herrschaft, Macht, Staat, Nation, Kirche u. dgl. m. bekommen durch das bewußte Fernhalten aller sonst in ihnen mitschwingenden Wertbedeutungen einen ganz neuen, rein logischen und deshalb natürlich seltsam kühlen und unpathetischen Sinn. Und wenn Weber auch jeden Anspruch auf ihre Verabsolutierung ablehnt, so sind sie trotzdem für das gewohnte Denken und Fühlen unbequem: Denn ihr bloßes Dasein hebt die außerwissenschaftlichen Bestandteile der andren gleichlautenden Denkgebilde ins Bewußtsein, zeigt dadurch indirekt, was an ihnen nicht logisch zwingend ist und niemand aufgenötigt werden kann. Außerdem kann möglicherweise der unvermeidliche Nebenerfolg dieser logischen »Entzauberung« historischer Gebilde bei vielen auch eine andere Wertung sein. Z. B.: der allen obengenannten sozialen Kollektivgebilden gemeinsame Realitätskern besteht »durchaus und ausschließlich in der Chance, daß in einer sinnhaft angebbaren Art gehandelt wird, einerlei zunächst, worauf diese Chance beruht, ob nämlich auf psychisch zwingenden Vorstellungen oder auf realem äußeren Zwang oder ob auf beiden zugleich.« »In etwas andrem als der Chance des Ablaufs jenes in jener Weise orientierten Handelns bestehen — soziologisch betrachtet — jene Gebilde nicht.«

Wenn derart ein im Alltagsgebrauch scheinbar schemenhaftes Etwas wie »Chance« hier den Rang einer Kategorie erhält, um so Substantielles wie das allem sozialen Handeln Gemeinsame logisch zu erfassen, so ist es wirklich — um mit Weber zu sprechen — als griffen kalte Skeletthände nach dem warmen Leben. Ebenso eigenartig nüchtern muten denn auch diejenigen weiteren Be-

griffsbestimmungen an, durch welche der spezifische Inhalt der verschiedenen Arten von »Chancen« erfaßt wird, z. B.: »Eine Ordnung soll ‚Recht' heißen, wenn sie äußerlich garantiert ist durch die Chance physischen oder psychischen Zwangs . . . eines eigens darauf eingestellten Stabs von Menschen.« »Ein politischer Anstaltsbetrieb soll Staat heißen, wenn und soweit sein Verwaltungsstab erfolgreich das Monopol legitimen physischen Zwangs für die Durchführung seiner Ordnungen in Anspruch nimmt« usw. Das Recht, der Staat, die Kirche: lauter scheinbar unlöslich mit metaphysischen Vorstellungen verbundene, mit Ansprüchen auf objektive Geltung durchtränkte Gebilde, sind in diesen Definitionen wirklich davon befreit. Durch sie erhält die Idee wertungsfreier Wissenschaft, wie es scheint, noch einen andren umfassenderen Sinn als den, die subjektiven Urteile, daß etwas billigenswert oder verwerflich, erwünscht oder unerwünscht, gut oder böse sei, auszuschließen. Was darüber hinaus hier bewußt ausgeschaltet wird, ist die unbeweisbare Voraussetzung nicht nur aller »dogmatischen« Wissenschaften, sondern auch fast aller Historie, als käme den empirischen Geltungen, d. h. allen denjenigen Wertvorstellungen, die als psychische Inhalte tatsächlich das Handeln bestimmen, eine das Bewußtsein der Einzelnen transzendierende »objektive« Geltung zu, als bildeten sie ein nicht mehr zur Frage stehendes Reich der Ueberwirklichkeit, des richtigen oder »wahren« Sinns, mit dem die Existenz in der Wirklichkeit zu Recht beherrscht werde.

Wenn Weber in seiner Soziologie diese Vorstellungen eines empirisch erfaßbaren, objektiv Ueberwirklichen von der Realitätserkenntnis fernhält, so haben Normenwertungen und Ideologien aller Art natürlich trotzdem für sie ihre volle Bedeutung. Nämlich als Tatsächlichkeiten, als wichtige, »wertrationale« Motivationsreihen, die in fast allem sinnhaft orientierten Handeln mitschwingen, ja es häufig entscheidend bestimmen. So wird in allen Teilen der Soziologie dem kausalen Gewicht spezifischer inhaltlich bestimmter Wertungen und Sinndeutungen nachgespürt. Aber der Forscher dirigiert den Blick inhaltlich immer nur auf ihre empirische Realisierung, nicht auf ihre jenseits deren ihnen zukommende metaphysische Bedeutung. Weber selbst erläutert wiederholt im Gang der Begriffsentwicklung, in welcher Art er tatsächliche Geltungen von ihrer Werthaftigkeit

als objektive Geltungen trennt. Wenn er z. B. in der Lehre über die Typen der Herrschaft das Charisma eine «als außeralltäglich — — — geltende Qualität« nennt, so besagt schon diese Formulierung, daß die Frage, ob etwa jene Qualität im konkreten Fall zu recht als Charisma gewertet werde, eine Frage sei, die ihn im Rahmen der Soziologie nichts angeht: »Also die Anerkennung einer Persönlichkeit als charismatischen Führers beruht auf der subjektiven Bewertung seiner Qualitäten als Außeralltägliche und Uebermenschliche von seiten einer zum Gehorsam bereiten Jünger- oder Gefolgschaft.« »Wie die betreffende außeralltägliche Qualität von irgendeinem ethischen, ästhetischen oder sonstigem Standpunkt aus »objektiv« richtig zu bewerten sein würde, ist natürlich dabei völlig gleichgültig.« Methodisches Resultat ist; daß sowohl der ‚mit dem Charisma der Kriegstobsucht begabte Berserker', wie der Kriegshäuptling, der politische Demagoge wie der Sektenstifter, Prophet und Heiland zu den charismatischen Führern gehört. — Das muß sowohl für alltägliches Denken wie für das aus andren Wissenschaften an die Ueberkleidung des Tatsächlichen mit objektiven Geltungsansprüchen gewöhnte, nicht nur befremdlich, sondern ärgerlich sein, und vielfach als sinnlose Beraubuug wirken. Und nur wer sich mit Weber mitten in seinen Denkprozeß hineinstellt, wird für die radikale »Entzauberung« jener Wert umkleideten Gebilde durch einen neuen Wahrheitsgehalt entschädigt. Weber hat im Dienst seines Wahrheitsstrebens überall »Magie von seinem Pfad entfernt.«

Aber der außerwissenschaftliche Mensch erwartet von einer neuen logischen Bearbeitung der Wirklichkeit auch neue Orientierungspunkte für seine ganze Existenz. Er wird auch Webers Denkgebilden gegenüber unwillkürlich fragen »cui bono, kann ich daraus Richtlinien für meine Lebensführung entnehmen? und enttäuscht sein, wenn es ihm nicht gelingt. Die verstehende Soziologie, die sich ausdrücklich gegen die Verkündung von Normen, Forderungen, praktischen Wertungen abgrenzt, befriedigt dies Bedürfnis in ihrem Bereich natürlich nicht, jedenfalls nicht in »direkter Mitteilung«. Aber vielleicht erlaubt uns die Abhandlung »Politik als Beruf« hinsichtlich der Verwertbarkeit jenes Denkens für den handelnden Menschen gewisse Schlüsse zu ziehen. In dieser Schrift, die aus einem im Revolutionswinter 1919 vor Münchener Studenten ge-

haltenen Vortrag entstanden ist, konfrontiert nämlich Weber seine staatssoziologische Erkenntnis mit einer wichtigen Sphäre praktischen Handelns: der Politik, und zwar der Politik als Beruf, also als Wirkensform konkreter Menschen. Hintergrund dieser Gedankengänge ist der Zusammenbruch Deutschlands, der russische Bolschewismus, die chiliastische Erregung der Jugend. Sie fühlt sich zum Aufbau einer neuen Welt berufen und hofft reinen Willens eine noch nie dagewesene Gesellschaftsordnung durchzusetzen, deren Struktur, ganz anders als die jeder bisherigen, von ethischen und religiösen Idealen: Gerechtigkeit und Brüderlichkeit durchdrungen wird. Aber schon zeigen die russischen Vorgänge, daß der Weg dazu weit ist und ohne Gewähr des Ziels durch äußerste Unmenschlichkeiten läuft.

Weber zwingt nun seine Hörer zunächst zum illusionsfreien Erkennen aller staatssoziologischen Vorgänge und Erscheinungen, die in typischer Art das politische Getriebe bestimmen. Er zeigt die verschiedenen Staatsformen und ihre historische Entwicklung, die verschiedenen Typen politischer Herrschaft, stellt die Typen politischer Figuren aller Zeiten und Länder hin und führt von der Warte historischer Universalität aus zu der Einsicht, daß nicht das einzige, aber das spezifische Mittel des Staats zu allen Zeiten die auf legitime physische Gewaltsamkeit gestützte Herrschaft ist, und Politik überall das Streben nach staatlichem Machtanteil bedeutet. Also wer Politik treibt, erstrebt Macht — sei es um ihrer selbst willen, sei es im Dienst idealer oder egoistischer Ziele, und um sie zu erreichen, wird er sich, wenn nötig, der hinter ihm stehenden physischen oder psychischen Gewalt gegen andere bedienen. — Dies alles sind durch logisches Bearbeiten historischer Erfahrung gewonnene wissenschaftliche Feststellungen. Aber in dem Zusammenhang, von dem jetzt die Rede ist, benutzt Weber sie als Fußpunkt seiner Stellungnahme zu einem der bedeutsamsten »existentiellen« Probleme, nämlich zum Durchleuchten des Verhältnisses von Politik und Ethik, das die Jugend stark bewegte.

Denn die christlichen Kirchen hatten den Krieg nicht nur als unvermeidliches Uebel gewähren lassen, sondern sich in allen Ländern dazu hergegeben, ihn im Namen des Evangeliums zu verherrlichen, ja den Nationalhaß zu schüren. Das mußte religiösen Naturen als qualvoll widersinniger und unwahrer Irrweg erscheinen. Und nun schuf wiederum die Revolution eine ana-

loge Paradoxie. Die kommunistischen Anhänger des Pazifismus hielten sich für berechtigt, ihre Ideale durch die schlimmste Form von Gewaltsamkeit: den Bürgerkrieg zu verwirklichen. Angesichts dessen war die viel erörterte Frage, ob Politik und Ethik etwas miteinander zu tun haben, ob es ein spezifisches politisches Ethos gibt oder nicht, wieder einmal brennend. Die Einen bestreiten dies, während umgekehrt die Andern behaupten, daß für politisches Handeln dieselbe eine absolute Ethik gelten müsse wie für alles andere.

Dies verneint Weber, wie er schon früher getan hat [1]), aber er zeigt zugleich, daß es trotzdem keineswegs ins Bereich der Adiaphora gehört. Gerade weil das spezifische Mittel der Politik Gewaltanwendung ist, bedarf sie der ethischen Orientierung, nämlich des Abwägens von Zweck und Mittel, der verantwortungsbewußten Ueberlegung, ob der erstrebte Zweck wertvoll genug ist, um die Mittel zu »heiligen« und für die üblen Nebenwirkungen zu entschädigen. Andererseits ergibt ihre unweigerliche Gebundenheit an Gewalt und Zwang, daß für politisches Handeln nicht dieselbe Ethik wie für anderes gilt — ebensowenig wie für die sonstigen höchst verschiedenartigen Beziehungen, in die der Mensch verflochten ist, inhaltlich gleiche ethische Gebote formuliert werden können. Jeder politische Machthaber ist unter Umständen gezwungen, um seiner Ziele willen Andren Böses zuzufügen. Deshalb kann er keiner absoluten Ethik unterstehen, vor allem nicht der des Evangeliums. Die unbedingte Forderung: Gib alles her, was Du hast, ist für ihn eine sinnlose Zumutung, solange sie nicht für Alle erzwungen werden kann. Und die andre: Halte auch die linke Backe hin — unbedingt, ohne zu fragen, wieso dem anderen zukommt zu schlagen: »eine Ethik der Würdelosigkeit — außer für einen Heiligen.« Oder wenn die Liebesethik befiehlt: Du sollst dem Uebel nicht widerstehen, so gilt umgekehrt für den Politiker der Satz: Du sollst ihm und zwar mit Gewalt widerstehen — sonst bist du für seine Ueberhandnahme verantwortlich. Hier ist der entscheidende Punkt, an dem die christliche und die politische Ethik auseinanderweichen, an dem sich überhaupt zwei Richtungen ethisch orientierten Handelns scheiden, die sich freilich in der konkreten Existenz vielfach ineinanderschlingen:

Grundsätzlich wird ethisches Handeln entweder durch Gesin-

[1]) Vgl. S. 336 f.

nung oder durch Verantwortung bestimmt. Der wirkliche Christ als spezifischer Gesinnungsethiker »tut recht und stellt den Erfolg Gott anheim«, d. h. sein guter Wille, sein Leben im Absoluten adeln sein Tun. Gott gebietet ihm, deshalb fragt er nicht nach den Folgen und rechnet sie sich nicht zu. Sind sie üble, so macht er dafür die Welt oder Gott selbst verantwortlich. So großartig diese Haltung ist als Ausdruck einer sich in der Innerlichkeit vollziehenden, auf das Heil der eignen und andrer Seelen gerichtete Existenz — der Politiker steht unter andrem Gesetz. Er will in die Welt hineinwirken und ist deshalb genötigt, mit ihr wie sie nun einmal ist und mit den Schwächen der Menschen zu rechnen, ja sie in den Dienst seiner Zwecke zu stellen. Sein spezifisches Ethos ist Leidenschaft, Verantwortlichkeit, Augenmaß. Leidenschaft im Sinn vorbehaltloser Hingabe an eine Sache, »an den Gott oder Dämon der ihr Gebieter ist«, Verantwortlichkeit als der Wille, sich die Folgen seines Tuns kühl und klug zu überlegen und sie sich selbst zuzurechnen. Und Augenmaß als diejenige Distanz zu Dingen und Menschen, welche das richtige Urteil ermöglicht. Und vor allem, welchen Zielen er auch dient — immer bedarf er des Glaubens daran, soll nicht der Fluch kreatürlicher Nichtigkeit auf ihm lasten. Aber nicht nur seine eigenen Motive bestimmen den Erfolg seines Wirkens, sondern auch die seiner Gefolgschaft, die häufig überwiegend gemeiner Art sind. Deshalb werden lautre Zwecke oft nur durch sittlich bedenkliche Mittel erreicht. In aller Gewaltsamkeit lauern diabolische Mächte. — An diesem Punkt offenbart sich die Polarität beider Gesetzesreihen deutlich. Der Gesinnungsethiker müßte — logischerweise — alles Handeln, das sich sittlich gefährlicher Mittel bedient, verwerfen. Der Politiker umgekehrt muß bereit sein, es auf sich zu nehmen und dabei seine eigne Seele aufs Spiel zu setzen. Der Gesinnungsethiker verneint die ethische Irrationalität der Welt, wonach oft aus dem Guten das Böse, aus Bösem manchmal Gutes entsteht. Der Politiker muß sie ertragen können. »Nur wer sicher ist, daß er daran nicht zerbricht, wenn die Welt, von seinem Standpunkt aus gesehen, zu dumm oder zu gemein ist für das, was er ihr bieten will, nur der hat den ‚Beruf' zur Politik.«

Wenn Weber derart an der Hand seiner soziologischen Erkenntnis für ein wichtiges Gebiet die Antinomien der das Handeln bestimmenden idealen Mächte zu Bewußtsein bringt, so ge-

schieht dies sowohl um der Wahrheit willen als um junge Menschen mit größerer Klarheit vor die Wahl ihres Wegs zu stellen. Dies illusionsfreie Hineinleuchten in die verschiedenen Wurzelpunkte der Existenz mag für viele eine neue Beraubung bedeuten — für solche, deren sachliche Hingabefähigkeit sich aus Enthusiasmus erweckenden Suggestionen speist. Andre, die solcher Hilfe nicht bedürfen, werden finden, daß »die geschulte Rücksichtslosigkeit des Blicks« für die Welt, wie sie nun einmal ist, ihnen größere Kraft verleiht, sie zu ertragen und ihrem Alltag gewachsen zu sein.

DAS LETZTE KAPITEL.

Weber ist von seiner Arbeit sehr absorbiert, fast so stark wie in den ersten Jahren seiner Lehrtätigkeit. Zum »Leben« bleibt wenig Zeit, aber seine Leistungskraft wird immer beständiger, auch der Schlaf braucht kaum noch durch Mittel erzwungen zu werden. Nur die politischen Vorgänge erschüttern öfter sein Gleichgewicht. Als Mitte März der Kapp-Putsch zeigt, daß draußen im Land noch immer destruktive Kräfte am Werk sind, erregt er sich heftig. Wollen denn diese Narren noch alles ruinieren, was der verlorene Krieg übrig gelassen hat? Er singt in dieser Zeit einmal das alte Herweghsche Reiterlied vor sich hin: »Die bange Nacht ist nun herum, wir reiten still, wir reiten stumm, wir reiten ins Verderben.«

Dann kommen die Ferien und in den ersten Apriltagen das Osterfest. Die Frauen wollen es feiern und locken Weber nach Irschenhausen zum Blockhäuschen am Waldrand, in dem er so schöne Sommerstunden verlebte. Jedoch diesmal kostet es große Ueberwindung, eigentlich möchte er nicht fort, und als der Zug überfüllt ist, wird er sehr mißmutig: »Hättet Ihr mich doch an meinem Schreibtisch gelassen.« Im Hauch der reinen Bergluft stellt er sich um und beginnt sich zu freuen. Der Frühling hält noch zurück, aber die aufgebrochene Erde strömt den köstlichen Geruch aus, der ihre neu erwachende Fruchtbarkeit kündet. Der Wald steht im braunen Winterkleid, die Matten sind noch grau, aber die Büsche knospen, und in sonnigen Mulden leuchtet tief blauer Enzian. Der Blick schweift über gewelltes, von Waldstücken und Wiesen durchwobenes Land, die Isar ist versenkt in ihr tief gegrabenes Bett. Die Bodenlinien erinnern an die westfälische Heimat, nur daß dies Vorland von den großartigen Linien des Karwendelgebirges heroisch stylisiert wird.

Die in weiches Licht getauchten Tage sind von vollkommener Harmonie. Die Kinder dürfen trotz der kargen Zeit Eier suchen und treiben nachts ihr Spiel um das Osterfeuer. Stundenweis sitzt man

draußen im Sonnenschein; Weber liest am Ostermorgen den so manche Tiefe enthaltenden Text der Walküre vor, deren gemeinsames Genießen die Feiertage beschließen soll. Nachmittags, als es leise tropft, hocken alle in dem kleinen holzverschalten Stübchen und erzählen sich aus der Jugend. Die Welt draußen verschwindet hinter einer weißen Nebelwand. Weber überkommt — wie er später erzählt — ein seltsames Empfinden. Ist es die Stimmung aus irgendeiner russischen Dichtung? Zu den auf einer Höhe zusammengedrängten Menschen rückt ein schwarzes Etwas — ein Abgrund heran, der sie verschlingen wird. — Die Walküre war ein großer Eindruck, obwohl ihr Sinn nicht ganz aus den Fesseln der Reflektion zu künstlerischer Gestalt befreit ist. Weber liebt besonders Siegfrieds seelisches Ringen mit der Todverkünderin, die ihm Walhall verspricht, aber den Heldenhimmel ohne die Geliebte. Und der dann antwortet: »Von Walhalls spröden Wonnen sprich Du mir wahrlich nicht.«

* * *

Am Morgen nach diesen Feiertagen kündet eine kurze Nachricht den Tod der Schwester Lili: Sie ist noch nicht 40 Jahre alt, von feiner beseelter Anmut, souverän und von jener absoluten Vornehmheit der Gesinnung, der nichts Kleinliches nahen kann. Ihre Züge gleichen am meisten von all ihren Kindern denen Helenes: die edle, kräftig geschnittene Nase in dem schmalen Oval des zarten Gesichts und die feine Schweifung des Mundes. Sonst ist sie in vielem anders, vor allem fehlt ihr die unerschütterliche Vitalität, und illusionslos zu leben ist ihr Schicksal. Der Alltag mit seinen Aufgaben lastet oft schwer auf ihr — wie auf so mancher Frau aus Emilie Souchay-Fallensteins Geschlecht. Aber seit einiger Zeit scheint sie geborgen in dem schönen, liebewarmen Landerziehungsheim an den Hängen der Bergstraße. Ihre vaterlosen Kinder sind dort glücklich, und Lili umfängt zarte Freundschaft. Sie ist versponnen in ein neues reiches Leben, in dem alles um die Jugend kreist.

Nun hat sie plötzlich ein Unfall in den geheimnisvollen Abgrund gerissen! Sie hinterläßt vier unerwachsene Kinder. Der Schlag ist furchtbar, der Boden schwankt. — Webers reisen sogleich nach Heidelberg, wo das Unglück geschah. Dort prangt schon ein Blütenmeer. O dieses erste Wiedersehen nach halb-

jährigem Abschied! — Was soll nun mit den Waisen geschehen? Ganz unvermutet — wie zufällig — offenbart es sich ihnen: »Das sind Eure Kinder.« — Die Freunde finden den Entschluß zu schnell, sie warnen mit vielen Gründen: »Ihr seid zu alt — zu sehr in die eigne Daseinsform gebannt.« — Aber kein Zweifel, kein Hin- und Herwenden der Schwierigkeiten vermag die Gewißheit zu zersetzen. Die Gefährten sind in Ekstase. Und wenn Lilis Tod ihre eignen Lebenswurzeln gelockert hat — dieser folgenreiche Entschluß gründet sie aufs neue fest in die Erde. Der starke Mann ist tief und freudig erschüttert, ihm scheint, dies Mutterwerden sei die Krönung von Mariannens Frauenschicksal, seine eigentliche, ihr bisher versagte Erfüllung. Das kann sie freilich nicht hören. Sie weist es ab, denn e r ist die Gnade ihres Daseins. — Weber zwingt sich nun dem Tode der Schwester einen Sinn abzugewinnen. Auf der Fahrt in die Odenwaldschule sagt er geheimnisvoll: »Wunderbar, wenn man noch einmal einen Aufstieg erlebt hat und dann geht.« Wie ein kurzer schwarzer Flügelschlag durchzuckt die Frau der Gedanke an i h n. — Weber begrüßt in Heidelberg alle näheren Freunde; sie finden ihn so aufgeschlossen und lebendig, so verschwenderisch gütig. Er erzählt: »Ich arbeite wie vor 30 Jahren, es strömt mir zu« und versichert Heidelberg bleibe seine Heimat, er würde bald wiederkommen. Das Hauptgespräch bilden Lili und die Kinderfragen. Die Freunde haben den Eindruck: »Diesem Mann kann kein Schicksal mehr etwas anhaben.«

Dann reist er nach München zurück — allein, denn die Gefährtin muß eine seit längerer Zeit versprochene Vortragsreise ins »besetzte Gebiet« machen, um dort die bedrückten Frauen zu stärken. Es ist eine sehr saure Pflicht, denn das soeben Geschehene begleitet sie in jeder Stunde. Und sie sorgt sich auch vor dem nervösen Rückschlag bei ihrem Mann. Er war allzu übersteigert. Andrerseits weiß sie, daß er jetzt des Alleinseins für seine Arbeit bedarf. Jedoch in München erwartet ihn sogleich eine heftige politische Erregung. Der bayerische Ministerpräsident Herr von K. soll in einer Konferenz Andeutungen über eine mögliche Loslösung Bayerns vom Reich gemacht haben. Das Gerücht dringt auch in die ausländische Presse. Ein Dementi ist erfolgt, aber Weber und seine politischen Freunde trauen trotzdem der Politik dieses blau-weißen Mannes nicht. Er verfaßt folgende Zeitungsnotiz: »Nach veröffentlichten Mitteilungen soll der

bayrische Ministerpräsident Aeußerungen getan haben, welche den Tatbestand der Aufforderung zum Hochverrat in sich schließen würden. Die Aeußerungen sind so bestimmt in Abrede gestellt, daß über den Tatbestand ein Zweifel unter Ehrenmännern nicht bestehen kann. Der Herr Ministerpräsident würde die Gelegenheit, sie eidlich zu bekräftigen, nötigenfalls sicher gern ergreifen. Ich darf daher bemerken, daß derjenige, welcher diese Aeußerungen ihm fälschlich in den Mund gelegt hat, in den Augen eines jeden anständigen Menschen als ein Hundsfott betrachtet werden muß. Ich erwarte, daß dieser Herr nunmehr wenigstens öffentlich gerichtlich hervortreten wird. Diese Erklärung gebe ich ab, weil der falsche Eindruck, der bei den Franzosen entstehen mußte, in der Tat geeignet war, deren Pläne zu fördern und sie bei ihrer Absicht festzuhalten.« (13. 4. 20.) Diese Notiz sollte den hypothetischen Verleumder Herrn v. K.s zur Beleidigungsklage gegen Weber zwingen und dadurch die volle Aufklärung der Angelegenheit herbeiführen. Indessen lehnte die Zeitung den Abdruck der Herausforderung ab: Das Verhör eines Teilnehmers jener Konferenz habe das Versagen der Beweismittel ergeben, und der Prozeß werde deshalb mit einer Niederlage enden. Weber antwortet darauf: »Ist der angegebene Grund der wirkliche — ich zweifle nicht — so hätten Sie sich mein Herz nicht ‚in die Hosen fallen lassen' sollen (verzeihen Sie!). Ich gewann den Prozeß, bei dem jemand Hundsfott genannt war, der fälschlich Herrn v. K. das Wort zugeschrieben hatte — wenn jener ‚Hundsfott' klagte. Einen Augenblick dachte ich an hochpolitische Gründe bei Ihnen. Darüber hätte sich reden lassen.« — Aber er ließ die Sache nun doch auf sich beruhen. — Weber scheint in dieser Zeit, wo ihm der Zusammenhalt des Deutschen Reichs wichtiger war als alles andre, die Absicht gehabt zu haben, sich wieder von jeder Parteibindung zu befreien. In einem Mitte April an die Schwester Klara Mommsen gerichteten Brief findet sich folgende Stelle:

»Da mir von der Partei die Zumutung gestellt wird: die ‚Sozialisierung' mit zu besorgen, die ich für Unsinn halte zur Zeit, trete ich aus: Der Politiker muß Kompromisse machen — der Gelehrte darf sie nicht decken. Geht Ihr nur auch aus dieser deutsch-nationalen Partei — es tut mir weh, wenn ich Dich in der Gesellschaft seh' — heraus und seht sie Euch an. Der hiesige Ministerpräsident soll von ‚Trennung vom Reich'

gesprochen haben, weil die Mastbürger die Spartakisten fürchten. Geht das Reich auseinander, dann haben es diese Leute (Kapp, Lüttwitz, ich fürchte sagen zu müssen: auch Ludendorff) getan. Ich fürchte, man erschießt sie nicht oder gibt ihnen nicht Zuchthaus wie jedem Arbeiter im gleichen Fall — der doch ihre ‚Bildung' nicht besitzt.«

* * *

Nun muß Weber seine außerordentliche Intensität während der Heidelberger Tage mit einer Zeit großer nervöser Erschöpfung entgelten. Die Schwierigkeiten einer völligen Neuordnung des Lebens drängen sich nun auch ins Bewußtsein. Manchmal überfallen ihn Angstgefühle: Wird er es schaffen können Vater zu sein? Freunde, die ihn besuchen, erschrecken über sein schlechtes Aussehen. Er erzählt auch von einem nervösen Herzkrampf: »Die Maschine wollte nicht mehr.« Er habe arbeitsunfähig auf dem Sofa gelegen und sich mit Todesgedanken beschäftigt. »Was der Tod ist, kann niemand sagen — ist es ‚das dunkle Reich der Nacht, aus dem die Mutter mich gebracht'?« Dann mit energisch abwehrender Geste ganz lebensdurstig: »Aber genug davon jetzt, noch leben wir!« Dann weicht die Depression allmählich. Die abwesende Frau erfährt nichts davon, solange es ihm schlecht geht. Als die Freundin Frau Else Jaffé, die ihn durch anmutig geistvolles Geplauder ablenkt, ihm einige Zeit danach sagt: »Es war so, als hätte eine kalte Hand Sie berührt«, antwortet er feierlich-ernst: »Ja Else, so war es.« An einem Mondscheinabend sitzt er mit ihr draußen auf einer Bank an einem Isarwehr, schaut lange auf die raschen Wellen, wie eine die andre verdrängt, und spricht dann leise vor sich hin: »Ja, so ist es, die eine folgt rasch der andern, aber der Strom ist immer derselbe.« Nicht was er sagt, aber der Ton, in dem er es sagt, ist so, als seien ihm für einen Augenblick letzte Geheimnisse entschleiert. —

Ende April ist die Erschütterung ausgeglichen. Die Uhr tickt wieder gleichmäßig, Weber versenkt sich mit voller Kraft in sein Werk und sagt einmal, die wissenschaftlichen Aufgaben, die er vor sich sähe, würden noch für 100 Jahre reichen. Als ihm die erste unter seiner Leitung entstandene Dissertation überbracht wird, legt er mit sichtlicher Befriedigung die Hand darauf: »Es ist die erste, und sie ist gut.« Ab und an läßt er sich sogar zum

Geselligsein verlocken. Am stärksten beschäftigen ihn neben der Arbeit die Kinder. — Endlich grünt es auch in München. Die junge Blutbuche schwenkt vor seinem Fenster ihr bräunliches Gefieder; er ruht ab und an abends unten im Gärtchen. Ueber den Bretterzaun am Nachbargarten dringt manchmal ein Stallgeruch. Dabei kommt ihm in den Sinn, daß man den Kindern Kaninchen hertun könnte. Die beiden jüngeren sollen nämlich bald nach München kommen, er will erleben, daß die Frau »effektive« Mutter wird. Einmal sagt er: »Sie ist dann auch nicht so allein, wenn mir etwas passieren sollte.« Dann steigen ihm wieder allerlei Aengste auf: daß die Kinder sich schwer eingewöhnen werden, daß die pekuniären Mittel nicht reichen u. dgl. Die Schatten des Geschehenen mischen sich mit denen des Kommenden, können ihn jedoch nicht lähmen. Vielmehr erheben sich alle Seelenmächte, die sein Leben gestalten, in dieser außer-alltäglichen Zeit noch einmal zum vollen Akkord: die schöpferische Produktivität, die politische Leidenschaft, zarte Freundschaft und treue Liebe, Bereitschaft für neue verantwortungsvolle menschliche Aufgaben, Freude am konkreten Detail des Daseins, kräftiger Humor. — Weber schreibt in diesen Wochen seiner Frau fast täglich, um ihr das Fortsein zu erleichtern. Seine der eifrigsten Arbeit abgesparten Briefe atmen so unmittelbar wie wenige sonst tiefe Bewegtheit und innige Hingabe an das Leben, auch das Auf und Ab zwischen neuem Glück und der Sorge vor den Grenzen der eignen Kraft, der er jedoch immer wieder Herr wird, damit ja die Frau ihrem Herzen genug tun kann. — Einiges aus diesen letzten Briefen möge hier folgen:

»Du siehst: A l l e s fügt sich. Liebes Herz, ich finde K.s Adresse nicht, ebenso verlor ich D e i n e Adresse! Vater werden ist nicht schwer — aber, wirst Du nach diesen Leistungen hinzusetzen: ‚Vater sein dagegen sehr'. Ich esse — schnell schnell, ehe Deine andren Kinder kommen, mich nochmal dick. Du wirst das mißbilligen, — aber ich r a u c h e ja auch ‚zum Abgewöhnen', und das billigtest Du. Mein liebstes Herz, wie mag Dir wohl sein? Wie wirst Du schelten, in Kreuznach nichts von mir zu finden, d. h. die Kinder sind Dir ja jetzt notwendig hundertmal w i c h t i g e r als dieser ewig ‚arbeitende' brummige ‚Ehemann'. Sonst geht alles gut. ‚Sonst'?? A l l e s geht gut. Nur arbeiten: ist nicht. Wird schon kommen. Muß! Mein liebes Kind, es wird schwierig werden, das viele ‚Geldverdienen' a u c h — aber es

ist doch alles ‚leicht'. — Und Bayern scheint beim Reich zu bleiben.«

». . . . Wie mag es Dir gehen in Deiner blühenden Mutterwürde? Wieder fällt die Freude mir, die Last Dir zu. — Ob Du noch so aufgeschlossen bist? Denn die ‚Ekstase', von der sie redeten, war ja schon am nächsten Tage sonniger Klarheit gewichen, die mich auch entzückte. Hier ist himmlischer Frühling — abends kühl, die Blätter eben am Aufbrechen. Aber den kleinen Kindern wird das künftig nicht ‚imponieren', wenn sie an die Odenwaldschule denken. Das wird noch arge Schwierigkeiten geben innerlich. Sie werden hier zunächst kreuzunglücklich sein. Eine schwere Probe für Dich. Wie Du das schaffst, ist das Hauptproblem. Die Arbeit beginnt nun. Also! Grüß' alle dort und bleibe recht gut Deinem ‚alten Papa' Max.«

»Also in Köln bist Du wirklich gelandet? Und ‚denkst an den 21. April'? in all Deiner Plage und Ueberlastung? Das ist sehr lieb, und ich hoffe Du glaubst, daß auch ich an ‚Einiges' denke. Einige Tage war ich recht müde, aber jetzt geht es ordentlich: ich arbeite viel, und das tut gut, wenn es geht. Diese blödsinnige politische Lage macht mich halt jedesmal effektiv krank, wenn ich daran denke oder daran erinnert werde. Zum Kolleg — es wird jetzt Zeit: noch zwei Wochen nur! — fehlte noch immer die Lust. Aber: massenhafte Korrekturen und der erste Band ‚Religions-Soziologie' ist fertig im Manuskript, zu zwei Dritteln in Korrektur. Also: es geht weiter.

». . . . Ach wie freute mich Dein Geburtstagsbrief! Und das Buch von M. L. Enckendorf (kann es freilich jetzt nicht lesen). Und ‚Herr Dahme'. Und Schokolade — gleich gefressen. Else schickte mir durch ihre Tochter einen wunderbaren Kuchen, Lisbeth buk einen solchen. Es war ganz wie für einen ‚Papa'. Also, Liebling, überlege wann Du die Kinder hierhernimmst. Ob wir eine andere Wohnung kriegen, ist unsicher. Wer weiß, ob wir nicht genötigt sind, diese zu behalten? G.s Bedenken, was Großstadt anbetrifft, sind ja gewichtig. Jedenfalls keine Hast darin. Passiert mir was, und denkbar ist das — so wäre die Lage der Kinder hier doch sehr schlimm. Ich bin für noch etwas zuwarten, bis Frühjahr 21 etwa, dann sollen sie kommen — das dachtest Du ja auch. Ich arbeite ziemlich stramm, nur zur Kolleg-Arbeit bringe ich mich noch nicht. Wird aber schon kommen. Schlafe auch wieder ordentlich, es ging

zeitweise nur mit Nirvanol. Ich bin jetzt nach etwas Erschlaffung wieder ‚oben', habe Korekturen gelesen tagaus tagein, fast alles fertig, aber vor dem Kolleg graust mir doch etwas. Na, Else hat es ja im vorigen Sommer verstanden, mir allerlei Hokuspokus vorzumachen — das kann diese Zauberin wirklich! — daß ich darüber hinwegkam. Das soll sie diesmal auch tun, und geht es diesmal, dann immer.

Ach, mein Herz, könnte ich Dich doch als effektive Mutter sehen, mit den Kindern um Dich. Dafür — nicht für die Pflege so eines großen Schlagetot, als krankes großes Kind, wie ich es einmal war, bist Du ja vom Himmel geschaffen. Aber: Vorsicht! ‚Geld verdienen'? Ja — wie? ist für mich die Frage. Da müßte ich halt — und hätte nichts dagegen — hier in eine Zeitung oder einen Verlag eintreten, statt Professor zu spielen. Solche Verwaltungsarbeit kann ich ja besser leisten, als diese Kolleg-Schwätzerei, die mich seelisch nie befriedigt.«

». . . . Also Gott sei Dank: das Semester fängt erst am 11. Mai an. War recht erwünscht, da bisher stets Korekturen (einfach kilogrammweise!), dagegen Kollegarbeit: niente. Das fängt nun jetzt an und muß Pfingsten fortgesetzt werden. In der Tat kam doch eine gründliche Nervenermüdung nach, und jetzt erst ist die Sache wieder in Ordnung, so daß ich ganz beruhigt den Ereignissen entgegensehe. Allen. Insbesondere auch falls Du die Kinder schon im Herbst hierhernimmst, wegen der Schule (‚zwingend' ist das ja nicht). Freilich lasse ich mir nicht einreden, daß ich zum ‚Papa' gerade, wie geschaffen' sei. Nein, das nicht. Ich freue mich an Kindern, bin aber weiß Gott kein ‚Pädagoge' — und meine eigentliche Freude gilt doch Dir in der Schönheit Deiner erwachten Mütterlichkeit. Hauptsache ist: daß ich gesundheitlich durchkomme. Und wenn dieser Sommer gut vorübergegangen ist, dann bin ich dessen sicher. . . .«

». . . . Da kommt Else — sie sitzt mit einem Büchlein und will nachher hier essen, ich habe ja jetzt nicht viel Zeit für sie. Wir haben nun diese Kinderfrage nochmal beredet, wie Du ihr aufgetragen hattest zu tun. Sie ist im wesentlichen unserer Ansicht, sieht aber die Bedenken sehr stark. In einem Punkt mag sie ja recht haben, den sie sehr ‚scharf' hervorhob: es ist gewiß wahr, daß ich nicht für mich ‚einstehen' kann, gesundheitlich (immerhin) nicht und temperamentsmäßig nicht, und daß ich, wie sie sagt, zum ‚Papa' nicht gerade sehr qualifi-

ziert sein mag. Ueberlege auch das; am besten: triff keine definitiven Entscheidungen für n a h e Zeit, sondern wie Du wolltest, übers Jahr etwa. . . . . Wenn Du entschlossen bist, enden alle Zweifel. Ich schaffe es schon und bin dann glücklich . . . .«

»Lisbeth ist in ihrem ‚Kostüm' mit dem roten Schürzchen rund wie eine Kegelkugel, quitschvergnügt und sehr willig, muß ich sagen. Und diese Einladungen zu Herrn Direktor P. und Frau, zu T i s c h , einmal mit einem Kunstmaler zusammen, einmal allein, nur Musik sei gemacht worden. Alles à conto des Niedersachsentums! Das ist doch wirklich fabelhaft und darf schon ‚Demokratie' genannt werden. Außerdem alle paar Tage irgendeine Festivität oder ein Mondscheinspaziergang — ja i h r Leben ist gefüllt, und daß es m i r dabei so vortrefflich geht — denn sie versorgt mich g u t — ist fast ein Wunder.« —

». . . . . Ich habe dem schönen Wetter widerstanden und jetzt, wo es mir wieder völlig gut und normal geht, exzerpiert und Kolleg präpariert, denn Dienstag fängt die Sache ja an. . . . Alles im Garten und sonst ist nun in vollem Grün, spät für unsre Gewohnheit, früh für die hiesige. Eine zarte Blutbuche im Gärtchen macht sich besonders anmutig. Gestern war ich bei Salzens eingeladen und ging hin. Außer mir Herr Dr. K. aus Heidelberg und Else. Salzens sind a u s g e w i e s e n. Ich habe alles in Bewegung gesetzt, den Unsinn zu hindern, aber die ‚oberbayrische Regierung' findet Salz ‚verdächtig'. Die Sascha hat dies Behandeltwerden satt — sie ist doch eine stolze, prächtige Frau — und obwohl die Sache noch beim Ministerium ruht, werden sie wohl freiwillig gehen und sich irgendwo ankaufen. Ihre Wohnung (in einem der zum Nymphenburger Schloß gehörigen Kavalierhäuser) ist h i m m l i s c h! — Diese runden Zimmer! Der Flieder blühte, noch stehen die mitgegebenen weißen Fliederbüsche vor mir — und der Nymphenburger P a r k ist ja benachbart. Ich schaute schnell eine Minute hinein: Die Wege vernachlässigt, mit Gras bewachsen, aber alle Kastanien in voller Blütenpracht, und dabei noch viele Bäume im allerersten Stadium des Vorfrühlings, noch braun statt grün! U n s e r Gärtchen ist jetzt ganz dicht grün und bräunlich. Die Birke und die kleine Buche deckt uns gegen die Nachbarschaft. Eduard Baumgarten, — glücklich über das Stipendium, das ein ungenannter Amerikaner gestiftet hat, war kurze Zeit hier, hatte mit seinem Onkel Otto heftige Religionsgespräche gehalten, kommt in

mein Seminar. — Kolleg beginnt Dienstag, natürlich wieder: Auditorium Maximum für b e i d e Vorlesungen, schon vorgestern fast 600 für Sozialismus, fast 400 für Staatslehre inskribiert. Wird p h y s i s c h anstrengend werden. Aber bis Du hier bist, bin ich eingelebt, es geht jetzt recht g u t.«

»Lisbeth, ja! Das ist ein ‚Lebewesen'! Immer mit Anna und vor allem Herrn v. Bethmann-Hollweg, oder vielmehr Herrn Hollweg, der ähnlich passiv-träumerisch ist wie jener Staatsmann, aber das Rundliche zu lieben scheint. . . . . Der Ball bei den Niedersachsen sei fabelhaft schön gewesen. Also! Frida habe nur zweimal getanzt (hat's nicht gelernt) wie oft Lisbeth, — darüber schweigt der Sängerin Höflichkeit. Aber sie war hoch befriedigt: Alle Monate ein Ball! Heute war sie krank. Als ‚Papa', steckte ich sie in's Bett, kochte ihr drei Eier, aß selbst Brot und Butter . . . .«

»Gestern überfülltes Auditorium Maximum für Staatslehre (zwei Drittel davon ‚Gäste'). Heut beginnt ‚Sozialismus'. Sonst: Alles gut, nur — jetzt an die Kollegarbeit. Ruhe Dich in Heidelberg recht aus! Keine Ueberstürzung. Sprich in Ruhe mit Gruhle und Jaspers. Pfingsten reisen ist unmöglich. Ich erwarte Dich also gegen Ende der Pfingstwoche, dann sind auch Kollegien vorgearbeitet, und wir haben einen Tag ‚Ruhe' und ‚Aussprechen' miteinander, Du ‚Mütterle'. — Lampenfieber vor dem Kolleg? Es war mir ‚koddrig' zu Mut, und . . . tausend Mark standen auf dem Spiel, wenn ich n i c h t anfangen konnte. Das ist doch was«. . . . .«

»Heut Staatslehre, zweite Stunde, immer noch viele Hörer — es ‚ging'. Nun zwei Tage Ruhe, dann eine Woche mit den s e c h s Stunden und einer Seminarstunde. Bin begierig. Aber es geht gut — nur koste ich so viel E s s e n! Was bleibt für die armen Kinder übrig? Unser Einkommen wird annähernd dem eines Schlossers (6 Mk. Stundenlohn!) entsprechen. . . . . Also nun sprichst Du auch noch in Karlsruhe. Aber dann doch S c h l u ß! Und: R u h e , Pfingstruhe, mit Verwandten und Freunden. Mir geht es besser als ich zu hoffen w a g t e , bisher. Etwas Ablenkung durch Else — so ein ganz weltfernes Plaudern war g u t. Aber nun ist das erledigt. Pfingsten muß ‚furchtbar' gearbeitet werden. Wüstes Parteitreiben der Rechten hier, auch unter den Studenten. . . . Jörg v. Kapher will die studentische Linke organisieren. Ich bleibe draußen.«

»— — — Gestern Kolleg und sehr lebhaftes Seminar, also drei Stunden, daher schrieb ich nicht. Jetzt: Ruhe und schlechtes Wetter. Zahllose Korrekturen natürlich zu erledigen! Ja, unsre Einnahmen werden n i e wieder s o sein wie dieses Jahr. Ist der dritte Ordinarius hier, so rechne ich mit allenfalls ... tausend Mk. Kolleggeld — a l l e n f a l l s! Sonst müßte ich Gelderwerbs-Kollegs halten — ekelhaft — ich könnte es auch nicht. . . . . Ob Tobelchen wohl kommt? Sie möchte gern. Viel Zeit habe ich ja für niemand. In den Pfingsttagen wird stramm gearbeitet. Aber zwischendurch geht es. Ich schrieb ihr in diesem Sinn.«

* * *

Am letzten Maitag, Samstag nach Pfingsten, kehrt die Gefährtin endlich zurück. Herrliche Frühsommersonne gießt ihr Licht in die Straßen, die Stadt mutet zum erstenmal heimatlich an. Sie ist unsäglich dankbar, nach Hause zu kommen. Weber hält Rosen in der Hand, er sieht gut aus und ist fröhlich aufgeschlossen. Die ersten Kollegstunden, vor denen ihm so graute, sind schon bestanden, und vor allem: der erste Teil der soziologischen Kategorienlehre ist fertig und befriedigt ihn: »Eine solche Penetranz des begrifflichen Denkens werde ich wohl, wenn ich älter bin, nicht mehr haben. Freilich: Die Leute werden den Kopf schütteln und vorerst nichts damit anfangen können.«

Die Gefährten verbringen den Nachmittag und Abend im innigen Austausch. Die Frau hat sich überlegt, daß es besser sei, die Uebersiedlung der Kinder noch eine Zeitlang zu verschieben — bis eine größere Wohnung gefunden und sie ihres Amtes in der Frauenbewegung ledig sei. Auch hat sie Webers Briefen entnommen, daß er noch längere Zeit braucht, bis er die Vaterpflichten zu den beruflichen hinzunehmen kann. Weber scheint darüber zunächst ein wenig enttäuscht, er wollte das Neue erleben — aber dann doch wohl erleichtert. Am Spätnachmittag schreiten die Gefährten zwischen dem jungen Grün des Englischen Gartens. Alles ist so freudig, die Wasserfläche des Sees bettet die Bläue des Himmels als sanft schimmernden Opal auch in die dunkle Erde. Dort wo die Seestraße am Isararm mündet, bleiben sie stehen: Der noch unbebaute Rasenhang am Ufer, auf dem eine weiße Gaisenmutter ihre Zicklein hütet, wäre ein schöner Spielplatz für die Kinder.

Nachts schlägt das Wetter um, am andern Tag ist es häßlich kalt und regnet. Am Nachmittag gehen die Gefährten zum Tee in die Nachbarschaft. Abends liest Weber der Frau vor — als ein besonderes seltenes Geschenk — aus dem Hasenroman von Jammes, den er ihr als Pfingstgabe hingelegt hat. Er freut sich an der innigen Gestalt des heiligen Franz mit den ihm in den Tod folgenden Tieren; vor allem aber ergreift es ihn, daß der Hase, der einzige, der ohne zuvor den Tod erlitten zu haben in das Tierparadies schlüpfte, dort nicht glücklich ist. Er sehnt sich zurück nach seiner über alles geliebten Erde, ihrer Unruhe, Gefahr und Angst. — Webers Stimme hat sich beim Lesen ein wenig verschleiert. Am andern Morgen ist sie mit leichter Heiserkeit bedeckt. Die immer ängstliche Gefährtin fleht ihn an, das Kolleg abzusagen — er lehnt das energisch ab, und während der Vorlesung durchdringt er siegreich den Schleier. Die Frau durchzuckt: »Wenn es das letzte wäre!« — So geht es drei Tage. Am Donnerstag ist Fronleichnam — die Universität geschlossen. Er freut sich dessen. Es ist wieder warm, und abends sitzen sie mit der Freundin im Gärtchen und plaudern eifrig.

Am andern Morgen fühlt Weber sich krank. Ein Schüttelfrost hat ihn nachts gepackt — ist es eine Grippe? Das Kolleg wird abgesagt. Das Fieber steigt hoch. Aber der Arzt findet nichts als eine Bronchitis: durch die Anstrengung der Stimme im Kolleg mag wohl die Halsaffektion in die Bronchien gedrängt sein. »Zur Besorgnis ist durchaus kein Anlaß.« Für Sonntag, den 6. Juni steht die Neuwahl des Reichstags bevor. Sie ist wichtig, denn die Demokratie ist in Gefahr. Der Arzt findet es unbedenklich, wenn Weber hinfährt und wählt. Aber er selbst will nicht. Er ist benommen und dämmert im Bett. Von der Politik will er nichts hören. Sie ist zu unerfreulich. Das Fieber bleibt hoch, der Arzt erklärt das für besser als ein Auf und Ab.

Weber ist zu Beginn der zweiten Krankheitswoche in euphorischem Zustand — voller Liebe und entzückten Dankes. Jedes Glas Milch, jede Erdbeere ist köstlich. — Aber das Semester wird es wohl kosten, das Kolleggeld muß zurückgezahlt werden — vor allem der erste Doktorand, dessen Promotion Eile hat, darf nicht warten. Er will das Examen am Bett abhalten. Als der Dekan ihm mitteilen läßt, daß die Kollegen es ihm abnehmen, ist er sehr erleichtert. Am Montag, 7. Juni, bespricht er mit der Freundin die Widmungen der im Druck befindlichen

Werke, die eine für Helene, die andre für Marianne. Die Frau soll damit überrascht werden. Am Mittwoch setzen leichte Delirien ein, Phantasien, die zunächst nicht als solche erkannt werden. Er erzählt allerlei nie erlebte Abenteuer und ist von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Am Donnerstag früh empfängt er den Arzt mit lautem klarem Gesang der Figaro-Arie: »Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen« — zum Zeichen, daß er ganz gesund sei. Aber jemand hört ihn nachher ein andres Lied singen: »Grabt mir ein Gräbelein auf grüner Heide.« »Nächste Woche lese ich wieder. Nur das Herz schlägt so langsam und das Gehirn ist s o klein.« Während der Nervenkrankheit habe er auch einmal so gelegen und die Tapetenmuster verfolgt, »aber da habe ich doch denken können und mich mit dem lieben Gott herumgeschlagen. Mit d i e s e r Krankheit kann er mir nicht imponieren. Ja, wenn es eine richtige Lungenentzündung wäre, dann würde man das Fazit seines Lebens ziehen.« Ob er denn Reue und Schuldgefühl habe? Er sagt überlegend, dann bestimmt: Nein.

Der Kranke hustet nun sehr, und der Arzt findet endlich eine tiefsitzende Lungenentzündung. Die Delirien werden heftiger. In der vorletzten Nacht wähnt er den Schüler an seinem Bett. Er prüft ihn und lobt ihn mit ergreifender Stimme. Wissenschaftliches und Menschliches beschäftigt ihn gleich stark. Er disputiert manchmal in verschiedenen Sprachen, offenbar politisch mit den Feinden. Aber trotz des dichten Schleiers von Benommenheit kennt er alle, die um ihn sind und schenkt ihnen holde Liebesworte. Er ist nicht mehr Herr seines gequälten Leibes, nicht mehr Herr seines umflorten Geistes, aber doch er selbst. Seine Größe ist bei ihm, und nicht nur sie, sondern auch seine Grazie und sein Humor.

Er wehrt sich nicht gegen die dunkle Macht. Er nimmt mehrere Male verhüllten Abschied. Einmal sagt er, offenbar in Hinsicht auf sein unvollendetes Werk mit unaussprechlicher Souveränität: »Das ist mir ja nun ganz gleichgültig.« Ein anderes Mal wie in gelassener Erwartung: »Wir werden ja sehen, was nun kommt.« — In der letzten Nacht nennt er den Namen Catos und sagt mit unergründlichem Geheimnis in der Stimme: »D a s W a h r e i s t d i e W a h r h e i t.« — Was Menschenkraft tun kann, um ihn dem Tod zu entreißen, geschieht. Er läßt sich alles geduldig gefallen — dann sagt er: »Ach Kinder nun laßt es nur, es hilft ja doch nichts.« Das Herz kann der Fieberglut nicht länger standhalten. Am

Marianne Weber, Max Weber.

SCHRIFTENVERZEICHNIS

CHRONOLOGISCH GEORDNETES

VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN VON MAX WEBER

EINSCHLIESSLICH DER POLITISCHEN ZEITUNGSARTIKEL*).

Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter. *Stuttgart 1889. (Dissertation.)*

Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht. *Stuttgart 1891. (Promotionsschrift.)*

Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. *Band 55 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig 1892.*

Privatenqueten über die Lage der Landarbeiter. *3 Artikel in der April-, Juni- und Julinummer der Mitteilungen des ev.-soz. Kongresses. 1892.*

Die ländliche Arbeitsverfassung. *Band 58 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig 1893.*

Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter. *in Band 7 des Archivs für soziale Gesetzgebung. 1894.*

Ergebnisse der deutschen Börsenenquete *in Band 43, 44, 45 der Goldschmidtschen Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht. 1894—96.*

Die Börse. *Göttinger Arbeiterbibliothek. 2 Hefte 1894—96.*

Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik. *Akademische Antrittsvorlesung. Freiburg i. Br. 1895.*

Die Kampfesweise des Freiherrn von Stumm (zum Streit zwischen Ad. Wagner-Stumm). *Preußische Kreuzzeitung vom 26. 2. 1895. Zur selben Sache »Eingesandt« dortselbst vom 12. 3. 1895.*

Die technische Funktion des Terminhandels *in der deutschen Juristenzeitung 1896.*

Börsengesetz, Börsenwesen, Wertpapiere. *Aufsätze in der ersten Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften. 1. und 2. Supplementband. 1895 und 1897.*

Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur *in der Zeitschrift »Die Wahrheit«. Stuttgart 1896.*

---

*) Soweit sie festzustellen waren.

Gutachten über das Heimstättenrecht *im 24. Band der Verhandlungen des deutschen Juristentags. 1897.*

II. Phase.

Besprechung von Ph. Lotmars Buch: Der Arbeitsvertrag *im 17. Band von H. Brauns Archiv, 1902.*

Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie *in Schmollers Jahrbüchern, Jahrgang 27, 29, 30. 1903—06.*

Geleitwort *im Archiv für Sozialwissenschaften, 19. Band, 1904.*

Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis *in Band 19 des Arch. f. Sozialwissensch. 1904.*

Agrarstatistische und sozialpolitische Betrachtungen zur Fideikommißfrage in Preußen, *Band 19 des Arch. für Sozialwissensch. 1904.*

Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus. *(I. Teil) Band 20 des Arch. f. Sozialwissensch. 1904.*

The rural community. *(Deutsche Agrarverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart.) Vortrag für den intern. Kongreß in St. Louis. 1904. (Congress of art and science, ed. by H. J. Roger, Boston 1906, Vol. 7.)*

Der Streit um den Charakter der altgermanischen Sozialverfassung *in der deutschen Literatur des letzten Jahrzehnts, 28. Band von Conrads Jahrbüchern für Nationalök. 1905.*

Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus. *2. Teil im 21. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1905.*

Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik *im 22. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1905.*

Die protestantischen Sekten und der Geist des Kapitalismus, *zuerst 1906 in der Osternummer der Frankfurter Zeitung, dann etwas erweitert in der Christlichen Welt.*

Zur Lage der bürgerlichen Demokratie in Rußland. *Beilageheft des 22. Bandes des Arch. f. Sozialwissensch. 1906.*

Rußlands Uebergang zum Scheinkonstitutionalismus. *Beilageheft des 23. Bandes des Arch. f. Sozialwissensch. 1906.*

Zuschrift über die badische Fabrikinspektion *an die Frankfurter Zeitung am 24. 1. 1907.*

Stammlers »Ueberwindung« der materialistischen Geschichtsauffassung *im 24. Band d. Arch. f. Sozialwissensch. 1907.*

Kritische Bemerkungen zu den »Kritischen Beiträgen« *von H. K. Fischer zur prot. Ethik im 25. Band des Arch. f. Sozialwissenschaft 1908.*

Bemerkungen zu der »Replik« *(von H. K. Fischer zur prot. Ethik) im 26. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1908.*

Der Fall Bernhard. *Juni-Juli 1908 in der Frankf. Zeitung.*

Die sogenannte Lehrfreiheit. *Frankf. Ztg. Sept. 1908.*

Kredit und Agrarpolitik der preußischen Landschaften *im 8. Jahrgang des Bankarchivs 1908.*

Die Grenznutzlehre und das psychophysische Grundgesetz *im 27. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1908.*

Denkschrift betr. Erhebungen über Anpassung und Auslese (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie, *vom Verein f. Sozialp. als Manuskript gedruckt. 1908.*

Zur Psychophysik der industriellen Arbeit, *4 Aufsätze im 27., 28. und 29. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1908—09.*

Agrarverhältnisse im Altertum *im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 3. Auflage (1908 geschrieben, 1909 publiziert).*

Energetische Kulturtheorien *im 29. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1909.*

Zur Methodik sozialpsychologischer Enqueten und ihrer Bearbeitung. *Ebenda. 1909.*

Besprechung von Adolf Webers Buch »Die Aufgaben der Volkswirtschaftslehre als Wissenschaft«. *Ebenda. 1909.*

Antikritisches zum »Geist« des Kapitalismus *im 30. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1910.*

Antikritisches Schlußwort zum »Geist« des Kapitalismus *im 31. Band des Arch. f. Sozialwissensch. 1910.*

Geschäftsbericht *in den Verhandlungen der soziologischen Gesellschaft. 1910.*

Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik, *mutmaßlich 1911 geschrieben, publiziert im Drei Maskenverlag, München 1921.*

Vier Artikel über das »System Althoff« *am 24. 10., 27. 10., 31. 10., und 2. 11. 1911 in der Frankf. Zeitung.*

Darlegung zu Bemerkungen über die Handelshochschulen *im Berliner Tageblatt vom 29. Okt. 1911.*

Denkschrift an die Handelshochschulen. *Nov. 1911 (ungedruckt).*

Aeußerungen zur Werturteilsdiskussion *im Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik 1913 (als Manuskript gedruckt).*

Ueber einige Kategorien der verstehenden Soziologie *im 4. Band des Logos, 1913.*

Redaktionelles Nachwort *im Märzheft des 38. Bandes des Arch. f. Sozialwissensch. 1914.*

Zu dem redaktionellen Geleitwort *im Märzheft 1914. des Arch. f. Sozialwissensch. im Juliheft 1914.*

Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. *Die »Einleitung« und die ersten Teile über* Konfuzianismus und Taoismus *sind 1913 niedergeschrieben, jedoch erst 1915 im Septemberheft des 41. Bandes des Arch. f. Sozialwissensch. publiziert. Die* Fortsetzung *und die* »Zwischenbetrachtung« *sind im November 1915 dortselbst publiziert.*

Bismarcks Außenpolitik und die Gegenwart. *Frankfurter Zeitung. Dezember 1915.*

Zur Frage des Friedenschließens. *Ende 1915, posthum gedruckt.*

Zwischen zwei Gesetzen. *Februarheft der Frau 1916.*

Der verschärfte U-Boot-Krieg. *Denkschrift März 1916.*

Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, Hinduismus und Buddhismus *im 41. Band des Arch. f. Sozialwissensch. April 1916.*

Deutschland unter den europäischen Weltmächten, *in einem Sonderheft der »Hilfe«. Nov. 1916.*

Hinduismus und Buddhismus. *Fortsetzung im Dezember-Heft 1916 des Arch. f. Sozialwissensch.*

Deutschlands äußere und Preußens innere Politik I/II *in der Frankf. Ztg. vom 25. Febr. u. 1. März 1915.*

Rußlands Uebergang zur Scheindemokratie *in der «Hilfe« vom 24. 6. 1917.*

Hinduismus und Buddhismus. *Fortsetzung im Maiheft des 42. Bandes des Arch. f. Sozialwissensch. 1917.*

Ueber eine katholische Universität in Salzburg. *Frankf. Ztg., Mai 1917.*

Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland. *Zuerst als Artikelreihe in der Frankf. Ztg. im Sommer 1917, dann ein Jahr später in Buchform bei Duncker u. Humblot publiziert.*

Zur Erklärung der Prager Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät *in Band 39, Band 41 des Arch. f. Sozialwissensch. Maiheft 1916.*

Zwei Gesetzentwürfe zur Abänderung der Reichsverfassung: a) Aufhebung des letzten Satzes von Art. 9, b) die Einführung des Rechts des Reichstags auf Einsetzung von Enquetekommissionen betr. *(ungedruckt an C. Haußmann übermittelt) datiert vom 1. und 7. Mai 1917.*

Die Lehren der deutschen Kanzlerkrisis. *Frankf. Ztg. vom 7. Sept. 1917.*

Vaterland und Vaterlandspartei. *Münchener Neueste Nachrichten vom 20. September 1917.*

Bayern und die Parlamentarisierung im Reich. *Dortselbst am 15. Okt. 1917.*

Das antike Judentum *im Oktoberheft des 44. Bandes des Arch. f. Sozialwissensch. 1917.*

Der Sinn der »Wertfreiheit« der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften *im 7. Bande des »Logos« 1917. (Neubearbeitung der älteren Denkschrift.)*

Wahlrecht und Demokratie in Deutschland. *Dezember 1917, im Buchverlag der Hilfe.*

2. Denkschrift zur Frage des Friedensschließens *aus Anlaß des Rüstungsarbeiterstreites, datiert vom 4. 2. 1918 (ungedruckt).*

Innere Lage und Außenpolitik I/II *in der Frankf. Ztg. vom 3. und 5. Februar 1918.*

Das antike Judentum. *Forts. im März- und Juliheft des 44. und im Dezemberheft des 46. Bandes des Arch. f. Sozialwissensch. 1918.*

Der Sozialismus. *Vortrag in Wien. Juli 1918.*

Die nächste innerpolitische Aufgabe. *Frankf. Ztg. am 17. Okt. 1918.*

Waffenstillstand und Frieden. *Dortselbst am 27. Okt. 1918.*

Deutschlands künftige Staatsform. *Artikelserie dortselbst im November 1918, dann als Flugschrift des Zeitungsverlags erschienen.*

Zum Thema der »Kriegsschuld« dortselbst am 17. 1. 1919.

Der Reichspräsident. *Berliner Börsenzeitung vom 25. Februar 1919.*

Die Untersuchung der Schuldfrage. *Frankf. Ztg. vom 22. März 1919.*

Das antike Judentum. *Forts. im Juni- und Schluß im Dezemberheft des Arch. f. Sozialwissensch. 1919.*

Wissenschaft als Beruf, *zuerst 1918 als Vortrag gehalten, dann bei Duncker u. Humblodt publiziert 1919.*

Politik als Beruf, *wie oben 1919.*

Die Stadt. *Eine soziologische Untersuchung. Augustheft des Arch. f. Sozialwissensch. (posthum) Bd. 47. 1921. (Später aufgenommen in »Wirtschaft und Gesellschaft«.*

Wirtschaft und Gesellschaft *als Teil im »Grundriß für Sozialökonomik« bei J. C. B. Mohr (P. Siebeck) Tübingen, nach dem Tode des Verfassers (1921) erschienen. Die Arbeit an diesem Werk reicht bis in das Jahr 1909 zurück, seine schildernden Teile sind im wesentlichen vor dem Krieg entstanden, der erste begriffliche Teil in den letzten Lebensjahren, dessen erste Bögen wurden im Herbst 1919 ausgedruckt. Alles andere mußte posthum publiziert werden.*

Wirtschaftsgeschichte. *Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aus den nachgelassenen Vorlesungen, herausgegeben von S. Hellmann u. M. Palyi, 2. Auflage. München 1924.*

301.01W375X W3755m
Max Weber
00026216 1

0361

301.01
W375X
W3755m Weber, M. (S.)
Max Weber, ein Lebensbild.

220333

301.01
W375X
W3755m Weber, M. (S.)
Max Weber, ein
Lebensbild.

220333

MAY 31 S 226
JAN 17 68 4561
MAY 20 68 RENEWAL
DEC 4 72 1-14-73 S 865
1-28

WITHDRAWN

DREW UNIVERSITY LIBRARY
MADISON, NEW JERSEY